







Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

pon

Julius Rodenberg.



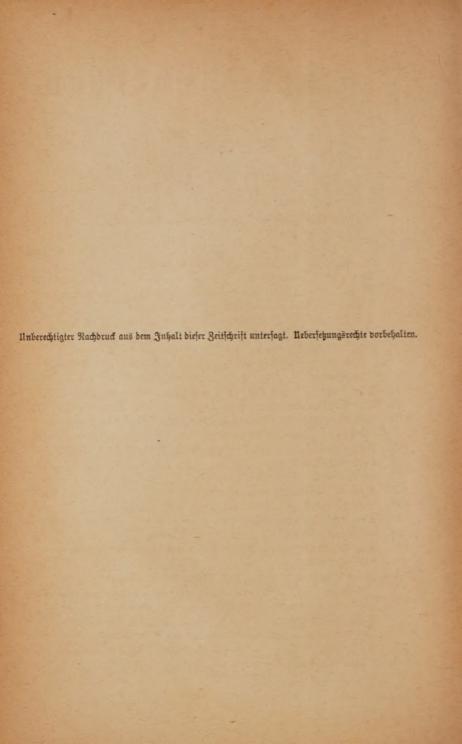
Mand XXXI.

(April — Mai — Buni 1882.)

Berlin.

Berlag von Gebrüber Paetel.

Mlexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amfterdam, Sehffardt'iche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Balet. Cfr. Mehri. — Brüffet, E. Muquardt's Hoffwich. — Budapeth, C. Criti's Hoffwich. — Buenos-vires. L. Jacobsen & Go. — Dulareth, Socificet & Go. — Capetown, J. Hos. Kose. — Capitadt, Herrmann Wichaetis. — Christiania, Alberte Cammermehre. — Clincinnati, Philipp K. Theodald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buch. — Konstantinopel, Lorenz & Keil. — Rovenbagen, Andr. Fred. Hopfe & Sohn. — Buddy. — Ronftantinopel, Lorenz & Keil. — Rovenbagen, Andr. Fred. Hopfe & Sohn. — Condon, Dulan & Go. D. Autt. A. Siegle. Triburer & Go. Williams & Rorgate. — Luxern, Doleichal's Buchhandlung. — Lyon, H. Seorg. — Mailand, Ulrico Hopfi. — Witau, Fr. Aucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Go. — Mostau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthossifie Buchhandlung. — Rew-Jort, Cushad E. Stedgert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. 3. Deubner. — Parts, G. Hishbacher. Quar & Steinert. B. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Rider. Horto-Alegre, Ler Brüggen & Co. — Miga, Deubner. R. Khumel's Buchhandlung. — Kider. D. Schmitzbors, Fr. Brüggen & Go. — Miga, Deubner. R. Khumel's Buchhandlung. — Kide Backlin. — Kommert & Go. — Mug. Osesser & Go. — Miga, Deubner. R. Khumel's Buchhandlung. — Kide Backlin. — Kanunda (Sid-Amiralien), H. Backdow. — Alifis, G. Bacrensfamm. — Valparatio, E. Riemeher & Jughtrani. — Warishau. E. Wende & Go. — Wite, Wilhelm Braumfüller & Sohn Wilhelm Frül. H. Mann. — Peddo, H. Arberd & Co. — Withelm Wraumfüller & Sohn



Inhalts-Verzeichniß

211 m

Einunddreißigsten Bande (April - Juni 1882).

I.	Großbeeren. Ergählung bon Wilhelm Berger	Seite
II.	Deutsche Colonisation. I	39
III.	Moderne frangofifche Romanidriftfteller. Bon Georg	00
111.		60
IV.	Grandes. III. Edmond und Jules de Goncourt	00
IV.	Die Ergebniffe und Aufgaben der Elektrotechnik. Bon	79
v.	E. Hoffmann. I.	19
40 ·	The state of the s	
	auf geschichtlicher Grundlage. Bon Prof. Ph. Spitta	***
1	in Berlin	105
VI.	Die Lage in Rugland. Bon Freiherrn von der Grüggen .	122
VII.	Die Profanliteratur der Aegypter. Bon Adolf Erman	141
VIII.	Reifebrief an den Berausgeber ber "Deutschen Rund-	
	fcau". Bon Ernft gaechel	151
IX.	Rachtigal's Reisewerk. Bon Georg Gerland	153
X.	Literarische Rotizen	156
XI.	Literarische Reuigkeiten	158
XII.	Shlog Polia. Bon A. Meinhardt	161
XIII.	Der hermes bes Pragiteles. Bon g. brunn	188
XIV.	Deutsche Colonisation. II	206
XV.	Ginfeppe Pafolini. Bon Dr. O. hartwig	220
XVI.	Die Ergebniffe und Aufgaben der Elettrotechnit. Bon	
	E. Hoffmann. II	239
KVII.	Politifder und gemeiner Mord in ben Bereinigten	
	Staaten von Rordamerita. Bon frang von holhendorff	253
VIII.	Biffenicaftliche Buftanbe ber Begenwart. Rebe jur	
	Beburtstagsfeier bes Raifers in ber Atabemie ber Biffenicaften	
	au Berlin am 23. Marg 1882 gehalten bon E. du bois-Repmond	267
XIX.	Rabrungeforgen. Bon Salvatore Sarina. Aus bem Italieni-	
	iden von Ernst Dohm	277
	(Zarifahowa umilalanh)	

Seit		
	Ban und Finanzirung der Nebenbahnen. Von Kried-	XX.
302	rich von Sybel, Landrath	
309	Neuere musikalische Literatur. Bon Couis Chlert	XXI.
312	Renere erzählende Literatur	XXII.
317	Literarische Notizen	XXIII.
319	Literarische Renigkeiten	XXIV.
321	Peerke von Helgoland. Novelle von hans hoffmann	XXV.
341	Indifche Reifebriefe. Bon Ernft gackel. III. Colombo.	XXVI.
	Die parlamentarische Regierung in England. Bon	XXVII.
365	Professor Dr. I. G. Westerkamp in Marburg	
378	Feldherren und Feldherrenthum. Bon C. Sth. v. d. Golb	XXVIII.
403	Sottfried Reller. Bon Otto Brahm	XXIX.
436	Der Maler Jwanow	XXX.
445	Die alte Truhe. Rovelle von Karl Erdm. Edler	XXXI.
469	Ferdinand Freiligrath. Von Julius Rodenberg	XXXII.
473	Die Wisbyfahrt. Bon Eriedrich Kapp	XXXIII.
476	Literarische Notizen	XXXIV.
479	Literarische Renigkeiten	XXXV.

Großbeeren.

Erzählung bon Wilhelm Berger.

I.

Alls ich, der älteste Sohn eines Pfarrers in einer kleinen, mittelbeutschen Landstadt, im Alter von etwa zwölf Jahren anfing, den um mich lebenden Menichen, ihren äußeren Berhältniffen und perfonlichen Gigenthumlichkeiten ein neugieriges Interesse zuzuwenden, zogen die Bewohner eines seitab an den Bergen gelegenen Saufes bald meine Aufmerksamkeit in hohem Grade auf fich. Schon dieser Wohnsitz selbst hatte ein vornehmeres Aussehen als die Gebäude, welche, groß und klein, an die feltfam verschlungenen Stragenbander des Ortes nach Laune der Erbauer in allen möglichen Frontstellungen angeheftet waren. Im Munde der Leute hieß das Haus am Berge allgemein das Schlößchen. Ich freilich wollte die Richtigkeit dieser Bezeichnung nicht zugeben, denn ich hatte in den Büchern meines Baters viele Abbildungen von Schlöffern gesehen und meinte, daß ein zweiftodiges Saus, von rothen Bacffteinen erbaut, wenn auch mit Kanten und Sims von Sandstein versehen, mit Schiefern gedeckt und in weitem Umtreise von einer Mauer umzogen, einen solchen Ramen nicht verdiene. Daß aber diefes haus, welches fich von feinesgleichen fo felbstgenügsam abgefondert hielt und nach allen Seiten ein ernftverschloffenes Geficht zeigte, bennoch etwas Absonderliches borftellte und zu den Wohnhäufern gewöhnlichen Schlages in keinen verwandtschaftlichen Beziehungen ftand, sah ich trot meiner naseweisen Rritit ein.

Es mag sein, daß damals meine Phantasie durch das Lesen von allerlei abenteuerlichen Historien derartig befruchtet worden war, daß sie ungewöhnliche Erscheinungen innerhalb meines Gesichtskreises mit romantischen Kanken umspann; gewiß ist, daß jenes Schlößchen, nachdem es einmal bei mir Beachtung gesunden hatte, einen wachsenden Zauber auf mich ausübte. Immer wieder zog es mich hinaus, und ich umkreiste es zu allen Tageszeiten in engen und weiten Bogen, in der geheimen Hoffnung, etwas von den Borgängen darin erspähen zu können.

Bare ich anstatt bessen bei den Frauen unserer Sandwerter und Lieferanten auf Rundschaft gegangen, so würde mir das Rathfel bis auf einen icheinbar geringfügigen dunklen Rest gelöft morden fein. Denn die Leute im Schlöfichen lehten ebensomenig von der Luft wie unsereins: ihre Aleider und Möbel verichliffen, ihre Geschirre und Gerathe gerbrachen im Laufe ber Zeit genau fo wie diesenigen der allergewöhnlichsten Ortsangehörigen, und die alte Magd von draußen fam häufig genug mit ihrem altmodischen Ungethum von Armkorb in die Läden und Werkstätten, um einzukaufen und Bestellungen zu machen. Gehr furz angehunden mar die Alte allerdings, und ihre Herrschaft ftand ihr fo hoch. daß iber biefen Gegenstand ichlechterbings kein Gespräch in den Sang zu bringen mar So viel aber batte man doch erfahren, daß herr Mühfal, der Bewohner des Schlöfichens, ein franklicher, menschenscheuer alter Junggefelle fei, der ftill seinen Liebhabereien nachgebe, ohne sich um irgendwelche sonstige Angelegenheiten au bekummern, und daß die gange Laft des hauswesens und der Pflege des Sausberen der Jungfer Benriette obliege, Die ihre Stellung in mufterhafter Weise ausfülle. Auch war diese Jungfer Henriette durchaus nicht so unsichtbar, wie ich spionirender Träumer batte benten muffen. Ruweilen, obgleich felten, erschien sie im Städtchen, und es war dann sicher, daß noch mehrere Tage nachber in den dämmerigen Wohnstuben der Handwerksleute und Krämer ihr Lob gefungen wurde, denn die Gevatterinnen in unferm Städtchen hatten für mahrhaft feine Sitten und Manieren eine unwillfürliche Hochichakung und erfreuten fich neidlog an den einleuchtenden Borgugen einer Berionlichkeit, die einer höheren Sphäre angehörte, als der ihrigen.

Bu jener Zeit aber, wie gesagt, verschmähte ich, mir durch Fragen eine Renntnig von den Bewohnern des Schlöfichens zu erwerben. Es erschien mir unpaffend, diefen Gegenstand ebenso zu behandeln, wie irgend einen beliebigen andern. Ich ftrich so lange auf den Keldwegen und Ackerrainen der Nachbarschaft, scheinbar botanifirend, umber, bis die Lösung des Räthfels mir entgegenfprang. Gines Abends ging unweit der Pforte des Schlöfichens eine Dame an mir vorüber, und geradeswegs auf den Gingang zu. In meinem freudigen Schrecken fah ich nichts von ihr als ein Baar durchdringende braune Augen, die mir kleinem Schleicher einen prüfenden Blick zuwarfen. Aber als ich ihr mit offenem Munde nachsah, entfiel ihr unter dem Tuche weg ein heller Gegenstand. Rach einigen Secunden des Zögerns sprang ich hingu und nahm ein fleines Backet auf. Die Dame hatte mittlerweile ihren Weg fortgefett, die Pforte geöffnet und war dahinter verschwunden. Ich fakte Muth, eilte ihr nach und pochte in meiner Berwirrung mit aller Gewalt an die eichenen Bretter, nicht daran denkend, daß der blank polirte Drücker auch meiner hand nachgeben würde. Auf einmal fand ich mich in dem Hofe stehend, den braunen Augen gegenüber. Ich reichte das Packet hin, vor Berlegenheit über und über roth und keines Wortes mächtig. Als mich die Unbekannte mit tiefer, wohlklingender Stimme für meine Artigkeit belobte, fand ich Fassung und Sprache wieder. Ich lebnte ben Dank ab, wie ich dies von den Erwachsenen hatte thun hören, um auch meinerseits Lebensart ju zeigen. Dabei konnte ich nicht wohl vermeiden, der Inhaberin der hubichen Stimme in's Geficht zu feben, und das erfte, mas mir barin auffiel, war eine einzelne, fingerbreite Strähne weißen Haares, die links auf der Stirne lag, inmitten einer Fülle dunklen Gelocks. Schon aber wurde ich über meine Personalien ausgefragt. Als Jungfer Henriette vernahm, daß ich der Sohn des Pfarrers, der Neffe des Amtmanns sei, ergriff sie mich bei der Hand und führte mich nach rechts, dem Garten zu, indem sie mir läckelnd von reisen Aprikosen erzählte, deren Bekanntschaft sie mich machen lassen wolle.

Che ich mich's versah, fand ich mich zwischen Beeten hinschreitend, deren Blumen an Bracht und Seltsamkeit Alles hinter fich ließen, was ich je gesehen hatte. Und unfer Garten, Baftors Garten, war doch, wie ich mir einbildete, in der Umgegend weit und breit berühmt, und meine gute Mutter ftand fogar mit einem renommirten Gärtner in Caffel in laufender Correspondeng! Die Bekannten beneideten fie um ihre glückliche Sand für Blumen und zogen fie Bu Rathe, wenn ihnen irgend ein launenhafter Bflegling aus fremder Zone nicht recht gedeihen wollte. Aber wie ärmlich war der gepriesene Blumenflor in unferem Barten gegen das, mas die Rabatten des Schlößchens meinen faft geblendeten Augen zeigten. Ich war fo unhöflich, fteben zu bleiben; und mit einem lauten Ausruf der Ueberraschung begann ich Bekanntes und Unbekanntes genauer zu betrachten. Lebhaft gab ich meiner Berwunderung darüber Ausdruck, daß die Blüthen der mir bekannten Pflanzen allesammt größer, vollkom= mener gebildet, intensiver in der Färbung waren, als ich sie bisher gesehen: von den anderen erfragte ich die Namen und befand mich auf diese Weise rafch mit meiner freundlich lächelnden Führerin in einem Gespräch, worüber ich die weitere Umgebung vergaß. Faft erschrak ich deshalb, als ich auf einmal an meiner anderen Seite einen Beren mit grauem Backenbart und dicken, buschigen Augenbrauen fteben fah, der mich aufmerkfam betrachtete. Er wandte fich halb verlegen ab, als ich mit meinem Geplauder inne hielt, und ging mit eigenthum= lich folleichenden Schritten zur Seite, indem er mir den Rucken gutehrte.

Dies fei herr Mühfal, fagte meine Führerin, dem alle Gemachfe bes Gartens ihr frohliches Leben zu danken hatten. "Wir Menschen," fügte fie hingu, "tonnen umbergeben und suchen, bis wir die Stätte gefunden haben, wo es uns behagt. Und wenn wir dann auch die Wurzeln eingesenkt haben und gebunden scheinen, so reichen wir dennoch mit unseren besten Organen in alle Kernen und holen herbei, was uns die Heimath verfagt. Anders diese unbeweglichen, stummen und doch so auspruchsvollen Wunder der Natur. Jedes hat feine Urheimath, wo ihm die Erde mahrhaft Mutter ift, wo es wild zur Schonheit seiner Art emporwächst. Aber hier find fie in der Fremde und keins kann kundgeben, wenn es leidet, welcher Theil der Mutterforge ihm fehlt. Da muffen benn wir, die wir die Armen ju uns ju kommen gezwungen haben, mit bem Auge der Liebe täglich forschen, ob auch die lieben Kleinen Alles um fich vorfinden, was ihnen gedeihlich ift, ob ein Schädliches fie heimlich angefallen hat, oder ob fie vielleicht gar verzogen werden und aus der guten Art zu fclagen droben. Es hat ein richtiger Gartner vollauf zu thun, Benno, und herr Mühfal könnte Dir von der Erziehung eines jeden Gemächses eine lange Beichichte erzählen."

Bahrend ich andächtig diefen Bemerkungen guborte, die Jungfer Benriette

mit ihrer weichen Altstimme sehr angenehm vortrug, war Herr Mühsal wieder näher getreten und stand neben mir, die Blüthenblätter einer Fris sanst streichelnd. Jeht kam er mir sast vor wie ein Magier aus alter Zeit, wie Einer, der tiese Kenntniß von geheimen Naturkräften erlangt hat, und ich würde mich nur wenig verwundert haben, wenn die dicke Knospe, welche sich zu seiner weißen Hand empor streckte, plöklich mit einem Knall aufgesprungen wäre.

"Jungfer Henriette hat Recht," sagte Herr Mühsal und blickte zärtlich auf seine Blumen. "Alles Lebendige hat seine Physiognomie, worin seine Züge von Leiden und Entbehrung sprechen. Aber nur das Blut der Verwandtschaft vermittelt die Erkenntniß derselben. Dem lieblos auf sich Beschränkten erzählt auch das Aeußere der eigenen Menschenart nichts; dem liebreich spürenden Herzen wird alles Organische beredt. Jum Ruhen und Vergnügen der Menschen schen sein dem rohen Sinn die ganze Schöpfung bereitet. Und doch ist jedes beseelte Ding ein unabhängiges Wesen, mit ebensoviel eigenem Zweck im Lebenslauf als ein anderes. Meine Blumen seben für sich selbst. Nur vier Augen ergöhen sich an ihrer Schönheit. Meinen Sie, junger Herr, die Blumen hätten deshalb umssonst gelebt? Länderweite Strecken gibt es, nie von eines Menschen Fuß betreten, wo seit Jahrtausenden eine Pflanzengeneration nach der andern von Lust und Erde gespeist hat. Auch sie waren um ihrer selbst willen, wie es die Gewähle sind, die jene Mauer umschließt!"

Herr Mühsal richtete ein Paar blaßblaue Augen auf mich. Aus dem, was er sagte, hatte ich nur verstanden, daß Pflanzen lebendige Wesen seien und deshalb, wie alles Lebendige, mit Schonung behandelt sein wollten. Ich öffnete mit einiger Scham meine Botanisirbüchse und klagte mich an, daß ich nuhlos so manches schone Leben vernichtet habe. Herr Mühsal lächelte. Er nahm die Pflanzen und betrachtete sie mit fundigem Blick. Dann entwickelte er, mehr vom Gemeinsamen ausgehend als vom Besondern, die Idee einer Pflanze und wies nach, wie sich dieselbe unter mancherlei Modisicationen darstelle. Bon der einzelnen Form aus, meinte er, gelange man auf die beschwerlichste Weise zu einem System. Und ob endlich das sertige System die Sache decke, seizweiselhaft. Es gebe, fügte er scherzend hinzu, eine unendliche Menge von Backwerk der verschiedensten Gestalt. Wenn ich aber wissen wolle, was Backwerk sei, so würde ich in Mutters Küche gehen müssen und mir dort von der Bereitung aus Stoss, hese und Wärme die Antwort holen.

Knaben in meinem damaligen Alter sind für Alles empfänglich, was sie als neu frappirt. Ich hörte den Auseinanderschungen des Herrn Mühsal mit einer Aufmerksamkeit zu, die ihn sichtlich erfreute. Wie manche sonst verschlossene Menschen sich Kindern leicht und gern mittheilen, so that dies auch mein neuer Bekannter. Solche Mittheilungen müssen für den Einsamen einen eigenthümlichen Reiz haben. Es wurde Herrn Mühsal schwer, abzubrechen, und Jungfer Henriette mußte ihn daran erinnern, daß man mich wahrscheinlich zu Hause vermisse.

Ich schied aus dem Schlößchen mit Früchten bepackt und mit einer Ginladung, so oft wiederzukommen, wie ich wolle. In einer exaltirten Stimmung pilgerte ich nach Hause. Das so lange gezuchte Abenteuer hatte sich endlich

finden laffen, und das fest erwartete Ungewöhnliche war mir hinter den Mauern bes Schlößchens entgegengetreten. Als ich beim Abendbrot den Eltern mein Erlebniß mittheilte, ward ich leider inne, daß mein Enthusiasmus über bie neue Bekanntichaft keineswegs von benjelben getheilt wurde. Zwar liege kein Grund vor, bemertte mein Bater, mir die Erlaubnif zu weiteren Bejuchen gu verjagen, da mein Oheim sich für die Respectabilität der Bewohner des Schlößchens verbürgt habe; aber es fei doch ein gewiffes Miftrauen gegen einen Mann wie herrn Muhfal gerechtfertigt, der fich por jedem Besucher verftect halte und nicht einmal den Pfarrer seines Wohnortes por sich laffe. Meine aute Mutter war als eifrige Gartnerin von meinen Schilderungen der gesehenen Blumenbracht gang angethan. Sie mare, glaube ich, am liebsten gleich hinüber gelaufen, um Stedlinge und Wurzelbrut zu holen. Aber fie außerte nur, es fei ichade, daß die Leute fich hielten, als ob fie ein schreckliches Geheimniß zu hüten hatten. Sie, die Baftorin, konne unklare Berhältniffe nicht fanctioniren, auch nicht auf die Autorität ihres Bruders hin, obgleich derselbe Amtmann sei und wohl hinter die Coulissen geblickt haben werde. Mich wolle sie nicht abhalten zu gehen; ich könne doch, wie es den Anschein habe, Manches lernen.

Ueber diesen Auseinandersetzungen wurde ich ziemlich kleinlaut. Da erschien mir Hilfe. Rämlich der Oheim Amtmann tam, wie er häufig Abends zu thun pflegte, wenn ihm in feiner Junggefellenwohnung die Zeit zu lang wurde. Diefer Oheim, der Bruder meiner Mutter, war für uns Kinder eine große Respects= verson. Wenn wir ibn mahrend unserer Spiele auf der Strafe beranschreiten faben, die mächtige Geftalt kerzengerade geftrect und bis jum Salfe in einen langen Rock eingeknöpft, mit fpiegelblant geputten Stulpenftiefeln an den Beinen, die Urme mit den fleischigen Sanden auf den Rucken gelegt, dann pflegten wir Knaben hinter die nächste Bede ju ichlupfen und unsere Unterhaltung in Aluftertonen weiter zu führen, bis ber Gefürchtete vorüber war. Ginen nennbaren Brund, aus bem zwar wortkargen, fonft aber wohlwollenden Mann einen Oger zu machen, hatten wir nicht. Mir, seinem ältesten Reffen, zeigte er sogar eine gemeffen freundliche Zuneigung. Aber feine hochragende Geftalt, fein altmobifcher Anzug feine Stellung an der Spige des Gemeinwefens flogten uns dummen Jungen eine unbestimmte Furcht vor ihm ein. Dazu kam, daß des Oheims Augen, fobald berfelbe in Erregung gerieth, ein eigenthumliches Schillern zeigten und zugleich durch leichtes Schielen einen ftechenden Ausdruck erhielten. Die gewöhnlichen Leute, denen noch uralte Maren vom bojen Blick, heimlich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, in den Röpfen sputten, hatten mehr Furcht vor den Augen des Amtmanns, als vor der Macht des Staats, die er in feiner Person darftellte, und trugen sein übrigens gerechtes und mildes Regiment wie ein Schickfal, dem mit Menschenwit nicht zu entgehen war.

Daß ich in dem Schlößichen freundlich aufgenommen worden war, und sogar die Bekanntschaft seines Besitzers gemacht hatte, schien dem Cheim ein Erzlebniß von großer Wichtigkeit. Er nahm mich ordentlich in eine Art Verhör. Nicht genug, daß ich das Aussehen des Herrn Mühsal mehrere Male umständelich schildern mußte, auch jedes seiner Worte wurde mir geschickt aus den Winkeln meines Gedächtnisses hervorgeholt wie Contrebande aus einem unters

irdischen Bersteck. Als ich ganz kahl und bloß war, trommelte der Oheim eine Weile mit allen zehn Fingern auf dem Tisch, wie er zu thun pslegte, wenn er in Gesellschaft seinen eigenen Gedanken nachhing, dis ihn meine Mutter mit einem vorwursvollen "Aber, Moritz!" zu uns zurückrief.

Aus der nun sich entspinnenden Unterhaltung erfuhr ich, daß mein Oheim ber geschäftliche Berather ber Jungfer Benriette mar, und in feinen Sanden bie Berwaltung eines nicht unbeträchtlichen Bermögens lag, wobon er nicht anzugeben vermochte, wem es eigentlich angehore, ob dem ihm unbekannten Serrn Mühfal, oder der Jungfer, die in feinem Geschäftszimmer darüber mit ihm gu conferiren und Binfen und Gefälle durch feine Bermittelung einzuziehen pflegte. Bon Jungfer henriette iprach er mit großer hochachtung und in auffallend gewählten Ausbrucken. Er habe als junger Mann mancher hochgeborenen Dame die Sand gefüßt, fagte er unter Underem, und in den Zeiten der Befreiungs= friege, als die ichone Begeifterung der Baterlandeliebe alle Gemuther zu einem jelbftlosen Empfinden emporhob, sei er vielen edlen Frauen nahe getreten. Dennoch habe er bei keiner Frau einen solchen Abel der Gefinnung, solche Zartheit des Gefühls, folde natürliche Feinheit der Umgangsformen gefunden, als bei Diefer dienenden Jungfer. Mein Bater machte eine etwas fpottische Unmerkung über die muthmakliche Art dieser Dienstbarkeit, worauf die Augen des Oheims zu glitzern begannen und seine rechte Hand auf dem Tifch einen heftigen Trommelwirbel intonirte. Mit einer gewissen Saft befahl mir die Mutter, gute Nacht zu sagen, und während einer langen Zeit wurde dies Thema nicht wieder in meiner Gegenwart berührt, wenn der Oheim bei uns jum Besuche mar.

Ich war zu ichuchtern, um den geftatteten Zutritt zu den Mufterien des Schlößchens häufig zu suchen. Indeß kam ich boch allmälig bazu, in Garten und Saus alle möglichen Freiheiten zu genießen. Mir blieb aber die Empfinbung, als ob ich in eine fremde Zone versett sei, wenn ich die Schwelle des Thors überschritt. Die Atmosphäre des Hauses war von einem schwachen Aroma erfüllt, das ich unwillfürlich mit morgenländischen Spezereien in Berbindung brachte, von denen ich nur die Namen kannte. Die Formen des koft= baren Hausraths gehörten einer Geschmacksrichtung an, die auf die Erde gekom= men war wie ein feltfamer Traum, und davongegangen, ohne der neuen Gene= ration einen Schlüffel zur Deutung zurudzulaffen. Im Schlößeben bampfte ich meine Schritte, verlangfamte ich meine Bewegungen. Ja, meine naturwüchsige Sprache, beren ich mich draußen unbedenklich gegen Jedermann bediente, ichien mir innerhalb der Schlogmauern wie ein gemeiner Arbeitstittel, beffen fich der Träger schämt, wenn er unter Menschen gerath, die alle Galakleider tragen. Beinlich tam mir meine jugendliche Tolpelhaftigkeit zum Bewußtsein, und meine Anftrengungen, fein und manierlich zu werden, waren fo energisch, daß ich darüber die Freundschaft meiner bisherigen Spielkameraden größtentheils verlor und mir einen ehrenden Spignamen zuzog. Auf mein Aeuferes verwenbete ich jest eine Sorgfalt, die fogar meiner guten Mutter manchmal übertrieben fchien, fo fehr dieselbe auch alles Abrette lobte. In jener Zeit meines Berkehrs im Schlößchen bildete fich in mir ein Widerwillen gegen alles nachläffige in

Aleidung, Haltung, Sprache und Sitten aus, der mich seitdem nie verlassen hat, so sehr auch um mich her das ungenirte Sichgehenlassen Mode geworden ift.

Wie an einem Klofter dasjenige, was das Leben der meisten Menschen ausstüllt, als eine Reihe ferner Wolfenbilder still vorüberzieht, ohne die Herzen darin zu bewegen, die in einer anderen, selbsterschaffenen Welt weilen, so erschien auch in dem Schlößchen Alles, was ich draußen von den Erwachsenen lebhaft erörtern hörte, Alles, was mit der Tagesgeschichte zusammenhing, wie blasse Kunde aus einem unendlich entlegenen Reiche. Fast niemals hörte ich Herrn Mühsal oder Jungser Henriette im Gespräche irgend etwas berühren, was im Städtchen den Inhalt der Unterhaltungen zu bilden pflegte. Dagegen famen Werke aus den Literaturen aller Bölker zur Erörterung, Kunstreliquien des Alterthums wurden besprochen, als ob sie greisbar um uns den Kaum füllten, wissenschaftliche Fragen aus dem Gebiete der Naturkunde gaben Anlaß zu eingehendem Gedankenaustausch. Lange oft murmelte das Gespräch hin, während ich, ein verwunderter Lauscher, vergessen daneben saß. Wieviel ich aus jenen Stunden als unverlierbaren Schat des Wissens, des geläuterten Geschmacks gewonnen habe, bin ich erst später inne geworden.

Ich glaube, mein Oheim übte eine Art von Controlle über meine Besuche im Schlößchen. Wenigstens war es mir auffallend, daß er mir häufig auf meinem Beimwege wie zufällig begegnete. Er pflegte fich mir bann anzuschließen und brachte mich zum Plaudern über meine geheimniftvollen Freunde. Doch wußte er an der Schwelle unseres Hauses mich jedesmal von diesem Thema abzubringen. Bald fing er an, mir bei diefen Begegnungen fleine Geschente auguftecken: ein fechaklingiges Taschenmeffer, eine Lupe, einen Birkelkaften, ein feltenes Mineral für meine Sammlung. Frohen Bergens facte ich diese schönen Dinge ein; mit der Zeit aber kam ich auf die Bermuthung, daß ich damit für meine vertraulichen Mittheilungen belohnt werden follte. Ich wurde fozusagen als Spion benutt. Mein Chrgefühl rebellirte und fortan fcblich ich auf den feltsamsten Umwegen nach Saufe. Doch entging ich damit der Neugierde des Dheims nicht. Die Mutter, als ob fie mit ihm im Complott ware, entfandte mich alle paar Tage mit irgend einer Bestellung zur Amtsftube. Borsichtig genug behandelte der schlaue Oheim Amtmann den widerwilligen Zuträger, und es gelang ihm meiftens doch, mir die Zunge zu lösen. Wenn ich nur gewußt hätte, weshalb der wunderliche Mann so erpicht darauf war, Kundschaft aus bem fremden Saufe zu erhalten! War es die Magiftratsperfon, die einem Beheimniß nachspürte? War es ein perfonliches Interesse an Menschen, die seine Theilnahme erweckt hatten? Und warum ging er nicht einfach hinaus? Das Gartenpförtchen wurde fich ihm fo gut öffnen wie mir, und die Leute waren jo lieb und gut, daß fie an den großen Stiefeln und dem altmodischen Rock bes Dheims teinen Anftof nehmen würden!

Endlich that der Oheim Morit doch, was er meiner Meinung nach längst hätte thun sollen. Unter meinem Schut begab er sich eines Tages nach dem Schlößchen. Er trug einen blank polirten Kaften bei sich, über dessen Inhalt er mir nichts sagte. Fast schien es mir, als ob er vor der Psorte noch gern umgekehrt wäre. Wenigstens stand er einige Augenblicke davor und seine breite

Bruft hob und fentte fich wie ein Blasebalg, ebe er fich ftraff aufrichtete und jo beterminirt in den Sof ichritt, als ob es galte, ein paar arge Storer ber öffentlichen Rube mit eigner Sand sofort jur Saft zu bringen. Wir trafen Jungfer Benriette am Gingange des Gartens, und ich, ber ich ben Oheim Umtmann nunmehr wohl geborgen glaubte, lief wohlgemuth davon und fuchte herrn Mühfal auf, um ihm mitzutheilen, welch seltener Bogel fich in den Zauberneten des Schlößchens gefangen habe. Berr Mühfal, den ich am Traubenfpalier fand, erichrat sichtlich, als ich meines großen Schützlings erwähnte, und ein scheuer Blick aus seinen bleichen Augen flog nach dem Theile des Gartens hinüber, wo die hohe Geftalt des Amtmanns neben der zierlichen Jungfer fichtbar mar. Berr Mühfal machte fogar eine Art Fluchtversuch, aber ich blieb an seiner Seite, und in meiner Anaft, daß der Obeim den vermeintlichen 3weck seines Befuches gar nicht erreichen werde, entwarf ich ein höchft schmeichelhaftes Bild meines alteren Bermandten und übernahm gewiffermagen die Garantie dafür, daß derfelbe fich untadelhaft aufführen werde. Berr Mühfal lächelte über meinen Effer, hemmte feine Schritte und ging endlich dem langfam nahenden Oheim fogar eine kleine Strecke entgegen.

Dennoch hatte die erfte Begrugung der beiden Manner etwas Aengftliches für mich. Zeber erschien mir plöglich in einem ganz neuen Charakter. Mein Dheim Amtmann, der Schrecken von Alt und Jung auf zwei Meilen in die Runde, der nie Bedenken trug, ein derbes Wort in seine Rede einzuslechten, auch wenn ein garteres beffer am Plate gewesen ware, der bei meinem Bater im Berdacht ftand, Ansichten zu hegen, wie fie bei weiland Robespierre und seinen Genossen im Schwange waren, diefer Oheim ftand da wie eine Art von Bettelmann, und seine Rede kam so ftotternd heraus wie diejenige eines ängstlichen Schulknaben. Hinwiederum hatte die schmächtige, etwas zusammengefunkene Figur des herrn Mühfal eine grade, ftolze haltung angenommen, und der milde, freundliche, wenn auch mude Ausdruck in feinem Geficht war einem andern gewichen, der mich an einen der Imperatoren und großen Kriegshelden Roms erinnerte, deffen Bufte ich furglich gesehen. Wie ich nun aus den Worten meines Oheims entnahm, enthielt das Räftchen ein Mikroskop, das er fich erlauben wollte, herrn Mühfal zur Benützung anzubieten, da er zufälligerweise von mir vernommen, daß dem naturkundigen Besitzer diefer herrlichen Unlagen ein solches Instrument fehle, und er bei dem Augenübel, das ihn plage, seiner eigenen Liebhaberei, den Wundern der Natur im Rleinen nachzuspüren, habe entfagen muffen. Ich war auf das Söchste erftaunt über Alles, was der Oheim vorbrachte, denn ich war fest überzeugt, er hatte weder jemals die uns unsicht= bare Welt des Kleinen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, noch dies Mikroskop, das er in seinen händen trug, langer befessen als höchstens ein paar Tage. Auch die Erwähnung des Augenübels war mir verdächtig. Der Amtmann fah genau fo scharf, wenn nicht schärfer als der helläugigste Apfeldieb im Orte. Aber wenn der kluge Mann beabsichtigte, dem ungunftigen Gindruck vorzubeugen, den das gelegentliche Berdrehen und Funkeln feiner Augensterne etwa auf den neuen Bekannten machen möchte, dann war die kleine Luge von dem lebel darin unftreitig so geschickt erfunden wie angebracht. Natürlich hütete ich mich wohl, bie diplomatischen Schachzüge des Cheims durch eine vorlaute Aeußerung zu ftören. Zu meiner großen Befriedigung nahm die Unterhaltung zwischen den beiden Herren einen friedlichen Verlauf. Nur mußte ich mir meinen Oheim wiederholt darauf ansehen, ob er's auch wirklich war, denn all' die kleinen Vorsten und Stacheln, mit denen er sonst Freund und Feind unsanst die Haut zu pußen pflegte, waren eingezogen, und er war so sein und schmiegsam, als ob er alle lauschenden Kreaturen von seiner Harmlosigkeit überzeugen wollte. Ich sprang bald davon und traf später die kleine Gesellschaft bei einem Glase Wein wieder an, augenscheinlich im besten Einvernehmen. Als wir Abschied nahmen, begleitete uns Herr Mühsal dis zur Grenze seines Keiches und lud meinen Oheim ein, seinen Besuch bald zu wiederholen, indem er bat, daß ihm die Exwiderung desselben erlassen werden möge.

Der Oheim ging von nun an seine Wege zum Schlößichen ohne mich. Defter indessen traf ich ihn dort. Auf den Einsiedler übte der neue Verkehr offenbar einen günstigen Einsluß. Das Gedämpste in seinem Wesen verlor sich allmälig. Zebhafter, klangreicher kamen die Worte aus seinem Munde. Schien es früher, als ob nur ein Stück von ihm an den Außendingen Antheil nähme und in dem Rest seiner Person ein Heer von wehmüthigen Gedanken unablässischin und wider marschire, so war er jetzt meistens voll und ganz bei der Sache. Dadurch verzüngte sich sein Aussehen. Aehnliche Beobachtungen wie ich mußte auch Jungser Henriette wohl machen, denn ich bemerkte, daß sie bei solchen Anslässen ihn mit einem Blicke betrachtete, worin es von Freude und Glück ordentlich aussenchtete. Darüber wurde sie zuweisen von meinem Oheim ertappt, der vorzugsweise an sie seine Rede zu richten pslegte, und die Jungser gerieth dann jedesmal in eine leichte Verwirrung.

In meinem Oheim Amtmann war eine Beränderung vorgegangen, seit er im Schlößichen verkehrte. Er zeigte bei uns eine Heiterkeit, die von seiner früheren gewohnheitsmäßigen Griesgrämigkeit vortheilhaft abstach. Daß der Oheim eine Stimme zum Singen mit auf die Welt bekommen habe, ersuhr ich nun auch. Lieblich freilich war sie eben nicht; aber es klang doch lustig, wenn er seine Trommelübungen zuweilen mit dem Bruchstück eines kräftigen Studenten-liedes begleitete. Auch sein Augenübel hatte sich gebessert. Nur zuweilen zeigte sich noch das alte unheimliche Funkeln, namentlich wenn meine Mutter sich in dunklen Anspielungen auf gewisse Leute erging, die, längst im Schwabenalter stehend, dem Hang, Thorheiten zu begehen, entwachsen sein sollten, die aber dennoch Tag für Tag sich zum Schlößichen ziehen ließen. Mein Oheim pstegte sich übrigens rasch zu fassen. Er strich mit der Hand über die Augen, und begann dann, mit schalkhafter Miene der Jungser Henriette ein solches Loblied zu fingen, daß meine gute Mutter sich balb die Ohren zuhielt und mit einem Seuszer über die unverbesserlichen Männer das Feld räumte.

Nachdem der Oheim im Schlößichen festen Fuß gefaßt hatte, vergingen einige Jahre, ohne daß sich etwas mir merkwürdig Erscheinendes ereignete. Ich verließ meinen Heimathsort, um auswärts die höheren Classen eines Gymnasiums zu absolviren und siedelte später nach einer süddeutschen Universität über.

Es war dies im Anfang der vierziger Jahre. Junge Leute, die von der

Schulbank weg in eine politisch bewegte Zeit eintreten, haben eine naturliche Reigung, mit den radicalften Barteien an allem Beftebenden eine mafilos abfällige Aritik zu üben. Unbekannt mit den unendlich vielen, vermittelnden Bügen hiftorifder Entwickelung, die Starte und Babigkeit ber feften Theile von Staat und Gesellschaft unterschätzend, scheint ihnen der Aufruhr das harmloseste Mittel, einen Buftand höchfter Glückseligkeit herbeizuführen. Gerade damals batte eine Anzahl fühner Denker das Chriftenthum als einen ungeheuern Betrug aufgewiesen: die wohlwollendste Regierungsart wurde als eine unerträgliche Tyrannei gebrandmartt; der Einzelne beanspruchte ein überschwängliches Maß von Freiheit. In diese Strömung wurde ich hineingeriffen. Wenn ich in den Ferien zu Hause kam, was übrigens möglichst selten geschah, so konnte mein braufender Sinn fich in die beschränkte Ruhe der Beifter nicht finden. Befellichaft im Schlößchen, wozu ich den Obeim Amtmann zu rechnen hatte, ber faft allabendlich dort zu finden war, sah mich wie aus todten Augen an. Es war eine Colonie von Mumien, in denen nach taufendjährigem Schlaf ein längst verwirktes Leben sich in seltsamen galvanischen Zuckungen barftellte. Was fie beschäftigte, schien mir kindisch, was fie empfanden, verstand ich nicht mehr, noch versuchte ich es zu verstehen. Wie ein breiter Abgrund lag es zwischen mir und ihnen. Es war für mich die Zeit, wo man den Inhalt des Bundels, bas liebende hande dem jungen Wanderer vorforglich für die Lebensreife bereitet haben, als albernes Kinderspielzeug auf die Strafe ftreut, um dafür glikernde Steine aufzunehmen, von Fremden geschliffen und geputt, und dieselben als Diamanten weiter zu schleppen.

Immer feltener besuchte ich das Schlößichen. Mit halbem Ohr vernahm ich, daß auch meine Eltern dort Zutritt gefunden hatten. Ich hatte kein Arg baraus, daß fie im Tone eines fanften Mitleids von den mir einst fo lieben Menschen sprachen. Ich bemerkte nicht, daß der Oheim weder trommelte noch fang und feine Augen das alte Tunkeln gang eingestellt hatten. Unverändert erichienen mir Alle. Rur daß diese Leute aus der alten Zeit durch ein geheimnißvoll inniges Band miteinander verbunden waren, daß fie fortwährend unter fich eine garte Schonung ausübten, daß fie angitlicher noch als früher alles von ihren Gesprächen ausschlossen, was ihnen die Harmonie des gemeinsamen Genuffes der schleichenden Zeit stören konnte, fiel mir auf. Im Stillen erbofte ich mich darüber. Wie konnten sich diese Menschen herausnehmen, die herrlichen neuen Ideen unbeachtet über ihren Köpfen dahinrauschen zu laffen? Woher tam ihnen die Bermeffenheit, fich in einem Thal abseits einzuspinnen, mahrend auf der Heerstraße eine jubelnde Menge den Bügeln eines neuen Zion zuzog? Und ich, der Apostel jener im Morgenroth aufdämmernden Aera der Glückseligfeit, mußte im Schlößchen Lied und Bredigt in der fturmenden Bruft verschließen und mit artiger Aufmerksamkeit der verblichenen Weisheit einer abtretenden Generation Lauschen!

Widerwillig begab ich mich einmal in den Ferien wieder nach Haufe. Ich hatte keine Gile, den Bann der altmodischen Geistestrachten zu erreichen, wo mein eigenes funkelnagelneues Geisteskoftüm den Leuten ein gedenhafter Aufput schien. Das Ränzel auf dem Rücken, schlenderte ich langsam durch den uralten Sonnen=

ichein und suchte in dem wogenden Salmenmeere am Wege, in den röthlich aus verstaubtem Laube blinkenden Früchten Offenbarungen der Natur im Sinne meines vorgefaßten Evangeliums. Mit der nahen reichen Ernte fröhlich beschäftigt, traf ich die Landleute. Wichtiger als alle Berfaffungen von Grönland bis China war diesen beschränkten Geschöpfen das Wachsthum vielfältiger Frucht auf den ererbten liegenden Gründen, das rechtzeitige Ralben der ichmarzweißen Rube, die Sohe ber Gemeindeabgaben und bie Berforgung der heranwachsenden Buben und Mädchen. Der gelangweilte Wanderer, der in den Rubezeiten dem Gespräch mit Wirth und Gaften nicht entgehen konnte, mußte die behagliche Schwathaftigkeit von Leuten über sich ergehen laffen, welche hinter wenigen lauten Bunichen eine Menge ftiller Zufriedenheit in Miene und haltung fundgaben. Traf ich einmal irgendtvo einen Burschen, der die selbstbetvußte Sicherheit des angeseffenen Bauernstammes mit einigen jener volksbegluckenden Ideen zu er= schüttern versuchte, wie ich fie selbst schockweise im Kopfe bei mir trug, so mußte ich zu meinem Leidwesen erfahren, daß ich mich des Genoffen im Innern schämte, ja, daß mich der Bortrag meiner eigenen Gefinnungen aus fremdem Munde an foldem Orte und vor foldem Auditorium formlich verlette. Ich bekam diefe miklichen Erfahrungen endlich fatt und suchte ihnen schleunigft zu entgehen, inbem ich endlich ben nächsten Weg zu meinem Beimathsorte einschlug.

Alter Gewohnheit treu, nahm ich meinen Cours derart, daß ich am Schlößigen vorbei meinen Einzug hielt. Es war spät am Nachmittage, als ich die Pforte erreichte. Diefelbe fand ich ju meiner großen Bermunderung weit offen. Im Hofraume ftand eine Angahl von Kindern aus dem Orte umber. Die kleine Bande hatte fich zu dreien und vieren aneinander gedrängt. Die Größeren flüfterten heimlich miteinander; die Kleineren schauten mit aufgesperrten Mäulchen jum Saufe hin. Auch dort war die Thure geöffnet. Sinter den Tenftern die Borhange hingen wie im Taumel umber, zu ungleicher Sohe aufgezogen, mit ichiefftebenden Stoden. Das ordentlichfte aller Baufer war in eine unschickliche Berwirrung gerathen und fah aus wie Jemand, der, aus dem Bett zu einem wichtigen Geschäft berufen, mit halber Aufmerksamkeit eiligft in seinen Anzug geschlüpft ift. Nochmals die Fenster musternd, glaubte ich in der Tiefe eines Zimmers meinen Bater wie einen Schatten vorübergleiten zu sehen. Sogar meinte ich die weißen Bäffchen an feinem Halfe unterschieden zu haben, mas darauf fcliegen ließ, daß er in der Amtstracht zu feierlicher Handlung gegen= wärtig fei. Indem ich rafch in den Hof hineinschritt, verspürte ich in mir ein Gefühl ber Beklemmung. Es war mir gewiß, daß ich gerade in Zeiten getommen war, um bei irgend einem ichmerglichen Borgang noch ben letten Buichauer abzugeben. Es war mir zu Muthe, als ob man mich bisher auf einem nach Laune und Willfür gewählten Spaziergange dulbfam habe gewähren laffen, als ob mir nun aber hinter ber nächften Wegesecke das Schickfal auflauere, um mir fernerhin eine feste Strafe gebieterisch anzuweisen.

In der Hausthüre trat mir der Oheim entgegen, fahl, mit gespannten Bügen. Lebhaft funkelte es in seinen tiesliegenden Augen. Mit der einen Hand winkte er mir, zurückzugehen; die andere legte er auf die Lippen. Als ich bestremdet, erschrocken, stille stand, kam er heran, legte seinen Arm in den meinen

und führte mich sachte zum Thore hinaus, dem Orte zu. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er barhäuptig sei; er antwortete mit abwehrender Geberde. Er ging wie Einer, dem die Dinge dieser Welt vollständig gleichgültig sind. Schwer lehnte er auf meinem Arm und athmete tief und laut. So gelangten wir zu seiner Wohnung. Die wenigen Leute, die uns unterwegs begegneten, sahen mit stillem Antheil den Mann an meiner Seite vorüber schwanken. Sie wußten, was sich ereignet hatte, ich las es in ihren Mienen; es konnte nichts sein, was mich sonderlich zu erschüttern brauchte, der mir über dem Denken auf das Allgemeine der natürlich herzliche Antheil für den einzelnen Menschen abhanden gekommen war; dennoch war ich in einem Zustande unbehaglicher Spannung, wie man es einem unbekannten Unglück gegenüber immer ist.

Im Wohnzimmer hieß mich der Oheim mein Känzel ablegen und niedersitzen. Er betrachtete mich mit einem seiner schillernden Blicke und sagte: Du bift alt genug, Benno, um die merkwürdige Geschichte zu hören, die jetzt vor ihrem Abschlusse steht. Mir wird es eine Wohlthat sein, sie in diesem Augensblick erzählen zu dürsen; ich möchte mir gerne für eine Weile die Gegenwart aus den Augen rücken. Aber Staub und Hitze haben Dich arg mitgenommen; Du bedarsst der Ersrischung. Und wenn ich's recht bedenke, so wird auch mir ein Glas Wein zum Labsal gereichen, und ich will Dir Bescheid thun, ob es gleich seltsam ist, daß sich ein Bedürsniß nach Speise und Trank in die seierslichste Stunde eindrängt.

Damit ging der Oheim kopfschüttelnd hinaus und trug bald darauf vorfichtig einige Flaschen Wein herbei. Ueber die reichliche Anfuhr verwundert, sah ich ihn groß an. Meine Geschichte ist lang, entschuldigte er sich, und wir wollen nicht darben.

Er holte aus dem alten Wandschrank zwei blaßgrüne Glaskelche herbei, und während er sie bedächtig in- und auswendig von allen Stäudchen befreite, sagte er, wie zu sich selbst: Daß ich in meinem Alter auch noch über etwas so Alltägliches, wie der Tod ist, die Fassung verliere! Der ich doch Zeit genug gehabt habe, Alles, was mir die Erde noch geben und nehmen kann, in's Klare zu stellen! Der ich doch längst wissen müßte, wie bedenklich es ist, das Gebäude seines Glücks auf dem rinnenden Sande fremden Lebens zu errichten! Wenn das kluge Alter schon so thöricht ist, wie kann man sich über die liebe, unersahrene Jugend verwundern, wenn sie beständig über das böse Schicksal rast und sich nicht zur Ruhe geben will, wenn von dem immer wankenden äußeren Besitz sich einmal ein Stück unter den Fingern verslüchtigt!

Der Oheim hatte die Gläser gefüllt, that einen langen Zug und begann seine Erzählung, die ich in dem Folgenden möglichst getreu wiedergebe.

TT

Es war die Zeit unserer letzten Kämpse gegen Napoleon. Mühsal führte damals einen guten, altadligen Namen und war Hauptmann in der preußischen Armee. Er war einer der unzähligen begeisterten Kämpser, welche eine wiederzgeborene Ration der fremden Gewalt entgegenwarf, Berusssoldat allerdings, der Familientradition gemäß, aber des neuen Geistes so voll wie der flaumbärtigste

Student, der von den Jugen Fichte's hinweg in den Kampf fturzte, den letten Kömerspruch auf den Lippen.

Im August des Jahres 1813 begann das letzte, heftigste Kingen zwischen ben langen Doppellinien seltsam gemischter Heere, die sich quer durch Deutschsfand zogen. Mühsal stand in dem Corps von Bülow. Dieses Corps bilbete einen Theil der Nordarmee und mußte den Oberbesehl Bernadotte's erdulden. Es war der Nordarmee die Aufgabe geworden, die Hauptstadt Berlin zu schützen. Daß der Angriff die beste Art der Bertheidigung sei, war alte, gute, preußische Tradition; aber der fremde Feldherr, ein neuer Mensch, die eben erworbene Krone sorgsam balancirend, mißtraute den Lehren der Historie und hielt die Desensive für die einträglichste Art der Taktik.

Jeht jagte der Korse, der von Dresden aus im lehten Taumel des Erobererwahnsinns seine halb ermatteten Menschenhausen auf der ungeheuren Kriegsbühne hin und her schob, von der Unterelbe her eine Armee gegen den verhaßten Sihder geistigen Erhebung Deutschlands, und der Oberbesehlshaber dieser Armee, Dudinot, empfing die kaiserliche Anweisung, die Geißel des Krieges mit schonungs-

lofer Bucht auf den blogen Leib der Berliner fallen zu laffen.

Bei Trebbin ftieß der Generalprofoß des Imperators auf die Borhut unserer Truppen. Gine der fünf Compagnien, welche fich dem feindlichen Anprall ent= gegenstemmten, wurde von Mühfal befehligt. Die Erbitterung auf unserer Seite war damals fo gewaltig, daß fie zur ganzlichen Migachtung des eigenen Lebens führte, sobald die Gelegenheit sich bot, dem tief gehaften Teinde irgend einen Schaden zuzufügen. In Folge diefer Erbitterung wurde das erfte Gefecht zu einem nuglos heftigen. Man wollte fich nicht entschließen, rechtzeitig der offenbaren Nebermacht zu weichen und verbiß sich in eine hartnäckige Bertheidigung. Die an Zahl beständig aufammenschmelzenden Rämpfenden wurden in immer kleinere Gruppen außeinander getrieben, und während sich endlich der größere Theil der Ueberlebenden widerwillig zurückzog, blieben abgesprengte tleinere Abtheilungen in den Maffen des rasch vordringenden Teindes stecken. Bei einer derselben befand fich auch Mühfal. Faft allein gelaffen, gegen eine Mauer gedrängt, von der lebermacht geschont, warf er schlieflich den Degenftumpf, der ihm noch geblieben war, dem nächsten Gegner in's Gesicht und überlieferte sich knirschend als Gefangener den Siegern.

An ihm vorbei strömten die Scharen Dubinot's in den Flecken. Auch der Besehlshaber mit seinem Stabe passirte unweit der Stelle, wo trohig, mit verschränkten Armen der gefangene Hauptmann seines weiteren Schicksals harrte. Der General, ihn bemerkend, entsandte einen seiner Officiere, mit dem schnellen Austrage, ihn gegen Chrenwort auf freiem Fuß zu lassen. Quartier mag er sich

felbst fuchen, fügte er lachend hinzu.

Der Officier indessen, ein feinfühlender Mann, trat dem Gefangenen mit triegskameradschaftlicher Hösslichkeit entgegen. Nach Erledigung der ihm vorgeschriebenen Formalität rief er einen Subalternen heran und gab ihm den Auftrag, für Mühsal ein passendes Luartier auszuwirken. Freilich, meinte er, zu diesem gewandt, werden Sie diese Nacht vorlieb nehmen müssen.

Allerdings war der Auftrag, Quartier zu ichaffen, leichter gegeben als aus-

geführt. Es war mittlerweile Abend geworben und die ermüdeten Soldaten strebten unter Dach zu kommen. Der Schwarm ergoß sich mit wenig Ordnung in Wohnhäuser, Scheunen, Ställe. Geringe Hoffnung hatte Mühsal, als er den Officier zum Abschied salutirte, daß sich das verheißene Quartier sinden lassen werde. Und auch der Sergeant, der nun den Versuch machte, ihn zu den Büreaus zu führen, die sich in der Nähe des Marktes etablirt hatten, schien derselben Ansicht zu sein. Denn als er aus einer Scheunenluke von guten Freunden angerusen wurde, die ihm mit lachenden Gesichtern eine Anzahl erbeuteter Schinken und Würste vorwiesen, überließ der hungrige Mann den Gesangenen sich selbst mit der spöttischen Aufsorderung, er möge sich bei seinen Landsleuten ein Unterkommen suchen.

Mühjal ertrug diese rücksichtslose Behandlung mit vollständiger Cleichgültigeteit. Was lag ihm daran, unter welchem Baume, unter welcher Hecke er seine müden Glieder streckte! Er, der ruhebedürstige Mann, hatte keine Luft, in aller Form um ein Quartier nachzusuchen bei einem mit dringendsten Gesichäften überbürdeten Commissariat, dessen Ausenthaltsort er nicht einmal kannte. Den neugierigen Blicken der Soldaten auszuweichen, entsernte er sich aus dem Getümmel der Hauptstraße und bog in einen Seitenpfad ein, auf einen glücklichen Zusall hoffend, der ihm eine nicht gar zu seuchte Lagerstelle bescheeren werde.

Während er den verhältnißmäßig einsamen Weg langsam versolgte, wurde er von einer Gartenmauer her leise angerusen. Der Stelle sich zuwendend, woher der Ruf gekommen war, sah er nur noch, wie ein struppiger Kopf rasch hinter der Mauer verschwand. Gleich darauf öffnete sich ein Pförtchen zu seiner Seite und ein kleiner verwachsener Mensch schlüpfte heraus. Mit den langen Armen lebhaft winkend, slüsterte das Geschöpf: "Kommt mit mir, Landsmann! Seid guten Muths, Landsmann! Todias weiß Euch einen Unterschlups! Zwar haben die Obersten der Teusel sich drinnen eine Stätte bereitet, aber mitten unter ihnen sollt Ihr unbehelligt wohnen."

Dabei ftieß der Zwerg ein kurzes, feltsames Lachen aus.

"Wer bift Du?" fragte Mühfal.

"Tobias der Krüppel," antwortete Jener, "dem Herrn zu dienen. Garten und Haus sind meinem Vater zu eigen. Die Brüder sind im Kriege. Der arme Tobias kann keine Flinte tragen. Er kann den räudigen Hunden nur an der Landstraße auflauern, wenn sie, vom Kudel abgesprengt, krank zum Stall schleichen. Mit den Händen muß er sie erwürgen, wenn sie in seine Gewalt gegeben werden. Aber denen, die seines Stammes sind, kann er helsen, daß sie im Unglück Wonne ersahren."

Mißtrauisch blickte Mühsal zu dem Krüppel hinab, der in der Sprache der Schrift entsehliche Thaten von sich verrieth. Indessen folgte er ihm resignirt in die dunklen Schatten des geräumigen Gartens. In einiger Entsernung schimmerten Lichter durch kleine, trübe Scheiben am Boden und in der Höhe. Dort mußte das Haus sich befinden, dem Tobias angehörte. Aber nicht auf jene Lichter zu führte dieser seinen Schühling, sondern zu einem niedrigen Geräth-

schuppen, der in einem Boskett versteckt lag. Dort holte er aus einer Art von Truhe einige abgetragene Kleidungsstücke hervor.

"Was soll das ?" fragte Mühsal unwillig.

"Laßt Tobias gewähren," sagte der Kleine in demüthigem Ton. "Drinnen im Hause schwarmt die böse Brut auf allen Gängen. Ihre Augen müssen geblendet werden, damit Ihr ungesehen in die Zelle schlüpsen könnt, die wir solchen Gästen wie Ihr heimlich öffinen. Nehmt diesen Kittel über; hier ist Halstuch, Mütze und Schurz; dort stehen Holzschuhe. Listig ist Euer Name, Ihr seid Knecht im Hause. Versteht Ihr? Sputet Euch; bald wird man Tobias suchen."

Abgespannt, energielos, gleichgültig gegen Alles was ihm noch widerfahren konnte, fügte sich Mühsal dem Begehren des sonderbaren Freundes. Tobias häufte ihm noch einige leere Säcke auf die Schultern und trat mit ihm den Wea zum Hause an.

"Was fällt Euch ein," rief er ihm unterwegs zu. "Ihr geht wie ein König, Liftig! Wie kommt Ihr zu dem geraden Rücken, da Ihr doch bei Feldarbeit

groß geworden seid und schwere Lasten getragen habt von Jugend auf?"

Mühfal folgte dem Wint des kleinen Führers und ließ seine Gestalt schlaff zusammen sinken. Das Paar betrat durch die Hinterthüre ein geräumiges Haus, dessen Inneres von Gängen und Treppen in kleinere und größere Stücke zerschnitten war. Es schwärmte darin von französischen Soldaten; aber alle, die Müßigen wie die Geschäftigen, zeigten ein gemessenes Benehmen. Es war augenscheinlich, daß der Oberbesehlshaber sich in unmittelbarer Nähe besand. Ohne Behinderung ließ man Tobias und seinen Gesährten ihren Weg versolgen. Sie erklommen eine außgetretene Stiege, durchschritten einen gewundenen Corridor und machten vor einem großen, alterthümlichen Wandschrank Halt, der den Durchgang bedeutend verengte. Nachdem Tobias sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, öffnete er den Schrank geräuschloß, wand sich zwischen Garderobeskücken hindurch, die darin aufgehängt waren, entsernte einen Theil der hinteren Füllung und bedeutete Mühsal, er möge durch die Oeffnung schlüpfen.

"Gleich rechts am Boden ift Eure Streu," raunte er ihm zu. "Legt Guch

nieder und verhaltet Euch ruhig; bald trage ich Euch Speise zu."

Mühsal drängte sich in einen dunkeln Raum, hörte es gleich unter dem tastenden Fuße rascheln und streckte sich auf das hochwillkommene Lager. Wenig kümmerte ihn jett noch, wo er sich besinden mochte. Schon langte der Schlaf mit starken Armen nach dem übermüdeten Mann, als der Krüppel leise in das Gemach kroch. Derselbe trug eine kleine Laterne mit schwachbrennendem Thranslämpchen und einen Naps mit Speisen.

"Laßt's Cuch schmecken," ermunterte Tobias den Schlaftrunkenen, "und pslegt dann der Ruhe nach Herzensluft. Hierunter sind die Obersten versammelt und halten Rath, und auch die kleinen Lichter, die rechts und links von Euch wohnen, sind dabei und strapazieren sich zum Leuchten. Aber ihre Unschläge werden zu nichte werden und ihr Witz wird zerschellen. Tobias will wieder hinaus und spuken gehen. Das Volk spottet über den Teusel und fährt schon zusammen vor den krummen Beinen eines Christenmenschen!"

Der Rleine troch hinaus wie eine Rreugipinne. Bei dem Scheine der gurud-

gelassenen Laterne konnte Mühsal nun in seinem Bersteck Umschau halten. Es war ein schmaler, sensterloser Kaum, augenscheinlich von einem größeren Zimmer abgekleidet, denn die eine Längswand war mit einer Tapete behangen und entshielt in der Mitte eine kaminartige Feuerstelle mit weiter Oeffnung, in einen geräumigen Schornstein einmündend, während die gegenüberliegende Wand, dieselbe, neben welcher Mühsal's Lager sich befand, aus rohen Brettern errichtet war. Um Boden und auf allerlei Börten, ohne sonberliche Ordnung an den Mauern beseftigt, sand sich eine Menge von Werthgegenständen angehäuft. Mühsal besand sich in der geheimen Schapkammer des Hauses. Manches ansehnliche Stück aus der Väter Zeit sprach für die Wohlhabenheit der Familie, aus welcher ein so sonderbarer Schukengel ihn unter seine Fittige genommen hatte.

Während Mühjal, den Inhalt des Napfes verspeisend, mit Interesse biese Gegenstände mufterte, fiel ihm ein Gemurmel von Stimmen auf, das aus der

Deffnung des Kamines zu kommen schien.

Hierunter sind die Obersten versammelt und halten Kath, hatte Todias gesagt. Wen anders konnte er gemeint haben als die Feldherren des seindlichen Heeres? War nicht in diesem Hause das Quartier Qudinot's? — Reugierig geworden, kroch Mühjal zum Kamin und schob den Kopf in die gähnende Höhlung. Ohne Zweisel besand sich in dem unteren Zimmer eine ähnliche Feuerstelle und der kolossale Schornstein functionirte als Schallrohr. Verschiedene Stimmen waren deutlich zu unterscheiden; hin und wieder sielen einige zusammenhängende Worte verständlich in Mühsal's Ohren. Nun spannte er seinen Schörsinn auf's Aeußerste an, und wie eine Landschaft langsam aus dem Rebel hervortritt, dessen Gesprinnst sich verslüchtigt, zuerst die bedeutendsten Punkte zeigend, bis endlich auch die Zwischenpartien lebendig in's Ganze treten, so kam auch das Gespräch, welches unten geführt wurde, immer deutlicher zur Wahrnehmung des Horchenden.

Bewiß: da fagen fie um die Landkarte, die Herren Oudinot, Rennier und Bertrand, und um sie her stravazierten sich die kleinen Lichter, wie Tobias die Stabsofficiere genannt hatte. Nach des Sieges Preis, nach Berlin, des Vaterlandes theurer Hauptstadt, nach dem Orte, wo unter vielen taufend Bergen, die ängstlich dem morgenden Tage entgegenschlugen, auch das stolze Herz von Mühsal's Braut die Nacht durchzitterte - dahin ftreckten fich die Finger der verhaßten Napoleonsknechte. Dort liefen die Strafen aufammen, auf die man zum luftigen Vormarich am nächsten Morgen die Truppenkörper vertheilte. Rechts Bertrand, in der Mitte Rennier, links, dem gering geschähten Schwedenkönig gegenüber, Dudinot. Namen aller Bölker schwirrten herauf. Es war eine buntscheckige Maffe, diefe Executionsarmee von der Elbe. Da gab es braunes, kleines Bolk von jenseits der Alpen; dazwischen blähte sich junger gallischer Nachwuchs, unter dem sinkenden Stern der Revolution geboren. In die Füllungen war der lette rheinbundlerische Antrieb hineingeworfen: eine Beerde von Sundenbocken für alle frangofischen Migerfolge. Zusammengeschweißt, beseelt war die auseinander ftrebende Nationalitätenmenge von einem einzigen, fürchterlichen Genius. war jedem denkenden, empfindenden, liebenden und haffenden Theil derfelben gegenwärtig, wo die Adler Frankreichs die raubsüchtigen Fänge in die Stangen=

fnäufe schlugen. Alle Wunder des Erfolgs bewirkte der Glaube an ihn, auch wo er nicht war. —

Das Thranlämpchen verschwälte und füllte das enge Gelaß mit unleidlichem Rauch; Mühfal hatte beffen nicht Acht. Wie festgebannt lag er mit dem Oberkörper in der Feuerstelle und laufchte. In seinem Geifte ordnete fich der unten geplante Angriff zur gegliederten, überfichtlichen Handlung. Durch die feuchten Niederungen, die er vor wenigen Tagen selbst mit seinen Leuten begangen hatte, fah er auf chauffirten Dämmen, über zahlreiche Brücken, die feindlichen Colonnen sich zu den Dörfern an der Ruthe hinschieben, jenseits deren die Strafen fich breit und frei zu jener Gbene erhoben, in welche hinein das alte Colln an die Spree gebaut war. Und er fah, o Qual! auch die letten Baffe wiederum mit unzureichenden Kräften vertheidigt; vor ihm schwebte die fragwürdige Geftalt des schwedischen Königs, der weder zum Angriff noch zur Bertheidigung die schwankende Seele zusammenraffen konnte. Wenn nur Mühial's eigener Führer, der energische Bulow, wußte, was dort unten verhandelt worden war! Wenn er, Mühfal, nur frei ware, wie wurde er eilen, dem verehrten Weldherrn fammtliche Karten des Feindes aufzuweisen, ihn bis in's Herz des Spielers blicken zu laffen, bis dahin, wo das Ragen dicht neben der Rühnheit mohnt!

Uber Mühfal war Gefangener. Alle Glieder hielt ihm das Gebot der Ehre gesessselt. Nur fürchten und hoffen durfte er noch. Mauern umgaben ihn, stärter als irgend ein Baumeister sie aufzurichten vermochte: der eigene Wille, der Pflicht gehorchend, hatte sie errichtet. Fürwahr, der Zufall hatte dem Gefangenen keinen Gefallen gethan, als er ihn in dies neue Ohr des Dionysos geworfen!

Unten löste sich der Kriegsrath auf, Dudinot schien allein zurückgeblieben. Schon schiefte sich Mühsal an, den Lauscherposten zu verlassen, der ihm nichts zubrachte, wie nagende Unruhe, als er einen lebhaften Ausruf des Generals hörte.

"Du hier, Friedrich? Was in aller Welt führt Dich her?" fuhr Oudinot

Jemand an, der eben eingetreten fein mußte.

"Geradeswegs von Magdeburg, mein General," erwiderte der Angeredete teck. "Ich habe allerliebsten Besuch anzukündigen: Mademoiselle Cecile ift unterwegs."

"Doch nicht hierher?"

"Allerdings, mein General. Gleich nach Jhrer Abreise kam sie an, direct von Paris, mit vorausbestellten Relaispserden. Ein tolles Unternehmen! Es sei ihr plötslich durch den Sinn gesahren, sich eine kleine Zerstreuung zu machen. Flugs muß Louison die Koffer packen, der Herne Arstreuung zu machen. Flugs muß Louison die Koffer packen, der Herne Intendant erhält ein impertinentes Billettchen, und fort ist sie. Ganz unerwartet wollte sie Ihnen in's warme Nest sallen. Und wie enttäusicht war das arme Ding, als es ersuhr, daß Sie soeben auf und davon seinen. Es dauerte nicht gar lange, da wollte sie hinterher, und ich hatte meine Noth, sie zu bewegen, daß sie sich wenigstens eine Nacht Ruhe gönnte. Aber heute Morgen war sie nicht länger zu halten. Gleich mußte der Wagen wieder vor; kaum wollte sie Louison gestatten, das prächtige Haar zu ordnen."

"Uh, Louison ist natürlich auch da!" rief Dudinot lachend. "Da durftest

Du wohl bei der Toilette gegenwärtig fein, Du Strick!"

"Zu Befehl, mein General. Ein Kammerdiener darf überall fein. Ah, Mademoiselle ist schöner, übermüthiger als je. Das ist ein Weib, General —"

"Schon gut, Friedrich. Wo ift fie?"

"Ein paar Stunden Weges zurück in einem elenden Dorfe an der Landstraße. Wir hatten Unglück mit dem Wagen; ein Rad brach. Zean und ich haben einen Stellmacher aus dem Bett geholt, um den Schaden rasch auszubessern. Der Rüpel betrug sich ungeberdig, als ob es mit unserm Regimente hier zu Lande nicht mehr viel auf sich habe; ich mußte einige Goldsüchse springen lassen, um ihm die Glieder geschmeidig zu machen."

"Wo habt Ihr Cecile gelaffen?"

"In einer Schenke mit kahlen Spinden. Der Wirth sieht so mürrisch drein, als sei ihm der Schnaps ausgegangen. Als ich wegritt, ging Mademoisselle in der Stube ungeduldig hin und her, daß der Sand unter ihren kleinen Füßen gegen die Dielen knirschte. Zuweilen unterbrach sie ihren Spaziergang und declamirte Stellen aus Theaterstücken. Dann war ihr Louison der Liebshaber, den sie umarmte, den sie küßte — ach, mein General! mit welchen Armen, welchen Lippen!"

"Friedrich, bift Du mude?"

"Nicht doch, General! Ich reite noch diese Nacht nach Lappland, wenn Louison dort ift!"

"So besorge Dir ein frisches Pferd und führe das meinige vor. Arme Cecile! Aus dem glänzenden Paris gekommen, aus Ruhm und Luxus, muß sie in einem miserablen Sauerkrautdorfe darben, und die schleichende Zeit mit Apostrophen an einen weiblichen Liebhaber zu tödten versuchen! Und Alles um meinetwillen! Fort, Friedrich, fliege!"

Der Kammerdiener ging. Aus dem Nebenzimmer rief Dudinot eine andere

Person herbei, wahrscheinlich seinen Secretär.

"Schreibe, Baptist: Commode vorrücken. Nur die Linie Jähnsdorf-Wittstock-Thyrow ist zu nehmen und zu halten. Das Hauptquartier bleibt in Trebbin. Haft Du's, Baptist? Gib's mir zur Unterschrift! Geh' und besorge das Papier an L'Estoca. Sag' ihm vertraulich, man solle morgen meiner nicht bedürsen. Hörft Du?"

Immer dieselbe Art! dachte Mühsal, indem er sich zurückzog. Im Ernst des Krieges wirkt die Lockung des Abenteuers eben so unwiderstehlich, als im Müßiggang des Friedens! Und während hier der Leichtsinn mit Menschenmassen spielt, glaubt man drüben das heranrassellnde Heeresungeheuer von dem seurigen Geiste des Korsen beseelt und läuft am Ende gar vor ein paar blinden Fechterstreichen davon! Komödie!

Bitterer Gedanten, böser Ahnungen voll, warf sich Mühsal auf das Lager. Er hörte noch Oudinot hinwegreiten, dann ward es still im Hause und auf der Straße. Nun siel der übermüde Mann rasch in die Arme des Schlaßs. Die Natur nahm sich ihr Recht und behauptete es, bis sie dem Körper das frische Wohlbefinden, dem Geiste die gewohnte Clasticität wiedergegeben hatte.

Aus einem Traum voll Kampfgetümmel und Waffenlärm erwachte Mühjal. Doch wollte der Traum kein Ende nehmen; die Luft war voll von sernem Kanonendonner. Die dumpsen Schläge wiederholten sich nach unregelmäßigen Pausen. Das war nicht der Phantasie muthwillig schreckliches Spiel; das war Wirklichkeit! In den Niederungen der Nuthe waren sie aneinander, die Seinen und die Fremden! Dort rang man um die drei Dörfer, die Oudinot, nach commodem Borrücken, zur Nacht beseht wissen wollte. Zur Nacht! War es nicht etwa schon so weit? Kein Lichtstrahl drang in den Raum, worin sich Mühsal besand. Daß er sehr lange geschlasen haben müßte, entnahm er aus dem Gesühle der Rüftigkeit und Unternehmungslust, das ihn jeht das duntle Gesängniß unleidlich sinden ließ. Wo war Tobias? Was war geschehen? War das französische Heer abgerückt mit Mann und Maus, und hatte ihn in den Ketten seines Wortes zurückgelassen?

Vielleicht war auch jest wieder der Kamin geschwätzig. Mühsal tastete sich hin und lauschte. Und wirklich! eine leise Unterhaltung wurde unten geführt. Mühsal erkannte daraus die Stimme des Kammerdieners und des Secretärs. Sine dritte Stimme, diejenige einer Frau, mischte sich zuweilen ein, Louison's wahrscheinlich. Bruchstücke der Reden wurden verständlich.

"Morgen, Du Närrchen? Bas dentft Du? Des Kaifers Dienft -

"Du kennst Mademoiselle nicht -"

"Rann eine Armee fich ohne Führer schlagen?"

"Bu viel Chre für die Greise der preußischen Landwehr -"

"Berlin läuft nicht davon —"

"Ungeftümer, laß mich; ich kreische!"

"Die Berliebten nebenan haben keine Ohren -"

"Morgen ift auch noch ein Tag! Ich jage Dir, der General bleibt und wir mit ihm. Amor ift ftarker als Mars —"

Die Thüre ging.

"Reitende Eftafette!"

"Ruf' ben General, Friedrich!"

"Soll ich wirklich?"

"Wie steht's, Lieutenant? Habt Ihr die alten Rester ausgeräuchert?"

"Zwei, das dritte ist geräumt, das auf Euren Part fällt. Ihr könnt morgen hineinspazieren, Bärenhäuter."

"Ihr seid allerliebst! Fegt nur den Weg nach Berlin hübsch sauber, damit die zartesten Küße der Welt ihn beschreiten können —"

"Ich wünsche gemeldet zu werden, Herr Kammerdiener!"

"Immer commode, Herr Lieutenant! Hier betreiben wir den Krieg in unsern Mußeftunden; unser Geschäft aber ist die Liebe. Richt wahr, Louison?"

Der Officier stampste auf. "Herr Secretär, ich muß dringend bitten —" Geräusch von Fußtritten hin und her; Friedrich hatte sich endlich bequemt, den General herbeizurusen.

Mühsal wußte genug; er zog sich vom Kamin zurück. Um gestrigen Abende hatte der erschöpfte Mann stumps die Kenntniß von den Acußerungen hingenommen, die ihm ein seltsamer Zusall zuwehte; jeht drängte es den Ersrischten, irgendwie einzugreisen in die binzogernde Entwickelung. Denn noch stand die Entscheidung aus. Noch immer bestand die Möglichkeit. daß man im andern Lager lassig vorgeschobene Massen für das ganze, einheitlich dirigirte heer hielt und vorsichtig zurückwich, neme strategische Stüppunkte suchend; noch immer war Zeit genug, Kunde von der Lage der Tinge diesseits binüber zu ichassen. Da mußte Tobios belien! Er war intelligent, er war verschlagen; er mußte bin zu Bülow!

Aber wo war der Kerter in der Noth? Die kostbaren Minuten vervannen ungenitzt. Schon schickte sich Mithial an. den Ausgang zu suchen, entschließen eher Alles zu wagen, als langer in dieser entseplichen Unthätigkeit zu verharren da berte er ein Geräusch an der Band. Es ichläufte etwas berein.

"Bift Du's, Tobias! Wo marft Du! Wollteft Du mich umfommen laffen?"

lleber Sand war ich, Gerr um den Gottlofen die Wege zu werfen Sie fanden Geichmask an mir und wollten mich an ihrer Spige in Berlin einziehen lassen. Ich aber entweichte ihnen, als sie der prenhilden Augeln sich zu erwehren batten. Ta bin ich wieden, in des girrenden Lowen Gable nah wie eine Kape. Es hat Bindiaden geregnet den gangen Tag. hier ist ein Geichirr mir Speise, von des Generals Tasel gemauft."

"Was ift die Zeit?"

Ge dunkelt ichen feit Connenaufgang. In einer Stunde wird's ichmarge Racht fein."

Gerrauft Du Dir, in diefer Racht den Weg jum preuhischen Cager gut finden ?"

3th faunte wohl aber mas follte ich born?

Muhial erzählte, was er geport batte Effrig redete er auf den Kleinen ein; er machte ihm deutlich was auf dem Sviel Kand und suchen wir den eindringlichsten Borren seine Baterlandeliebe zur Flamme zu fachen.

Wahrend Mithial irrad batte der Eribre! Feuer geidligen und einen Talglichtstumpf angegundet.

"Ich bange an haus und hot" begann er nun bedäckrig. "Meine Stäfte genügen grade, um des kranden Tarers Sefis vor der Kandluft der Fremden zu idügen Lasse id mich einmal von der Kriegsbroge aufnehmen wer weiß, wohin sie mit mir fährt! Morgen bleibe das hautanartier noch der. Die wällche here mit dem Slutdberd im den Tellerangen wird den General nicht vom Schöfe lassen. Ta muß is den kochen vormeen belten "

Weeder verbidte Mickel den Bederflichen unguftimmen

Sebt und an herr ortroderte Lovick "In ich em Bote für foliben Anfrage habe ich ein Gelicht wie ein Frangelium"

"Du follft ein Schreiben von mir haben -"

"Schriftliches. Derr Das raugt nicht fein meines Bares Sobn In Schrifts finde nichtelt man der Augeln die dem Tradere nicht nicht fahren fallen !

We in Bergwertung iver folde Harmkörden Kand Wicklad. Er bemeitte daß der Kleine ihn mit eigenthämlichem Slä ferftend benarrere

"Nas suchst Du an mir?" fragte er.

Ich iebe zu," entgegnete der Krüppel, "ob das Licht von oben noch nicht anfängt, Euch zu erleuchten."

"Deine Rede ift duntel, Freund," erwiderte Mühfal ungeduldig.

Tobias erhob seine Stimme etwas. "Meint 3hr," sagte er, "die Vorssehung legte den Samen zu guten Thaten in das Herz des hirten, damit er im Hunde ausgehe? Meint 3hr, wenn der Herr ein Werkzeug braucht, wähle er immer das verächtlichste, damit sein Name desto mehr verherrlicht werde?"

Du vergist," verjette Mühial bitter, "dag ich ein Gefangener bin."

"O best ungetreuen Knechtes," rief der Kleine mit glänzenden Augen, "der den sicheren Botenweg nach der Schnur hinwandelt, und läßt neben sich des geliebten Herrn beste Saaten zertreten! O des Aleinmuthigen, der den Eingang in's Paradies verichmäht, weil er draußen sein Jrdisches zurücklassen mütte!

Mubial erichrat. "Ich fange an zu verfteben," fagte er tonlos.

Bor ihm wuchs der Krüppel empor. "Gestern wurdet Ihr ausgesandt, um mit Sägemehl die heranbrausende Fluth abzudämmen. Ihr gingt wie der Pseil gebt, der von der Sehne geschnellt wird. Geweihte Opser wart Ihr allesammt. Ihr wart gezeichnet wie die Lämmer, die der Mehger zum Schlachthause treibt. Versallen war Euer Leben wie der Halm, über den das Feuer streicht. Glaubt Ihr, dies Leben wäre Euch geschenkt, daß Ihr weiter damit wirthschaftet wie mit einem Cavital von Psennigen? Wie kommt Ihr dazu, den blechernen Schild der Ebre zwischen Euch und das Laterland zu halten? Wie? Kennt Ihr nur den Geboriam gegen des sichtbaren Feldherrn Gebot, und hört nicht das Commandowort des unsichtbaren Herrschers, in dessen Dienst auch Jener steht?"

Grichüttert wandte sich Mühial von dem verwachsenen Bauersichn, über den der Geist gekommen zu sein ichien. Er warf sich auf die Stren nieder und neigte das Antlig über die gesalteten Hände. Lange rang er in Schmerzen. Was Jener aus der Tiefe seiner eigenen Seele heraus von ihm gesordert hatte, war der Tod. Nicht konnte er die Ehre von sich lösen und das Leben behalten. Und alle Hössungen auf irdische Glückseligkeit, die in ihm schlummerten, wachten erichreckt auf und suchten ihn zurückzulchmeicheln auf den sicheren Botenweg, von dem Todias geredet hatte. Er brauchte nichts zu wissen, nichts gehört zu haben. Das Verhängniß konnte seinen Gang gehen und Niemand durfte ihm sagen, er habe es wenden können. Niemand als er selbst. Denn in ihm lebte ein gewaltiger Richter, gegen dessen Spruch der Menschen llrtheil nur ein ohn-mächtiger Hauch ist; der kategorische Imperativ.

C über die Ketten, die den aufichwebenden Geist am Staube halten! Das Bild der Braut, die zu besitzen Mühsal erwarten durste, sobald der Friede ihn unter den Lebenden vorsand, erschien ihm, mit allen Reizen geschmückt, welche ihm die Reizung des Liebhabers verleihen konnte. Und doch lebte unter den wonnigen Jügen dieses Lildes ein Anderes, Bessers, in dessen Erkenntniß eigentlich Mühsal's Liebe zu diesem Mädchen wurzelte Allmälig überstrahlte der hobe Sinn und Geist Henriettens die verwirrende äußere Ericheinung, und die Ketten sielen von dem Zaudernden ab. Sie selbst, die Theure, hatte sie gelöst.

Sie felbst, Henriette, reichte ihm die Krone des Märthrers; als funkelnde Diamanten lagen ihre Thränen darauf.

Mühsal erhob sich. "Ich bin bereit, Tobias," sagte er. "Willst Du mir ben Weg weisen?"

Der Krüppel neigte fich auf das Gewand Muhfal's und fußte es.

"Wir wollen davon," erwiderte er, "sobald die letzte Drohne in die Zelle geschlüpft ift. Weit im Bogen liegt unser Pfad, und die Sterne leuchten uns nicht."

Tobias holte ein Bündel Kleider herbei. "Lagt die Uniform hier zurud," rieth er.

"Nimm sie hin," entgegnete Mühsal. "Sie gebührt mir nicht mehr. Als mein eigener Scherge entkleibe ich mich aller Insignien meiner Würde. Außers halb des geltenden Gesetzes stehe ich fortan; möge das höhere Gesetz, dem ich mich unterworsen habe, mein Stecken und Stab sein!"

III.

Dunkel und regnerisch war die Augustnacht. Ueber durchweichte Wege, stundenlang, führte Tobias den Verräther an seiner Ehre. Endlich hielt er an, als schon eine fahle Dämmerung die traurig feuchte Luft zu erhellen begann.

"Der Feind ist hinter uns," sagte er, "der Weg ist frei. Seht Ihr die blinkenden Lichter vor Euch? Das ist Großbeeren. Ihr bedürst jetzt meiner nicht mehr. Lebt wohl! Der Herr geleite Euch ferner!"

Er drückte Mühfal die Hand, fuhr sich über die Augen, wandte sich und verlor sich bald in einer Nebelschicht, die in einer Mulde der Niederung hing.

Borwarts marich! commandirte sich Mühfal und bewegte fich weiter auf der öben Straße wie ein Nachtvogel, der mit regenschweren Flügeln langfam über den Boden hinhuscht. Es war mittlerweile Morgen geworden; Landleute hätten auf den Weldern erscheinen muffen. Uber das Rriegswetter hielt die Mengftlichen in den Säufern. Auch in dem Dorfe, das Mühfal nach einer Stunde erreichte, schlichen wenige Bewohner verschüchtert und gedrückt durch die Straffen, als ob fie das fommende Unwetter bereits in den Gliedern fpurten. Man ftaunte in bloder Berwunderung den schmutzigen Bauersmann an, der sich in vornehmer Sprache nach dem Hauptquartier Bulow's erkundigte, und der es jo eilig zu haben schien. Was wußten die Leute von dem Hauptquartier Billow's? Die Sorge hatte ihnen keine Zeit gelaffen, neugierig zu fein. Rach vielfachen Fragen Mühfal's rudte ein halberwachsener Knabe mit der Nachricht heraus, die Preugen ftanden in Beinersdorf. Und weiter nach Beinersdorf pilgerte der Wanderer, gleichgültig gegen Regen und Wind, unachtsam der jagenden Wolken, gespannt ausschauend, ob nicht endlich eine Streifwache, ein Poften vor ihm ericheine, immer fürchtend, die fcmarzweißen Fahnen feien über Nacht zurudgewichen.

Aber nein! Da waren Landwehrmüßen mit dem Kreuz des heiligen Krieges über der nächsten Hecke sichtbar. Mühsal war auf dem richtigen Wege. Die Menge der Soldaten wuchs; um Heinersdorf dehnte sich das Lager. Als Mühsal, im Orte angekommen, die Gesichter musterte, Jemand suchend, der ihn willig

zu bem Beschlähaber führen möge, schritt Major Reiche vorüber. Rasch trat er zu bem ihm wohlbekannten Mann. "Um Gotteswillen, Major, führen Sie mich rasch zum Generallieutenant!" rebete er ihn an.

Reiche's Augen blitzten zornig den Bauer an, der in solch samiliärer Weise ihn anzusprechen wagte. Schon hatte er ein grobes Wort der Zurückweisung auf der Zunge, als er Mühsal's Züge erkannte. Ein Ausrus der lleberraschung entsuhr ihm; mit energischem Griff packte er den Verkleideten am Handgelenk und zog ihn mit sich. Wie im Wirbel ging es an gassenden Soldaten vorbei, die Straße hinauf in ein Haus mit breiter Front hinein. Dort, in halbdunkslem Gange, bedeutete Reiche den vermummten Kameraden, einen Augenblick zu verweilen und eilte in den hintern Theil des Hauses. Mühsal drückte sich an die Wand und stand unbeweglich mit pochendem Herzen. Die Stunde der Entsicheidung war da. Noch eine kurze Frist, und er wußte, ob er umsonst seine Ehre geopfert hatte.

Reiche erschien wieder und winkte ihm. Wenige Schritte und er stand vor Bulow.

"Bebeutsames müssen Sie uns zu sagen haben," redete ihn dieser an. "Wenn die Gräber sich aufthun und Gefallene in seltsamer Verkleidung unter die Lebendigen senden, so kann es nichts Geringes sein, was sich offenbaren will. Sprechen Sie, Hauptmann! Daß Reiche bleibt, werden Sie geskatten!"

Mühfal erzählte. Kurz erwähnte er seiner Erlebnisse in Trebbin, bis er sich vor dem Kamin besand, der ihm die Geheimnisse der seindlichen Heeresleitung ausplauderte. Dann gab er eine llebersicht der heranziehenden Streitkräste, schilderte ihre Bertheilung und wies die den einzelnen Corps gegebene Richtung auf. Er kam auf Dudinot's galantes Abenteuer und die daraus entstandene Berzögerung der Operationen. Berschoben und ohne Zusammenhang waren die Colonnen, diesenige Oudinot's weit zurückgeblieben, mit lässiger Bequemlichkeit sich nähernd. In einem Theile war das ganze Heer zu schlagen.

Während Mühfal sprach, hatte Reiche mit gewandter Hand die Situation stizzirt, wie sie sich nach Jenes Mittheilungen darstellte. Schweigend breitete er die Zeichnung vor Bülow aus. Die Gedanken beider Männer begegneten

fich in einem langen, ernften Blick.

"Und wenn ber Schwebe vor Aerger platte!" fagte Reiche. Bulow nickte; ein Lächeln flog über feine ernften Büge.

"Ich danke Ihnen, Hauptmann," wandte er sich an Mühsal und setzte zögernd hinzu: "Wenn mir nur klar wäre, was ich mit Ihnen beginnen soll! Sie haben sich sozusagen in die Lüfte geworfen, und es will mir scheinen, als ob Sie nirgendwo mit heilen Gliedern auf die Erde kommen werden!"

"Sie ließen mich vorhin," entgegnete Mühsal, "dem Grabe entstiegen sein. Ich entnehme daraus, daß ich als bei Trebbin gesallen rapportirt worden bin-Sei es so. Der Tobte wird Niemandem weiter erscheinen als Ihnen."

Durchdringend sah Bülow ihn an. "Ich fürchte, ich verftehe Sie nur zu

gut," fagte er.

"Der Hauptmann, den Sie kannten, General," fuhr Mühfal fort, "sei geftorben. "Kein preußischer Officier braucht sein Ehrenwort gebrochen zu haben.

Ich wußte, was ich that, als ich den Weg einschlug, der hierher führt. Die Last der Untreue trage ich, ich allein. Richt lange mehr. Auf den höheren Richter baue ich, dem ich mich nahe; er wird sie von mir nehmen!"

"Sie denken groß!" rief Bulow lebhaft aus. "Wahrlich, ich gabe viel

barum, wenn Sie weniger groß benten burften!"

"Sie haben mein Urtheil gesprochen, General!" erwiderte Mühsal. "Ich kann abtreten, um es auszuführen. Heute Abend, wenn die theuern Fahnen fiegreich wehen, werden viele Leichen auf den Feldern verstreut liegen; die Todtengräber werden diejenige des armen Bäuerleins, welche darunter gerathen ift, nicht aussondern."

"Richt so!" bat Bülow. "Was die innere Stimme Sie thun heißt, wird Ihr Schicksal sein. Ich weiß es. Aber nicht sogleich, nicht heute. Um meinetwillen. Ich möchte nicht an den Kameraden denken müssen, der in den Bahnen unserer Kugeln irrt. Nicht möchte ich Ihren Schatten unseren avancirenden Kahnen voranschweben seben."

"Was foll ich thun?" fragte Mühfal unentschloffen.

"Bir verwandeln Sie in den Bauer, den Sie vorzüglich vorstellen, und senden Sie als Maroden mit dem nächsten Transport Verwundeter nach Berlin. Es sind aus dem gestrigen Gesecht noch einige Sendungen rückständig. Morgen, mit Sonnenaufgang sollen Sie frei sein."

"Ich muß mich Ihnen wohl fügen," erwiderte Mühfal.

"So schreiben Sie einen Paß, Reiche," sagte Bulow, "für den Landmann Hans Mühsal, und lassen Sie Thomas das Weitere besorgen."

Alls Reiche das Papier dem Wartenden überreichte, fagte er: "Möge Ihnen, Kamerad, der wunderliche Name, womit der General Sie soeben getauft hat, noch einmal geläufig werden! Leben Sie wohl!"

Mühfal blickte den Major befremdet an.

"Gottes Wille geschehe!" sagte Bülow ernst, umarmte den überraschten Mühsal und führte ihn sanst zur Thüre. Mühsal fühlte seine Kraft weichen; Reiche sprang herzu und übergab den Erschöpften einer rasch herbeigerusenen Ordonnanz.

In dem Cabinet Bülow's aber begann unverzüglich die Arbeit, welche nach wenigen Stunden die kampffreudigen Bataillone des preußischen Theils der Nordarmee an den Feind führte. —

Ein Transport von Verwundeten auf allerlei requirirtem Fahrgeschirr, durch Pferde bewegt, die den Bauern ohne Wahl aus den Ställen gezogen sind, konnte naturgemäß nur langsam vorwärts. Run kam noch den Wagen, auf deren einem Mühsal Platz gesunden hatte, von Berlin her auf den verschiedenartigsten Gestährten eine Menge neugierigen, ungeduldigen, sorgenden Volkes entgegen, mit Speise und Trank für die Landeskinder im Felde reichlich ausgerüftet, mitleidigen, leichtbeweglichen Herzens. Da war kein Ende des Schauens, des Ausfragens, des Andietens von Erquickungen. Mühsal hatte sich in's Stroh gedrückt und hatte seine liebe Noth, der Beachtung der gutmüthigen, fragseligen Leute zu entgehen.

Es war eine lange, peinliche Fahrt. Als der Zug Berlin erreichte, dunkelte

es bereits. Die Kanonen von Großbeeren hatten längst ihre Arbeit eingestellt. Die Schlacht war geschlagen, jene ingrimmige Schlacht, worin die Landwehr sich ein seines Zeugniß mit Flintenkolben auf die Schädel der Feinde schrieb. Noch kannte man in Berlin den Ausgang der Schlacht nicht; eine Bolksmenge, hoffsnungsvoll erregt, trieb sich auf den Straßen umher. Auf's Neue wurden die hereinkommenden Berwundeten Gegenstand wohlwollender Belästigungen. Mühsfal's Ungeduld stieg dabei auf's Höchste; er nahm seine Gelegenheit wahr, ließ sich vom Wagen gleiten und verlor sich rasch im Gewoge der Menschen.

Während der langen Fahrt hatte Mühfal sich nicht enthalten können, der Beziehungen zu gedenken, die er zu Lebenden unterhielt. Wie es sich für einen Sterbenden geziemt, hätte er dieselben gerne ordentlich abgeschlossen. Nicht daß seine irdische Habe groß gewesen wäre. Eigentlich bezahlte der König vollauf seine geringen Bedürsnisse. Aus den kleinen Einkünsten, die ihm sein Vermögen zubrachte, bestritt er die Kosten, die ihm einige wissenschaftliche Liebhabereien verursachten. Wer diese Einkünste nach ihm beziehen werde, war ihm gleichsgültig gewesen. Wohl hatte er, als er in's Feld zog, an die naheliegende Mögslichteit gedacht, daß er nicht zurücksehren könnte. Aber er hatte sich leicht bei dem Gedanken beruhigt, daß für seine Habseligkeiten sich der richtige Erbe schon sinden werde. Nun ward er doch inne, daß diese Gleichgültigkeit aus dem unsbewußten Glauben an die Erhaltung seines Lebens entsprungen war; denn die Verfügung über seine Hinterlassenschaft wurde ihm jetzt zu einer wichtigen Angelegenheit.

Nahe Verwandte hatte Mühsal nicht und mit keinem der entsernteren Verwandten stand er in naher Beziehung. Aber er hatte von den verstorbenen Eltern einen alten Diener übernommen, der dem jungen Herrn in aufrichtiger Liebe zugethan war. Albert war Mühsal's Mann für Ales; sogar die Liebehaberei für botanische Studien theilte er mit ihm. Diesem treuen Gehülsen hätte Mühsal seine Keines Vermögen zuwenden müssen. Vittere Vorwürse machte er sich nun über seinen Mangel an Voraussicht und er fragte sich, ob es nicht noch möglich sei, das Versäumte nachzuholen. Seine Wohnung war nahe, der Alte wahrscheinlich, wie sast Jedermann, auf der Straße. Wenn er einen raschen Vesuch in seinen Zimmern machte, dort seine Werthpapiere zusammenrasste, eine Schenkungsurkunde beistügte, und Alles, unter der Adresse des Dieners eingesiegelt, wieder in seinen Schreibtisch verschloß? Würde nicht solche letztwillige Versfügung, troß der mangelhaften Form, von den Erben respectirt werden?

In der eigenthümlichen Lage, worin sich Mühsal besand, wo er, der als todt gelten mußte, dennoch als Lebender zu spuken genöthigt worden war, schien ihm schließlich dieser abenteuerliche Plan leicht aussührbar, und er schlug den Weg zu seiner Wohnung ein. Im schlimmsten Falle, meinte er, werde ihn seine Verkleidung vor dem Erkanntwerden schüßen. Sin Officier in Civil geht schon saft incognito umher; der Officier in Bauerkleidern ist ganz unkenntlich. Außer-

dem werde ihm die herrschende Aufregung zu ftatten kommen.

Inzwischen war die Kunde von dem Siege Bulow's bei Großbeeren in die Hauptstadt gelangt. Wie fie gekommen war, wußte Niemand. Dennoch rief fie der Eine dem Andern zu; von den Plätzen und großen Straßen flog sie in die

Gaffen; die entlegenften, armlichften Saufer horten bavon. Riefengroß war bie Thatsache in der lakonischen Form, worin fie von Mund zu Mund ging: fie batte fofort ein Braufen des Jubels aus den furchtentlafteten Bergen in die Lufte reifen muffen. Aber grade bas Erfreulichste wird von der gagenden Seele mit bangem Zweifel aufgenommen. Wie die Mutter fich an dem Anblicke des todtgeglaubten Sohnes nicht genügen läßt, sondern erft die Berson des geliebten Kindes betaften muß, ehe fie magt ju glauben und ihrer Freude freien Lauf zu laffen, fo war auch die Menge mit der Botschaft allein nicht zufrieden; fie mußte benjenigen feben, der fie gebracht hatte, und erft als der officielle Bote einige Strafen willfährig hinabgeritten war, wich der Alp des Zweifels völlig aus den Gemüthern und Jubelgeschrei erfüllte die Luft.

Nicht der Lette, deffen Hurrah erscholl, war Mühfal. In hundertfacher Stärke hatte er die Qualen der llebrigen erlitten. Auch er glaubte endlich, und die Thränen fturzten ihm aus den Augen. Gott sei gelobt und gepriesen! Er hatte fich doch nicht umfonft geopfert! Leicht ward ihm um's Berg. Nun wurde auch das lette Geschäft, welches ihm noch oblag, glücklich von statten geben. Und wirklich! Unbehelligt gelangte er in die kleine Reihe feiner Zimmer. Alles war am gewöhnlichen Plate, sogar Licht und Feuerzeug. Rasch setzte er sich an den Schreibtisch, um das Nöthige zu erledigen. Er bemerkte nicht, während er haftig schrieb, daß die Flamme des Lichtes sein Profil in sauberem Schattenriß auf den nahen Fenstervorhang zeichnete.

Albert, der Diener, hatte gegen Abend das haus verlaffen, um Nachrichten über den Berlauf der Schlacht einzuziehen, in welcher er auch seinen Herrn engagirt glauben mußte. Als er von dem glücklichen Ausgang überzeugt war, hatte er sich zu Mühsal's Braut begeben, um ihr, der Batriotin, die Nachricht mitzutheilen. henriette, in der hoffnung, durch irgend einen Zufall etwas über bas Schickfal ihres Berlobten zu erfahren, bat den Alten, fie in die Straßen zu begleiten und es traf fich, daß die Beiden an der Wohnung Mühfal's vorüber= tamen, während derfelbe dort anwesend war.

Wie erschrak Henriette, als sie in dem auf dem Vorhange hin und her schwankenden Schattenbilde die Züge ihres Verlobten erkannte! Sie faßte Albert bei der Schulter und wies sprachlos hinauf. Dem alten Diener begannen die Rnie zu schlottern, als er fah, was er für einen Sput halten mußte. Raum fand er die Rraft, Benriette zu folgen, als biefe die Treppen erftieg. Und felbft Senriette, obgleich von Natur beherzt und frei von den abergläubischen Neigungen ber Zeit, mußte fich zusammen nehmen, ehe fie den Muth gewann, die hand auf die Klinke von Mühfal's Wohnzimmer zu legen. Denn wenn fie gleich gewiß war, daß fie darin ein Wesen von Meisch und Blut antreffen werde, so tonnte doch der Grund von Muhfal's Unwesenheit an diesem Orte, zu dieser Beit, nur ein außerordentlicher sein, und nur felten, so hatte sie genugsam erfahren, ift das Außerordentliche zugleich das Gute.

Mit einem Schrei fuhr Mühfal auf, als er ploglich in der geöffneten Thur Benriette erscheinen fah. 213 ob fie eine schreckliche Erscheinung sei, ein entsetzliches Gefpenft, ftredte er ihr, wie in Abmehr, beide Sande entgegen. Dann schwantte er zurud auf ben Stuhl wie betäubt und das Haupt sank ihm auf die Bruft.

Henriette, tief bestürzt, hemmte den raschen Schritt, womit sie eingetreten war. Die seltsame Berkleidung Mühsal's, sein verstörtes Aussehen, sein ängstelicher Blick erzeugten im Nu in ihr eine fürchterliche Vermuthung. Sie zog die Thür hinter sich zu, wollte reden und konnte nicht. Das Herz bebte ihr, die Nehle war ihr wie zugeschnürt. So vergingen einige unendlich lange Secunden.

Endlich fand Henriette die Stimme wieder.

"Heinrich," fagte fie, "bift Du hier im Dienfte des Königs?"

Dhne aufzuschauen, schüttelte Mühfal den Ropf.

"Nicht?" schrie Henriette auf. "Unmöglich! Ich muß es hören von Dir, eh' ich's glaube! Sprich, Heinrich, um Gotteswillen! Du wärest — Du bist —" "Nicht mehr im Dienste des Königs," sagte Mühsal tonlos.

"Ein Deserteur!" Henriette griff zur Wand, um sich zu halten. "Du! Unerhört, unmöglich! Sag' es noch einmal, sag' es selbst, das widerwärtige Wort, damit ich es sasse, das unsägliche Elend, das über Dich und mich hereingebrochen ist! Nein, sag' es nicht. Ich kann's nicht hören. Es ist etwas in mir, das mich zwingen würde, Dich Lügen zu strasen, Dich selbst! Es ist nicht, es kann nicht sein!"

Muhfal entgegnete nicht. Ohne aufzusehen wintte er Henrietten, sich zu entfernen.

"Ich soll gehen?" erwiderte Henriette. "Kein Wort der Erklärung haft Du für mich? Du haft Recht. Es gibt Handlungen, deren Häßlichkeit durch jede Erklärung wächst. Aber ich begreife nicht, wie Du Dich noch hierher hast schleichen mögen, hierher, zu einer Zeit, wo das Herz Berlins im Siegesjubel aufjauchzt! Unseliger, kannst Du das Brausen der erregten Menge hören, ohne vor Scham zu vergehen? Empfindest Du nicht, Unglücklicher, daß jenes Volk da draußen nicht mehr Dein Volk ist, daß seine Freude Deine Schmach ist? Vor dem triumphirenden Schritte des Sieges von Großbeeren hast Du Dich seige zur Flucht gewandt, Du, ein preußischer Hauptmann, Du, mein Bräutigam! Nein, es ist unsaßdax, es ist ein abscheulicher Traum! Sage mir, Heinrich, daß ich träume! Ruse mich an, daß ich zu mir komme!"

"Laß ab von mir!" stöhnte Mühsal. "Du weißt nicht, wie Du mich marterst! Geh' Deines Wegs und Gott sei mit Dir! Mich wirst Du nicht wiedersehen!"

"Ich soll meines Weges gehen! Meines Weges! Wenn ich nur wüßte, wo bieser Weg ist! Meine Gedanken verwirren sich, wenn ich an diesen Weg denke. Er muß an einen Ort führen, wohin die Kunde nicht dringt, die unbegreisliche Kunde, daß mein Bräutigam die Fahne seines Königs verlassen hat zu einer Zeit, wo Knaben und Greise weinen, weil sie ihr nicht solgen können! Er muß an einen Ort führen, wo die Menschen kein Vaterland haben, wo sie nichts lieben als das eigne elende Leben, wo jeder Held ein Narr ist, und jede große That eine Lächerlichkeit! O, Heinrich! Wärst Du doch gefallen, mit der Todeswunde in der stolzen Brust! Den Todten zu beklagen wäre mein heiliges Recht gewesen;

wie ein köftliches Gut hatte ich meinen Schmerz getragen; aber wie foll ich bes Lebenben hinfort gebenken?"

Gin mitleidiger Blick Mühfal's ftahl fich zu henriette hinüber.

"Armes Mädchen!" sagte er. "Barum wolltest Du sliehen? Ich bin gesfallen, gefallen im Dienst des Königs. In einem Dorse jenseits Großbeeren, in einem Dorse, Namens Trebbin, hat mein Leben geendet. Dort an der Kirchhofssmauer erlegte mich der Feind. Daß ich hier sitze, ist eine Täuschung. Du zweiselst? Du siehst mich an, als sei ich wahnsinnig? Geh' hin, und warte auf die Listen; Du wirst es lesen; Tausende werden es mit Dir lesen; Niemand wird Dir die Thränen und das schwarze Gewand der Wittwe verkümmern!"

"Es ahnt mir," erwiderte Henriette, "Du haft einen ungeheuren Betrug verübt; mit einer unerhörten Lüge maskirst Du Deinen schimpflichen Abgang. Und mir muthest Du zu, an diesem frevelhaften Spiele Theil zu nehmen? Wider mein bessers Wissen soll ich mit der schmählich angeführten Nation den großen Todten beklagen, der vielleicht unterdessen mit rasch gefundenen Kumpanen das Kingen seines Baterlandes als eine erbärmliche Farce verlacht, in der nur Narren Gut und Blut opfern? O, Pfui!"

Mühsal sprang auf. "Mädchen, hüte Deine Zunge!" rief er. "So verächtlich bin ich mir selbst noch lange nicht, daß ich mich schon von den kleinsten Kläffern hetzen ließe! So ohnmächtig liege ich noch lange nicht am Boden, daß ich mir jeden Fußtritt gefallen lassen müßte!"

Henriette sah ihn groß und verwundert an.

"Du hast über mir zu Gericht gesessen," suhr Mühsal fort. "Dein Spruch ist gefällt, der Sünder ist verdammt. Nun tritt ab und laß den Armen unbehelligt sterben. Mich noch der Tortur zu unterwersen, ziemt Deiner hohen Tugend nicht!"

Wie ein gereizter, grollender Löwe sprach Mühsal. Unsicher heftete Henriette den Blick auf den räthselhaften Mann. Wie Wetterleuchten fuhr eine neue Erkenntnik vor ihr auf.

Langsam, zögernd, trat sie ihm einige Schritte näher. "Du verbirgst mir etwas, Heinrich," sagte sie. "Ein gefallener Geist sprüht nicht solche Funken!"

"Ein Weib, das liebt, glaubt gegen das Zeugniß ihrer eigenen Sinne!" Nun jubelte Henriette auf. "Heinrich, Du bift nicht schuldig," rief sie.

"Schwankendes Rohr!" erwiderte Mithfal bitter. "Ich bin's und bin es auch nicht. Ich that Schimpsliches. Meine Ehre ift dahin. Aber beim ewigen Gotte! wenn ich zehn fleckenlose Wappenschilder gehabt hätte, ich hätte sie mir alle in Stücke schlagen lassen, eins nach dem andern, ehe ich nicht gethan hätte, was ich gethan habe!"

"Noch verstehe ich Dich nicht," versetzte Henriette. "Aber ich ahne, daß ich Dich bewundern und — beweinen muß!"

Sie ließ sich auf einen Schemel zu Mühsal's Füßen nieder, schmiegte sich an seine Kniee und sah fragend und bittend zu ihm auf.

"Faft warst Du mir lieber in Deinem Zorn, Mädchen," sagte Mühsal, "als Du mir jeht in Deiner Sanstmuth bist. Ich wollte, Du wärest davongegangen in Deinem grausamen Irrthum!"

"Nicht doch, Heinrich; laß mich. Ich bin ftark. Haft Du das Rechte ge-

than, jo tann ich die Folgen mit Dir tragen."

"Das ist eben Dein Jrrthum, Jettchen. Siehst Du, Kind, Du taugst nicht mehr in meine Gesellschaft. Ich sagte Dir ja doch, ich sei ehrlos. Und nun, da Du mich wieder kennst, weißt Du auch, daß ich nicht derzenige bin, der ein ehrlose Leben stumpssinnig weiter schleppt. Blicke mich nicht so entsetzt an! Ich bin nur ein Todter, der ein Grab sucht. Die Strahlen aus Deinen Augen wärmen mich nicht mehr, Deine Hand saßt auf Gis, Deine Lippen suchen Bertwesung! O Mädchen, warum muß uns auch dieser Abschied noch auserlegt werden!"

"Kein Abschied, Heinrich!" rief Henriette leidenschaftlich. "Laß mich mit

Dir gehen! Es ftirbt fich leichter zu zweien!"

"Armes Kind, Du fieberft!" erwiderte Mühsal traurig und strich ihr saust über das dunkle Haar. "Was sicht die Rose an, daß sie der Eiche folgen will, die der Sturm in die Tiese wirbelt?"

Schweigend wandte Henriette das Antlitz nach oben. In den schönen Zügen Leuchtete es auf wie eine Offenbarung. "Glaubst Du nicht, Heinrich," sagte sie Leise, "daß ein Engel mich zu dieser Stunde hierhergeführt hat?"

"Schwärmerin!"

"Du lieber, düfterer Mann haft den Blick zu Boden gesenkt, Du siehst nur den einzigen Weg, den Du gewählt hast. Gebunden sind Deine Gedanken, starr ist Dein Sinn. Willst Du Dir die schweren Lider von mir heben lassen? Darf ich Dir einen anderen Weg zeigen? Soll ich versuchen, Dir Sinn und Gedanken zu lösen?"

"Bersuch' es immerhin, ich wehre Dir nicht. Wohl konnte ich denken, daß mir dieser Bersuch nicht erspart werden würde."

"Nur der Stolz sucht den Tod, die Demuth wählt das Leben."

"Ein bitteres Wort, Madchen!"

"Der Stolz," fuhr Henriette unbeirrt fort, "flieht vor dem Schreckbild der Schmach in die Vernichtung des eignen Selbst; die Demuth nimmt das Kreuz der Schande auf sich und trägt es geduldig, bis es mit dem erlöschenden Leben in eine Glorie schwindet. Vor den Menschen haft Du gesündigt, nicht vor dem höheren Richter, der unsere Thaten mit richtigem Gewichte wägt. Harre aus, bis Er Dich zur Rechenschaft vor sich sordert!"

"Es ift wahr," sagte Mühsal tonlos. "Stolz, nichts als Stolz!"

"Hat die Erde nicht ftille Thäler genug, worin wir verschwinden können?"
— Henriette erhob sich. "Laß uns sliehen, ehe der Morgen graut! Laß uns ausscheiden aus dem Getümmel, das uns ärgert und in seliger Verschollenheit unser Tage abspinnen!"

Sie stand mit leuchtenden Augen vor Mühfal. Er betrachtete sie lange, dann schüttelte er wehmüthig das Haupt und sagte: "Bersührerisch schwinisch sieser Plan; süßer wie Sirenensang ist diese Lockung! Wenn nur die Erinnerung nicht wäre, wenn nur das Gewissen schweigen wollte oder sich eine neue Mclodie einlernen lassen! — Siehst Du, Jettchen," suhr er nach einer Pause fort, "mit Deiner Rede vom Stolz hast Du mich soeben schwer getroffen. Zu, ja, Du

hattest Recht: gebunden waren meine Gebanken. Sorgsam glaubte ich alle Pflichten gegeneinander abgewogen zu haben und hatte doch die höchste verzgessen: die Pflicht, zu leben. Sei es denn. Hans Mühsal, der Neugeborene von gestern, der Bauer von Nirgendher, nimmt sein Kreuz auf sich und wandert. Aber allein muß er wandern, hörst Du, Henriette? Denn er mag sich nennen wie er will und weilen wo er will, er ist und bleibt doch eine ehrlose Creatur und es schickt sich nicht sür ihn, Bande zu knüpsen wie Andere, die alle Qualiztäten eines Menschen haben."

"Du allein wandern, armer Hans Mühfal?" versetzte Henriette. "Was würde wohl aus Dir werden? Der armseligste Mensch, der auf den Bettel des Erwerds ausgeht, ist doch mit Flügeln der Hoffnung ausgerüstet. Was hättest Du wohl, um Dich über Kummer und Elend hinwegzutragen?"

"Das Gefühl der Pflicht," antwortete Mühfal ernft.

"Harter, unbeugsamer Mann!" sagte Henriette. "Willst Du denn nichts von der Gnade wissen? Ist nicht alles Gute, was wir genießen, ein Geschenk von oben, und der eine Empfänger so unwürdig wie der andere? Was bin ich anders, mit Allem was ich habe, als ein solches Geschenk der Gnade an Dich?"

"Diese Wendung ist Deiner würdig, Mädchen," erwiderte Mühsal. "Aber ich würde mich verachten müssen, wenn ich dieses Geschenk annähme. Ich Dich zum Weibe nehmen? Ich die Hände ausstrecken nach dem Köstlichsten, was mir die Erde bieten kann? Als ob ich nur den Namen gewechselt hätte, wie eine Figur in der Komödie! Als ob die ungeheure Schuld, die ich trage, nur ein Federchen wäre, das ein Hauch, ein Gedanke nur in die Lüste bläst: Nimmer=mehr!"

"Du verschmähft mich, Du drängst mich von Dir. Ich verstehe Dich. Selbst die Seligkeit wäre mit dem Preise der Selbstachtung zu theuer bezahlt. Doch, mein Lieber, wenn Du Deine Schritte mit Deiner Pflicht deckst, so darf ich mich wohl unter den Schutz der meinigen stellen. Ich darf Dich nicht verlassen. Das wäre eine niedrige, kleinmüthige, unechte Liebe, die nur Alles begehrt voer nichts."

"Was sinnst Du, Henriette? Mit welch' neuer Verführung willft Du den armen Hans Mühsal bethören?"

"Aus ungewöhnlichen Verhältnissen kann sich nur Ungewöhnliches entwickeln," antwortete Henriette und blickte mit dem Ausdrucke unbeugsamen Billens dem Gefährten voll in's Antlig. "Dein Weib soll ich nicht, kann ich nicht werden. Aber keine Sahung, die vor Gott Bestand hat, verbietet mir, Dein Schicksal zu theilen. Vergessen sei fortan die Gestalt, die ich trage, vergessen von mir, von Dir! Ich bin nur Geist wie Du. Ich bin Dein Kamerad, Dein Freund. Und Freunde, Heinrich, theilen Alles miteinander; hörst Du, Heinrich, Alles! Wenn dem einen daszenige gebricht, was der Andere in Fülle besitzt, so nimmt er davon, wie von seinem Eigenthum. Eine Freundschaft, so hoch wie sie uns Beiden gemäß ist, kennt nicht die kleinliche Schranke von Mein und Dein, woran untergeordnete Naturen ängstlich verharren."

So feltsam kühn war dieser Entschluß bes hochherzigen Mädchens, daß Mühfal ihn zuerst gar nicht zu fassen vermochte. Und als er ihn endlich in

Großbeeren.

seiner ganzen Tragweite begriff, da war es wieder der alte Stolz, der sich das gegen auslehnte, daß er einem Weibe Alles zu danken haben sollte, einem Weibe, daß, v Wunder! nichts dasür begehrte, als reine, geschlechtlose Freundschaft! Es folgte noch ein langes, hartes Ringen zwischen ihm und ihr; aber wer den Sieg erstreiten würde, konnte nicht zweiselhaft sein.

Draußen im Borzimmer hatte der alte Diener einen Imbiß bereit gestellt, und wartete auf die Klingel, die ihn rusen würde. Aber kein Zeichen kam, daß man seiner Dienste bedurfte. Unaushörlich schwirrte durch die geschlossene Thüre das Summen von Kede und Gegenrede an des Alten Ohr, wie zwei Melodien, welche die Vereinigung nicht finden konnten. Die Nacht rückte vor; ruhig war's auf den Straßen geworden; die Schwingungen des Enthusiasmus hatten in den Herzen der Menge ausgezittert. Schläfrig wurde Albert und wieder wach, und noch immer begehrte seiner niemand.

Endlich, als es schon anfing zu bämmern, trat das Paar Hand in Hand heraus. Befremdet ruhte der Blick des Dieners auf der Verkleidung des Herrn, wie fragend suchte er das Auge Henriette's. Da sah er auf der rechten Schläfe des Fräuleins inmitten des reichen dunkeln Haars eine fingerbreite Strähne in silbernem Grau schimmern. Henriette bemerkte das Staunen des Alten, sie trat zum Spiegel und erblickte die Wunde, die der Kampf dieser Nacht ihrer Jugend geschlagen hatte. Lächelnd wies sie darauf hin. "Siehst Du, mein Freund," sagte sie zu Mühsal, "wie auch ich schon ansange, ein neuer Mensch zu werden?"

Mühfal wollte die weiße Stelle kuffen, aber Henriette wehrte ihm. "Du vergißt, wer ich bin," sagte fie bedeutungsvoll.

"Ich werde es nie wieder vergeffen," erwiderte Mühfal.

Run galt es, den gesaßten Entschluß in die That umzusehen. Unaushörlich reisten die Boten vom nahen Heere ab und zu; Verwundete wurden eingeliesert, einige Officiere kamen zu flüchtigem Besuch. Wahrscheinlich war in
diesem Augenblicke schon die Nachricht von Mühfal's Tod in der Stadt vom
Hauptquartiere aus gestissentlich verbreitet. Es war die höchste Zeit, daß er
sich entsernte. Albert ersuhr einen Theil des Geheimnisses; er wurde angewiesen
zu bleiben, dis über den Nachlaß des Herrn in aller Form versügt worden
war. Inzwischen würde auch Henriette ihre Angelegenheiten geordnet haben,
und der alte Diener sollte sie dann zu Mühsal begleiten, dessen Geschäft es sein
mußte, ein passendes Aspl sür sich und den erwarteten Freund und Lebensegesährten zu ermitteln.

Ein kurzer Abschied und Hans Mühfal ging, und verließ Berlin für immer. Er wandte seine Schritte nach Often. Als die Sonne vor ihm aufging und die aufschwebenden Wolken in rothem Lichte erstrahlten, ward ihm wundersam zu Muth. Es war dasselbe Schauspiel, das er während seines Soldatenlebens so häufig gesehen. Heute aber traf es ihn als einen Anderen. Fast alle Fäden, die ihn mit den weltlichen Angelegenheiten verknüpft hatten, waren zerrissen. Er konnte sich mit einem Knaben vergleichen, aus dem am ersten Tage der Ferien die ganze graue Welt entweicht, welche die Schule in ihn hineingebaut hat, und der sich nun mit frischen Sinnen den Lockungen der Natur ergibt. Er war wie ein Reisender, der plöglich in einem anderen Erd-

theil aufwacht, und bessen Interesse langsam von tausend neuen Dingen gesangen genommen wird, so daß er schließlich an der Wahrheit seiner Erinnerungen zweiselt. Noch nie, so kam es Mühsal vor, hatte ihn ein Sonnenaufgang so nahe angegangen als heute; noch nie hatte der Morgenwind in den Baumkronen so melodisch gerauscht; noch nie hatte er den Flug der Bögel in der Freiheit der eigenen Bewegung so sympathisch nachempfunden. Welch ein holdes Wunder war es, daß er lebte! Wie quoll ihm himmlischer Friede in das ermattete Herz! Und er glaubte fortan an die Macht der Gnade, die sich auch an dem Unwürdigen erweist.

Nicht als ob die alten bösen Gespenster ihn ganz in Ruhe gelassen hätten. Sie kamen jeht und kamen später, und lieserten dem neuen Menschen Mühsal manche heiße Schlacht. Aber immer schemenhafter wurden sie, immer kraftloser taumelten sie heran. Und endlich hingen sie sich nur noch an die zersetzen

Ränder grauer Wolken, die im Berbst am Simmel vorüberjagten.

Längst hatte ihn Henriette, von dem alten Diener begleitet, gesunden. Sie war ihm, was sie zu sein versprochen hatte: ein treuer Kamerad. Während er, immer mehr sich in seine eigne Welt zurückziehend, nur mit flüchtigem Fuße die Sphäre berührte, worin andere Menschen hausen, war sie Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als Gesellschafterin, als Haushälterin, als Pslegerin des scheuen Nannes stellte sie sich vor. Der üblen Nachrede entging sie nicht. Ist es dem gewöhnlichen Volke doch unmöglich, sich ein Verhältniß zwischen zwei einander nicht nahe verwandten Personen verschiedenen Geschlechts vorzustellen, das nicht von der Sinnlichkeit besteckt wäre, die sich in seinem eigenen Leben so breit macht. Wer aber Henriette jemals näher kennen gelernt hat, wird ihr nichts Unedles zugetraut, vielmehr sie des Edelsten fähig gehalten haben.

IV.

Als mein Oheim mit seinen Mittheilungen bis zu diesem Punkte gekommen war, seufzte er tief auf. Jeht, wo die Geschichte sich der Gegenwart näherte, wo er sich selbst als handelnde Person auftreten lassen mußte, wurde es ihm augenscheinlich schwer, den Faden wieder aufzunehmen. Er ging im Jimmer auf und nieder, klagte über Trockenheit in der Kehle und schien allen Ernstes mit sich zu Kathe zu gehen, wie er sich der Fortsehung seiner Grzählung entziehen könne. Ich war indeß durchaus nicht gewillt, ihn entschlüpfen zu lassen, da ich noch immer über den heutigen Vorgang im Schlößchen keine Aufklärung erhalten hatte. Deshalb nahm ich mir die Freiheit, nach einer frischen Flasche Wein zu klingeln, füllte die Gläser, und hätte um's Haar dem Oheim vorgeschlagen, mit mir auf die Gesundheit Henriettens anzustoßen; doch warnte mich rechtzeitig ein Blick auf des Oheims tiestrauriges Gesicht. Wir tranken schweizgend, und ich bat dann bescheiden den alten Herrn, seine Geschichte bis zum heutigen Tage fortzussühren.

Mit einem Seufzer setzte er sich und fuhr fort:

"Rach dem Frieden nahmen Mühfal und Henriette, die bis dahin ihren Aufenthaltsort mehrfach gewechselt hatten, ihren Wohnsitz im Süden. In der größeren Stadt indessen, worin sie sich niedergelassen, wurde mit der Zeit die Neugier der Menschen dermaßen zudringlich, ihre Lästersucht zeigte sich in solch beleidigender Weise, daß sie ihren Frieden anderswo suchen mußten.

Run war, wie ich hernach erft hörte, ein früherer Studiengenoffe, nachheriger Waffengefährte von mir ein Bermandter Benriettens. Dem ichwächlichen jungen Manne hatte ich, der ich derzeit die Kraft von anderthalb Rormal= menschen befag, den schärfften Druck mancher Strapagen im Welde abnehmen können. Er hatte ein gutes, dankbares Berg, und mag wohl nicht unterlaffen haben, den Seinigen ein kräftiges Loblied auf mich wiederholt vorzufingen. Rury, als henriette durch einen Zufall hörte, ich bekleide hier die Stelle eines Amtmannes, war es sofort bei ihr entschieden, daß der reckenhafte Freund ihres Berwandten derjenige vertrauenswerthe Schukgott sei, den fie gerade suchte. Und zu mir kam fie und warf mir ihre Angelegenheiten auf die Schultern, als ob die Bevormundung von Schwachen und Weibern mein natürlicher Beruf fei. Ihren Familiennamen erfuhr ich damals aus ihrem Munde. Aber ihren menschenscheuen Herrn, den Mann mit dem wunderlichen Ramen Sans Mühfal. mußte ich unbesehen, auf ihr bloges Wort hin, in die Gemeinde aufnehmen. Und das that ich, ich, die verantwortliche Magistratsperson, weil mir großem, gutmuthigen Michel das fremde Frauenzimmer so gewaltig imponirte! Was teine Obrigkeit eigentlich unterlaffen darf, nämlich neugierig zu fein, unterließ ich, weil mir vor einem Baar wundersamer Augen der Gedanke an meine Amts= würde gänglich abhanden fam!

Noch mehr. Als fie ploglich zu mir hereinflog und mich kurzer Sand zu ihrem Beschützer machte, ftand bas Schlößchen gerade jum Berkauf. Gine paf= fendere Wohnung für das feltsame Baar ware weit und breit nicht zu finden gewesen. Nur befand sich das Haus inwendig und auswendig in einem traurigen Zuftande des Verfalls. Umfangreiche Ausbefferungen waren erforderlich. Wer follte fie leiten? Wer follte die hunderterlei Kleinigkeiten erledigen, Die nicht vorherzusehen sind, die sich aber während eines Umbaues unfehlbar auf= drängen? Henriette konnte nicht daran denken, zur Stelle zu sein. Aus der Kerne läßt sich dergleichen nicht abmachen. Es war meine Aflicht, diese Schwierigkeiten der Fremden vorzustellen; sie indeffen ließ sich dieselben wenig anfechten. Rach kurzem Befinnen vollzog fie ben Rauf, und was das Weitere betreffe, fo rechnete fie gang und gar auf meine Bute! Schlichtweg und ohne Federlesen auf meine Gute! Und ich dummer Batron hatte fo wenig Respect vor meiner mir wohlbekannten Neigung zur Bequemlichkeit, daß ich mich diesem Anfinnen Sals über Kopf fügte. Ich glaube fogar, ich fühlte mich ordentlich geschmei= chelt, daß dies unbekannte Frauenzimmer mir eine Arbeit aufburdete, die von allen Arbeiten die meiste Gelegenheit zum Aerger mit sich führt. Gewiß ift wenigstens, daß mir meine viermonatliche Thätigkeit unter fliegenden Kalkftucken und zwischen ftaubenben Schutthaufen ein gang feltsames Bergnugen gewährte.

Natürlicher Weise versprach ich mir viel von dem Berkehr mit Henriette und dem zurückgezogen lebenden Herrn Mühsal, der sich doch ohne Zweisel sür mich zugänglich erweisen würde. Es war eine eitle Hoffnung gewesen. Das Beutse Aundikan. VII., 7. Schlößchen wollte keine Gäste sehen; die geheimnisvollen Zirkel des kranken Herrn durften nicht gestört werden. Lind und schonend stellte Henriette auch mich unter dies Geseh. Ich murrte nicht einmal. So unterwirft sich der fromme Schwärmer den unbegreislichen Geboten seines Gottes am bereit-

willigften.

Häufig erschien Henriette in meiner Amtöftube. Die Verwaltung ihrer Angelegenheiten fiel allmälig ganz in meine Hände. Von denjenigen des Herrn Mühsal war nie die Rede. Alles ging auf ihren Namen; Jener hätte ebensowohl auf dem Monde wohnen können als in unserer Feldmark. Ich wäre dahin gekommen, das Dasein dieses Herrn Mühsal für einen Mythos zu halten, wenn mir nicht Arbeiter gelegentlich seine wirkliche Existenz bezeugt hätten.

Jahre vergingen. Hin und wieder empfing ich von Henriette ein sonniges Lächeln, einen flüchtigen Händedruck. An diesem Lohn mußte ich mir genügen lassen. Es war in der That weit mehr als ich erwartete, denn ich hätte in meinem Leben die Sorge und Mühe für Henriette nicht mehr entbehren mögen. Sie gehörten sichon zu den Erfordernissen meines Wohlbefindens, und ich konnte mir recht wohl vorstellen, daß die Pflege eines theuern siechen Angehörigen zu einer der süßesten Gewohnheiten des Lebens werden kann.

Doch wirft Du. Benno, im Stillen ichon längft die Bemerkung gemacht haben, daß in Deinem alten Ohm Mority ein gang anderes Gefühl heimlich arbeitete als dasjenige der puren Menschenfreundlichkeit. Ja, ja, es war nicht anders: ich nüchterner, prosaischer alter Knabe war verliebt. In meiner Jugend, als alle Welt schwärmte, als Ueberschwänglichkeiten jeder Art Mode waren, hatte ich mir durch mein fühles, verständiges Wesen manche gutmuthige Spott= rede zugezogen. Jest, in meinen reiferen Jahren, wurde ich, was damals die Spötter waren, ein Phantaft, ein Träumer. Ich schien mir fo jung geworden wie ich noch nie gewesen war. Die braunen, unergründlich tiefen Augen Benriettens, die weiße Stirnlocke in dem noch immer üppigen bunklen haar hatten es mir angethan. Doch nein, daß ich nicht lüge! Das Aeuferliche war mir nur Merkzeichen, woran fich nothgedrungen die Ginne halten. Das Bange, eigentlich Wirksame der Persönlichkeit ift gar nicht vorstellbar. Der Zauber, mit bem henriette auf mich wirkte, lag tief in ihrem Befen, wie ja alle Liebenswürdigkeit aus dem unfichtbaren Gbenmaß des Charakters herrührt, wovon in der bewegten Ericheinung nur einzelne Theilchen durchschimmern.

Du erinnerst Dich, Benno, daß Du durch einen Zufall in das Schlößchen Zugang fandest. Selbst Mühsal empfing Dich freundlich. Mühelos hattest Du erreicht, was mir versagt geblieben war. Ich beneidete Dich, Junge; ich kopfsloser alter Mann heftete mich an Dich, ich machte Dir die Cour, mir einredend, daß ich durch Deine Bermittelung frei hineinwandeln werde in daß Reich, worin Henriette Königin war. Du erwiesest Dich spröde; stolz auf Dein unverdientes Borrecht, bemühtest Du Dich, dem allmächtigen Oheim Deine Wichtigkeit fühlen

zu laffen.

Wie ich mir endlich selbst half, weißt Du. Die Constellation der Sterne war im Lause der Zeit günstiger geworden. Unmerklich für Henriettens

Augen hatten sich die Brücken der Festung gesenkt, die Mauern waren zerbröckelt, die Gräben wasserseigen. Nun schien es ihr unbegreislich, daß sie mich so lange ferngehalten hatte, nun machte sie mir sast einen Borwurf daraus, daß ich nicht früher schon, wie jetzt, die allzuängstlich gezogene Schranke durchbrochen habe. Aber es war doch nicht anders gekommen als es kommen mußte. Die köstlichsten Früchte wachsen langsam. Man soll nicht versuchen, einen Augenblick aus dem Zeitenrade hervorzuzerren, der nach einigen Umdrehungen frei herausstattern wird.

Ich lernte Mühfal kennen. Langfam, fehr langfam traten wir uns näher. Doch jedes Schrittchen forderte und keiner brauchte gurud gethan zu werden, Indem ich allmälig in den inneren Lebensfreis der Bewohner des Schlöfichens eindrang, ward ich zu meiner Ueberraschung gewahr, daß bei denselben sich die Ideen vom Anfange des Jahrhunderts in feltener Frische erhalten hatten. Ausgelöscht schienen die letten dreißig Sahre, als ob durch fie nichts verandert, nichts gefordert worden fei. Es war, als ob die claffische Beriode unferer Bhi= losophie, unserer Literatur sich hinter die Mauern des Schlößchens geflüchtet habe, um dort, vor aller Welt verborgen, weiter zu leben. Es war, als ob fie noch wirkend, ichaffend in der Zeit gegenwärtig feien, jene großen Geifter, deren Werke einem politisch enttäuschten Volke in der Erschlaffung nach ungeheuren Kriegen faft Werth und Bedeutung verloren hatten. Gigenthümlich muthete es mich an, Gedanken Kant's, Schiller'ichen Redewendungen zu begegnen. Das klang Alles jo bekannt, fo vertraut! In die langft vergeffene Seimath fühlte ich mich zuruckversett. Die Wipfel der ehrwürdigen Bäume hörte ich wieder rauschen, zu benen ich als Knabe mit schwellendem Herzen emporgeschaut; ich fah biefelben Bergfpigen bor mir, hinter benen mein junger Sinn ahnungsvoll die Gottheit gesucht hatte. D Benno, es ift nicht alles Wahn, was früher die Gemuther der Menschen bewegt hat! Wer da in vergangenen Zeiten mit vorurtheilslosem Geifte sucht, der wird inmitten traurig durrer Streden manche töftliche Dase finden, worin sich's mit Luft leben ließ. Und nicht immer wird er fich mit Befriedigung zu derjenigen Zeit zurudwenden, worin fein eigenes Loos geworfen ift.

Ich mußte Mühfal immer höher schähen, je genauer ich ihn kennen lernte. Es schien mir, als ob der Schatten von Melancholie, der auf Alem lag, was er äußerte, ja sogar auf dem Klange seiner Stimme, allmälig heller und heller wurde. Aber ganz verschwand er nicht. Wie ein herrliches Orgelwerk kam er mir vor, von dem nur die sansteren Register erklingen. Mit gedämpftem Schall erdrausten zuweilen die tiesen mächtigen Bässe, und grollten wie eine gebundene Kraft.

Unergründlich blieb mir Henriettens Berhältniß zu ihrem Herrn. Denn ihren Herrn nannte sie ihn nach wie vor. Beständig suchte sie sich ihm unterzuordnen. Mühsal litt es, oft mit wehmüthigem Lächeln. Er wiederum behandelte sie wie eine hochgeschätzte Freundin. Sein Betragen gegen sie zeigte Ton und Geberde einer ritterlichen Courtvisse. Zuweilen schien es mir, als bestehe eine geheime, enge Berbindung zwischen beiden Personen, und der Geist

warnte mich, meine Neigung offenbar werden zu lassen. Dann aber spiegelte mir meine allzu gefällige Phantasie wieder vor, es sei nichts. Warum Henzriette nicht mein Weib werden solle? meinte diese übelberathene Phantasie. Wir drei Menschen könnten trohdem zusammenleben wie bisher; die Harmonie unsezes Dreiklangs werde nicht gestört werden.

Und eines Tages ging ich blinder Mensch bin und stammelte meine Bünsche

Henriette vor.

Berwandte Clemente können lange Zeit ruhig nebeneinander lagern. Ihr Streben scheint auf immer in der Form gesättigt, die sie angenommen haben. Auf einmal wird in dem einen Elemente durch langsames Wirken allgegenwärtiger Kräfte ein neues Begehren entbunden, und nun geräth die vortrefslich geeinigte Masse in die unruhigste Bewegung. Schlummernde Affinitäten wachen auf und ziehen die aufgestörten Theilchen hin und her. Zwar sucht sofort das zerrissene Ganze nach einem anderen inneren Gleichgewicht und langsam bildet sich aus dem Wirbel der Atome wiederum eine gesestete Form, aber selten nur zeigt sich der neue Krystall um das alte Achsenkreuz geordnet!

Als Antwort auf meine Werbung erzählte mir henriette die Geschichte von

Großbeeren.

Was hatte ich Unseliger gethan? Im Dunkel war ich glücklich gewesen. Nun zeigte mir ein grell hereinbrechendes Licht die tiesen Wunden an den ge-liebten Gestalten, und wies mir erbarmungslos das Chaos im eigenen Herzen. Erkenntniß bringt Schmerz. Wohl dem Menschen, der sich an den ahnungs-vollen Schauern genügen läßt, die ihn an der Schwelle des Geheimnisse exzgreisen!

Kurze Zeit, nachdem ich ein Wissenber geworden, warst Du zum Besuch hier, Benno. Wie im Bann einer fremden Gewalt ging ich damals einher. Die Trümmer einer gewaltsam zerschlagenen Leidenschaft hingen mir noch wie Bleistücke an den Eliedern. Alter Gewohnheit mechanisch gehorchend, wanderte ich allabendlich zum Schlößchen hinaus. Ach, der Recke von ehedem machte eine gar klägliche Figur! Der heldenhaste Beschützer aller Schwachen bedurfte selbst nur zu sehr der fremden Hilse!

Mit sanstem Mitleid kamen mir die beiden lieben Menschen entgegen. Sie streckten mir die Hände zu, um mein besseres Theil zu sich empor zu heben. Irdische Schwere hielt mich lange auf dem tieseren Wege. Ich suchte die Kraft, um wie eine Feder das Kreuz zu tragen, das nun auch mir auf die Schultern geschmiedet war, und konnte sie nicht finden. Nicht alle sind wir zu Märthrern geboren. Der Eine beugt sich im Gesühle seiner unverlierbaren inneren Freiheit mit tropigem Gleichmuth unter das Joch der Entsagung; der Andere muß sich erst ausrasen bis zur Erschöpfung, ehe er sich in das Unvermeidliche schiedt.

Ich war von diesen Anderen einer. Doch auch für mich kam der Tag, der mir den erlösenden Entschluß in die gebändigte Seele legte. Zu Mühsal ging ich, wie ein zerknirschtes Beichtkind zum geweihten Priester. Er, der Meister, konnte den Schüler aufrichten. Und ich ging nicht vergebens; als Bruder nahm er mich an sein großes Herz.

Die gesestete Form war gefunden. Zu einem neuen Bunde hatten fich die verwandten Elemente zusammen geschlossen.

Uch, Benno, welch eine toftliche Zeit begann nun für mich, für Mühfal, für Henriette! Es ift erstaunlich, was geläuterte Menschen einander sein können! wie sie sich gegenseitig halten und tragen, anseuern und heben. Eine reine Bobe gieht fie an, und ein Gott nimmt ihnen die Binde verwirrenden Schwindels von der Stirn. Unten wechselt der Erde Rleid mit den Jahreszeiten. Wolken von Rummer giehen darüber hin, Getofe des Streits erschüttert die Luft. Es ift Alles nur ein ichattenhaftes Gaukeliviel, alle Beränderung ein bethörender Sinnentrug. Gine höhere Form liegt unwandelbar unter allen Grscheinungen. Die Wiffenschaft sucht fie auf den verschiedensten Wegen, doch je näher fie ihr kommt, defto mehr verschlingen sich die Bfade. Und schaudernd muß auch fie endlich an den Grenzen des Geifterreichs inne halten und den Blick abwenden von der erschrecklichen Tiefe von Zeit und Ewigkeit, worin das Bewußtsein ewig verborgen ruht. Der Genius aber der Religion und Boefie gewährt auf Augenblicke, was alle Weisheit nun und nimmer vermag. Er zeigt dem Reinen die Gestalt Gottes, in weichen Umriffen und Schleierhullen hervorschimmernd. Und wer sie einmal gesehen hat, in dem wird es Friede für alle Zeit.

So erschien an dem himmel meines Lebens das verklärende Abendroth. Aber diese schöne Spur der wandernden Sonne, wechselnden Wolken aufgedrückt, ist flüchtig wie ein Erdentraum.

Bor Kurzem erkrankte Henriette. Balb war kein Zweisel mehr: ihre Tage waren gezählt. Und nun, im Angesichte des Todes, enthüllte sie den Bunsch, mit Mühsal durch das Band der Ehe vereinigt zu werden. Sie nannte diesen Bunsch eine Grille; sie wisse recht wohl, sagte sie, daß ihr Verhältniß zu dem geliebten Manne eine höhere Beihe in sich getragen habe, als irgend eine äußere Form ihm habe geben können. Mühsal möge der Kranken, der Sterbenden zu gute halten, worauf die Gesunde, rüftig weiter Lebende nie gekommen sein würde. Ob er nicht wisse, fragte sie lächelnd, daß auch die beste Frau nicht ohne Symbol durch das Leben kommen könne? Nun breche schließlich auch bei ihr diese Frauennatur durch, und sie sehne sich danach, ein goldenes Keislein an ihrem Finger zu erblicken.

So scherzte die Kranke und versuchte, mit leichten Worten die Freunde zu täuschen. Mich freilich betrog sie nicht. Ich erriets, daß diese Verbindung vor dem Geseh der letzte Dienst war, den sie dem einsam zurückbleibenden Mann erweisen konnte, die schieste Form, um den armen Mühsal in den Besitzischen Vermögens zu sehen. Dieser aber war zu sehr erschüttert, um den Motiven nachzuspirren, welche dem überraschenden Verlangen der scheibenden Freundin zu Grunde lagen. Stille sügte er sich. Und vorhin, als Du, Benno, unevermuthet im Hose des Schlößigens erschienst, hatte eben Dein Vater am Bette der Sterbenden die Trauung vollzogen. Zeht ist Henriette auch vor der Welt das Weib Mühsal's, was sie im höchsten Sinne des Wortes schon gewesen ist seit jenem Abende in Berlin, an welchem sie ihn aus den Schatten des Todes in die linde Dämmerung eines resignirten Lebens rettete.

Was wird aus uns werden, wenn die Heilige dahin ift? Von wannen soll uns Trost in unsere Trübsal kommen?"

Mein Oheim schwieg und starrte lange vor sich hin. Dann erhob er sich langsam, drückte mir die Hand und entfernte sich. Ich sah ihn auf die Straße treten und den Weg zum Schlösichen einschlagen. —

In derselben Nacht noch starb Henriette. Der Garten des Schlößchens nahm ihre Hille auf. Ueber ihrem Grabe erhob sich bald eine einsache Kapelle. Wenn ich in späteren Jahren das Schlößchen wieder besuchte, das von den beiden alten Herren gemeinsam bewohnt wurde, so galt mein erster Gang der Ruhestätte der Verklärten.

Das Abendroth, von dem mein Oheim gesprochen hatte, war nicht versichwunden. Nur blasser, geisterhafter war es geworden, nur zog es die erdemüden Freunde mit sanster Gewalt dahin, wo hinter dem dunkeln Kande des Horizonts in ewiger Pracht die Sonne schwebt.

Deutsche Cosonisation.

I.

Sechsundzwanzig Nahre find vergangen, feit Roscher die Uebereinstimmung ber verschiedensten Barteien behauptete, daß in Deutschland der Staat nicht länger umbin könne, die Colonisationsfrage in die hand zu nehmen 1). In dieser Beit aber ift nichts in dieser Frage geschehen. Nach wie vor glänzen unter den Entdeckern und Forschungsreisenden Deutsche in erfter Reihe, deutsche Seeleute gehören zu den vorzüglichsten aller Bölker, unfere Kriegsflotte ift jekt in allen Welttheilen gekannt und geachtet, unfere Dampferlinien ichlagen ohne Regierungs= unterstützung die Frankreichs und Englands, an Ansiedlungstalent stehen wir den Engländern und Amerikanern gleich und übertreffen alle anderen Rationen, unsere Landsleute bevölkern ganze Grafschaften der Bereinigten Staaten und bringen in Polen immer mehr Grundbefit in ihre Sand, unsere Raufleute fteben in überseeischen Gebieten teinen anderen nach, fie find in China und Mexico fo zahlreich wie in New-Pork, London, Paris ober Amsterdam. Und doch sehen wir nicht nur mit Seelenruhe andere Nationen ihr Colonialreich fortwährend ausdehnen, oder fich doch wenigftens wirthschaftlich immer neue Gebiete angliedern, fondern bis por Aurzem ging auch die landläufige Meinung dahin, Colonien feien ein überwundener Standpunkt, England fühle die feinigen lediglich als Laft und ihr Berluft fei nur eine Frage der Zeit, Deutschland solle fich hüten, in diefer Beziehung Experimente zu machen, die ebenfo koftspielig wie nuglos fein würden. Erft in neuerer Zeit haben sich andere Stimmen geltend gemacht, welche auf den großen Rugen hinwiesen, den andere Staaten nicht bloß früher aus ihren Colonien zogen, fondern noch heute ziehen, während unfere Auswanberer, wie Roicher icon 1856 betonte, dem Baterland mit Allem, was fie haben und find, regelmäßig verloren gehen 2); so namentlich Fabri 3), Subbe-

^{1) 28.} Roscher. Colonien, Coloniaspolitit und Auswanderung. 2. Aufl. 1856. S. 58.

²⁾ Daselbst. S. 357.

³⁾ Bebarf Deutschland ber Colonien? 1879.

Schleiden 1), E. v. Weber 2), Jannasch 3), Frey 4), Liesenberg 5), Berghaus 6). Das gegen sind freilich Anhänger der früheren Schule aufgetreten, welche die befürswortete Colonialpolitik auf's Neue entschieden bekämpft haben, so R. Schleiden 7), F. Kapp 8), Philipson 9), wesentlich auch Löhnis 10). Bersuchen wir denn einmal unbefangen die Summe der Frage in ihrem jehigen Stande zu ziehen.

"Colonien find nur der Ausdruck und Wiederhall heimischen Unternehmungs= geiftes und Meifies: nur ein bürgerlich blübendes und gefundes, nur ein emporftrebendes Bolk kann lebensfähige Töchterstaaten gründen." Diese Worte Kapp's in feiner "Geschichte ber beutschen Einwanderung in Amerika" (S. 31) burfen wir wohl als unbestritten an die Spike unserer Untersuchung stellen, benn was immer der specielle Anlag war, der zur Colonisirung trieb, abenteuernde Unternehmungsluft, Eroberungsdrang, politischer oder religiöfer Druck, Ueberhäufung von Arbeit3= und Cavitalfraft, immer handelt es sich um einen gewissen Ueber= ichuk verfügbarer Bolkskraft des Mutterlandes, der sich von demielben ablöft, um auswärts fruchtbringender verwendet zu werden, als dies zu Hause möglich ericeint. Bur Zeit seiner mittelalterlichen Bluthe colonisirte Deutschland feine Oftmarken, nach dem 30jährigen Rriege fah es erschöpft zu, wie andere Bölker die neue Welt unter fich theilten. Die Colonisation ift also nur eine bestimmte Organisation der Auswanderung, sei es durch den Staat, sei es durch private Unternehmung; die Auswanderung Englands ift fast durchweg eine fortgesetzte Colonisation, die Frlands und Deutschlands ift ohne Organisation; aus diesen vaginis gentium giehen alljährlich bichte Bölkerschwärme in Gebiete anderer Nationen, um diese befruchtend zu vergrößern, aber in ihnen nach kurzer Zeit vollständig aufzugehen. In beiden Fällen fteht die Auswanderung in engftem Berhältniß zu der Bolksmenge, ihrer Bermehrung und den verfügbaren Unterhaltsmitteln; ohne eine klare Erkenntnig der Bevolkerungsgesetze ift alfo eine richtige Auffassung der Auswanderung ebenso unmöglich als zweckentsprechende Magregeln der Socialpolitit überhaupt.

In früherer Zeit betrachtete man schlechthin jede Volksvermehrung als ein Glück, was begreiflich, wenn man bedenkt, wie gering die Bevölkerung der europäischen Staaten im 17. und 18. Jahrhundert war. Zu Ende des ersteren zählte England noch nicht 6 Mill. Einwohner, Deutschland vollends hatte im

¹⁾ Ethiopien, Studien über West-Afrika. 1879. Ueberseeische Politik. 1881. Deutsche Colonisation. 1881.

²⁾ Die Erweiterung des deutschen Wirthschaftsgebietes. 1879.

⁵⁾ Export. Organ bes Centralbereins für Handelsgeographie.

⁴⁾ Gebt uns Colonien. 1881.

⁵⁾ Wohin auswandern? ober Neu-Deutschland über dem Meere. 1881.

^{°)} Geschichte ber Colonifirung und ber Colonien. Augeb. Allg. Zeitung, 1879. Nr. 134 bis 141.

⁷⁾ Augst. Allg. Zeitung. 1878. Dr. 270.

⁸⁾ Colonisation und Auswanderung. Referat auf dem 19. Congreß deutscher Bolkswirthe.

⁹⁾ Ueber Colonisation. 1880.

¹⁰) Die europäischen Colonien. Beiträge zur Kritif der beutichen Colonialprojecte. 1881. — Wit diesen Schriften ist selbswerftändlich die Colonialliteratur nicht erschöpft; vor Roscher wären noch zu nennen: Wappäus, Alex. v. Bülow, Lösselholz u. A., nach Roscher Friedel, Maurer, Kersten.

30jährigen Kriege gegen zwei Drittheile seiner früheren Bebolkerung berloren. Preußen hatte sich kaum etwas erholt, als der siebenjährige Krieg eintrat, die Kriege der Revolution und des Raiserreichs erforderten neue Hetatomben. Bei folden Berwüftungen war allerdings die Bermehrung der Bolkszahl die erste Bedingung des Wiederaufkommens, denn ohne neue Arme war keine Aussicht, die verwüfteten Landschaften wieder aufblühen zu fehen. Und fo galt mit Recht damals der als der weiseste Fürft, der Arbeitskräfte am wirksamften beranguziehen wunte. Dagegen zeigte das Beifpiel Englands und Frankreichs, daß Kriege, die nicht der Art die Bevolkerung decimiren, dieselbe nur dann wirklich schwächen, wenn ihre Berwüftungen zugleich die Unterhaltungsquellen dauernd fcmälern, während fich der unmittelbare Menschenverluft bis zu einem gewissen Grade erstaunlich raich ersett. Eben das schnelle Anwachsen der Bevölkerung Englands bei dem Eintritt in die induftrielle Bluthezeit, gab Malthus zu feiner Lehre den Anftoß, welche die Umtehr zu einer der früheren Anficht gerade ent= gegengesetten bezeichnet. Der Optimismus der Manchesterschule mit seiner vermeintlichen Harmonie der Interessen hat dieselbe allerdings ebenso als überwundenen Standpunkt behandelt, wie die meiften Socialiften und der unter einseitig amerikanischen Anschauungen stehende Caren. Befonnene Bolkswirthichaftslehrer wie Rojcher haben diese Auffassung nie getheilt und man darf heute wohl den Sat als feftstehend ansehen, zu dem Rümelin in einem trefflichen Auffake über diese Frage kommt; "die bekannten Cate von Malthus find ebenfo anfechtbar in ihrer ftatiftischen und pspchologischen Begrundung im Gingelnen. als unumftöflich und von einleuchtenofter Wahrheit im Ganzen". Go viel Ginfeitigkeit und lebertreibung bei ihm unterläuft, so unansechtbar ist der Kern feiner Lehre: Die Bermehrung der organischen Wesen findet ihre Grenze an der Menge der vorhandenen Unterhaltsmittel, bleiben diefe unverändert, fo fann die erstere nur so erfolgen, daß der Antheil an letzteren für jeden Ginzelnen fleiner wird und ohne besondere Störungen oder Ableitungen ift die menschliche Fortpflanzungskraft stärker, als die wirthschaftliche Productionskraft schon cultivirter Länder, welche also nicht wie die Vereinigten Staaten über einen vorläufig noch unerschöpflichen leberfluß an fruchtbarem und noch unbebautem Boden verfügen. Der Geschlechtstrieb und die Kinderliebe find Beweggrunde von folder Allgemeinheit und Stärke, daß eine Bermehrung der Unterhaltsmittel regelmäßig eine Volksvermehrung nach fich zieht, aber eben wegen der Stärke dieser Motive nicht umgekehrt einer Berminderung der Mittel auch eine Abnahme des Zuwachses der Bevölkerung folgt. Die den Geschlechtstrieb beschränkenden Momente, die Scham einer ungezügelten Ausübung, die Controle der öffentlichen Meinung, die Befürchtung, die Kinder nicht entsprechend ernähren und erziehen zu können, find verhältnißmäßig nur bei einer Minderheit wirksam, die Meiften geben diefem Triebe mit einem Leichtfinn nach, der um die Folgen fich wenig fümmert, ober zu verwerflichen Mitteln greift, um diese abzuwenden, wie beim frangösischen Zweikindersuftem oder gewiffen Neo = Malthufianern. Ift es nun auch keineswegs allgemein richtig, daß kleinere Familien die wohl= habenderen find und die Folgen der Armuth fich am schärfften bei kinderreichen Chen zeigen, ift vielmehr zuzugeben, daß oft gerade die Rahl der Unterhalts=

bedürftigen die Energie der Ernährer fteigert, und find im einzelnen Falle meift Faulheit, Liederlichkeit, Leichtfinn die Ursachen der Armuth, so steht doch feft. daß ein rafcher Zuwachs der Gesammtbevölkerung ohne entsprechende Zunahme der Unterhaltsmittel nothwendig eine relative Uebervölkerung hervorbringen muß. Wir betonen eine relative, benn von einer absoluten kann niemals die Rede fein, weil der Begriff der llebervölkerung nur im Berhältniß zu den Unterhalts= mitteln liegt; fo ftieg die englische Bolkszahl von 1815-49 um 47 pCt., gleich= zeitig aber der Werth der Ausfuhr um 63 pCt., die Tonnenzahl der Handels= marine um 55, das bewegliche Vermögen um 93, das unbewegliche um 78 nCt. England würde an fich auch dann noch nicht übervölkert fein, wenn es gar kein Korn erzeugte, vorausgeset dag ihm der Absat seiner Industrieerzeugniffe ficher genug ware, um feine Bevölkerung zu ernähren. Ift daber eine große Bolksdichtigkeit, felbst wenn durch wirthschaftliche Rrifen vorübergehende Roth entstehen sollte, noch keineswegs gleichbedeutend mit lebervölkerung, fo kann eine folche umge= fehrt bei verhältnigmäßig dunner Bevölkerung bestehen, wenn die Unterhalts= mittel felbst für diese schmal zugemessen sind. Dies beweift schon die Thatsache, daß die Auswanderung aus Irland und den dunn bevölkerten Gegenden Rordund Oftbeutschlands weit bedeutender ift, als die aus induftriellen Bezirken mit großer Bolksdichtigkeit; der Abzug ift ftets am ftartften da, wo die Arbeit am wenigsten lohnt. Liegt aber eine relative Nebervölkerung wirklich vor, so kann ihr nur abgeholfen werden, indem entweder die Broduction gefteigert ober die Bevölkerung gemindert wird, fei es durch maffenhafte Sterblichkeit, fei es durch Auswanderung. Fragt man nun, ob eine folche relative Uebervölkerung in Deutschland vorliegt, so wird man kaum umbin konnen, die Frage zu bejahen. Rach dem vom kaiferl. ftatiftischen Umt herausgegebenen Jahrbuch für das Deutsche Reich ift die Bevölkerung desselben in seinem jetzigen Umfang trot aller Auswanderung in folgenden Berhältniffen gewachsen:

1816				24,831,396.	Durchschnittl. jährl. Zuwachs
1820				26,291,606.	1,43 pCt.
1825			٠	28,111,269.	1,34 "
1830		۰		29,518,125.	0,98 "
1835				30,935,648.	0,94 "
1840	۰			32,785,150.	1,16 "
1845		٠		34,396,055.	0,96 "
1850	٠			35,395,496.	0,57 "
1855				36,111,644.	0,40 "
1860		٠		37,745,187.	0,88 "
1865				39,653,544.	0,99 "
1870				40,816,249.	0,58 "
1875				42,727,372.	0,92 "

Am 1. December 1880 war die ortsanwesende Bevölkerung auf 45,194,172, also um 2,466,800 Seelen gestiegen. Diese Zunahme vertheilt sich freilich versichieden auf die einzelnen Staaten. In Preußen, nach dem Umfang vor 1866, hob sich Volkszahl von 10,35 Mill. in 1816 auf 21,23 Mill. in 1875,

also 105,1 pCt., in Sachsen von 1,18 auf 2,76 Mill., 134,2 pCt., in Würtem= berg nur von 1,41 auf 1,88 Mill., in Bahern von 3,71 auf 5,02 Mill., Sachsen gahlt 148,5 Einwohner pr. Dkm., Medlenburg 41,6. Die Thatsache diefes Unwachsens der Bevölkerung, die wir ähnlich in England und Schottland finden, beruht nun wesentlich auf lleberschuß der Geburten über die Todesfälle. die Einwanderung erscheint daneben als unerheblich. Dieser Ueberschuß betrug von 1872-78 trog der damals besonders starken Auswanderung 3,794,000 Köpfe, im jährlichen Durchschnitt 542,000, in Frankreich nur jährlich 138,000, ja 1879 nur 96,000 Seelen. Sier kamen 1875/76 auf den Ckm 70 Köpfe, in Deutschland 79,2, also 13 pCt. mehr trot verhältnigmäßig weit geringerer Er= gibigkeit des Bodens und nicht so altbegründeter Industrie, mahrend 1821 Frankreich mit 58 Köpfen Preugen um die Sälfte übertraf; in letterem mußten 1855-65 etwa zwei Personen über 14 Jahren ein Kind unter diesem Alter unterhalten, in Frankreich nur drei. In Deutschland tamen auf die Jahre 1872-76 jährlich 390,777 Cheschließungen und auf die Ehe 4,70 Kinder, in Frankreich fank die Zahl der Chen und der auf fie fallenden Kinder ftetig, die Zahl der ersteren betrug 1864-68 durchichnittlich 300,803, 1874-78: 290,584, die Zahl der Kinder, die 1800-1805 noch 3,93 betrug, ift bis 1855-60 auf 3,03 gefallen, auf welchem Stand fie annähernd geblieben 1). So begreift es fich, daß Frankreichs Bevölkerung trot einer erheblichen Ginwanderung (man rechnet, daß es jest 800,000 Fremde zählt) von 1815-66 ohne Unnerionen nur von 30 auf 37 Mill. stieg. Französische Volkswirthe wie P. Leron-Beaulieu beklagen dies "mouvement de décroissance nettement accusé"; "was foll," fragt derfelbe, "in ein oder zwei Jahrhunderten aus den Frangosen werden, wenn die Deutschen, die Engländer u. A. fortfahren, fich fo reißend wie jeht zu vermehren?" 2), aber andererseits ift es unleugbar, daß das so viel reichere Land fo viel weniger Röpfe zu ernähren hat, folglich der Antheil eines Jeden um fo größer sein kann. Der Ueberschuß an Geburten in Deutschland vertheilt sich nun wiederum ungleich auf die Gebiete, von 160 auf 10,000 Köpfe in Pofen, 141 in Sachsen-Thüringen, 126 in Würtemberg = Baden, bis 95 im rechtsrheinischen Babern. Philipson macht geltend, daß die Zunahme der Bevölkerung von 1,43 pCt. in 1820 auf 0,32 in 1875 gefunken ift, daß die Löhne sich trot des gefunkenen Geldwerthes ftetig erhöht haben, das Guthaben in den Sparcaffen von 1,20 M. per Ropf in 1835 auf 40 M. in 1875 ftieg. Man kann diefe Daten vollständig zugeben, ohne die Folgerungen anzunehmen, die er baraus gieht. Abgesehen davon, daß die Zunahme, welche 1871/75 1 pCt. war, 1875/80 wieder auf 1,12 gestiegen war, muß bei einer hochentwickelten Boden= cultur und Industrie auch eine procentweise geringere Zunahme der Bevölkerung viel intenfiver auf die ganze Maffe wirken. Das Angebot von Arbeitskräften übersteigt in fast allen Zweigen die Nachfrage, eine Thatsache, die durch die ziffermäßig höheren Lohnsätze keineswegs widerlegt wird, da dieselbe durch das Sinken des Geldwerthes und, wie wir gerne glauben wollen, auch durch intenfiv

¹⁾ Journal officiel bom 18. Juni 1881.

²⁾ Journal des Débats vom 22. Juni 1881.

beffere Leiftung bedingt wird. Unfere Production leidet an chronischer Boll= blütigkeit, unser Capital sucht nach lohnender Verwendung, alle Berufsarten find überfüllt: während in den unteren Classen zu früh geheirathet wird und demzufolge das Proletariat wächft, nimmt in den höheren Ständen die materielle Schwierigkeit des Heirathens immer zu, die beften Kräfte verzehren sich im Warten ober in abenteuerlichen Brojecten. Dieser Kampf um's Dafein, dieses erfolglose Ringen nach der Befriedigung berechtigter Bunfche wirkt entsittlichend, und in diefer focialen Unzufriedenheit wurzelt die Triebkraft der Socialdemofratie, welche der stagnirenden Kraft unseres Volkes goldene Berge verspricht. Unftreitig hat zu diesem Stand der Dinge die neuere Gesetgebung erheblich mitgewirkt, welche nicht nur alle bisherigen Sinderniffe der Berehelichungs= und Niederlaffungsfreiheit beseitigte, sondern auch durch den § 1 des Reichsgesetzes vom 4. Mai 1868 erklärte, daß die Befugniß zur Berehelichung nicht beschränkt werden durfe wegen Mangels des Nachweises einer Wohnung, eines hinreichenden Erwerbes, vorhandener oder zu befürchtender Berarmung, bezogener Unterftükung, erlittener Bestrafung und bosen Rufes, so daß man glauben follte, Deutichland sei ein menschenarmes Land, für das es fich darum handle. Arme zur Cultur von noch brachliegenden Ländereien zu gewinnen. Und ftatt aus diefer unbedingten Freiheit den logischen Schluß zu ziehen, daß dann auch die Chegatten lediglich felbst die Berantwortlichkeit tragen, also keinerlei Anspruch auf Unterftützung haben, wenn es ihnen hernach schlecht ergeht, verordnet das preußische Ausführungsgeset über den Unterstützungswohnsit vom 3. März 1871 (§. 1), daß jedem hilfsbedürftigen Deutschen von dem zu seiner Unterftützung verpflichteten Armenverbande Obdach, unentbehrlicher Lebensunterhalt und die erforberliche Pflege in Krankheitsfällen gewährt werden foll; das badifche Gefetz verpflichtet sogar den Unterstützungswohnsit, Sorge zu tragen für Erziehung, Unterricht und Erwerbsfähigkeit ber Rinder. Solche Bestimmungen muffen leicht= finnige Cheschließungen fordern, gerrüttete Chen schaffen und die Armenlast fteigern, von der verschämten Armuth, die ftille hungert, gar nicht zu reden; in den Städten des Regierungsbezirks Oppeln find von 1872:77 die Armenausgaben um 41 pCt. geftiegen. In Berlin wurde 1875 der 82. der Bebolferung unterftütt, 1876 der 80., 1877 der 77., daher auch mit die Zunahme der Berbrechen. ber Proftitution, der Landstreicherei, denn in jedem Gedränge trägt die thierische Natur den Sieg davon. Bon einem relativen Gedränge aber kann man reden, da die Unterhaltsmittel nicht in gleichem Berhältniß mit der Bevölkerung geftiegen find. Der Werth der Ginfuhr, der die nationale Rauftraft zeigt, betrug nämlich:

1872			3,488,5	MiA.	Mark.
1873			4,257,3	27	11
1874	÷		3,673,1	. 91	. 11
1875			3,576,9	1/	p
1876	٠		3,913,3	<i>"</i> ′	11
1877		٠	3,877,1	"	"
1878			3 722 7		

Während also die Bevölkerung um rund 3 Mill. ftieg, hob fich der Durch-

schnitt der Einfuhr von 3,799,6 Mill. in 1872—74 nur auf 3,837,3 in 1876 bis 1878. Betrachten wir sodann nach Soetbeer's Berechnungen für Preußen das Einkommen und seine Bertheilung 1), so sindommen wir:

		1872.		-		1878.
Ginkommen-Claffen.	Cenfiren ni gehöri	iit An= gen.	Betrag bes Ginf im Gang		pr. Kopf.	pr. Kopj.
Mark:	Mark :	pCt.:	Mia. M.:	pCt.:	Mark:	Mart:
1) Dürftige bis 525	6,242,000	26,21	1260	18	202	210
2) Rleine " 2000	16,217,480	68,08	3985	57,18	245	254
3) Mäßige " 6000	1,191,100	5,00	1031,4	14,80	866	881
4) Mittlere " 20,000	146,000	0,61	385,6	5,53	2641	2 630
5) Große "100,000	22,120	1 010	226,26	3,25	10,229	10,335
6) Größte über 100,000	1300	{ 0,10	81,125	1,16	62,4 03	56,539
_	23,820,000	100	6969,385,000	100	293 M.	323 M.
Zusammen 1878	25,747,660	Ħ	8069,837,000	11	323 M.	

Aus dieser lehrreichen Zusammenftellung ersieht man, wie verhältnißmäßig gering die Zahl der größeren Einkommen ist: 4,41 pCt. in 5) und 6), gegen 57,18 pCt. in 2), aber auch wie gering der Fortschritt in der letzteren Classe ift, da eine Hebung von 9 Mark pro Ropf in fechs Jahren ficher durch die Steigerung der Preife vieler Gegenftande des nothwendigen Lebensbedarfes mehr als ausgeglichen ift. Und was die größeren Ginkommen betrifft, so berechnet Soetbeer, daß fich die aus Industrie und Handel von mehr als 20,000 Mark bezogenen auf 4-5000 stellen, während sich in Großbritannien mehr als 25,000 derartige befinden, woraus er mit vollem Recht den Schluß gieht, daß es bei und noch viel zu wenig große Einkommen gibt, und in England und Frankreich gerade deshalb der Wohlstand so viel allgemeiner und fester ist, weil dort die Rahl der Reicheren, vornehmlich im Kreise des Handels und der Industrie un= gleich größer ift. Im Gangen darf man fagen, daß, wenn fich auch im Ruckblick auf die letten 25 Jahre der Mafftab des Lebensbedarfs unftreitig gehoben hat, das Berhältniß der Unterhaltsmittel zu der Bevölkerung sich seit 1872 nicht gebessert hat, und der Mehrauswand, der durch die hinzukommende Zahl veran= lagt wird, nicht durch ein entsprechend gesteigertes Bolkseinkommen gedeckt ift.

Bei dieser wirthschaftlichen Lage erscheint nun auf den ersten Blick die große Auswanderung aus Deutschland nicht nur als unbedenklich, sondern als eine nothwendige Entlastung, als ein "nur überschüsssige Bolkskräfte mit sich sortnehmender Aderlaß", wie wohl gesagt ist, so daß die Auswanderung lediglich dazu beigetragen hat, den nothwendigen Spielraum für die Bolksvermehrung zu schaffen. Daran ist so viel wahr, daß neben Großbritannien Deutschland das Land ist, welches am meisten Bolkskräfte an andere Gebiete abgegeben hat und gleichwohl die stärkste Bolksvermehrung aufweist; aber die Ansicht, daß dieser Absluß deshalb einsach als eine günstige Erscheinung aufzusassen sich ist nichtsbestweniger unrichtig. Bon der genannten Bevölkerung von 45 Mill. in 1875 waren nicht weniger als 15 Mill. Kinder unter 15 Jahren und $6\frac{1}{2}$ Mill. über

^{&#}x27;i Umfang und Bertheilung bes Bolfs-Gintommens im Preußischen Staate. 1872-78.

50 Jahre, 21,140,059 weiblich, 21,986,702 männlich; bei ber Auswanderung aber ftellte fich das Berhältniß 1879 fo, daß 60,2 pCt. männlich, 39,8 pCt. weiblich waren, 20,3 pCt. ftanden unter 10 Jahren, 20,1 zwischen 10-20, 34,2 awischen 20-30, 13,7 pct. awischen 30-40, 5,8 awischen 40-50 und ebenfo viel über 50. Gin ähnliches Berhältniß gibt die amerikanische Einwanderungsstatistit, die berechnet: mannliche Ginwanderer zwischen 15-40 Jahren: 46 pCt., über 40: 7. unter 15: 10 pCt., weibliche über 15: 28 pCt., unter 15: 9 pCt. Die gleiche Angahl Auswanderer repräsentirt also eine viel größere Summe von Arbeitskraft als die gleiche Angahl der Durchschnittsbevölkerung, wir gieben Arbeitskräfte mit großen Koften auf, um fie dann an das Ausland ju verlieren, das einheimft, was ihre Aufbringung uns gekoftet hat. Und dieses Bildungscapital, welches uns in der Auswanderung mitfortgeht, ift fehr groß; rechnet man, daß die Erziehung eines 15jährigen durchschnittlich 3000 Mark koftet und compensirt man die Auswandererkinder, fowie die Ueberfünfzigjährigen, welche der Nation einen entsprechenden Untheil ihrer Bilbungsichuld guruckgezahlt haben, mit ben in voller Arbeitstraft Stehenden von 15-40, so repräsentirt ein Auswanderer durchschnittlich doch einen Werth von 2000 Mark, womit wir bei einer Auswanderung von 31/3 Mill. von 1820-1880 auf eine Summe von etwa 7 Milliar= ben Mark kommen. Dazu tritt noch das baare Capital, welches die Einwanderer mitbringen; vor einer Reihe von Jahren haben die commissioners of immigration dies auf 70 Dollar pro Kopf angeschlagen, jest ift dieser Satz nach Ansicht aller Sachkenner erheblich zu erhöhen; nehmen wir nur 400 Mark an, fo würde das auf die 31/2 Mill. Auswanderer 1400 Mill. Mark ausmachen, so daß sich ein Gesammtverluft von 8400 Mill. Mark ergabe, während man berechnet, daß durchschnittlich jeder Ginmanderer in seiner Arbeitskraft allein den Bereinigten Staaten ein Capital von etwa 1200 Dollars zuführt, die auf diese Beise im vorigen Jahre allein 420 Mill. Dollars auf Koften Europa's empfangen haben! Die Rimeffen, welche diese Auswanderer ihrerseits nach der Beimath machen, kommen dagegen kaum in Betracht, zumal fie meift den Zweck haben, Angehörige nachkommen zu laffen. Die deutsche Auswanderung fluthet und ebbt nun fehr nach Zeit und Ort. Sie begann in dem kleinstaatlichen Südwesten, und setzte fich dann nach Norden fort. Ende der vierziger Jahre und Anfang der fünfziger ftellte Rheinland 18-20 pCt., Weftphalen 33 pCt., während Preußen und Posen nur je 2 pCt. der Auswanderung lieferten, 1872 aber ersteres 23, letteres 11,8 pCt., Pommern 16,5, Hannover 12, Rheinland 8,3, Westphalen 3,5 pCt., und dies Berhältniß ift durchschnittlich geblieben. Die wenig bevölkerten Brovinzen bes Nordoftens und Babern liefern das ftartfte Contingent, von den in 1880 aus Preußen ausgewanderten 67,679 Versonen entfielen auf Westpreußen, Pommern, Bosen, Schleswig-Holftein und hannover 46,577, auf alle übrigen Provinzen nur 21,102, Babern ftellte 10,129, Würtemberg 8716, Baden 4867.

Ebenso wechselt die Auswanderung zeitlich. Bon 1845—54 führten wirthsichaftliche Noth und die Folgen politischer Erschütterungen 1,226,392 Deutsche nach den Bereinigten Staaten, der dortige Krach von 1856 und der Bürgerkrieg ließen die Gesammteinwanderung, die 1854 819,000 Köpfe erreichte, dis 1862 auf 76,000 fallen, 1872 stieg sie wieder auf 294,000, wovon 155,595 Deutsche,

sank nach der Krifis von 1873—1877 auf 54,000, wovon 21,964 Deutsche. 1878 dagegen wanderten wieder 46,286 und 1880 100,190 Personen aus Deutschsland aus, meist nach der Union. Im verstoffenen Jahre wird die Zahl der allein über Hamburg und Bremen ausgewanderten Deutschen auf 160—170,000 Bersonen geschäht.

Es ift also flar, daß, wenn ungunftige Berhaltniffe in der Beimath mit gunftigen in den Ginwanderungsgebieten zusammentreffen, die Auswanderung rasch anschwillt, während die Besserung der ersteren fie ebenso abnehmen läßt, als die Berichlechterung der letteren, und daß örtlich betrachtet, die Auswanderung bei der Leichtigkeit der modernen Berkehrsmittel ftets in den Gegenden am ftartsten sein wird, wo am wenigsten Gelegenheit zur vortheilhaften Berwendung der Arbeitskraft gegeben ift, während die Dichtigkeit der Bevölkerung an fich gar nicht makgebend ift. Die ftarke Auswanderung von 1872 ging unter dem Einfluß des Aufschwunges der Großindustrie an deren Bezirken fast spurlos vorüber; während fie aus den sparlich bevolkerten Regierungsbezirken Danzig, Marienwerder und Bromberg allein gegen 19,000 Menschen fortzog, gingen aus Berlin, den Regierungsbezirken Arnsberg, Duffeldorf und Köln mit mehr als der doppelten Einwohnerzahl noch nicht 1800 fort. Naturgemäß aber äußerte fich hier auch der Ruchichlag des Krachs am entschiedensten: während 1873 Breugen, Bommern und Bofen 53 pCt. der Auswanderung stellen, Rheinland, Weftphalen, Sachien, Brandenburg und Schlesien nur 20, ift 1877 bas Berhältniß dieser beiden Gruppen 33 ju 41 pCt. Die heffischen Auswanderer berufen fich auf das Ueberhandnehmen der den kleinen Mann erstickenden Großinduftrie, und das gewerdlich hoch entwickelte Elfaß hat ein erhebliches Contingent geliefert; im Rorden, wo die größeren Gutercomplere der Erringung der Selbständigkeit des Einzelnen größere Sinderniffe in den Weg ftellen 1), wandern vornehmlich junge, thatfraftige Anechte und Madchen aus, in Gegenden, wo Theilbarkeit der Guter befteht, die kleineren Grundbefither.

Die Ursachen der Auswanderung sind nun sehr verschiedene, die im Grunde aber doch wieder auf eine zusammenlausen. Sigentlich politische kommen kaum in Betracht. Die Freiheit der Bewegung ist in Deutschland nie so groß gewesen wie seit 1866 und dafür, daß die Annexionen jenes Jahres die Bauern und Handwerker so tief berührt, daß sie Annexionen iber den Zusammenbruch des welfischen und kurhessischen Thrones eine neue Heimath aufgesucht, liegt keinerlei Beweis vor. Dagegen ist es sicher, daß die Ariege von 1866 und 1870 71 sowie die Militärpslicht sehr wesentlich zur Auswanderung mitgewirkt haben. Den Kriegsruhm schlägt der gemeine Mann, der für ihn seine Knochen zu Markte tragen soll, sehr gering an, gerade sowie früher ihn nicht der Wunsch and Amerika zog einem großen nationalen Gemeinwesen anzugehören. Interesse an der neuerstandenen Größe des Kaiserreiches hat er kaum, seine politische Bedeutung fühlt er nicht. Den bloßen Lohnarbeiter mag die dreisährige Dienstpssicht, während der der Staat ihn versorgt, nicht drücken; den Mann der ge-

¹⁾ In Pommern find nach Wagner (Augst. Alg. 3tg. 1879, Nr. 170) von 10,49 Mill. Worgen 6,57 Mill. in Händen der Besiger von 2595 Gutern über 600 Morgen.

lernten Arbeit, den Handwerker und Bauern entfremdet fie seinem Berufe. erschwert die Begründung seiner Zukunft und ftort ihn durch die späteren Gin= berufungen. Dazu kommen sociale Einwirkungen. Die Gesekgebung, welche im Geschwindschritt mit allen bisberigen Schranken aufgeräumt hat ohne wesentlich positive Schöpfungen an die Stelle zu seken, bat ein Gefühl der Unrube. des Unbehagens in die Massen gebracht; das Hergebrachte, die Sitte wankt, in der die untern Classen, namentlich auf dem Lande das Recht sehen. "Es ift alles anders geworden," fagen die Leute; die patriarchalischen Berhältniffe, die nicht glänzend, aber sicher waren, haben sich gelöft, Arbeitgeber und Arbeit= nehmer stehen sich fremd gegenüber, das Capital herrscht. Der Einzelne gilt nicht sowohl als Berson wie als Arbeitskraft, gegen diesen Wandel kommen etwas höhere Löhne nicht in Betracht. Die industriellen Arbeiter suchen fich awar durch Coalition und Strikes zu wahren, wenn die Lage der Dinge ihnen Erfolg zu versprechen scheint: in allgemeinen und langen wirthschaftlichen Krisen, wie wir sie durchgemacht, kann dies Mittel nicht helfen, auf dem Lande Diesem Unbehagen entzieht sich ber fommt es überhaupt kaum in Frage. Arbeiter, der keine befriedigende sicherstellende Beschäftigung findet, durch einen Wechsel, der ihm eine bessere unabhängige Existenz verspricht; er hort, daß in den Bereinigten Staaten keine Militärpflicht besteht, daß dort jeder thun und laffen kann, was er will, daß er mit einem kleinen Capital und Fleiß bald ein wohl= habender Grundeigenthümer werden kann, so wandert er nach Amerika aus und jeder, dem es dort gelingt, sieht Undere nach fich. Biele gehen dabei unftreitig zu Grunde: die Rraft, welche unter einem gewissen Make liegt, läft sich in Amerika kaum verwerthen, Schwache, Träge, Unbeholfene finden dort auch für den geringften Lohn schwer Beschäftigung; umgekehrt kann der ausgezeichnete Arbeiter erfolgreich außerorbentliche Lohnansprüche machen und als Landbauer auf reichen Gewinn rechnen. Daß nun gegen die Auswanderung Berbote nicht helfen, wenngleich gegen betrügerische Agenten scharf eingeschritten werden muß, liegt auf der Hand und ist vom Minister Graf Gulenburg im Abgeordnetenhaus am 24. Jan. 1873 unumwunden anerkannt. Der Erfolg der Agenten hangt, wie er fagte, wesentlich von der Lust zum Auswandern ab: ist diese nicht vorhanden. so wird das Werben der Agenten ihnen wenig helfen, ift fie da, so ziehen die Leute auch ohne Agenten fort. Helfen kann nur, wie der Minister sagte, die Befferung der heimischen Zuftande durch Magregeln, welche die wirthschaftliche und sociale Lage der Classen heben, die das Hauptcontingent zur Auswanderung ftellen, welche aber ihren Haupthebel auch gerade in derjenigen Bevölkerung finden muß, die an der Nichtauswanderung ein Intereffe hat. Daß in diefer Beziehung alles geschehen muß, was möglich, ist gewiß und eine solche Hebung der heimischen Zuftande wird ficher ebenso die Auswanderung vermindern, als fie ftets zurückgegangen ift, wenn die Zustände in Amerika weniger lockend erschienen. Es ift aber ebenso gewiß, daß solche Magregeln, die wohl vorbereitet sein muffen, nur langfam wirken können und daß, wenn auch dem zu Folge die Auswanderung zurückgeht, fie schwerlich aufhören ober boch auf ein Minimum zurücksinken wird. Dagegen spricht der Ueberschuß der Geburten, der relativen lebervölkerung und alle die erwähnten Umftände, welche dem Auswandern jenseits der See ein befferes

Loos verheißen. Mit Recht fagt Brof. Wagner in seinem Vortrag über deutsche Colonien: "Die Neuzeit hat außerhalb Europa's Kornkammern geschaffen, welche der Dampf por unfere Thore gerückt hat; und folange der jungfräuliche Boden dort fo reichen Ertrag wie bisher liefert, wird der geringe Preis alle Zollschranken. die man uns umlegen könnte, ju besiegen wiffen. Die heutige Weltwirthichaft ichreitet unaufhaltsam über die ausschlieflich nationale Boltswirthichaft hinmeg einem in weiter unendlicher Ferne liegenden Ziele zu, wo jede einzelne Erdstelle auf die rationellste Urt im Berhältniß zur gesammten Oberfläche bewirthschaftet wird." Rann alfo die Auswanderung nicht abgewendet werden, wird fie felbst bei befferen Zuständen und gunftigen Conjuncturen nothwendig bleiben, um den Buruckbleibenden Spielraum zur Entwickelung zu geben, fo fragt fich boch, ob der Berluft, den sie dem Mutterland immerhin bringt, nicht vermindert werden tann? Dag die abziehenden Kräfte uns wesentlich verloren gehen, ist nicht zu beftreiten; die deutsche Einwanderung hat unendlich zum Wachsthum und Gebeihen der Bereinigten Staaten beigetragen, aber fie kann sich nicht gegen die Auffaugung durch das ftarkere anglo-amerikanische Clement behaupten. Sie hat gewiß einen bedeutenden Ginfluß auch auf das politische und geiftige Leben ihres neuen Baterlandes geübt, aber fie wird fo wenig wie die Frlander jemals drüben zu einem selbständigen Factor werden. Richt mit der Wirklichkeit rechnet die Unnahme Roscher's, daß viel gewonnen ware, wenn die Einwanderer fich auf einen Staat der Union z. B. Wisconfin concentriren und diesen dadurch zu einem deutschen machen wollten, welcher wie ein Reil wirken würde, Die Union mit der Zeit außeinander zu sprengen. Rapp, der den Berluft, welchen Deutschland durch die Auswanderung erleidet, nicht unterschätt, ftellt demfelben gegenüber die Zunahme unserer Schifffahrt und Ausfuhr nach Amerika, aber gibt felbst zu, daß es fchwer sei zu beweifen, wieviel davon durch die Auswanderung veranlaßt sei. Daß durch lettere die Rhederei hamburgs und Bremens fich fehr gehoben hat, ift gewiß; was aber unfre Ausfuhr nach Amerika betrifft, so ift eine Steigerung von 14 Mill. & in 1852/53 auf rund 35 Mill. in 1877/78 zwar relativ bedeutend, aber immerhin beträgt biefe lette Ziffer, wie Rapp felbst angibt, nur 8 pCt. ber gesammten amerikanischen Einfuhr, während Frankreich ohne alle Auswanderung 1852 53 bereits für 331/2 Mill. S importirte, 1859 60: 43,219,000, 1875 76: 51,510,000; Groß= britannien 1849/50, vor der großen irischen Auswanderung für 85 Mia., 1852/53: 133 Mill., 1859/60: 138,596,000, 1875 76: 124,850,000. Und wenn die Auswanderung auf den Handel fo erheblichen Ginfluß hätte, wie kommt es, daß die deutsche Ginfuhr in den Bereinigten Staaten 1840/41 noch nicht 21/2 Mill. S betrug, während nach Wappaus' Untersuchungen damals schon weit über 1 Mill. Deutsche dort lebten? Ebenso wird man doch die gewaltige Steigerung der englischen Ginfuhr, die vor dem Schutzolltarif mit 1381/2 Mill. ihren Höhepunkt erreichte, nicht mit der irischen Masseneinwanderung in Berbindung bringen. Der deutsche Bauer, der, wie Rapp fagt, im hinterften Weften eine Chemniger Sacke tragt, aus einer beutschen Pfeife raucht, wird beide sicher nicht kaufen, weil fie beutsches Fabritat sind, sondern weil fie gut find; Die Zunahme der deutschen Ausfuhr wird bedingt durch die Leiftungsfähigkeit

unfrer Induftrie und Rhederei, nicht durch die Auswanderung. Frankreich übertrifft uns ohne eine folche in der Ginfuhr noch fehr erheblich, wie obige Zahlen zeigen. So wenig wir die Bedeutung der Ausfuhr unterschäken, auf welcher die deutsche Industrie vorzugsweise beruht, so bleibt fie doch unsicher, so lange fie den breiten Boden nicht hat, den England und Niederland in ihren überfeeischen Reichen besitzen. Daß die überseeische Bolitit biefer Staaten den beften Boden für die Ermeiterung von Induftrie und Sandel des Mutterlandes befitt, das hat Subbe=Schleiden in höchft lehrreichen Zahlentafeln gezeigt. Groß= britannien fekte von 1869-73 durchschnittlich ab: nach eignen überseeischen Gebieten 59,920,000 £ gegen 218,131,000 £ nach allen fremden Ländern; 1874-77 mar das Berhältniß 75.117.000: 196.979.000 £, bei Niederland in der ersten Beriode 31,789,000 fl.: 10,096,000 fl., in der zweiten 42,818,000: 8,447,000. Frankreich dagegen führte bei feinem beschränkten Colonialbefit dorthin nur für 242 Mill. frs. aus bei einer Generalausfuhr von 4333 Mill. Während die Gesammt-Aus- und Ginfuhr Englands rund 600 Mill. & betrug, nahmen die Colonien daran mit 150 Mill. & Antheil und während die Gesammt-Ausfuhr in der letzten langen Krifis fortwährend fank, flieg die nach den Colonien ftetig 1), dazu boten dieselben der gedrückten Arbeit stets die Möglichkeit jenseits der See eine neue Heimath mit besserem Auskommen zu finden. Canada kann gang England mit Weizen, Auftralien mit Wolle versorgen, der Anbau von Weizen in Indien nimmt rasch zu, die Ausfuhr nach England betrug 1880/81: 3,278,000 £. Bon der Gesammtfabrication Englands wurden im britischen Wirthschafts= gebiete verbraucht; an Baumwollenwaaren 61 pCt., Wollenwaaren 26,4 pCt., Eisen 61,9 pCt., Maschinen und Werkzeugen 52,2 pCt.; 1877 betrug fogar die Ausfuhr Großbritanniens nach Britisch-Indien mehr als die ganze überfeeische Ausfuhr Frankreichs, nämlich 831 Mill. M. Der englische Sandel mit Oftindien betrug von 1868-77 durchschnittlich an nationalen Waaren 1786 Mill. M. an fremden nur 34612, für die hollandischen mit den dortigen Colonien ift das Berhältniß von 4661, : 1851, Mill.; das Uebergewicht der eigenen Producte war also beziehungsweise 84 und 711, pCt., die Aussuhr nach Australien belief fich auf 432 Mill. M. Bahrend ber Berkauf britischer Waare in den Berein. Staaten 6 M. p. Ropf, in Frankreich 8, in Deutschland 9 war, betrug er in Canada 33, in Auftralien 157 M. Dazu kommt, daß die Gewinne im Welthandelsverkehr gang andere find, als die im eigenen Kreise; so berechnet Subbe-Schleiden fie in letterem für Großbritannien, Frankreich, Belgien und die Niederlande zusammen auf durchschnittlich 10 pCt., im Welthandelsverkehr auf 29, für Britisch-Indien 35, Java 331,, China 58, Japan 66 pCt. Die Rentabilität des Welthandels einer europäischen Nation beruht darauf, daß fie mit culturell tiefer stehenden Bolkern handelt; je größer der Culturunterschied, defto portheil= hafter ist ber handel. Niederland gewinnt im Welthandelsverkehr pro Kopf 87 M., Großbritannien 73, Belgien 60, Frankreich und Deutschland 19, Ber-

¹) Die bei neuerlicher Besserung des Geschäftes stattgefundene Steigerung der Einfuhr Indiens auf $10,536,700~\pounds$ in $1550-81~(26^4/_2)$ pCt. mehr als im Vorjahr) fommt fast ganz auf England.

einigte Staaten 1312, Portugal 9, Spanien 8, Italien 7, Defterreich-Ungarn 6, Rugland 3 M. - Das find Zahlen, beren Beweistraft nichts badurch verliert, daß der Berf, bei seiner Statistik nicht alle Glemente berucksichtigt hat, 3. B. die Einführung des Freihandels, die Aufhebung der Ravigationsacte, den Einfluß der Handelsverträge feit 1860 u. f. w. Allerdings hat auch Deutschland Fortschritte gemacht!, die um so bedeutsamer sind, als Handel und Industrie gang auf fich gestellt waren; die Ausfuhr des Zollvereins stieg von 432 Mill. M. in 1834 auf 2562 in 1875, die Einfuhr von 403 auf 3576 Mill.; immerhin betrug diese Steigerung zusammen pro Kopf von 36 M. auf 145 nur 1:4, während in England das Verhältniß 1:6, in Riederland 1:101/2 war. Die Bortheile der Handelsverträge werden jest gewiß unterschätt, aber dieselben find insofern wefentlich negativ, als dadurch für uns nur die Nachtheile aufgehoben werden, welche die prohibitive Handels= und Colonialpolitik für die von ihrem Wirkungskreis vorher ausgeschloffene Nation hatte, fie gewähren nicht die positiven Bortheile, welche nationale eigene Colonialpolitik einem kulturkräftigen Bolke fichert. Der Welthandel ift nicht ein internationaler Mechanismus, in welchem Broduction und Confumtion sich nach festen Gesehen vollziehen, sondern hängt von dem Wollen und Können der Bolter ab; man tauft nur da am billigften und verkauft am theuersten, wo die Chancen es erlauben und lettere werden wesentlich gestärkt durch eine kraftvolle extensive Entwickelung, die, wie die obigen Bahlen zeigen, im Welthandel die Borhand gibt.

Außerdem aber sind mit dem Handel die Bortheile der Colonien nicht entfernt erschöpft. "Wollte man," sagt Löhnis mit Recht, "nur den hieraus sich erhebenden Gewinn berücksichtigen, so wäre das ebenso einseitig und kurzsichtig, als ob Jemand den Werth des Schulunterrichtes für ein Bolk der Summe der Gehalte der Lehrer gleichsehen wollte." Zunächst bieten die Colonien, abgesehen vom Handel, dem englischen Capital sichere und gewinnreiche Anlage, ihre im Mutterlande gemachten Anleihen belausen sich auf über 200 Mill. L, wovon letzteres I Mill. Zinsen bezieht. Kaum eine Familie wird in Großbritannien sich sinden, von der nicht ein oder mehrere Mitglieder in den Colonien sich beschäftigt finden; die Summe der Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Kücksehr in die Heimath beziehen, ist enorm, die Indian-Council-Vills, durch welche die Regierung das Debet Indiens saldirt,

betrugen 1871-79: 2000 Mill. Mark.

Kann man nun gewiß behaupten, daß wir Deutschen den Briten und Niederländern an innerer Culturentwicklung so wenig nachstehen, als an Naturschäften, so wird man sagen dürsen, daß, abgesehen von den langnachwirkenden Berwüstungen früherer Kriege, der Kleinstaaterei u. s. w., das beschränkte Wirthschaftsgediet unserer Nation die wesentliche Ursache ihres geringeren Wohlstandes ist. Ist dies als ein unvermeidliches lebel hinzunehmen, sollen wir sortsahren, den lleberschuß unserer Bevölkerung einsach an andere Länder abzugeben, die den Vortheil davon ziehen, während die mit Kosten und Arbeit herangebildeten Auswanderer unsere Concurrenten werden? Soll die Auswanderung für uns nur ein Sicherheitsventil bilden, wie es die Massenaswanderung nach 1850 für Irland war? Kann man mit Kapp behaupten, der heutige Deutsche sein zwar

ein vortrefflicher Anfiedler, aber kein guter Colonift, weil er zu fehr Brivatmenich fei ? Sollen wir auf überseeische Colonisation verzichten, weil wir, wie Löhnis meint, noch keine normalmäßige Ration seien, für welche er gleichwohl nur Erfordernisse aufftellt, die wir unzweifelhaft besitzen? Oder hat nicht vielmehr Subbe-Schleiden Recht, wenn er annimmt, daß wir extensive Culturfabiafeit ebensowohl wie innere besitzen und sie nur noch nicht erprobt haben? "Wir find noch wie der Sohn, der im Saufe feiner Bater und in der Schule ftill herangewachsen, harrt, feine Kräfte draußen im Leben der großen Welt zu bethätigen." Zuzugeben ift Kapp, daß die deutsche Colonisation im Mittelalter etwas gang anderes war, als unfere jekige Maffenauswanderung ift; aber daraus folgt doch ficher nicht, daß lettere ihren atomiftisch unfrucht= baren Charafter behalten muß. Kann man bezweifeln, daß ohne unsere nationale Zerrissenheit, das Bolk, welches die Ostseeprovinzen colonisirte und seine Factoreien in London und Antwerpen, Bergen und Rowgorod hatte, im Zeitalter der Entbeckungen mit eingegriffen batte bei den Erwerbungen in der neuen Welt. ba wir boch damals wie einst alle Clemente zu einer folden Entwickelung in gleichem, wenn nicht größerem Grade hatten als England und ficher in größerem als Spanien, seetüchtige Männer, unternehmende Beifter und eine rasch zunehmende Bevölkerung? "Die Territorialhoheit," schrieb Justus Möser (Patr. Phant. I, 43), "stritt gegen unsere Sandelsmacht, der Untergang der letzteren bezeichnet den Unfang der erstern. Wäre das Loos umgekehrt gefallen, so würde jest nicht Lord Clive, fondern ein Rathsherr von Hamburg am Ganges Befehle ertheilen." 1) Rapp leugnet keineswegs die großen Culturaufgaben Deutschlands nach Außen, aber lehnt die Folgerungen für die Action der Zukunft ab, weil er diese zu fehr im Spiegel der Bergangenheit sieht. Die ältere Generation, die fich unter dem Druck autoritativer Gewalt heraufgearbeitet hat, war erfolgreich bestrebt, sich von der obrigkeitlichen Bevormundung zu befreien, sie hat dadurch sich und ihren Nachkommen große Bortheile errungen. Freiheit und Selbständigkeit des individuellen Denkens und Handelns war das Resultat ihrer Arbeit, welche die weitreichendsten Wirkungen erzielte. Aber in diesem Berdienst liegt auch die Schwäche und Ginseitigkeit dieser Richtung: weil das laisser-faire für den Handel das richtige ift, ift es dies nicht für das gesammte wirthschaftliche und fociale Gebiet, der Kampf zwischen dem Starken und dem Schwachen wird nicht badurch gleich, daß beide in derfelben freien Bahn laufen, die freie Concurrenz

¹⁾ Nichts ist unrichtiger als die Behauptung von Löhnis, daß die Hansa feine nationale Bebeutung gehabt, sondern ein partifularistischer, eigennühig merkantiler Bund gewesen sei, dessen Exfolge keinen Beweis deutscher Tüchtigkeit zur See gaben. Die Hansen kampsten allerdings sir ihre Interessen io rücklichtslos praktisch, wie ipater die Engländer; aber sie zeigten dadei keine Spur von Kosmopolitikmus, sondern hielten überall in der Fremde an ihrem Deutschthum sest. Der hanzatische Bund ist im Gegentheil von der höchsten nationalen Bedeutung gewesen, er war einer der wichtigsten Factoren, welche bei der deutschen Colonisation von der Elbe bis zur Weichsel und hinauf dis Reval mitgewirtt haben; seine Elieder nahmen unmittelbaren Antheil an den Städtegründungen in den baltischen Provinzen und vornehmlich aus den engen Beziehungen zum Bunde entwickelte sich das Bürgerthum der Städte, welches noch heute so tapser siene deutsche Nationalität gegen die islavische lebermacht vertheidigt. Die Hansa ist also nicht ein Beweis gegen, sondern für unsere Fähigkeit, überseisch zu colonistren.

fichert uns, wie oben gezeigt, nicht die Bortheile, die England und Niederland aus ihren Colonien ziehen. Rapp fragt, ob der Deutsche nicht im Auslande überall geschätt und geachtet sei? Subbe-Schleiden erwidert darauf, daß er es unbeftreitbar im Sinne der älteren Generation sei, wegen seiner tüchtigen persönlichen Eigenschaften, daß aber unsere Nationalität über See noch immer den Briten und Amerikanern mit dem rudfichtslosen Selbstgefühl nachstehe. Die Begrundung des deutschen Reiches hat awar infofern Bandel geschaffen, als Deutsche im Ausland nicht mehr ungestraft beleidigt und unterdrückt werden tonnen und unfere Kriegeflagge fich auf allen Meeren zeigt; aber nach wie vor beherricht die angelfächsische Weltwirthschaft die überfeeischen Gebiete, ihrem Uebergewicht muffen die Deutschen fich anbequemen. Subbe-Schleiden molt mit etwas ftark aufgetragenen Farben die Zukunft der Welt aus, wenn diefer Brocek fich weiter entwickelt; vielleicht brauchte er diese draftischen Mittel nur, um dem entgegenzutreten, was er den politischen Buddhismus unserer Brivat= menschen nennt, der feinen ftartsten Ausdruck in einer aus "Im Reuen Reich" 1880 citirten Aeukerung findet. Sollen wir in England und Amerika aufgehen, nun es wird fich auch fo leben laffen." Aber immerhin hat er gewiß Recht, der Grund der angelfachfischen Cultur ift fo breit gelegt, daß er fich weiter und weiter ausdehnen muß, wenn ihm nicht andere felbständige Nactoren zur Seite treten; ift doch schon jett der Antheil der Anglo-Amerikaner am Welthandel 20,5591/2 Mill. Mark und 72,240,000 Tonnen in der Schifffahrt, der sämmtlichen andern Rationen nur 8825 Mill. und 31,150,100 Tonnen, also ein Uebergewicht von 70 pCt. Auf die Frangofen wird dabei nicht zu rechnen sein; wenn auch Rapp die Bedeutung ihrer früheren Colonisation namentlich in Canada und Oftindien unterschätt, fo haben fie doch in neuerer Zeit wenig Erfolg in Afrika gezeigt. B. Levon-Begulieu hat sicher Recht, wenn er feinen Landsleuten zu Gemüthe führt, welche verderbliche Folgen die ftets auf Erweiterung der Oftgrenzen gerichtete Politit für fie gehabt hat, während Canada, Louisiana und die indischen Besitzungen verloren gingen; fie aufforbert, mit dieser fallichen Richtung zu brechen und Ersatz für die Berlufte in der Colonialpolitik zu suchen. Ob aber Frankreich dazu das Zeug hat, dürfte trot feines tunefischen Erfolges zu bezweifeln fein; benn es fehlt ihm an dem erften Erfordernik, an einem verfügbaren lleberschuß an Menschen. Da von Rugland feine Rede fein kann, Spanien und Portugal kaum die kummerlichen Refte ihrer Colonien behaupten, Defterreich durch feine Aufgaben im Often absorbirt ift, fo bleibt Deutschland als der einzig mögliche fünftige Concurrent in der Coloni= fation. Freilich find mit den erwähnten Ginwänden die der Begner noch nicht erichopft. Colonien, fagen fie, waren gewiß in früheren Zeiten fehr vortheilhaft für das Mutterland, die Berbindung mit ihnen war eine treffliche Schule für Die Schifffahrt, Monopole ficherten den Abfat der heimischen Induftrie dorthin, Colonialproducte wurden maffenhaft eingeführt und konnten nur vom Mutterlande aus ihren Weg weiterfinden. Alle diese Berhältniffe haben sich vollständig geändert, die Monopole sind als unhaltbar gefallen, Selbstregierung ift die Losung für alle Colonien geworden, fie geben mit rafchen Schritten ber Unabhängigkeit entoegen die Auswanderer, die früher durch gemeinsame Noth und Gefahr

zusammengehalten wurden, finden jett überall in ihrer neuen heimath Sicher-England würde gern feine ihm verbliebenen nordamerikanischen Befikungen aus allem Rerus entlassen, wenn die Chre es ihm gestattete. Sie find eine Gefahr geworden. Indien, um deffentwillen der Krim-Krieg geführt ward (?) und deffen Schutz heute die ganze englische Politik beeinfluft, ift bas nicht minder. Der Berluft der auftralischen Colonien ist nur eine Frage der Zeit1). — Daran ift, was England betrifft, nur so viel richtig, daß es extreme Manchesterleute gibt, die fammtliche Colonialbesitzungen, vor allem aber Indien, als ebensoviele Quellen ber Gefahr und Schwäche für's Mutterland betrachten: folche Leute aber, wie Lowe, Harrison stehen mit ihrer rein merkantilen kleinstaatlichen Auffassung sehr vereinzelt da 2), während andre wie Lord Blackford die Lostrennung der zur Selbstverwaltung bereits geschulten Colonien wie Canada, Cap, Auftralien in's Auge faffen. Darüber, daß Englands Weltreich mit der Berrschaft über Indien fteht und fällt, ift unter feinen Staatsmännern tein Zweifel; die Opfer, welche sie (übrigens meist in Folge einer schwachen Bolitik's) erfordert, werden mehr als aufgewogen burch die oben erwähnten Bortheile, welche fie gewährt. Runachft läßt ohne einen Weltkrieg nichts voraussehen, baß felbst Canada und Auftralien fich lodreißen, da fie bei höchstem Gedeihen alle wünschenswerthe Selbständigkeit und zugleich Englands Schutz genießen 4). Mit dem Cap liegt die Sache wegen der Buren allerdings anders: aber diese Colonie hat durch den Canal von Suez auch wesentlich an Werth für England verloren. Die erwähnten Anfichten über den Rachtheil der Colonien find vornehmlich darauf guruckzu-

¹⁾ R. Schleiben, Augst. Allg. 3tg. 1878, Nr. 270.

²⁾ Wie sehr man auch liberalerseits die Wichtigkeit des Colonialreiches erkennt, zeigt ein interessanter Aussah der Westminster-Review (Januar 1880), der aussührt, daß Alles, was England dort geleistet, nur der Ansang zur Entwickelung der geradezu unermestlichen Hilfsquellen jener Gebiete ist, die ein Arittel der bewohnten Erde umfassen. "England ist ein altes Land, die Colonien sind in jedem Sinne neue Länder, diese mit einander sest zu vereinden, heißt eine der besten Gelegenheiten fünstigen Gedeihens erössens; Kauslente, Fabrikanten, Capitalisten, Arbeiter, jeder Bürger des Landes als Producent haben ein Lebensinteresse an diesem Problem, und edenso sollte jeder Consument seine Psilicht erkennen, die hohen Vortheile der Lösung dieser Aufgabe richtig zu schähen."

[&]quot;) Bgl. Geffden, "Rußland und England in Mittel-Afien." Deutsche Rundichau, Februar 1880.

⁴⁾ Canada hat vielmehr ben bezeichnenden Entichluß gesaßt, sich durch ein Mitglied seines Ministeriums ständig in England vertreten zu lassen, das das Verbindungsglied bilden soll. (Westm. Nev. 1880, p. 201.) Wie würde sich die Colonie wohl ohne England in den steitig wieder auftauchenden Streitigseiten über die Fischereistage gegen die Vereinigten Staaten wehren können? Die nordamerikanischen und australischen Colonien zählen eine englische Vevölkerung von 7 Mill., ihre Ginnahmen betragen 23 Mill., ihr Hande mit England 143, ihre meist daselbst contrahirten Schulden 93 Mill. Lauf einem Boden, der doppelt so groß als Europa ist. "Hitherto the Colonies have deen dependencies, they shall be integral portions of the British power; they have deen sons nurtured. cared for and protected, they are not likely to set up a separate dusiness and to sace the world in isolation, but will enter the old house as partners and by accession of fresh blood and brain power, render possible a vast extension of business and a prospect of sture increase, whose limits are at present unrecognisable." Der erste Schrift hierzu ist die Eruppirung benachbarter Colonien in Consöderationen, wie in Nordamerita und Südafrisa.

führen, daß Großbritannien, wie Fabri bemerkt, an colonialer Ueberfättigung leidet, es ift nicht mehr im Stande fein Colonialreich wirksam zu vertheidigen. es hat keine Armee im festländischen Sinne, seine Maxine ist, obwohl absolut die ftartfte, doch relativ, d. h. im Berhaltniß zu den Aufgaben, die ihr in einem Ariege geftellt sein wurden, schwach. Und trothem erweitert England sein Colonialreich fortwährend. Es wurden 1829 Weftern Auftralia, 1836 South-Auftralia, 1859 Queensland, 1837 die Falkland Infeln, 1876 die Fiji Infeln, 1880 Rotumah zu britischen Colonien erklärt; am Cap wurden annectirt 1866 Kaffraria, 1868 Bajutoland, 1875/76 Grigualand, 1877 Transvaal, 1879 Walfijds Ban, 1881 trat Bortugal die Delagog-Ban ab; außerdem wurden in Afrika erworben Lagos (1861) und der hollandische Antheil der Goldkufte 1872. In Afien traten hinzu Aben 1839, Hong-Rong 1843, Labuan 1846, Berim 1855, die Bergrößerung des indischen Reiches braucht nicht erft erwähnt zu werden. Es ift sehr möglich. daß das britische Colonialreich in einem großen Kriege sich nicht in seiner gegen= wärtigen Ausdehnung wurde halten können; aber seine Zunahme auch in der neuesten Zeit sieht nicht danach aus, als ob Englands Staatsmänner es als unnütze Last betrachteten. Sie suchen im Gegentheil den möglichen Berluft einer Colonie durch Erwerbung immer neuer Absakgebiete im Voraus zu decken; eine königliche Commission ist übrigens im Herbst 1879 eingesetzt, um die militärische Bertheidigung der Colonien im Rriegsfalle zu erwägen. Und felbst wenn fich Canada oder Australien emancipiren follte, so wird die fruchtbringende wirth= schaftliche Berbindung derselben mit England fortbestehen, wenn jede politische Abhängigkeit aufgehort hat, wie dies mit den Bereinigten Staaten der Fall gewesen, wohin die Aussuhr 1772: 3 Mill. L. 1806: 12,389,000, 1872: 45,907,000 £ war.

Ist also für England die Colonialpolitik kein überwundener Standpunkt¹), zieht es vielmehr sehr solide Bortheile aus ihr und hat sie nur zeitgemäß modificirt, so gilt dasselbe für Deutschland. Unter gleichen Berhältnissen wächt der Wohlstand verschiedener Nationen, die an sich gleich tücktig sind, in dem Maße ihrer äußeren Entwickelung; das zeigt der Aufschwung des kleinen Holland im 17., Englands im 18. und 19. Jahrhundert, beide sind durch ihre Colonialpolitik reich geworden, nicht vorher reich gewesen und darin liegt auch die Antwort auf den Sinwurf, daß wir zu arm seien, um Colonien zu haben. Es kann zwar nicht als richtig gelten, wenn Hübbe-Schleiben (Neberseeische Bolitik S. 100) als Gesammtkosten der englischen Colonialmacht nur 1,817,471 £ herausrechnet, denn dazu tritt noch ein freilich nicht zissermäßig sestzusselneten der Kosten für Heer, Marine und Schuldzinsen 3); aber wenn die Colonien den englischen Staatsschat belasten, so haben sie dem englischen Bolke ungeheure

¹⁾ Gang fürzlich hat die britische Regierung in einem Privilegium der "British North Borneo Company" Besugnisse eingeräumt, die größer sind als diejenigen, welche die frühere Oftindische Gesellichaft je besessen, und zeigen, daß selbst ein Cabinet Gladstone nicht verschmäht, den Keim zu einer neuen Machtentwickelung des britischen Colonialbesiges zu legen.

²⁾ Lord E. Cecil hat im Unterhause am 7. März 1873 die Kosten des colonialen Civils und Militärdienstes seit 1845 auf 80 Mill. L berechnet, Sir W. Molesworth 1848 noch höher auf 4 Mill. L jährlich, indeß können solche Schähungen immer höchstens annähernd richtig sein.

Bortheile gebracht, es hat feine Bolkswirthichaft und Sandelsübermacht nicht nur daran großgezogen, sondern beide wurzeln noch heute in dem gewaltigen Colonialreiche pon 205 Millionen Seelen, dem vierten Theile der Bevölkerung der Erde. Bon monopolisirten Gesellschaften, Ausschluß aller anderen Nationen kann freilich bei moderner Colonisation nicht die Rede sein. Deutschland muß, wie Hübbe-Schleiben fagt, wenn es die Sache angreift, nicht nach den Grundfäken des 17. Jahrhunderts, sondern nach den reifsten Anschauungen unserer Beit verfahren. Man wird daher ficher Rapp beiftimmen, wenn er fagt, daß der Transport einiger taufend Proletarier nach Colonien weit mehr koften würde als ihre Ernährung zu Saufe, ohne daß damit ein Erfolg erzielt würde; ebenfo darin, daß Strafcolonien unpraktisch find. Da die Anlegung folder nur von der Regierung ausgehen kann, so würden sie Kosten verursachen, welche die des Neubaues von Gefängniffen weit übertreffen würden. Außerdem aber find Strafcolonien felbst eine fehr fragliche Institution. England hat die seinigen aufgegeben, Frankreich keine besonderen Erfahrungen damit gemacht, die eigenthumlichen Berhältniffe der Berichickung nach Sibirien paffen nicht auf uns. Um das handelt es fich aber nicht; ganz unzutreffend ift es auch, wenn Philipson die Colonisation mit den Worten Caren's bekampft: "Spftematische Colonisation heißt nichts weiter als Zwangsausfuhr von Menschen, die zu Saufe bleiben würden, wenn fie es konnten; und fie konnten es, wenn Befteuerung und Bielregiererei es geftatteten", ein Ausspruch, der für Deutschland jedenfalls unrichtig ift, da kein Bernünftiger an zwangsweise Auswanderung denkt und die Besteuerungeklagen vielmehr auf unrichtiger Bertheilung der Steuerlaft, als auf ihrer absoluten Große beruhen; die Gesammtbesteuerung in den Bereinigten Staaten ift bedeutend höher als in Deutschland. Auch die verkehrten Auswanderungs= und Colonisations=Unternehmungen, welche Philipion anführt, beweisen nur, daß man die Sache anders anfangen muß. Deutsche Colonien, d. h. Länder, die durch deutsches Capital, deutsche Intelligenz und Arbeitskraft cultivirt und der deutschen Nationalität erworben find, werden fo gewiß dem deutschen Gewerbfleiß als Absatgebiet dienen, wie dies in gleicher Beise auf den überseeischen Gebieten anderer culturkräftigen Nationen der Fall ift; und umgekehrt werden die Erzeugnisse dieser gander ohne alle kunftlichen Schukmafregeln in Deutschland ihren Sauptabfat finden. Deutschland wird naturgemäß der Stapelplat und Mittelpunkt für jede Erweiterung des deutschen Wirthichaftsgebietes fein und bleiben. Wie ichon der Geldverkehr dies bedingt, jo bürgt in noch ftarterem Make dafür der geiftige Berkehr und die gemeinfame Sprache und Lebensanschauung. Die politische Abhängigkeit vom deutschen Reiche wäre dabei nebenfächlich. Die Colonialfrage ift überhaupt nicht in erfter Linie eine Machtfrage, fondern eine Frage des Wachsthums der Bevölkerung, der ökonomischen Leistungsfähigkeit und Initiative; jeder Colonialbesik ist bedingt von dem Bedürfniß und dem Bermögen des Mutterlandes, alfo wie Fabri fagt, vor allem von der Summe von Menschen- und Capitalkraft, die letteres an feine Colonien abgeben kann. Der wesentliche Bortheil für bas Mutterland ift dabei die wirthschaftliche Gemeinschaft und die culturelle Abhängigkeit. Dies führt zu dem Ginwand, daß, da die Welt bereits vertheilt, die Erwerbung von

Colonien nur auf dem Wege der Eroberung durchzuführen sei. Nun haben freilich viele Colonien ihre herren im Laufe der Zeit gewechselt. Spanien, England, Niederland könnten fich kaum beklagen, wenn fie das durch Baffengewalt verloren, was fie durch folde erworben, und wenn der Befit der Mächte in Europa veränderlich war, so wird auch der coloniale Besitztand schwerlich als ein definitiver angesehen werden können. Aber wenngleich jede Colonialpolitik cine schutfähige Macht voraussett, so braucht man dabei keineswegs an ein eroberndes Borgehen zu denken. Schon unsere allgemeine Wehrpflicht widerspricht der hinaussendung unserer Soldaten in überseeische Gegenden 1), und vor allem wird man sich gewiß davor büten müffen, auf folche Bunkte das Auge zu richten, deren Besetzung uns mit der ftartften Colonial- und Seemacht, mit England, in einen Conflict bringen wurde, den wir, wie die Dinge liegen, gar nicht in der Lage find, fiegreich durchzuführen. Unftreitig ware es daher nicht weise gewesen, wenn Deutschland sich 1871 von Frankreich Pondichern hatte abtreten laffen; benn, wie der "Spectator" damals hervorhob, hatte England darin die Absicht sehen muffen, ein Reich auf feine Roften zu grunden. Cbenfo konnen wir nicht E. v. Weber zuftimmen, wenn er bedauert, daß Fürst Bismarck nicht gegen die Unnexion des Transpaals protestirt und das Deutschland zugedachte Protectorat desselben angenommen habe. So gewaltthätig und ungerechtfertigt das Bor= geben Englands fein mochte, jo ift es nicht die Aufgabe einer Großmacht, einer anderen moralische Borlefungen zu halten und eine folche foll nicht protestiren, wenn sie nicht in der Lage ift, ihrem Protest thatsächlichen Nachdruck zu geben. Borhandene deutsche Intereffen aber wurden durch jene Unnerion nicht verlett. Merdings haben wir uns nicht an das englische Zukunftsprogramm "Afrika englisch vom Tafelberg bis zum Nil" zu kehren und muffen darauf gefaßt fein, daß ein überseeisches Fußfassen Deutschlands in London scheel angesehen wird; aber es ift ein großer Unterschied, ob wir da eintreten, wo freier Raum ift, oder ob wir offenbar in die britische Machtsphäre eingreifen. Deutsche Un= fiedelungen in wirklich neutralen Gebieten zu hindern, wurde England weder ein Intereffe noch die Macht haben.

Aber es ift eben kein freier Raum mehr da, sagen die Gegner der Colonistation. Dem ist nicht so, erwidern Fabri, Weber und Hübbe-Schleiden, "noch liegt," sagt letterer, "in fremden Welttheilen zehnmal so viel des besten Landes ungenutzt, als die deutsche Nation zu colonisiren oder zu cultiviren vermag. Diese überseeischen Länderstrecken sind zum Theil von keiner civilisirten Macht besetzt, also völkerrechtlich neutral, zum Theil wohl nominell weggegeben, aber doch nicht culturell im Besitz einer fremden Nationalität."

She wir nun zu der Frage übergehen, wo dies Land zu suchen ist, wollen wir noch kurz den vielsach gegebenen Nath berühren, unsere überschüssige Kraft nach Often, nach Ungarn und den Balkanländern zu wenden, was auch Löhnis für einen näherliegenden und deutscher Leiftungsfähigkeit würdigeren Wirkungs-

¹⁾ Frantreich hat diese Ersahrung im tunesischen Feldzug gemacht; es bedarf einer acclimatifirten afrikanischen Armee mit langer Dienstzeit.

treis ansieht, als andere Welttheile: zumal da im Often bereits eine Menac. auf feiner Karte fehr anschaulich gemachter größerer und kleinerer Unfiedlungen norhanden ift, welche den Anhalt für weitere Ausdehnung geben und zwar in Gegenden, welche durch Gisenbahnen viel wirksamer mit Deutschland verbunden find, als überseeische es durch Dampferlinien fein konnen. Diese Empfehlung ift eben so naheliegend, wie scheinbar begründet. Ungarn, das hier in erfter Linie in Betracht kommt, ift trok feines natürlichen Reichthums ein armes Land, bas feine landwirthichaftlichen Rohproducte maffenhaft ausführen muß, um nur feine einfachsten induftriellen Bedürfniffe zu befriedigen. Es ift dunn bevölkert, capitalarm, ohne einen tüchtigen Mittelstand, dem ländlichen Arbeiter mangelt Energie, dazu ift es leicht und ohne große Rosten zu erreichen. Alles das scheint der Ginwanderung gunftig, die ihm Capital und Arbeitskräfte bringen wurde, fowohl für die Schake feines Bodens als die hebung feines Gewerbfleifes. Indeß der natürliche Reichthum eines Landes entscheidet nicht über das Wohl des Ansiedlers, er muß sich auch ersprieklich verwenden laffen, es muffen Bedingungen der geographischen Lage, der Berkehrswege, der Rechtssicherheit, der bürgerlichen und volitischen Freiheit hinzukommen, wenn Verhältnisse entstehen follen, die allgemeine Anziehungstraft üben. In dieser Beziehung aber liegen die Dinge in Ungarn wenig gunftig; es fehlt noch fehr an Berkehrsmitteln, das Eisenbahnnet verbindet bis jett nur die Sauptstädte, jederzeit fahrbare Strafen mangeln, oft kann man die nächste Bahnstation nicht erreichen, weil die grund= losen Wege es unmöglich machen. Die Steuern find hoch, das Deficit ift permanent. Bor allem aber kommen die rechtlichen und politischen Berhältnisse in Betracht: die magharische Minorität, welche selbst wirthschaftlich meist unter der Leiftungsfähigkeit der anderen Stämme fteht, beutet ihre Berrichaft ruckfichtelog aus, um diese rechtlich und politisch mundtodt zu machen, die deutsche Sprache wird von der Regierung shstematisch aus Amt. Schule und Verkehr verdrängt, Deutsche, Rumänen, Serben, Slovaken werden gezwungen ungarisch zu lernen und per fas et nefas bis auf die Namen magharifirt. Bei den Wahlen ift der Druck der Art, daß die napoleonischen officiellen Candidaturen dagegen als ein wahres Kinderspiel erscheinen; in den nicht magnarischen Bezirken werden die Wähler unter Drohungen und Versprechungen von den Comitatsbeamten zur Bahlurne für den Regierungscandidaten förmlich getrieben. Man lefe in diefer Beziehung die draftische Schilderung eines Auffates aus Sud-Ungarn "Die Reichstagswahlen und die Nationalitäten Ungarns" in der Augsb. Alla, Ita. bom 19. Juli v. J. Wenn die Siebenburger Sachsen in ihrer Geschloffenheit fich nur mit schwachem Erfolg gegen ihre Vergewaltigung wehren, so können folde Buftande wahrlich nicht lockend für deutsche Ginwanderer fein. Demgemäß fordern auch ungarische Volkswirthe, welche anerkennen, daß die Bermehrung der Bevölkerung nothwendig sei, daß die Ansiedlung nationalen Charafter trage. Releti 3. B. will vor Allem Zurudführung der in der Moldau lebenden Cfanbi-Magharen, der Szefler in der Walachei, ebenfo der im Austande alfo auch in Wien lebenden Ungarn, sodann Neberfiedlung des Volksüberschuffes aus den wenig fruchtbaren aber relativ übervölkerten Landestheilen in die dunnbevölkerten Gebiete des fruchtbaren Niederlandes 1). Erft in dritter Linie faßt er Gin= wanderung aus der Fremde in's Auge und hier ift es ihm freilich klar, daß fie fo nur aus Deutschland tommen tann; aber er empfiehlt fie nur, weil der Deutsche allein hinlänglich kosmopolitisch fei, um seine Nationalität aufzugeben. Seit der Begrundung des Reiches fei bei den Deutschen gwar ein gemiffer Ilmichwung in dieser Beziehung eingetreten, deshalb muffe man aus Borficht deutschen Einwanderern awar ihre Sprache laffen; aber den ungarischen Staatsbürgereid von ihnen fordern, die Kinder mußten die ungarische Staatssprache lernen. Wir überlaffen die Zurückfiedlung auswärtiger Ungarn den magnarischen Bolitikern, ebenso wie die erwähnte leberfiedlung, vorläufig ift von beiden nichts zu spuren, vielmehr eine farte Auswanderung aus den relativ übervölkerten armen Gegenden des Nordens mahrzunehmen, so aus dem Saroser, Zempliner und Zipser Comitat. Aber ficher ift, daß bei folchen Berhaltniffen Deutsche vor der Anfiedlung in Ungarn zu warnen find, selbst wenn fie bazu geneigt sein sollten. Nicht viel anders liegen die Dinge in Rugland; die Zeiten find vorüber, wo feine Regenten ichwäbische Anfiedler zu gewinnen suchten, der aggreffive Glavismus ift auch hier maggebend geworben und gange beutsche Colonien find aus Gud-Rufland nach Argentinien ausgewandert. In Polen bringt zwar das beutsche Clement vor, indem zahlreiche Güter aus den Händen bankerotter Abliger in die Hände fleißiger und wohlhabender Deutschen übergehen, indeß so erfreulich das ift, tommt dies doch für die Frage der Colonisation kaum in Betracht, die Masse des Volkes bleibt doch polnisch.

(Ein zweiter Artitel im nachften Beft.)

¹⁾ So wurde im 18. Jahrh. das in Folge der Türfentriege entwölferte Befeser Comitat burch isavische Colonisten wieder bevölfert.

Roderne französische Romanschriftsteller.

Bon

Georg Brandes.

III. Edmond und Jules de Goncourt.

I.

Eines Tages im Juni 1870 bewegte sich in Paris ein nicht sehr großes Trauergesolge zu Fuß von einem Hause in Auteuil zum Kirchhof Montmartre. Man las echte Trauer in den Gesichtern der Männer, die den kleinen Zug bildeten, der aus Künstlern, Schriftstellern, Philosophen und einigen Berwandten bestand. Doch unter den Leidtragenden war Einer, der unmittelbar hinter dem Sarge ging, und für den der Gang vom Trauerhaus dis zum Grabe wie der Gang des Berurtheilten vom Gesängniß zum Schaffot zu sein schien, Einer, dessen edles Gesicht in seinem Schmerz wie versteinert war, dessen Augen, von Thränen geblendet, nichts sahen, dessen hohe Gestalt, obwohl von dem Arm eines Freundes unterstützt, zeden Augenblick schwankte, "als hätte er sich mit den Füßen in dem Zipsel des Leichentuchs verwickelt". Er ging mit bloßem Kopf und mit Erstaunen sahen die ihm am nächsten folgenden, wie seine dunklen Haare während des Weges erblaßten und sich entsärbten. Bei der Ankunst am Begräbnißplaß war er ergraut 1).

In dem Sarge lag der 39jährige Jules de Goncourt, Radirer, Aquarells maler, Geschichtsschreiber und Romandichter. Edmond de Goncourt war durch den Tod seines einzigen Bruders, der ihm viel mehr gewesen war, als der eine Bruder sonst dem andern zu sein pslegt, um zehn Jahr älter geworden.

Er hatte am Tage zuvor an dem Todtenbett gestanden. Die Stirn des Berstorbenen hatte sich gefaltet; seine Augen hatten sich wieder geöffnet, sein gläserner Blick schien eine erschreckende Sehnsucht, ein unsägliches Erstaunen, eine qualvolle Entrüstung auszudrücken gegen das Schicksal, das mit all seinen Hoffnungen auf endliche Anerkennung und späten Ruhm auch die Bande einer brüderlichen Freundschaft zerschnitt, die ihresgleichen kaum je gehabt hat.

¹⁾ Théophile Gautier: Portraits contemporains, 197.

Während der Tod sonst gewöhnlich die Gesichter, die er berührt, mit einer Maske versöhnter Ruhe deckt, hatte er von den so seinen und regelmäßigen Zügen Jules de Goncourt's nicht einen bitteren Ausdruck auslöschen können. Der Todte auf seinem Lager schien über den Lebendigen zu trauern, der verlassen zurückblieb.

Und das ganze Leben der beiden Brüder glitt an dem inneren Auge Edmonds vorüber, während er über die Leiche gebeugt daftand: die Gestalt des tapseren Baters, eines der jüngsten höheren Officiere der großen Armee; an dem Kopse hatte er die Narben von sieben Säbelhieben, die er in Italien erhalten hatte, seine rechte Schulter war am Tage nach der Schlacht bei Moskwa von einer Kugel zerquetscht worden; sie hatten ihn schon als Kinder verloren — vorüber zog die Gestalt der Mutter, deren Jüge Jules geerbt hatte, die nach dem Tode des Baters sich völlig von der Welt zurückgezogen hatte, um nur ihren Kindern zu leben, die seben Abend Jules in all seinen Lectionen überhörte, ihn mit Leidenschaft erzog und verzog — und Edmond sah Jules als kleinen Jungen von zehn Jahren, sür einen Maskenball geputzt, in dem Frack eines französischen Leibgardisten, den Oreimaster auf dem Ohr, die Hand am Degenknopf, das Auge durch den Puder noch lebhafter als sonst, lieblich und rund wie ein Amor von Fragonard.

Da lag er jett ausgestreckt als Leiche.

So hatte im Jahre 1848 die Mutter gelegen. Und seit der Zeit hatten er und Jules eine Bruderschaft geschlossen dergestalt, daß sie in der Regel alle Stunden ihrer Tage gemeinsam verbracht, alle ihre Gedanken sich mitgetheilt, alle Arbeiten gemeinsam ausgesührt, alle Mahlzeiten zusammen gegessen, alle Reisen gemeinsam gemacht, und sich in 22 Jahren nur ein Mal auf 48 Stunden getrennt hatten, als der eine von ihnen eine Reise nach Kouen, um einige Briefsichaften abzuschreiben, unternehmen mußte. Sie hatten in der Zeit kein Buch, keinen Freundess oder Geschäftsbrief geschrieben, der nicht von ihnen beiden unterzeichnet war.

Ebmond hatte den um acht Jahre jüngeren Bruder in die Literarische Arbeit eingeweiht. Er war zuerst sein Lehrer gewesen, aber bald wich das Vershältniß zwischen Lehrer und Schüler dem ebenbürtigsten Zusammenarbeiten. Sie hatten von Ansang an ein kleines Vermögen gehabt, zwölf bis fünfzehn Tausend Francs jährlich für Beide, was ihnen die Unabhängigkeit sicherte und das Recht, keine Arbeit, die ihnen nicht zusagte, zu übernehmen.

Und Sdmond sah sie, wie sie ein Jahr nach dem Tode der Mutter, den Känzel auf dem Rücken, Frankreich zu Fuß durchzogen, die Gegenwart studirten, sich der Borzeit erinnerten, mit der Feder alte Schlösser und Kirchenthüren zeichneten, Einfälle und Empfindungen notirten; Jules, damals noch so schlank, so sein, so bartlos, daß die Dienstmädchen in den Wirthshäusern ihn für eine hübsche junge Frau hielten, die sich entsühren ließ; dis zu seinem Tode hatte er ja auch seinen "Frauenmund" behalten. Sdmond erinnerte sich, wie sie sich von Marseille nach Algier einschifften, dort im arabischen Viertel der Stadt herrliche Wochen verlebten, von der Schönheit jenes Himmels berauscht die bellen Rächte in einer Barke verbrachten und sich in dem Grade in das Sonnen-

land verliebten, daß fie bei der Abreise fich einredeten, fie zögen heim, nur um ihre Sachen zu vronen und bann zurudzukehren.

Er dachte an den großen Tisch in der dunklen Mezzanin-Etage in der Rue Saint = Georges, an dessen zwei Enden Jules und er saßen und Aquarelle malten, als sie plöglich eines Herbstabends 1850 darauf verfielen, mit den Tusch pinseln ein Baudeville zu schreiben, ihren ersten literarischen Bersuch, der wie fast all ihre folgenden Lustspiele und Schauspiele von allen Theaterdirectionen verworsen wurde.

Er sah sich um in dem Schlaszimmer des Todten, dort der Schaukelstuhl, in dem er sich rauchend auszuruhen liebte, wenn er einen Abschnitt geschrieben hatte, dort der weiße Tisch, an dem er zum letzten Mal dem Bruder eine Seite aus seinem Lieblingsbuch, Chateaubriand's "Memoires d'Outre-Tombe", vorlas, als er mit Eins stammelte, das Wort wiederholte, ohne es sagen zu können, nochmals mit Zorn es versuchte, erbleichend ausstand und schwankte.

Ebmond dachte zurück an die schönen Jugendtage, wo sie auf der Jagd nach Zeichnungen oder Autographen aus dem achtzehnten Jahrhundert Paris kreuz und quer durchstreiften, Jules, der jugendliche und eistige, immer einen Schritt voraus, obwohl nur Edmond mit Leidenschaft Sammler war; er sah, wie sie, nach Hause gekommen, wie botanisirende Natursorscher ihre Schätze ausekramten, ihre Concurrenten an den Auctionstischen verwünschten, sich des Exworbenen freuten, einander die Beobachtungen, Einfälle, Gleichnisse mittheilten, welche die beste Beute des Tages ausmachten.

Weld' gute Tage in jener niedrigen Wohnung! Während er selbst über die Arbeit gebeugt saß, lag Jules auf dem von Floretstößen durchbohrten Bett, rauchend, träumend, Brochüren durchblätternd, von Ideen sprudelnd. Wenn die Ratten unten in dem halbdunklen Brunnen, den man den Hof nannte, allzu laut wurden, ergriff man auß der Trophäe an der Wand eine Salonpistole und seuerte hinunter in den Schwarm.

Und die Mittage bei dem Restaurant Magny, die berühmten Mittage, wo Sainte-Beuve präsidirte, Théophile Gautier mit heiserer Stimme seine farbenreichen Tiraden gegen die "Borgeois" schleuberte, wo Kenan für den Stil des
siedzehnten Jahrhunderts gegen die sprachlichen Keuerer plaidirte, Taine Alfred
de Musset gegen die Jünger Victor Hugo's in Schutz nahm, jene glücklichen
Stunden, wo in der seinen Erregung der leichten Speisen, der dustenden Frückte,
des echten alten Beins Jules all seinen so ganz parisischen Geist an den Tag
legte, und Edmond an dem Bruder seine Freude hatte, wie ein Vater an seinem
Kind — diese Mittage, von denen Jules nie zurücksehrte, ohne die Rachwallungen
seines Blutes, das in den Schläsen pochte, mit dem Schreiben einiger Seiten zu
beruhigen.

II.

Wenn Edmond de Goncourt auf das gemeinsame Leben der beiden Brüder zurückschaute, konnte wohl ein Gefühl des berechtigten Stolzes sein Herz schwellen machen. Sie hatten ihre ineinander verstochtene Namensziffer in den Spiegel der Zeit wie mit Diamant eingerist. Die Erzeugnisse ihrer hartnäckigen und genialen Arbeit haben schon jetzt tief auf die Gemüther Mitstrebender gewirkt, und werden noch lange von den Historikern zu Rathe gezogen und von dem unterhaltungsuchenden Publicum gelesen werden.

Die Brüder Goncourt sind zwei Schriftsteller ersten Ranges, oder richtiger ein einziger Doppelschriftsteller, der zugleich Geschichtschreiber und Romandichter ist. Nicht daß sie die Geschichte romanhaft behandelt haben — es gibt kaum Forscher, deren Genauigkeit erstaunlicher und minutiöser ist; auch nicht, daß sie sogenannte historische Romane geschrieben haben — nicht eine einzige ihrer erdichteten Erzählungen geht in dem von ihnen studirten achtzehnten Jahrhundert vor, sie sind alle rein modern und ohne jegliches romanhaste Gepräge, vielleicht die am wenigsten romanartigen Romane, die überhaupt geschrieben sind.

Im gewöhnlichen Sinne bes Wortes find ihre Dichtungen überhaupt nicht Romane. Die Berfasser haben den Namen nur behalten, weil uns ein moderner Name für die Sache fehlt. In Wirklichkeit haben Romane wie die ihrigen mit jenen alten frangösischen Romanen, in welchen die Erfindung, die freie Phantafie des Dichters die Hauptsache war — "Monte Chrifto" oder "Die drei Musketiere" find die schlagenoften Beispiele — nichts als den Ramen gemein. Sie find in ihrer Art auch von den Romanen Balzac's verschieden, insofern dieser sonst so moderne Erzähler das romanhafte Element nur sehr felten entbehren konnte. Die Brüder Goncourt wollten von Anfang an nur Studien nach der Natur geben, mit so großer und ernster Bertiefung und so wenig Erfindung oder freier Phantafie wie möglich das moderne Leben darstellen, wie sie es um sich faben. In Deutschland würde man Bücher wie die ihrigen kaum Romane nennen. Der moderne deutsche Roman in der Gestalt, die er bei ben gelesensten Dichtern angenommen hat, sett in seinem Idealismus seine Ehre darin, ein geläutertes Bild der Natur und der Gesellschaft, außerdem ein großes Zeitbild, womöglich Weltbild zu geben; die Wahl feiner Stoffe ift auf das Große, Bedeutende, Pathetische, Schone gerichtet, er liefert eine Psychologie der Einzelnen und der Gesellschaft mit nur leife angedeuteter phyliologischer Grund= lage; es ift ihm hauptsächlich um die Gesammtwirkung zu thun, und er breitet fich deshalb leicht zu fehr aus, um den Ginzelheiten die Sorgfalt widmen zu konnen, auf welche man jenseits des Rheins so viel Werth legt. Die Romane der Bruder Goncourt haben keinen weiten Horizont, umspannen kein weites Feld und ftellen dem Lefer gewöhnlich nur wenig Bersonen vor. Ihre Stoffe find ohne Ausnahme dem Privatleben entnommen, teine großen Charattere, kein historisches Bathos, tein svannendes oder dramatisches Clement. Ihre Binchologie ift Psychophyfik. Sie haben sich nicht gescheut, bisweilen dem häglichen, dem niedrigen Lafter einen Plat einzuräumen, den ein Deutscher ihm in einem Runft= werk kaum gestatten wurde; sie haben aber immer die schneidende Disharmonie in tragische Wehmuth aufzulösen geftrebt. Ihre Werke find moderne Tragodien in erzählender Form und fie haben mit Erfolg versucht die Grenzen des dar-

¹⁾ Die gesammelten Werfe der beiden Brüder machen, von einigen fleineren Banden Biographien abgesehen, 21 Bande aus; Edmond außerdem hat nach dem Tode des Bruders bis jett sechs Bande veröffentlicht.

stellbar Tragischen zu erweitern, freilich wenn man den Begriff weniger eng und doctrinär auffaßt, als es in den Handbüchern der Aesthetik geschieht.

Die Brüder Goncourt fingen als Geschichtsforscher an, erforschten und ichrieben die Geschichte nach einer neuen, ihrer eigenen Methode. Sie bemächtigten fich nach und nach vollftändig eines gangen Jahrhunderts, des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Sie drangen in dieses Zeitalter durch die Runft ein. die lange so gering geschätte und geschmähte Kunft der Watteau, Boucher, Chardin, Greuze u. f. w. Sie studirten diese Maler und Zeichner fo genau. daß ihre Kennerschaft als die entscheidende angerufen wurde, wenn man über die Echtheit eines Aguarells, oder gewiffer Theile eines Aguarells nicht einig werden konnte. Sie kauften die Bilder dieser Rünftler zu einer Zeit, wo noch Niemand fie fuchte und ihren Werth verftand, und leaten die vollständiafte Sammlung französischer Zeichnungen aus dem achtzehnten Jahrhundert an, die überhaupt existirt. Sie priesen diese Künstler, mahrend die Borurtheile gegen fie in Frankreich felbst noch so mächtig waren, daß die Bibliographen ber großen Kunftrevuen sich weigerten, nur die Namen ihrer Bucher über dieselben anzuführen. Ich sebe in ihrer Begeifterung für jene anmuthige und gefallsüchtige, von David und seinen Schülern verdrängte Runft eine Meußerung der großen hiftorischen Reaction zu Gunften des achtzehnten Jahrhunderts, die um die Mitte bes jezigen in fast allen Ländern beginnt. Was bei den etwas alteren frangösischen Dichtern und Schriftstellern das vorige Jahrhundert besonders in Migcredit gebracht hatte, war die rationalistische Farblosigkeit seiner Boesie und die Regativität feiner Ideen. Die Bruder Concourt faßten das vergangene Zeitalter nicht von der ideellen, sondern von der bildlichen Seite auf, und fie fanden die Boesie desfelben in seiner Runft. Ruhn und richtig schrieben fie: Der große Dichter des achtzehnten Jahrhunderts heißt Watteau.

Doch das Studium der Kunft war ihnen nur ein Anfang ihres Forschens. Ihre Geduld und ihre Arbeitskraft reichten bin, um fie alle finnlichen Zeichen, Spuren, Refte des Zeitalters ausfragen zu laffen. Sie lasen alle Zeugniffe der Zeitgenoffen, Hiftorien, Memoiren, Dramen, Romane, tomische Poefien. Sie durchblätterten Brochüren, fliegende Blätter, Schmähgedichte, Vamphlete, Zeitungen. Sie gingen vom Gedruckten zum Ungedruckten, fie wurden Autographensammler, um in dem nicht für die Nachwelt, überhaupt nur für den Abreffaten bestimmten Brief, in der für tein fremdes Auge überhaupt bestimmten Tagebuchaufzeichnung die freimuthige Offenheit und das geheime, innerfte Leben zu finden, das fich gewöhnlich dem Geschichtschreiber entzieht. Sie folgten hierin unbewußt dem philologischen, antiphilosophischen Sang der zeitgenöffischen, hiftorischen Forschung. Doch Bilder, Bücher und Briefe genügten ihnen nicht. Sie ftudirten auch noch die Bronzen, die Statuen, die Möbeln, die wechselnden Moden, ja felbst die wollenen und feidenen Stoffe, die Stickereien und den But ber Zeit, um anftatt ber Legenbe ober bes Belbengebichts die Sittengeschichte bes Beitalters liefern zu fonnen. Aus biefer Maffe von Zeugniffen, aus dreißig= taufend Brochuren, zweitaufend Zeitungen, hunderten von außerwählten Zeich= nungen aller Meifter und Schulen, gewöhnlich den beften, ihnen selbst angehörenden jedes Meifters haben fie ihre gefchichtlichen Werke aufammendeftillirt. Sie

haben, weil sie nur Neues, bisher Unbekanntes, Unherausgegebenes bringen wollten, sich von allem schon Gesagten sern gehalten, sind aber nicht im gleichen Grabe der Gesahr entgangen, ein allzugroßes, unübersehbares Detail mitzunehmen. Ihr Werk über die Frau im achtzehnten Jahrhundert, ihre Sittengeschichten der Revolution und des Directoriums sind Fundgruben, Schahkammern. Es schillert und glizert in diesen Büchern von Millionen pikanter und meistens lehrreicher Einzelheiten; sie stehen aber einander zu nahe, alle, wichtige und unwichtige auf einem Plan; und das Buch wirkt wie ein Bild, wo keine Luft die Gegenstände voneinander trennt. Es sehlt an Ueber- und Unterordnung, an Kuhe, Größe und weitem Horizont.

Sie haben jedoch die Geschichte als Poeten studirt und in einem seinfühligen, erregten, anschaulichen, wie Atlas changirenden Stil geschrieben. Und da von dem modernen Boet das Wort des Dichters gilt:

Ein Träumer bleibt er stets und hängt am Weibe,

so waren sie mehr als Andere geneigt, sich die Sittengeschichte als die Geschichte des weiblichen Ginfluffes vorzuftellen, haben sich von der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts angezogen gefühlt, weil der Ginfluß der Frauen damals am größten war, und haben diefelbe hauptfächlich als Geschichte der herrschenden Frauen gefaßt. Sie haben das Jahrhundert erzählt, indem sie in einer langen Reihe von Bänden die Lebensgeschichte der Bergogin von Chateauroux und ihrer Schweftern — jener fünf Schweftern, die nach einander die Geliebten Ludwig's XV. wurden — das Leben der Marquije von Pompadour, der Herzogin du Barry und endlich die Geschichte Marie Antoinette's geschrieben. Jede diefer unendlich verschiedenen Frauengeftalten, dem Abel, dem Burgerftand, dem Bolt und dem Kürftenstand angehörend, tritt mit ihrer gangen weiblichen Eigenart, ihrem Temperament, ihren Bewegungen, dem Klang ihrer Stimme und der Karbe ihrer Worte in diesen Werken hervor; man empfindet scharf, welche geistige Atmosphäre sie um sich verbreitet, welchen Ginfluß und welche Art von Zauber fie ausüben muß. Das unbedingt intereffanteste Buch unter diesen Biographien ist das über die Herzogin von Chateauroux und ihre Schwestern, theils vielleicht, weil es durch eine gründliche Umarbeitung an Plaftik gewonnen hat, theils weil der Stoff an fich, der Rampf, den die eine Schwester mit der andern um den Plat an der Seite des Konigs führt, der Tod von Madame de Bintimille, nachdem fie Madame de Mailly befiegt hat, der neue Sieg, den die Marquise de la Tournelle über die frühere Favoritin gewinnt, der Bersuch der Herzogin von Chateauroux, aus dem König einen Belben zu machen, ihr Triumph, ihre schmähliche Bertreibung vom Hofe während der Krantheit Ludwig's, ihre Wiedereinsetzung in die königliche Gunft und ihr gleich darauffolgender plötlicher aber qualvoller Tod, Umftande find, die dem Werk ein ungesuchtes dramatisches Leben geben, welches das Interesse erhöht, mit dem man der pspehologischen Entwickelung folgt.

Ш.

Die Brüder brachten zu ihren Romanen dieselbe Sorge für gewiffenhafte Wiedergabe des Wirklichen mit, dasselbe Bestreben, das unendlich Kleine, Teutse Kundschau. VIII, 7. das den Sinnesempfindungen zu Grunde liegt und auf welchem das Leben der Darstellung beruht, nicht zu übersehen, endlich dieselbe Borliebe für die Seelensgeschichte des weiblichen Geschlechts. Ihre Romane und Theaterstücke tragen mit nur einer Ausnahme Frauennamen.

Ich habe schon gesagt, daß diese Bücher alle modern sind. Sie sind eminentem Sinne durch das Bedürsniß undarmherziger Analhse, das sie trägt, durch die bis zum Aeußersten getriebene Empfindlichkeit für die Eindrücke der Außenwelt, welche die Berfasser charakteristrt und durch die lleberverseinerung ihrer Darstellungsgabe, welche derzenigen ihrer Beobachtungsgabe entspricht. Diese Romane sind Erzeugnisse der raffinirtesten llebercultur unserer Zeit; wo die Bersasser am höchsten stehen und ihr Bestes geleistet haben, da haben sie jene zweite und höchste Sinsachheit erreicht, welche das Product der verwickeltsten und verseinertsten Bildung ist. Riemand hat in der modernen Poesie so wie sie nach und nach seine Stoffe vereinsacht.

Sie haben wenig Romane geschrieben, im Gangen feche; fie waren zu ernfte und gewissenhafte Künstler, um, wie so manche ihrer Collegen, jedes Jahr der Lesewelt einen fertigen Roman präsentiren zu können, aber jedes Buch bezeichnet eine Entwickelungsftufe oder doch ein neues poetisches Experiment. Der lette und gewissermaßen der tieffinnigste Roman, den fie gemeinsam schrieben, ift der einfachste von allen. Es ift ein Roman, in welchem eigentlich nur Gine Berson vorkommt, ein Roman ohne Begebenheiten, ohne Berwickelung, ohne Spannung, ohne Liebesgeschichte. Es ift Richts als die peinlich genaue Darstellung, wie eine französische Dame von der hochften Bildung, in dem Kreise der Doctrinärs unter Louis Philippe entwickelt, von einem ausgezeichneten Bater erzogen, seit ihrer frühesten Jugend eine überzeugte und selbständige Freidenkerin, während cines Aufenthalts in Rom durch nervose Ginfluffe Schritt für Schritt dazu gebracht wird, ihre Ueberzeugungen, ihre Denkart, ihr ganges Wefen zu andern, um als fanatische Katholikin zu sterben. Wenn man Anfang und Endpunkt des Buches betrachtet, scheint es Ginem fast unmöglich, daß die Autoren diese rucklaufende Entwickelungsgeschichte einer bedeutenden Frauenseele glaubwürdig machen können. Aber die taufend Schritte des Weges find alle angedeutet, jede Nebergangsftufe, jede Ruance wird uns klar, das Frauenherz liegt mit allen Fafern offen vor uns. Beschreibungen Roms, des beidnischen alten, wie des katholischen und des modernen, klären die Seelengeschichte, die sie unterbrechen, auf. Cbenso einfach wie hier der Gegenstand, ebenso complicirt ift, ohne daß der gewöhnliche Leser es merkt, das Wiffen und Können, die Methode der Dichter. Es gibt wenig Psychologien, in denen so viel Psychologie steckt wie in diesem wahren und feinen Buch.

Sollte ich mit Einem Worte die eigentlichste Originalität ihrer Romane bezeichnen, so würde ich sagen: diese Bücher schildern, wie nie zuvor die Poesie, das Nervenleben des modernen Menschen, besonders der modernen Frau und des modernen Künstlers, d. h. das Nervenleben der zwei am zartesten besaiteten Wesen, die es gibt. Und wenn man hier Nervenleben sagt, so sagt man ungefähr Nervenkrankheit oder doch Kränkeln der Nerven. Es ist nicht die Sache der Goncourt, die ungebrochene Kraft, die vierschrötige Ge-

sundheit darzustellen. Es würde aber ebenso pedantisch sein sie deshalb zu tadeln, wie ungereimt ihnen deshalb ein Lob zu spenden. Es gilt nur ihre Specialität zu bestimmen. Und ihr Bereich ist nicht gering, ist es besonders heutzutage nicht, wo auch außerhalb der höheren Classen das animalische Leben so start von dem nervösen zurückgedrängt ist. Sie haben das abnorme Nervenleben ihrer Zeitgenossen verstanden und es mit einer brennenden Wahrheitsliebe ihnen dicketerisch vorgeführt.

Um das zu thun, war ein Empfindungsvermögen, eine Sensitivität erforderlich, die in der Entwickelung der Literatur vielleicht nie in diesem Grade gespürt worden ist. Die Schilderung der Nervenzustände haben die Brüder ja aus sich selbst hervorgezogen, sie haben sich selbst studiren und untersuchen, haben in ihrem eigenen Nervenleben wühlen müssen, um dieses Gehör und dieses Feinzassühl für die Zustände Anderer zu erlangen.

Daß sie diese Höhe erreichten, das beruht aber, glaub' ich, am tiessten darauf, daß sie zwei waren, ich meine auf der nie dagewesenen Art ihres Zusammenarbeitens. Sie waren geistig Zwillinge, die mit zwei Gehirnen dachten, zwei Herzen fühlten. Man hat ja früher oft genug die sogenannte Mitsarbeiterschaft in der schönen Literatur gesehen. Gute Freunde, schlaue Köpfe haben sich besonders in Frankreich häusig zusammen gethan, um irgend ein Kunstwert oder Kunststäck, einen Dumas'schen Roman oder ein Scribe'sches Lustspiel zu Stande zu bringen. Sie haben das Zusammenarbeiten durch ein heiteres Frühstück eingeweiht, die Idee zwischen Birne und Käse besprochen, dann jeder sein Capitel oder seinen Act geschrieben, haben sich verständigt und haben sich wieder getrennt, um später jeder für sich dem Publicum zu verstehen zu geben, daß nicht der Andere, der Alphonse, sondern er, der Emile, als der eigentliche Urbeber des Ersolgs zu betrachten sei.

Nicht nur, daß feiner der Brüder jemals den schwächsten Bersuch gemacht hat, den Hauptantheil an der gemeinsamen Production an sich zu reißen oder die Firma irgendwie aufzulösen, sondern die Form ihrer gegenseitigen Mitarbeiterschaft läßt sich mit keiner andern vergleichen. Sie schlossen sich, wenn sie schreiben wollten, auf drei bis vier Tage ein, ohne auszugehen, ohne eine lebendige Seele zu sehen. Nur in einer klösterlichen Stille und Einsamkeit konnten sie Gestalten sormen, dem Erdichteten das Wirklichkeitsgepräge aufsprücken.

Wie sie es eigentlich machten, um gemeinsam zu componiren und zu schreiben, ift mir jedoch lange ein Räthsel gewesen. Edmond de Goncourt hat mir's in einem Briese gelöst:

"Sobald wir," schreibt er, "über den Plan einverstanden waren, plauderten wir rauchend eine Stunde oder zwei über den Abschnitt oder richtiger den Absah, der jeht zu schreiben sei, und wir schrieben ihn jeder für sich in zwei getrennten Zimmern; dann lasen wir uns das Stück vor, das jeder von uns gemacht hatte, und entweder wählten wir ohne irgend eine Erörterung das beste oder wir bildeten eine Zusammensehung von dem, was in den zwei geschriebenen Compositionen am wenigsten unvolltommen war. Aber selbst wenn der eine der beiden Bersuche völlig geopsert wurde, war doch immer in der desinitiven

5*

Vollendung und Politur des Absahes ein wenig von der Arbeit beider Brüder, ob auch nur durch die Hinzufügung eines Adjectivs, die Wiederholung einer Wendung oder dergleichen."

Dies Berfahren scheint mir die Eigenthümlickeiten, die großen, glänzenden Borzüge und die auffälligen Mängel ihrer Darstellungsweise dis zu einem gewissen Grad zu erklären. Es ist einleuchtend, daß wer mit solcher Bertrautheit einem andern Ich sein intimstes Phantasieleben, seine Bissonen und halbaußegetragenen Ideen unterbreitet, wer mit solcher Gewissenhaftigkeit das Geschriebene prüft, in seinem Stil keine todten Stellen haben kann; es ist klar, weshalb alles Triviale, jeder conventionelle oder auch nur stereothye Ausdruck aus diesem Stil verbannt wurde. Was dem Auge des Einzelnen entging, was vor der Kritik des Einen noch bestand, das wurde von der prüsenden Hand des Anderen, der eben im Nachbarzimmer dieselbe Ausgabe in seiner Weise gelöst hatte, sogleich entsernt.

So kommt das Ausgesuchte, Exquisite zu Stande; so aber auch das Ueberlastete, der gespickte Stil. Bisweilen meint man die Doppelarbeit in flagranti ergreisen zu können, wie in jenen bisweilen über zwei Seiten sich erstreckenden Appositionen, durch welche irgend ein Begriff erklärt oder eine Persönlichkeit geschildert wird. Die Periodensorm, der Sathau ist aufgelöst; übrig bleibt eine Kette von geistvollen, witzigen, originellen oder doch überraschenden Definitionen, in welche so viele Glieder, wie man wünschte, eingeschoben werden konnten.

Und boch würde ich eine ganz unrichtige Vorstellung von ihrer Schreibweise geben, wenn ich den Eindruck erweckte, daß sie in der Regel zu viel des Guten geben. Im Gegentheil, da sie das Seltene, das Neue lieben, haben sie eine Angst davor, Alles zu sagen, worin ja nach Voltaire's bekannter Definition die ganze Kunst zu langweilen besteht; sie geben deshalb in ihren Romanen dem Verstand des Lesers viele Aufgaben zu lösen und seiner Einbildungskraft viel freien Spielraum, stizziren nur stücktig die eigentliche Handlung oder Verwickelung in ihren Romanen, lassen zwischen den Capiteln große Lücken, wahre Abgründe bestehen, über welche der gewöhnliche Leser oft nicht den Muth

¹⁾ La Blague — cette forme nouvelle de l'esprit français, née dans les ateliers du passé, sortie de la parole imagée de l'artiste, de l'indépendance de son caractère et de sa langue, de ce que mêle et brouille en lui, pour la liberté des idées et la couleur des mots, une nature de peuple et un métier d'idéal; la Blague, jaillie de là, montée de l'atelier, aux lettres, au théâtre, à la société; grandie dans la ruine des religions, des politiques, des systèmes, et dans l'ébranlement des cervelles et des cœurs, devenue le Credo farce du scepticisme, la révolte parisienne de la désillusion, la formule légère et gamine du blasphème, la grande forme moderne, impie et charivarique du doute universel et du pyrrhonisme national; la Blague du XIXe siècle, cette grande démolisseuse, cette grande révolutionnaire, l'empoisonneuse de foi, la tueuse de respect; la Blague avec son souffle canaille et sa risée salissante, jetée à tout ce qui est honneur, amour, famille, le drapeau ou la religion du cœur de l'homme; la Blague u. f. w., im Gangen 65 Zeilen hindurch, bevor bas Berbum tommt. (Manette Salomon, Cap. VII.) Es gibt faum eine gugleich lebhaftere und mehr ermubende Schreibmeife. Die nicht enden wollenden Appositionen rufen unaufhörliche kleine Erschütterungen in bem Nerveninftem bes Lefers hervor. Er wird unterhalten und überwältigt. Diefer Stil wirkt wie ein ununterbrochen knatterndes Gewehrfeuer, wo ein fraftiger Rernschuß genügt hatte.

hat hinüberzuseten oder in welchen er sich den Hals bricht, und verschmähen fogar im Anfang oder in der Mitte des Buches irgend eine vorbereitende Andeutung des Umstandes zu geben, der die Ratastrophe herbeiführen foll. In "Charles Demailly" beruht die Entscheidung darauf, daß einige Briefe, die Demailly als Bräutigam an seine Frau geschrieben und in welchen er seine beften Freunde in thörichter Laune verspottet hat, der Deffentlichkeit übergeben werden. Richts deftoweniger hat der Lefer, der Charles ichon als Bräutigam gekannt hat, nicht das Geringste von der Existenz dieser Briefe im Boraus erfahren. Er hört erft, daß fie geschrieben sind, in dem Augenblick, wo fie benutt werden follen. In "La Faustin" ift das entscheidende Moment, daß die Belbin, eine tragische Schausvielerin erften Ranges, unwillfürlich den Lachkrampf ihres mit dem Tode ringenden Geliebten bor dem Spiegel nachzughmen versucht. Der Dichter hat augenscheinlich stillschweigend an die bekannte Thatsache appellirt. daß bedeutende Schauspielerinnen (wie Sarah Bernhardt und Croizette) für gewiffe Rollen monatelang in den Spitälern den Todestampf ftudirten; aber mit teiner Silbe ift uns erzählt worden, daß die Fauftin jemals die Gewohnheit hatte dies zu thun. Es ift unmöglich, diese elementaren Regeln der Composition pornehmer, gleichgültiger zu vernachläffigen. Die Goncourt schreiben nur für den Lefer, der es verfteht, daß für fie dergleichen kein Gewicht hat, nicht für Denienigen, der einer Borbereitung bedarf und der fich für die Handlung als Begebenheit intereffirt.

In ihrer Leidenschaft, sich genau so auszudrücken, wie sie fühlten, kümmerten sie sich nicht um eine schöne Rhetorik, scheuten nicht davor zurück, dasselbe Wort fünf, sechs Mal auf einer Seite zu wiederholen oder Worte von einander zu trennen, die man nie geschieden gesehen hatte. Sie schreiben zum Beispiel: "mit, in den Augen, einem wilden Ausdruck," — vermuthlich um sich dem mündlichen, persönlichen Stil so viel wie möglich zu nähern.

In einem ihrer Bücher haben fie sehr bezeichnend die Berzweiflung eines talentvollen Schriftftellers geschildert, dessen Frau — eine Schauspielerin — mit Selbstzufriedenheit lauter seststehende Redensarten ableiert. Bon einem schlechten Baudeville sagt sie: "Sinnig und empfunden", von einem Gemälde: "Sehr stilvoll"; sie redet in den Phrasen, die in den Feuilletons, den Büchern, den Theaterstücken gebräuchlich sind, und die Liebe des ungläcklichen Chemanns verwandelt sich in Widerwillen.

Sie, welche das Eigenartige so brennend liebten, sie, welche nie bezweiselt haben, daß die volle und ganze Schönheit eines Kunstwerts nur den Künstlern zugänglich sei und die einmal die Frage: "Was ist das Schöne?" mit dem kühnen Paradoxon beantwortet haben: "Es ist das, was dein Dienstmädchen und deine Geliebte instinctmäßig abscheulich sinden," mußten mehr als Andere unter jener ewigen Quintenmusit der trivialen Menschen leiden.

Sie hatten fich nicht felbst der Gefahr ausgeset, die jener Schriftsteller

¹⁾ Bei Edmond de Goncourt finden fid) Wendungen wie: "La veillée commençait, avec, aux vitres, un clair de lune", oder: "Là était un vieux saule . . . avec, dans le creux, des mousses vertes."

lief. Keiner von ihnen hatte sich verheirathet und es scheint gewissen Bekenntnissen zum Trotz (Theâtre, Preface S. XI, ein Tagebuchblatt, das in Charles
Demailly S. 77 verwendet worden), als hätte keiner von ihnen jemals ernstlich
an das Heirathen gedacht. Sie betrachteten augenscheinlich die She als dem
Schriftsteller verboten, meinten, daß derselbe keinen Chemann abgeben könne, da
ein Mann, der sein Leben damit verbringe, "Schmetterlinge in einem Dintensa
zu sangen", außerhalb der gesellschaftlichen Regeln stehe. Sie sahen das Coelibat
als dem Gedanken nothwendig an. Und was für die Andern die Kinder sind,
ein Stück von ihnen selbst, das ihren Ramen bewahrt, ein kleines Stück Unsterblichkeit, das man liebt und verzieht, das seien, meinten sie, für den Schriftsteller seine Bücher.

Sie haben nicht mit kaltem Blut die Originalität gesucht und gefunden. Man findet sie überhaupt nicht so, und findet sie nicht, wenn man sie nicht hat. Ihnen war die Arbeit ein Mysterium, so tief wie das Mysterium des Schlases, ein activer Zustand, in welchem sie nicht Hunger, nicht Kälte, nicht ihren eigenen Körper sühlten, in welchem während der Ekstase des Gehirns die Zeitempfindung schwand. Wie aus einem Nebel, wie hinter einem zerreißenden Schleier traten vor dem inneren Blick Formen und Gruppen hervor; sie sahen die Linien, die Ideen wurden Fleisch, das Bild erhob sich. Sie ergriffen diese Visionen, prüften sie, wandten und drehten sie und warsen sie bisweilen mißmuthig in das leere Nichts zurück, wo sie wie Seisenblasen platzen. Neue Vilder tauchten empor, entstohen, sträubten sich dagegen, sich seiskalten zu lassen, wie junge Mädchen, die sich weigern zu tanzen", die sie, mit Gewalt erfaßt, in das Werk hineintraten und ein Theil von dessen wurden 1).

Das Zurückbrängen der Persönlichkeit und des bewußten Willens, der Traum mit offenen Augen, der Zustand der Entzückung und der Weltentrücktheit, der alle künstlerische Production bezeichnet, macht es dem wahren Künstler unmöglich, in seinem Schaffen ein bestimmtes Ziel zu versolgen oder einer bestimmten, wenn auch von ihm selbst ausgesprochenen, Losung zu gehorchen. Ich gebrauchte den Ausdruck, daß die Brüder das abnorme Nervenleben ihrer Zeitzgenossen "mit einer brennenden Wahrheitsliebe" studirt und dargestellt haben. Ich din auf die Frage vorbereitet, ob sie denn nur das Wahre gesucht haben, und ob das Resultat ihres dichterischen Schaffens auch nur etwas Wahres, nichts Schönes geworden ist.

Ich glaube, daß man, wenn von Kunft die Rede ift, eine Neigung hat, diese zwei Worte in einen etwas falschen Gegensatz zu stellen. Der Stoff als solcher, er sei gesund oder krankhaft, macht das Kunstwerk weder schön noch unschön. Die Absicht eines Dichters, in erster Linie das Schöne zu suchen, rust bei dem Kundigen durchaus nicht das günstige Vorurtheil hervor, daß er es auch sinden werde, und selbst die ausgesprochene Tendenz des Dichters, nur das Wahre darstellen zu wollen, macht es durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Schönheit das Resultat seines Strebens wird.

In einem Briefe an den Minister Duruh schrieb 1865 Sainte-Beuve:

¹⁾ Man vergleiche die Schilderung der geiftigen Arbeit in "Charles Demailly".

"Das Schöne, Gute und Wahre ift ein schöner Wahlspruch und befonders einer, der sich gut ausnimmt. Es ist derjenige des Unterrichtswesens, es ist derjenige Cousin's in seinem bekannten Buche [dem mittelmäßigen Werk Le Vrai, le Beau et le Bien]; es ist — soll ich wagen, es zu gestehen? — der meinige nicht. Wenn ich einen Wahlspruch hätte, so sollte er sein das Wahre, das Wahre ganz allein — mögen das Schöne und Gute sich dann daraus ziehen, wie sie können!"

Ich bin überzeugt, daß wenn man die Brüder Goncourt gefragt hatte, fie fich mit Sainte = Beuve vollständig einig erklart haben würden -- ohne beshalb der Schönheit feindlicher gefinnt zu fein als er. Die Goncourt haben fich nie über die Theorie, die ihnen vorschwebte, geaußert; daß fie vorurtheils= frei find, haben fie bewiesen, indem fie die Runft des achtzehnten Jahrhunderts, die nur das Anmuthige suchte und sich aus der Wahrheit so viel wie nichts machte, mit warmer Begeifterung priefen, mahrend fie felbst mit seltenem Muth die Wirklichkeit in's Auge faßten und der Wahrheit zu Lieb' es wagten, mit Stoffen anzubinden, die man bisher als der Poefie unzugänglich betrachtet hatte. Erft spät, erft nach dem Tode des jungeren Bruders, und nur widerstrebend ließ sich der altere den Chrenplat an der Spite der naturalistischen Schule anweisen. Er behauptet in der Borrede ju "Les frères Zemganno", häßliche und niedrige Naturen nur deswegen geschildert zu haben, weil ihr innerer Mechanismus einfacher und leichter zu durchdringen fei; fein Ehrgeiz gehe darauf, ein realistischer Schilderer deffen zu fein, "was hochherzig ift, was schon ausfieht, was aut riecht", weil es viel schwerer sei, ein eindringliches, weder conventionelles noch phantaftisches Studium der Schönheit an den Tag zu legen, als das Häßliche zu verstehen und zu malen. Die Behauptung mag richtig oder nur halbwegs richtig fein; jedenfalls verrath fie eine große Liebe jum Schönen bei bem mahrheitsuchenden Dichter. Und diese Liebe verleugnet sich nicht in den Werken, wo der Stoff eine directe Darftellung des Schonen ber= bietet. Auf den Geift, auf die Behandlungsweise, nicht auf den Stoff tommt es an, und wenn ein häßlicher, an und für sich widerwärtiger Gegenstand in einem ichonen und guten Beift mit reiner humanität, mit dichterischer Reufch= heit behandelt worden, fo ift das Runftwerk ichon, felbft "wenn dein Dienft= madchen und deine Geliebte es abscheulich finden".

IV.

Man lese den (1863 erschienenen) Roman von den Brüdern Goncourt, der den Titel "Renée Mauperin" führt. Die Dichter schildern sonst gerne Ausenahmen. Dies ift aber eine thpische, wirklichkeitsgetreue und doch fast ideale Darstellung des französischen jungen Mädchens aus dem höheren Bürgerstand, wie es durch eine Knabenerziehung und eine Entwickelung aller künstlerischen Anlagen der jungen weiblichen Seele geworden ist. Die Brüder Goncourt schildern edle Frauen nie als "schöne Seelen". Sie sind dem Spiritualismus so abhold, daß man unter ihren Aphorismen ("Idées et sensations") sogar die Bemerkung findet: "Es ist selten, daß Jemand sich gratis dazu opsert, seine Mitmenschen zu vergeistigen. Wenn man die Theorien von dem Schönen, dem Guten, dem

Ibeal bis auf den Grund versolgt, findet man fast immer die Sehnsucht nach einer Stelle, einem Katheder, einer hübschen Wohnung." Sie sind keine Jdealisten, auch jungen Mädchen gegenüber keine. Sie werden sich früh das Wort gesagt haben, das ein französischer Schriftsteller so formulirt hat: "Wenn du ein junges Mädchen mit hellen Augen und rothen Wangen siehst, so glaube nicht, daß sie ein Engel sei, sondern daß man ihr viele Cotelets zu essen wir in ihren Uhr zu Bette geschickt hat"; um so interessanter ist es, wenn wir in ihren Büchern dem saft Idealen in der Darstellung junger Mädchen begegnen.

Renée Mauperin ist nach dem schlagenden Worte einer der Personen im Buch "une melancolique tintamarresque"; tintamarresque"; tintamarresque b. h. lärmend, ausgelassen, insosern sie in Slang-Redensarten spricht, schwimmt, malt, Privat-comödie spielt, ebenso neugierig wie rein dem Leben gegenübersteht, ihre Unsabhängigkeit sogar mit ziemlich gewagten Mitteln vertheidigt, ihre Freier hausenweise abziehen läßt, die Spießbürgerlichkeit ihrer Umgebung empört und erschreckt: melancholisch, weil sie eine ablige Seele hat und ein Künstlertemperament und ein Nervensussen, das schwerzlich gegen alles Niedrige reagirt, weil sie deshalb nicht ihres Gleichen sindet als vielleicht in einem etwas älteren Freund, einem geistvollen und armen Weltmann, der nicht daran denkt, sie zu heirathen und in dem sie auch nur einen Kathgeber und Kameraden sieht. Dabei ist sie von einer Rechtschaffenheit, einem unerbittlichen Chrzesühl, wie es wenig Männer besitzen.

Der Bruder Renée's, der typische, junge, kaltehrgeizige Bourgeois mit correcter Außenseite, sest entschlossen, durch eine überreiche Heirath vorwärts zu kommen, steht im Begriff eine Handlung zu begehen, die in Renée's Augenschmählich ist. Das Mittel, das sie anwendet, um dieselbe zu verhindern, führt ungläcklicherweise zu einem Duell, in welchem der Bruder fällt. Die qualvolle Rene über diese an sich unschuldige Handlung untergräbt die Gesundheit Renée's. Sie stirbt langsam an einer zehrenden Krankheit, deren Berlauf mit herzschneidender Wahrheit erzählt ist, und läßt ihre Eltern kinderloß zurück.

"Renée Mauperin" ift eins der Bücher, die man nie vergift. rührende Hauptgestalt ift öfters nachgeahmt worden, Sardou hat sein Fräulein Benviton, Meilhac und Halevy haben ihre Frou-Frou nach ihr gebildet. Aber all' die übrigen Charaktere sind ebenso richtig und fein gezeichnet und ihr Wesen entfaltet fich in Gesprächen, deren Natürlichkeit und treffender Wahrheit noch feine Spur von Manier anklebt. Ginen besonderen Reiz erhalt der Roman, wie alle übrigen Werke der Goncourt, durch die Weise, wie das Aeußere, die Umgebung, das Landschaftliche behandelt ift. Die Brüder haben es verftanden, ohne in die Aufzählungen Balzac's zu verfallen, "die Seele" der Dinge, den Charakter und Geruch der Localitäten, die sie uns vorführen, unvergeflich wiederzugeben. Un ihren Beschreibungen fühlt man es, daß sie ursprünglich Maler und Radirer gewesen sind. Sie seben nicht mit dem unschuldigen, das Aeukerliche meist nur symbolisch auffassenden Auge des Poeten, sondern mit dem malerischen Scharfblick des Runftkenners und Radirers. Sie fkiggiren nicht flüchtig die Gegen= ftande, fondern beschreiben fie fo genau, daß ein Maler nicht in Zweifel sein wurde, wie er fie malen muffe, ober richtiger: ihre Landschaften machen gang

ben Eindruck von Gemälden. Sie wollen das und nennen bisweilen felbst den Maler, an deffen Stil sie gedacht haben. So endigen fie eine merkwürdige, halb poetische, halb photographische Beschreibung der Seine-User an einem Sommerabend mit diesen Worten: "Es war zugleich Asnidres, Zaardam und Buteaux, eine jener parifer Seine-Lanbschaften, wie hervier fie malt, fomukig und ftrahlend, elend und heiter, bevölkert und lebendig, wo die Natur hie und da zwischen den Gebäuden, der Arbeit und den Gewerben hervortritt wie ein Grashalm zwischen den Fingern eines Menschen." Wenn aber ihre Landschaften fo vollständig den Gindruck von Gemälden oder Radirungen machen. fo liegt es besonders daran, daß fie den Ausschnitt genau so zeigen, wie er sich bem Auge dargeboten hat. Man braucht nur Eine Katurschilberung von ihnen aufmerksam zu lesen, um den Unterschied zwischen der gewöhnlichen und dieser modernen Naturschilderung zu haben. Sie fagen g. B.: "Gin Mann tauchte einen Bufchel Stroh, offenbar um damit feinen hafer zu binden, in das Waffer, bas, leicht gewellt, den Schilf, die Bäume, die Wolken mit klaren Umriffen widerspiegelte; unter bem legten Bogen der alten Brücke trat aber, gang nahe vor uns, aus dem Schatten die Hälfte einer rothen Kuh hervor, die langfam trank, und die, als fie getrunken hatte, ihr weißes Maul, von welchem das Wasser in Fäden heruntertroff, erhob und sich in Betrachtung verlor."

Ein Schriftsteller der älteren Schule wie Sainte-Beuve, der die Außenwelt eher fühlt, als sieht und für den die Landschaft nur Stimmungsmittel ist, hätte uns nicht die andere Hälfte der Kuh vorenthalten. Diese Beobachter halten sich streng an das, was sie sehen, und geben es, so wie sie es sehen.

Wie "Renée Mauperin" ift "Sour Philomene" die Geschichte eines jungen, ebel angelegten Mädchens. Das Leben einer barmherzigen Schwester wird in diesem Roman erzählt. Es gibt wenig so zartsinnige Bücher, wenig auch von so unendlicher Einfachseit. Es hat eben jene Einfachseit der höchsten Cultur, die ohne Naivetät wie ohne jegliche Unnatur ist.

Es ift die Geschichte eines armen Mädchens aus dem Volke, die in einem vornehmen Kloster erzogen worden, so daß nur ihr Geist unentwicklt und ihrem Stande entsprechend geblieben ist, während ihr Gemüthsleben wie ihre Sinnesempsindungen auf's Feinste ausgebildet sind. Noch als Kind zu ihrer Tante zurückgekehrt, welche die alte Haushälterin eines jungen, wohlhabenden Mannes ist, hegt sie eine kindliche, rührend sorgfältige Liebe zu diesem, dem sie die Wünsche aus den Augen liest, ohne daß er nur ein einziges Mal sie ansieht oder ihre Existenz bemerkt. Da er endlich eines Abends halbbetrunken nach Hause gekommen, sich bei der Tante über die Gegenwart Philomène's im Hause beklagt, weil er aus Kücksicht auf das junge Mädchen seinen Junggesellengewohnheiten Zwang auslegen muß, fällt Philomène, die hinter der Thüre seine Worte gehört hat, in Ohnmacht. Sie beschließt den Schleier zu nehmen.

Das Spital, in dem sie angestellt ist, wird geschildert und zwar mit einer Meisterschaft ohne Gleichen. Die frischen Gespräche der jungen Mediciner bilden einen glücklichen Gegensatz zu der traurigen Grundstimmung des Ortes und zu dem inneren Leben der barmherzigen Schwester. In dem Spital entwickelt sich nun zwischen der Konne und einem der dort wohnenden jungen Aerzte ein Ver-

hältniß der gegenseitigen Achtung und Neigung, des einfachen Bergnügens, mit einander einige Worte über die Kranken und ihre Behandlung zu wechseln, das von den Dichtern mit den garteften Farben gemalt ift. Die Nonne freut fich, von dem jungen Mann gelobt zu werden; fie wird in der Krankenpflege noch aufopfernder, noch hingebender, um fein Lob zu verdienen, während er außer in den Biertelftunden ihres Zusammenseins nie an fie denkt. Dann wird eine frühere Geliebte von ihm, ein Mädchen, das ihn verlaffen und feitdem ein leichtsinniges Leben geführt hat, in das Spital gebracht, um wegen eines Krebs= ichadens in der Bruft operirt zu werden, und die Gifersucht auf diese Unglückliche fturzt die Ronne in ein Meer von Qualen. Der junge Arzt muß selbst die vergebliche Operation ausführen, und als Philomene in der Todesftunde Romaine's das Gebet für ihre Seele lefen muß, kampft in ihrem Bergen der Saf ihrer weiblichen Ratur mit dem Mitleid der Chriftin einen harten Kampf. Der, übrigens unwesentliche, Gang der Geschichte ift der, daß ein Migverftandniß fie für immer von Barnier trennt, daß er - ziemlich unnatürlich - an der Sehn= fucht nach der verstorbenen Romaine zu Grunde geht und daß die Sorge um die Seele des Freidenkers in seiner Todesftunde die ganze ideale Leidenschaft Philomene's wieder wachruft und fie zu ungewöhnlichen Schritten bewegt.

Neben biefen fanften und ftillen Buchern haben die zwei Bruder auch andere, bewegtere, figurenreiche Romane geschrieben, voll bunten lebens und reich an Wig und Geift, "Charles Demailly", der das literarische Leben, "Manette Salomon", der das Rünftlerleben in Baris jum Gegenftand hat. Der erftere, ihr frühefter Berfuch im Romanfach, ift ein wenig überlaftet, ift gu geiftreich und hat zu viele, nicht scharf und deutlich genug gezeichnete Personen. Die meiften icheinen Portrats zu fein - ich habe Theophile Gautier und Théodore de Banville erkannt - aber eben diefer Umftand hat verursacht, daß fie dem fremden Leser nicht anschaulich werden. "Manette Salomon" ift eine weit reifere und faftreichere Frucht ihres Talents, und ift das Lieblingsbuch der Maler in Frankreich und im ftandinavischen Norden geworden. Nachdem ich es vor Jahren in den Rünftlerkreifen Christiania's, wo es damals noch unbekannt war, ftark gepriesen hatte, fand ich wenige Jahre später die Maler dort gang voll von dem Roman. Die Bücher der Brüder Goncourt find überhaupt das Entzücken aller Maler; dieses, welches das Künftlerleben darftellt, ift den Künftlern besonders werth.

Das Problem, das die Goncourt in "Charles Demailly" und "Manette Salomon" zu lösen gestrebt haben, ist dasselbe, welches Edmond in dem fürzlich erichienenen Roman "La Faustin" wieder vorgenommen hat, nämlich dieses: Wie kommt ein Kunstwerk, ein Buch, ein Gemälde, eine Rolle zu Stande? Wie eignet das Nervensystem eines Künstlers sich die Welt an, wie saugt es die Eindrücke ein, um sie zu assimiliren, und wie bringt es aus seinen Beziehungen zur Außenwelt das Kunstwerk hervor? Die genannten Romane geben für den Schriststeller, den Maler und die tragische Schauspielerin die Antwort auf diese Frage. Sie stellen noch eine andere: Welchen Störungen ist das überreizte Nervensystem des Künstlers in seinen Berhältnissen zu der umgebenden Welt besonders ausgesetz? Und da das Genie bei ihnen wie nach der bekannten

Definition Doctor Moreau's "eine Neurose", d. h. eine Nervenkrankheit ist, so sind die Störungen mannigsach und tief eingreisend. Geneigt, wie sie sind, Feinheit und Schwäche überall zu sehen und zu schilbern, zeigen sie uns nur unglückliche ober doch angegriffene Künstlernaturen, und die Schlußstimmung ist immer tief melancholisch.

Doch es gibt Stunden in dem Leben fast eines jeden Schriftstellers, wo eine wehmüthige Grundstimmung ihm nicht genügt, wo er das Bedürsniß hat, all' das Trostlose, das er gesehen, hinauszurusen, all' die Leiden seiner Nerven, all' die Bitterkeit, die er durch die Berührung mit den Menschen und den Dingen empfunden hat, den Leser fühlen zu lassen in einem nackten, blutigen, schaurigen Werk.

Auch solche Bücher haben die beiden Brüder geschrieben, vor Allem jene tiefergreifende, furchtbar-wahre Geschichte eines armen, hhsterischen, aber guten und ehrenhasten, nach und nach dem Trunk und den Ausschweifungen ergebenen Dienstmädchens, "Germinie Lacerteux", ein hochbedeutendes Werk, das in der französischen Literatur tief gewirkt hat und unter Anderem das kaum übertrossene Borbild für Zola's genialen aber viel gröberen Roman "L'Assommoir" gewesen ist.).

V.

Welchen Erfolg hatten nun diese sechs Romane, die in dem Decennium 1859—69 erschienen? Die Frage ist fast überstüssige. Bücher von solcher Feinseit, Bücher, die sich an einen ausgesuchten Kreis von Lesern wenden, haben nie Erfolg, wenigstens nie augenblicklichen. Um solche Bücher zu verstehen und zu genießen, ist etwas von der geistigen Entwickelung nothwendig, die ersorderlich war, um sie zu schreiben, und eine derartige Borurtheilssreiheit ist selten. Neberdies kommen solche Bücher und Schriftsteller das erste Jahrzehnt hindurch gar nicht in Berührung mit dem Publicum. Es weiß einsach nichts von ihrer Eristenz.

Was brauche ich zu verweisen bei dem harten und qualvollen Kampfe gegen die Unbekanntheit, den sie mit sast allen großen Schriftsellern gemein haben, bei den verschiedenen Stationen ihres Leidenswegs — erst die Station der Gleichsülligkeit des Publicums und der Presse, dann das Stadium der Berspottung und Berhöhnung durch alle Tonarten, weil das, was sie wollten und brachten, das, was sie liebten und sagten, das Neue, Unerhörte war. Als die Goncourt 1851 in ihrer ersten Schrift die japanische Kunstindustrie priesen und sie hoch über diesenige von Paris stellten, wurde von einem Journalisten, der diese Geschmacklosigseit geradezu wahnsinnig sand, gesordert, daß man sie in ein Tollhaus sperre; heutzutage sind nicht nur die meisten fremden Kunstverständigen, sondern sogar die Pariser mit dem Enthusiasnus sür japanisches Kunstgewerbe vollständig einverstanden. Und jenes erste Urtheil war lange thpisch für die Haltung der Presse ihnen gegenüber. Sie standen ansangs ohne Freunde, ohne literarische

¹⁾ Die beiden Hauptpersonen in "L'Assommoir" sind nach Germinie und Jupillon ges bildet. Wie früh und tief der Roman auf Zola gewirtt hat, sieht man aus seiner 1864 geschriebenen Kritif besselben in "Mes haines".

Berbindungen da. Alles war ihnen verschlossen. Ueberall trafen sie das gegen Ginsbringlinge in die Literatur, besonders gegen die Revolutionäre einer Kunftart so aut vraanisirte Schweigen.

Bielgenannt, vielgehört wurde ihr Name erst, als 1865 das Schauspiel "Henriette Marschal" am Theâtre français aufgeführt, von einer Bande Studenten ausgezischt und von der Bühne verdrängt wurde, nicht aus fünstlezischen oder kritischen Gründen, sondern weil man zu wissen glaubte, daß die Brüder als Schützlinge der Prinzessin Mathilde Anhänger des zweiten Kaiserzeichs sein, mit dem sie nie in der entserntesten Berührung gestanden hatten, wenn man nicht das eine Berührung nennt, daß sie am Tage des Staatsstreiches durch ein possierliches Mißverständniß als verdächtig arretirt worden waren. Seitdem verzichteten sie auf jeden Bersuch, an einem Theater aufgeführt zu werden.

"Renée Mauperin" war von andern geplündert worden, "Germinie Lacerteux" hatte einen schnell vorübergehenden, den Brüdern unwillkommenen Skandalerfolg gehabt — die Goncourt beschlossen nun, all' ihre Kräfte an einen seinen, die höchsten Ansprüche besriedigenden Roman zu setzen. Fast drei volle Jahre arbeiteten sie an "Madame Gervaisais", jener Erzählung von dem Uebergang einer frei denkenden Dame zum Katholicismus, dem schönsten, harmonischsten und dem großen Publicum unzugänglichsten ihrer Komane. December 1869 war er vollendet. Kein Pariser Blatt brachte einen Artikel über das Buch; es wurden im Ganzen 300 Cremplare verkauft.

Das brach dem jüngeren, feiner, weidlicher organisirten Bruder das Herz. Er hatte all' seine Hoffnungen an dieses Buch geknüpft. Er, der von den Meistern anerkannt war, er, der sein Leben lang sich über das Urtheil und den Geschmack der Dummköpfe lustig gemacht hatte, versiel in eine qualvolle und hoffnungslose Nervenkrankheit vor Trauer, daß die Dummköpfe ihn nicht verstanden und seine Bücher nicht kauften. Das ist der Widerspruch, den man in sast allen Künstlernaturen sindet.

In der ersten Zeit war Edmond geistig wie gelähmt. Er war entschlossen, nie mehr eine Feder anzusehen. Er richtete das kleine Haus, das die Brüder sich eben in Auteuil gekauft hatten, zu einem wahren Museum ein, hing seine Zeichnungen auf, placirte seine Bronzen, ordnete seine ungeheure Bibliothek von seltenen Drucksachen und Handschriften.

Zuletzt konnte er aber doch von der Literatur nicht lassen. Er gab zuerst ein Buch heraus, das er mit seinem Bruder noch besprochen hatte, "La fille Élisa", und im Handumdrehen erreichte es 16 Auslagen. Der Stoff war peinlich, die Behandlungsweise trocken; aber der Ruhm war über Nacht im Gesolge des Todes über die Brüder hereingebrochen, eine junge Schule verkündete ihr Lob mit Posaunen, sie waren allbekannt, sast berühmt geworden, jetzt, wo der Eine todt, der andere ein gebrochener Mann war.

Dann machte Edmond sich allein, zum ersten Male ganz allein daran, einen Roman zu schreiben. Und noch in die Erinnerung an den Bruder völlig versloren, schilderte er in "Les frères Zemganno" ihr Zusammenleben und Zusammenwirken unter dem Bilbe zweier Clowns in einem Cirkus, zweier jener

Clowns, die wir alle kennen, die nur mit einander, in einander verflochten ihre Rünfte machen, immer zusammen geigen, bald auf Stuhlrucken figend, bald auf den Köpfen stehend, ihre Geigen in ununterbrochenem Tact des Zu= Man fühlt, wenn man die Lebensgeschichte ber fammenfviels behandeln. Brüder kennt, ihre Perfönlichkeiten durch, aber an und für sich ift Alles durchaus realistisch dargestellt. Edmond de Goncourt hatte alle die berühmteften Kunftreiter und Akrobaten von Paris ftudirt und ausgefragt, bevor er daran ging, sein Buch ju schreiben. Der jungere Bruder fturgt wahrend eines gefährlichen Sprunges, den der ältere für ihn erfunden hat, bricht fein Bein und ift, zu feiner Berzweiflung, daran verhindert, jemals wieder aufzutreten. Er nimmt dem alteren Bruder das Berfprechen ab, daß auch diefer nie mehr auftreten, nie mit einem Undern feine Runft ausüben werde. Sier findet fich eine wunderbare Scene, wo der ältere Bruder, der das Turnen nicht mehr laffen kann, Nachts das Bett des Kranken verläßt, um in ihrem Turnsaal sich von einem Travez zum andern zu schwingen; plöglich begegnet er in der Thur dem Blick des Krüppels, der auf allen vieren dahin gekrochen ift, um ququ= ichauen.

Vorzüglich hat Edmond hier sein eigenes Talent symbolisch charakterisitt, indem er sagt: Gianni's Hände waren, selbst wenn er ausruhte, unaushörlich beschäftigt . . . sie ergriffen jeden Gegenstand, der ihnen nahe war, stellten die Sachen auf den Kopf, schräg geneigt, auf einen Punkt ihrer Oberstäche, wo sie sich vernünstigerweise nicht halten konnten, indem er sich vergeblich bestrebte, sie mehr als einen Augenblick im Gleichgewicht zu bewahren.

"Immer arbeiteten diese Hände unwillfürlich dem Gesetz der Schwere entsgegen . . . Oft konnte er stundenlang ein Möbel, einen Tisch, einen Stuhl in alle Richtungen drehen und wenden mit einem stummen Fragen, so neugierig, so beharrlich, daß sein kleiner Bruder ihm zuletzt sagte:

""Was willft du doch damit, Gianni?""

""Ich fuche,"" antwortete er."

Er suchte jenes Neue, das Edmond in seiner Kunft immer angestrebt und gesunden hat. Augenscheinlich ist trot des engen Zusammenarbeitens der ältere Bruder der eigentliche künstlerische Experimentator gewesen; der jüngere Bruder hat seine Stärke in der glanzvollen Aussührung gehabt.

VI.

Wenn mein Leser mit mir im Geiste das kleine Haus Nr. 53 Boulevard Montmorench betreten will, so wandern wir zuerst durch ein mit rothem und weißem Maxmor belegtes Bestibule, wo japanische Stickereien, die sogenannten Fukusas von allen Wänden in prachtvollen Farben strahlen; wir betrachten in den Zimmern die Meisterwerke des französischen achtzehnten Jahrhunderts und die Schätze aus Japan, jenem äußersten Orient, dessen Kunst der Besitzer nicht mit Unrecht so hoch hält und die er, eigenthümlich genug, aber nach der Ansicht anderer Kenner irrthümlich, gleichfalls dem achtzehnten Jahrhundert zuschreibt.

Wir suchen ihn vielleicht vergeblich in der Wohnstube und den Bibliothetszimmern, aber in dem kleinen Garten des Hauses steht ein ftattlicher, eben sechzigiähriger, weißhaariger Mann über seine Blumen gebeugt. Er liebt seinen Garten, und wie ein echter Frangose, ein echter Landsmann Candide's hat er damit geendigt, seinen Garten zu bauen. Der Garten war, als er ibn taufte, voll gewöhnlicher, bürgerlicher Pflanzen. Er liebt aber das Gewöhnliche und Bürgerliche nicht. Er hat nur die großen, mächtigen Bäume stehen laffen und jene alltäglichen Pflanzen durch seltene Gemächse ersett, denn, wie er naiv und bezeichnend fich ausdrückt: "Das Seltene ift fast immer das Schöne." Er hat fich einen malerischen Garten gebildet, er hat sogar ein prachtvolles Gefäß von Meikener Borzellan geopfert, um in dem Grün, das eine Fontaine frisch erhält, fich einen schönen weißen Wecken zu sichern. Da lebt er das Jahr hindurch mit feinen Blumen und jeder Monat bringt dem Garten neue Schönheit.

Doch der Sammler und Gärtner ift der Welt nicht fremd geworden. Er folgt mit lebhaftem Interesse ber literarischen Entwickelung seines Landes. Und hört er, wie sein Name jest überall bekannt ift, erfährt er, wie man nicht nur in Frankreich ihm eine späte Genugthuung gibt, sondern wie Männer der jungeren Generation auch außerhalb Frankreichs, fogar in fernen Ländern, ihn als einen bahnbrechenden Geift, als einen Meifter verehren, fo gibt er nicht felten seinen Gefühlen in dem Worte Ausdruck: "Wenn doch mein Bruder das erlebt hätte!"

Die Ergebnisse und Plufgaben der Elektrotechnik.

Von

E. hoffmann.

Unter den technischen Anwendungen der Naturwissenschaften, deren geistiger und materieller Einsluß seit einem Jahrhundert alle Berhältnisse des Lebens mit zunehmender Geschwindigkeit umgestaltet und den Culturvölkern stets neuen Zuwachs an Reichthum und Macht, an Mitteln des Berkehrs und des Lebensegenusses zusührt, beginnt seit einigen Jahren die praktische Berwerthung der Elektricität durch die überaus reichen Ergebnisse, welche sie für das wissenschaftliche, gewerbliche und Berkehrsleben zu Tage fördert, in zunehmendem

Mage in den Vordergrund des Intereffes zu treten.

Wie Deutschland in der Vergangenheit an den Fortschritten in der wissen= schaftlichen Erforschung dieser wunderbaren Naturkraft einen der herborragenoften Antheile genommen hat, so steht unser Baterland auch jett, wo es sich um deren Berwerthung für das Leben handelt, wieder in den erften Reihen der Bewegung. Dies tritt namentlich auch in den Veranstaltungen zur Förderung der wiffenschaftlichen Bestrebungen und zur Pflege der technischen Intereffen auf diesem Gebiete hervor: Beftrebungen, wie fie noch jüngst durch die Begründung des "Clektrotechnischen Bereins" in Berlin eine Bethätigung von geradezu epoche= machender Bedeutung gefunden haben. In dieser Körperschaft, deren Errichtung wir der vereinten Anregung und der Schaffenskraft des Staatsfecretärs des Reichs= Poftamts Dr. Stephan und des Geheimen Regierungsraths Dr. Werner Siemens verdanken, ift für alle Länder beutscher Culturgemeinschaft, ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen, ein Organ geschaffen worden, welches unter thätiger Mitwirkung der hervorragenoften, zur Erforschung und praktischen Unwendung der Glektricität in der Wiffenschaft, im Staate und in den Bewerben berufenen Kräfte an der Fortentwickelung der Anwendung der Elektricität für · das Leben ruftig mitarbeitet und einen Sammelpunkt für die auf diesen Bebieten bisher vereinzelt hervorgetretenen Bestrebungen bildet. Es verdient her= vorgehoben zu werden und steht nicht außer Zusammenhang mit der Bedeutung diejer Schöpfung, daß das Wort "Elektrotechnik" als Bezeichnung aller der praktischen Anwendung der Elektricität dienenden Zweige der Technik zuerst burch die Begründer des Glektrotechnischen Bereins in den Sprachschatz eingeführt

worden ift: denn während ähnliche Bereinigungen in anderen Ländern sich nur auf einzelne Zweige der Elektricitätslehre und ihrer Anwendung besichränkten, ist der Elektrotechnische Berein die erste wissenschaftlich-technische Gesellschaft gewesen, welche alle Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung und praktischen Berwerthung der Elektricität im Zusammenhange in ihren Bereich zieht.

Nachdem in Deutschland 1879 die Bildung des Elektrotechnischen Vereins sich vollzogen hatte, ist in Frankreich in der 1881 veranstalteten ersten internationalen Elektricitätsausstellung in Paris, auf welcher aller Welt Nechenschaft von den großartigen Fortschritten in der praktischen Verwendung der neuen Naturkraft gegeben wurde, ein Ereigniß von einer nach anderer Richtung nicht minder bemerkenswerthen Bedeutung vor sich gegangen.

In der That sind die jehigen Anwendungen der Elektricität, wie sie auf jener Ausstellung in planmäßiger Zusammenordnung vor Augen traten, von solchem Umfange und greisen so sehr in die mannigsachsten Gebicte des Lebens ein: daß nicht nur der Gelehrte und Techniker, sondern jeder Gebildete, welcher sich für die treibenden Kräste der Welt, in der er lebt, ein Verständniß zu ershalten jucht, ein Interesse an der Arbeit, welche in der Verwerthung dieser Naturkrast wirkt und schafft, haben muß.

Wenn es von diesem Gesichtspunkte aus beabsichtigt wird, in dem Rahmen dieser Zeitschrift eine "Rundschau" über die Fortschritte der Elektrotechnik zu veranstalten. jo wird es nicht unnöthig fein, einige Bemerkungen über die hierbei leitenden Zwecke und Ziele vorauszuschicken. Ginerseits fann dem Lefer nicht zugemuthet werden, auf ein wenig anmuthiges Gebiet mathematischer und mechanischer Anschauungen au folgen, ohne welche dennoch das umfassende Berftandniß vieler der zu behanbelnden Erscheinungen wenn nicht unmöglich gemacht, fo doch im hohen Grade erschwert wird. Andererseits muß an dieser Stelle auf das dem Berftandniffe fo fehr zu Silfe kommende Mittel der Abbildung verzichtet werden, während die Darstellung boch gleichzeitig auf das Bedürfniß derjenigen Lefer mit zu rucksichtigen hat, welche den Naturwiffenschaften ein weniger specielles Studium gewidmet haben, dabei kann der eng begrenzte Raum der Zeitschrift eine mehr oder weniger nur ftizzenhafte Behandlung des umfangreichen Stoffs gestatten. Die Absicht dieses Auffakes darf somit als erfüllt angesehen werden, wenn es gelingt, nur im Großen und Ganzen einen Ueberblick darüber zu verschaffen, von welchen Gebieten die Elektrotechnik bis jest Besitz ergriffen hat, wobei auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung nicht außer Betracht gelassen werden können, sowie, welche Aufgaben sich der technischen Verwerthung der Gleftricität für die nächste Butunft bieten werden.

I.

Nachdem aus dem Alterthum die Kenntniß der Eigenschaften des Magnetseisensteins, sowie der Eigenschaften des Elektron auf das Mittelalter überliesert war, blieben diese Erscheinungen Jahrhunderte hindurch das Einzige, was von dem Magnetismus und der Elektricität bekannt war. Wenn man bedenkt, von wie wenig auffälligen Aeußerungen beide Erscheinungen begleitet waren, so ist das nicht zu verwundern zu einer Zeit, welche unter dem Einflusse der Aristos

telischen Weltanschauung und der scholaftischen Richtung der Philosophie aller empirischen Forschung so wenig gunftig war, daß noch Galilei von den Gelehrten feines Zeitalters treffend fagen konnte: "Diese Gattung Menschen glaubt, in ber Natur sei keine Wahrheit zu finden, fondern nur in der Bergleichung der Texte." Es kann daher auch nur einem Zufall zugeschrieben werden, daß eine neue Eigenschaft des Magnetismus, die Kraft, welche einem frei schwebenden Magneten eine bestimmte Richtung gibt, schon verhältnismäßig früh, im 10. Jahrhundert bekannt wurde und zur Erfindung des Kompaffes führte. Die Weftstellung des Gesetes, daß die Rord- und Sudpole zweier Magneten fich anziehen und die gleichnamigen Pole sich voneinander abstoßen, ist schon in die erfte Halfte des 16. Jahrhunderts zu verlegen und wahrscheinlich dem Bicar ber St. Sebaldustirche in Nürnberg, Georg Hartmann, zuzuschreiben. Im Jahre 1600 trat der englische Arat Gilbert mit feinem Werke "De magnete magneticisque corporibus" hervor, in welchem die Saupteigenschaften des Magneten mit großer Rlarheit entwickelt wurden und auch schon zwischen natürlichen und fünftlichen Magneten unterschieden war. Gilbert fand auch, daß die Gigenschaften der Reibungselettricität nicht nur dem Bernftein, sondern auch dem Glafe, dem Schwefel, den Bargen und berichiedenen Edelfteinen gutommen. Wir wiffen feitdem, daß alle ungleichartigen Körper bei mechanischer Einwirkung auf einander durch Druck, Reibung, Zerreißung u. f. w. Elektricität erregen, und daß von der Beschaffenheit der Stoffe nur die größere oder geringere Stärke der Erregung abhängt. - Der elektrifche Zuftand eines Körpers nach erfolgter Erregung der Elektricität ift entweder positiv oder negativ: diese Verschiedenheit des elektri= schen Zustandes äußert sich dadurch, daß positive und negative Elektricität sich anziehen und zu vereinigen streben, während gleichnamige Elektricitäten sich gegenseitig abstoßen. In Bezug auf die Fortpflanzung der Glettricität hat das verschiedenartige Berhalten der Körper zu der Unterscheidung zwischen leitenden Körpern oder Conductoren, wozu hauptfächlich die Metalle zu rechnen find, und nichtleitenden Körpern oder Rolatoren, zu denen in erster Linie die Harze und Glas zählen, Anlaß gegeben.

Die Gesetze der Reibungs-Elektricität waren nach Beendigung des 16. Jahrhunderts schon soweit bekannt, daß der Magdeburger Bürgermeister Otto v. Guericke (1602—1686) die erste Glektristrmaschine herstellen und der Physiker Cunaeus in Lenden 1746 den unter dem Ramen "Lendener Flasche" bekannten, zur Ansammlung größerer Mengen statischer Elektricität dienenden Apparat ersinden konnte. Durch die bekannten Bersuche Franklin's mit einem unter einer Gewitterwolke fliegenden Drachen wurde im Jahre 1752 die elektrische Natur der Gewitter erwiesen. Schon bald darauf, im Jahre 1786, formulirte der Franzose Coulomb das unter seinem Namen bekannte Gesetz der Elektrostatik, welches noch heute als der mathematische Ausdruck für die Krast der Anziehung

und Abstogung zweier Glektricitätsmengen gilt.

In eine neue Aera trat die elektrische Wissenschaft aber erst, nachdem Galevani 1790 durch seine berühmten Versuche mit frisch präparirten Froschschenkeln gefunden hatte, daß nicht nur durch Reibung, sondern auch lediglich durch Verührung zweier Körper, insbesondere von Metallen, Elektricität erregt wird, Leuische Kundschau. VIII, 7.

und nachdem Volta 1800 in seiner elektrischen Säule diesenigen Mittel zur Erzeugung fortdauernder elektrischer Ströme kennen lehrte, welche noch heute in Form der elektrischen Batterien in Anwendung sind. Während Bolta noch annahm, daß die Elektricität in den elektrischen Batterien durch die bloße Berührung erzeugt werde, ist durch neuere Forschungen erwiesen, daß die Berührung
zweier ungleichartiger Körper zwar verschiedenartige elektrische Zustände hervorrust, daß die Ursache der Unterhaltung des elektrischen Stroms in der Volta'schen Säule und bei den elektrischen Batterien aber lediglich in den bei der Berührung stattsindenden chemischen Borgängen zu suchen ist.

Seit den epochemachenden Bersuchen Galdani's und Bolta's beginnt nun die wissenschaftliche Forschung sich mit großer Emsigkeit des Gebiets der Elektricität zu bemächtigen und in rascher Auseinandersolge von Entdeckungen die Ge-

seke der neuen Naturkraft zu ergründen.

Wandte man bisher mechanische Kraft bei der Hervorbringung der statischen oder Reibungs-Elektricität und chemische Thätigkeit bei der galvanischen oder Berührungs-Elektricität an, so lehrten die Bersuche Seebeck's in Berlin 1821, und die von ihm erfolgte Herstellung thermoelektrischer Ketten auch die Wärme als eine neue Quelle der Elektricitäkserregung kennen.

Bon der wichtigsten Bedeutung wurden aber diejenigen Entdeckungen, durch welche zuerst der Zusammenhang zwischen der Elektricität und dem Magnetismus klar gelegt und bald darauf in der elektrischen und magnetischen Induction eine neue, wirkungsvolle Quelle der Elektricitätserzeugung ersichlossen wurde.

Im Jahre 1820 machte Derftedt in Ropenhagen die wichtige Beobachtung, daß die Magnetnadel die ihr durch den Erdmagnetismus zugewiesene Richtung verläßt, sobald ein elektrischer Strom auf fie einwirkt. Im folgenden Jahre conftruirte Schweigger in Halle den Multiplicator, eine die Magnetnadel um= gebende Rolle von isolirten Drahtwindungen, durch welche beim Durchgange des Stroms die ablenkende Rraft erheblich vermehrt wird. Die Ermittelung der Thatjache daß die ablenkende Kraft hierbei proportional der Zahl der vom Strome durchlaufenen Drabtwindungen ift, ermöglichte es von jekt ab. Inftrumente herzustellen, welche die genaue Messung elettrischer Strome gestatten und das Mittel bieten, die Gesehmäßigkeit aller Erscheinungen, welche bei der Bewegung der Glektricität in den leitenden Körpern auftreten, auf die sichere Grund= lage mathematischer Anschauung zurückzuführen. Um das elektrische Meswesen und die Aufdeckung der mathematischen Beziehungen der Stromstärken haben sich außer anderen Gelehrten namentlich Ohm, Rirchhoff und Siemens in Berlin, Weber in Göttingen, sowie Thomson und Wheatstone in England verdient gemacht.

Die vereinzelte Thatsache, welche der dänische Physiker aufgefunden hatte, führte andere Gelehrte dahin, zahlreiche Folgerungen aus dieser Entdeckung zu ziehen. Zunächst entwickelte der Franzose Ampère mit großem Scharssinn die Theorie der auf die Ablenkung der Magnetnadel einwirkenden Erscheinungen und begründete dadurch die Lehre vom Elektromagnetismus. Man lernte bald "Elektromagnete", d. h. weiche Sisenkerne mit Drahtumwickelung construiren,

welche während der Dauer eines die Drahtumwindungen durchfließenden elektrischen Stromes magnetische Eigenschaften erlangen. Geftütt auf theoretische Anschauungen ahnte Ampère ichon die Erscheinungen der elettrischen und magnetischen Induction; allein die nach diefer Richtung hin angestellten Bersuche führten nicht jum Biele und er mußte ben Ruhm biefer Entbeckung dem englischen Forscher Faradan überlaffen. Diefer machte im Sahre 1832 die Beobachtung. daß, wenn man den Schließungsfreis einer elektrischen Batterie rafch einem anderen geschloffenen Leiter, der von keinem Strome durchfloffen ift, nabert, in letterem momentan ein elettrischer Strom von einer dem primaren Strom ent= gegengesetten Richtung auftritt, sowie, daß sich, ebenfalls momentan, ein dem primaren Strome gleichgerichteter Strom einstellt, sobald der Batterieftrom rafch wieder geöffnet wird. Gine merkwürdige Wahrnehmung war auch die, daß diefelbe Wirkung erzielt wurde, wenn man anftatt des vom Strome durchfloffenen Drahtes einen Magneten dem geschloffenen Leiter näherte und von demselben entfernte; ferner, daß einer vom Strom durchfloffenen Drahtrolle, einem fog. Solenoid, gang dieselben Eigenschaften, wie einem Magneten, beiwohnen. - Es kann also durch einfache Bewegung eines vom Strom durchflossenen Drahts oder eines Magneten ein Inductionsstrom hervorgerufen werden, der, wenn er auch nur von ungemein kurzer Dauer ift, doch unter Umftänden sehr kräftig wirken kann. Schon feit dieser Zeit hat man angenommen, daß die Magnete Körper seien, welche beständig vom galvanischen Strome umfloffen werden. Daß Magnetismus, Elettricität und galvanischer Strom nur verschiedene Aeuferungen einer Kraftquelle sind, darf inzwischen als erwiesen angesehen werden.

Wir haben im Vorstehenden als Ouellen der Elektricitätserregung kennen gelernt: die mechanische Krast bei der Reibungselektricität, sowie bei der magnetischen und elektrischen Induction; die Wärme bei den thermoelektrischen Vorgängen; die chemische Action bei der Voltazichen Säule und den elektrischen Votalen. Diesen elektricitätserregenden Krästen sind noch der Schall, das Licht und die physiologische Körperthätigkeit lebender Wesen hinzuzusügen. Sin heute Allen bekanntes Beispiel der Elektricitätserregung durch den Schall bietet sich in den Fernsprech-Apparaten dar. Daß elektrische Wirkungen durch Licht hervorgerusen werden können, war weit früher bekannt. Durch die Forschungen von du Bois-Rehmond und anderen Physiologen ist ferner erwiesen, daß die Muskeln und Kerven aller thierischen Organismen durch Ströme verschiedener Richtungen durchssossen der Verdene, welche ihre Ursache in den Aeußerungen der Lebensthätigkeit haben.

Wir haben somit alle Naturkräfte: mechanische Krast, Wärme, Licht, Schall, chemische Zersehung und physiologische Kräste als Quellen der Elektricität kennen gelernt. Umgekehrt wissen wir, daß die Ursachen der Erzeugung der Elektricität zu den Wirkungen in voller Gegenseitigkeit stehen. Durch magnetische und elektrische Anziehung und Abstoßung, sowie durch den Elektromagnetismus werden mechanische Wirkungen erzeugt. In jedem vom Strom durchslossenen Leiter, mag er sest, stüffig oder gassörmig sein, werden durch die Elektricität Wärmewirkungen hervorgerusen. Die Elektricität erzeugt in dem Fernsprecher akustische Wirkungen. Bei elektrischen Funkenentladungen und im Volta'schen Lichtbogen

entstehen Lichterscheinungen. Daß der elektrische Strom die wichtige Eigenschaft besitzt, chemische Berbindungen in ihre Elemente zu zerlegen, wurde schon kurze Zeit nach der Ersindung der Bolta'schen Säule entdeckt; und seit jener Zeit wird der elektrische Strom dazu benutzt, chemische Trennungen zu vollziehen, welche auf keine andere Weise gelingen wollten. Die physiologischen Wirkungen äußern sich endlich sowohl in der Anwendung der Elektricität zu Heilzwecken, als in den tödtlichen Wirkungen des Blitzschlags und anderer starker elektrischer Entladungen.

Die ungeahnte Menge von Beziehungen der Elektricität zu allen anderen Naturerscheinungen, welche fich hiernach eröffnet, führt dabin, dieselbe in Berbindung mit einem durch die neuere Forschung aufgedeckten all= gemeinen phyfitalischen Gesetze zu betrachten, welches durch die Erkenntniß, die es von dem Zusammenhange zwischen allen Wirkungen der Natur gibt, für die Naturwiffenschaften eine hervorragende Bedeutung gewonnen hat. Es ift dies das Gefek von der Erhaltung der Kraft, welches, durch die Forschungen von Maber in Seilbronn, Joule in Manchester, Selmholk in Berlin und Claufius in Bonn aufgestellt und entwickelt, durch gablreiche Beobachtungen bei allen Beränderungen in der Natur geltend nachgewiesen ift. Dieses Gesek sagt: daß überall, wo die Umsetzung einer Naturkraft in eine andere stattfindet, also in physikalischem Sinne Arbeit geleiftet wird, die Arbeitsfähigkeit der Naturkräfte in dem Make erschöpft wird, in dem sie Arbeit wirklich hervorbringen; daß demaemäß die Quantität der in den Naturarenzen vorhandenen wirkungsfähigen Kraft, welche verschiedenen Formen sie auch nacheinander annimmt, stets un= veränderlich ift und weder vermehrt noch vermindert werden kann.

Einige Beispiele werden die Bedeutung dieses Gefetes mit Bezug auf den

vorliegenden Gegenstand veranschaulichen.

Beim Stoß zweier Körper gegen einander nahm man früher an, daß leben= dige Kraft einfach verloren gehe. Daß dies nicht der Fall ift, sondern daß jeder Stoß Wärme erzeugt, ift zwar ichon seit geraumer Zeit bekannt; aber erft durch die neuere Forschung ist erwiesen, daß die gewonnene Wärme mit der verbrauch= ten Rraft stets in gewissem Berhältnisse fteht. So wird für die Rraft bei Ausübung des Drucks von 1 Kilogramm auf 1 Meter Länge, d. i. für dasjenige Mag von Arbeit, welches die Mechanik als das "Kilogrammmeter" bezeichnet, unter allen Berhältniffen dieselbe Wärmemenge gewonnen: und die gleiche Menge Wärme wird wieder verschwinden, sobald durch Wärme ein Kilogrammmeter Arbeit hervorgebracht wird. Die Wärmemenge, welche nöthig ift, um die Temperatur eines Kilogr. Wasser um einen Grad des hunderttheiligen Thermometers zu erhöhen, entspricht einer Arbeitskraft, wodurch 1 Kilogr. auf 425 Meter gehoben wird. Diefes Berhältniß der Wärme zur mechanischen Kraft wird als das "mechanische Aequivalent der Wärme" bezeichnet. Man kann diese Arbeits= traft dazu benuten, mittelft eines gefchloffenen Gleftricitätsleiters oder eines Magneten durch Unnäherung oder Entfernung in einem zweiten geschloffenen Drahtkreise einen Inductionsftrom hervorzurufen. Der Inductionsftrom wird hierbei nur in eine andere Korm, nämlich in Wärme umgewandelt werden. und zwar ergibt fich, daß diese Wärme gerade wieder hinreicht, um 1 Kilogr. Wasser um 1 Grad Celstus zu erwärmen. In diesem Falle wird also durch eine bestimmte Menge Wärme zuerst mechanische Kraft gewonnen, diese seizt sich in Elektricität um, und letztere erzeugt wieder genau dieselbe Menge Wärme, twelche ursprünglich zur Hervorbringung der mechanischen Kraft benutzt wurde.

Ein anderes Beifpiel bietet fich aus den Beziehungen zwischen den chemischen und elektrischen Erscheinungen dar. Löst man ein Stud Zink in Säure auf. fo geht chemische Arbeitstraft verloren; dafür wird aber Barme gewonnen; das Gemisch erhibt fich nach gang bestimmten Berhältnissen, welche durch eine Reihe von Bersuchen für alle chemisch gleichartigen Körper gleichmäßig befunden worden sind. Man hat hieraus für die chemischen Borgange chemische Wärme= ägnivalente berechnet; diese stehen merkwürdiger Weise auch in gang bestimmten Berhältniffen zu den elektricitätserregenden Wirkungen, welche durch die in Betracht kommenden chemischen Vorgange hervorgerufen werden. — Benutt man das Zink und die Saure zur Bildung eines galvanischen Elements und schließt das lettere, so wird eine bestimmte Menge Zink aufgelöft, es wird ein elektrischer Strom erzeugt und dieser erwärmt den Leitungs= draht; gleichzeitig erwärmt fich auch die Mischung in dem Glemente selbst, aber viel weniger, als wenn diefelbe Menge Bink ohne elektrischen Strom aufgelöst wird. Unterbricht man nun den Strom, fo bleibt als Ergebniß eine gewiffe Menge aufgelöften Binks und eine gewiffe Barmemenge im Glement und in dem Draht. Die chemische Action bei Auflösung des Zinks ift die verlorene, und die entwickelte Warme ift die gewonnene Arbeit. Die Summe der Wärme in dem Clement und der mittelft der Clettricität in dem Drafte erzeugten Warme wird hierbei genau dem Werthe entsprechen, welcher ichon auf directem Wege als chemisches Wärmeäguivalent für die Auflösung der gegebenen Menge Bink berechnet ift.

Die Umsetzung der verschiedenen Naturkräfte ineinander bei gleichem Arbeitse verbrauch und gleichem Arbeitsgewinn läßt sich in zahllosen Beispielen bei allen Borgängen in der Natur nachweisen. Sie hat einen weiten Blick in den Zussammenhang aller Naturerscheinungen eröffnet, und es ist hiernach unschwer, die Bedeutung des Wortes "Kraft", nicht als für sich bestehende Bewegung, sondern im Sinne der Wirkung der Körper auseinander, als ein Ausdruck für die Urssachen, welche alle Körperzustände vermindern, zu erkennen. Wie das Geseh von der Erhaltung der Kraft der Grundpseiler der neueren Physik und die Grundlage aller naturwissenschaftlichen Speculationen geworden ist; so sind seine Erzgebnisse auch für die Processe der Technik, bei denen es sich meist darum handelt, einer vorhandenen Arbeitskraft eine andere Form zu geben, von höchster Bedeutung. Wir werden daher auch im Nachsolgenden verschiedene Borgänge bei der technischen Anwendung der Elektricität, welche eine Beziehung zu dem Geseh der Erhaltung der Kraft bieten, in diesem Lichte betrachten müssen.

Schon der Zusammenhang der Elektricität mit allen anderen Naturkräften läßt die Bebeutung ihrer Anwendung in allen den zahlreichen, auf die Ausenugung der Kräfte der Natur gerichteten Zweigen der Gewerbsthätigkeit und Industrie hervortreten. Diese umfassende Berwendungsfähigkeit der Elektricität für die Technik ist aber keineswegs von vornherein in dem heute erkannten Um-

fange gewürdigt worden; es waren vielmehr zunächft nur enger begrenzte Gebiete, für welche nach den ersten Erfolgen der wissenschaftlichen Forschung erfindungsreiche Köpfe über die Nutbarmachung der neuen Kraft nachzudenken begannen.

Es ist erklärlich, daß die außerordentliche Fortpstanzungsgeschwindigkeit der Elektricität, welche für metallische Drahtleitungen im Durchschnitt auf etwa 40,000 Kilometer in der Secunde berechnet worden ist und die Geschwindigkeit des Schalls um mehr als das 120,000 sache übersteigt, zuerst eine Berwendung zur Signalgebung in die Ferne nahe legen mußten. Nichts ist in der That einsacher, als einen elektrischen Strom in eine Leitung abwechselnd zu senden und ihn abwechselnd zu unterbrechen, und durch die hierbei von dem Strome verrichtete Arbeit an beliebigen Punkten des Schließungskreises bestimmte Zeichen hervorzurusen. Aus der Berwendung einer solchen Art von Signalgebung sür die Nachrichtenübermittelung ist die elektrische Telegraphie, welche in den Inher von etwa 1848 bis 1852 in sast allen Culturstaaten als öffentliche Staatsverkehrsanstalt eingerichtet ist, hervorgegangen.

II.

Jedes elektrische Telegraphenspstem exfordert, wie sich schon aus diesen Unsbeutungen ergibt, eine Elektricitätsquelle, einen oder mehrere Leitungsdrähte zur Berbindung zweier Stationen, einen Apparat, welcher dazu dient, den elektrischen Strom in die Linie zu senden (den Zeichengeber), und einen Apparat, welcher den Durchgang des Stroms auf der zweiten Station sichtbar macht, zu Gehör dringt oder aufzeichnet (den Zeichenempfänger). Außerdem verwendet man noch eine Anzahl Nebenapparate, welche bezwecken, den telegraphischen Dienst zu ersleichtern und zu sichern. Diese Theile so herzustellen, daß die größte Zuverlässigseit der Zeichenübermittelung mit der größten Geschwindigkeit und Einsachheit vereint wird, ist der Gegenstand aller auf die Bervollkommnung der telegraphischen Besörderungsmittel gerichteten Bestrebungen.

Wer von den Lesern fich durch Anschauung einen Begriff davon bilden will, welche Arbeit bister in der Berfolgung diefes Ziels geleiftet worden ift. darf zu einem Gange durch die Telegraphenabtheilung des Berliner Boftmuseums eingeladen werden, deffen werthvolle, in ihrer Urt einzigen hiftorischen Samm= lungen in hunderten von Apparaten und Apparattheilen alle Entwickelungsstufen der elektrischen Telegraphenapparate von den ersten Zeiten der Telegraphie bis zur Gegenwart vor Augen führen. Auf eine Beschreibung dieser Apparate, welche ein Buch für sich erfordern würde, ift hier von vornherein Bergicht gu leiften; es fann nur auf wenige Apparate aufmerkfam gemacht werden, welche die Hauptentwickelungsstufen kennzeichnen. Als ältesten praktisch verwertheten Telegraphen lehrt uns die Sammlung dieses Museums den von Thomas Sommerring in München 1808 construirten Apparat kennen, bei welchem die chemi= ichen Wirkungen bes Stroms in der Zersetzung des Waffers in feine Clemente, Sauerstoff und Wasserstoff, benützt werden, um in Form der sich bilbenden Gasbläschen verabredete Zeichen hervorzubringen. Die chemischen Wirkungen des Stroms find später zur herstellung weit vollkommenerer Apparatsufteme benützt worden, und es ift einigen Erfindern, namentlich dem Italiener Caselli, durch seinen Bantelegraphen, sogar geglückt, beliebige Zeichnungen und autographische Schriftzüge durch elektrochemische Wirkungen nach entsernten Orten telegraphisch zu übermitteln; in Folge mancher Schwierigkeiten für die Praxisdes telegraphischen Verkehrs haben die elektroschemischen Telegraphen aber keine Bedeutung sin die praktische Telegraphie zu erlangen vermocht. In der Telegraphie werden heute nur noch solche Apparate benützt, welche auf den mechanischen Wirkungen des elektrischen Stroms beruhen, indem durch die Elektricität entweder eine Magnetnadel bewegt, oder ein Elektromagnet in Thätigkeit gessetzt wird.

Als älteste Conftructionen elektro-magnetischer Telegraphen finden fich in dem Berliner Bostmuseum: der bereits 1833 von Gauf und Weber erbaute Telegraphenapparat, welcher bis Ende 1837 zu den berühmten Bersuchen awischen dem physikalischen Cabinet und dem magnetischen Observatorium in Göttingen in Gebrauch war; ferner der von Steinheil in München 1836 benütte Telegraph, deffen Betrieb den Erfinder auf die ungemein wichtige Entdeckung führte, daß die Erde den elektrischen Strom zurückleitet und daher ein Leitungsbraht für die telegraphische Correspondenz genügt. Als ein großer Fortschritt wurde seiner Zeit der 1846 von Werner Siemens gebaute Zeiger= telegraph angesehen, welcher im Lostmuseum in verschiedenen Kormen vorgeführt wird, in denen er noch beute bei einigen Gisenbahnen und Teuerwehr-Telegraphenanlagen in Gebrauch ift. Mit dieser Erfindung tritt zuerst der Name Werner Siemens, welcher seitdem mit den Fortschritten der deutschen Elektrotechnik fo eng verknüpft ift, in die Deffentlichkeit. Dem Zeigerapparat folgte aber bald der Morfe'sche Schreibapparat, welcher uns aus unserem kurzen hiftorischen Rückblick ichon mitten in die Gegenwart hineinversett, da er noch heute in der Telegraphie die verbreitetste Anwendung findet. Der Morse-Apparat zeichnet sich durch große Einfachheit aus und hat vor feinen Borgangern ben wesentlichen Borgug, daß er die Zeichen auf der empfangenden Station nicht nur porübergehend angibt, sondern dieselben aufzeichnet und dadurch jederzeit eine Controlle der ein= gegangenen Telegramme geftattet. Derfelbe hat daher alle älteren Apparatsyfteme jest nahezu vollständig verdrängt. Allein bei der Reichstelegraphie find gegen 9000 dieser Apparate in Gebrauch, deren Einrichtung Jedem, der sich einmal im Innern eines Telegraphen= oder Gifenbahnbüreaus umgesehen hat, bekannt fein wird.

Rachbem der Morse-Apparat lange Zeit hindurch dem Bedürsniß des Telegraphendienstes auch auf verkehrsreicheren Linien genügt hat, drängt die von Jahr zu Jahr eintretende Zunahme des Telegraphenderkehrs die Technik jetzt darauf hin, Mittel und Wege zu sinden, um durch schnellere Telegramme beförderung und bessere Ausnutzung der Leitungsdrähte das mit der Verkehrssteigerung Hand in Hand gehende Bedürsniß zur Vermehrung der Telegraphenlinien einzuschränken. Sine Zeit lang hat man sich zu diesem Zwecke bei dem Morse-Apparat automatischer Zeichengeber, welche die sonst der Hand des Telegraphisten obliegende Verrichtung der Strom-Sendung und -Unterbrechung durch mechanische Vorrichtungen schneller und gleichmäßiger ausstühren, bedient:

bis es durch den von dem Amerikaner Hughes erfundenen, überaus sinnreich construirten Typen druck-Telegraphen, welcher die Zeichen auf der Empfangsstation gleich in sauberem Buchstabendruck liefert, gelungen ist, zu einer Geschwindigkeit der telegraphischen lebermittelung zu gelangen, welche die Schnelligkeit der gewöhnlichen Currentschrift zu erreichen und in manchen Fällen sogar noch zu übersteigen vermag. Auch im Berliner Postmuseum ist ein Hughes's scher Typendruck-Apparat aufgestellt; zur Beranschaulichung seiner Leistungen ist daneben ein mittelst desselben befördertes Telegramm, enthaltend einen Zeitungsbericht über die Schlacht bei Plewna vom 8. August 1877 ausgehängt, dessen aus 6012 Worten bestehender Inhalt in 5 Stunden 10 Minuten nach London telegraphirt wurde. Da der Apparat die Telegramme in Letterndruck zugleich an der Abgangs- und Empfangsstelle liefert, so wird dei demselben die Controlle sehr erleichtert und die Gesahr der ost so ft vereichen Telegraphirsehler erheblich vermindert.

Neuerdings sind erfindungsreiche Köpfe bemüht, eine noch weitgebendere Ausnutung der Telegraphendrähte durch Ginführung der fogenannten mehr= fachen Telegraphie herbeizuführen. Die Aufgabe, auf einem Drahte gleich= zeitig in entgegengesetzter Richtung zwei Telegramme zu befördern, ift mit vielem Scharffinn schon im Anfang der fünfziger Jahre von mehreren Erfindern (Siemens, Gintl, Frischen, Edlund, Prescott u. A. m.) gelöft worden, und nur dem in jener Zeit noch nicht in demselben Mage wie heute hervorgetretenen Bedürfnisse ist es zuzuschreiben, daß die bezüglichen Methoden in der Praxis feine größere Berwendung gefunden haben. Inzwischen find dieselben durch noch leiftungsfähigere Apparatsysteme überholt worden. 1872 brachte der in Baris lebende Elfasser Bernhard Meyer einen praktisch brauchbaren Telegraphen zu Stande, welcher die gleichzeitige Beförderung von vier Telegrammen auf einer Linie gestattet, und einige Jahre später ist von dem Geheimen Bostrath Ludewig in Berlin ein Apparat angegeben worden, welcher die gleiche Leiftung aufweift. Beide "Quadrupler-Telegraphen" find jett in Deutschland in Gebrauch. Es ist mit benselben nicht nur möglich, zwischen zwei Stationen A. und B. vier Telegramme zugleich in einer Richtung abzugeben, sondern es können auch gleichzeitig entweder ein Telegramm von A. nach B. und drei Telegramme von B. nach A., oder zwei Telegramme in jeder Richtung, oder endlich drei Telegramme von A. nach B. und ein Telegramm von B. nach A. auf demfelben Drahte zur Bersendung gelangen.

Bei den Meyer'schen und Ludewig'schen Quadrupler-Telegraphen werden die Telegramme durch die Empfangs-Apparate noch in verabredeter Schrift, wie beim Morse-Apparat, geliesert, welche erst vom Telegraphisten in gewöhnliche Schrift zu übertragen ist. Es liegt daher der Gedanke einer Bervollkommnung nach der Richtung hin nahe, auch durch Quadrupler-Telegraphen, wie bei dem Hughes'schen Typendrucker, die Telegramme gleich in Buchstabendruck herzustellen. In der That ist diese Ausgabe durch Apparate, welche von Baudot in Paris und Schäffler in Wien construirt sind und von den Ersindern auf der Elektricitäts-Ausstellung 1881 in Paris ausgestellt waren, auch schon in ziemlich bestriedigender Weise gelöst worden. Auch diese Apparate werden nach Vornahme

einiger Vervollkommnungen sicherlich bald in die telegraphische Praxis dauernd übergeben.

Die Durchschnittsleistung der telegraphischen Uebermittelung, welche beim Morse-Apparat noch etwa 500 Worte in der Stunde beträgt, ist durch den Hughes'schen Theendrucker auf 1200 Worte, durch den Meher'schen Quadrupler auf 2400 Worte, und durch den Baudot'schen Quadrupler sogar auf 3200 Worte in der Stunde im Durchschnitt erhöht worden. Allerdings gelten diese Zahlen nur für kürzere Leitungen, während bei längeren Leitungen elektrische Erscheinungen austreten, durch welche die Schnelligkeit der llebermittelung zum Theil erheblich beeinträchtigt wird.

Obwohl ichon Berfuche gemacht worden find, beim Telegraphiren ohne besondere Leitungsvorrichtung, durch Benutung der Leitungsfähigkeit der Erde, des Waffers und der Luft auszukommen, und die Bemühungen, das Licht zur elektriichen Telegraphie zu benuten, wie fpater gezeigt wird, auch von Erfolg gekrönt worden find: so ift man für die elektrische Telegraphie doch immer noch auf die Drahtleitungen der Telegraphenlinien angewiesen. Lange Zeit bindurch hat man sich mit den oberirdischen Telegraphenleitungen begnügt. Trot aller aufgewendeten Mühe, Sorgfalt und Roften ift es aber noch nicht gelungen, eine oberirdische Telegraphenlinie herzustellen, die in jedem Augenblicke diejenige Sicherheit gewährt, welche bei der heutigen Entwickelung des Berkehrs die Kamilien- und handelsintereffen, fowie die Bedürfniffe des Staats erfordern. Die elementaren Greignisse üben mit ziemlicher Regelmäßigkeit in jährlich mehr= fach wiederholter Folge einen gang überwältigenden Ginfluß auf die oberirdischen Telegraphenlinien aus und setzen - wie es noch 1881 in Folge der Frühlings= und Herbststürme vorgekommen ift, durch welche in Kolge der Störung fremd= ländischer Telegraphennete die telegraphische Berbindung Deutschlands mit den Nachbarländern zeitweise ganz unterbrochen war — nicht nur einzelne Telegraphenleitungen, fondern die Telegraphennete ganger Länder plöglich außer Betrieb.

Der Staatssecretar Dr. Stephan erkannte querft die Nothwendigkeit, der Telegraphie durch Einführung unterirdischer Leitungen das feste Fundament zu geben, welches fie bisher noch entbehrte; nach der 1876 erfolgten Berschmelzung der Reichstelegraphie mit der Postverwaltung war es daher eine feiner erften Magregeln, den Plan zum fustematischen Ausbau eines unterirdischen Liniennetzes für das deutsche Reich zu entwerfen. Diefer Plan ift von 1876 bis 1881 gu Ende geführt. Jest ift Deutschland im Befige eines unterirdischen Liniennehes von 5464 Kilom. Länge mit 37,373 Kilom. einzelnen Drahtleitungen, durch welches, im sicheren Schofe der Erde liegend, unbedroht durch Wind und Wetter, nicht weniger als 221 Städte, darunter die ersten Sandels=, See= und Waffenplage des Reichs, verbunden werden. Wie die Gifen= bahnen die Hauptrichtungen des Berkehrs kennzeichnen und von ihnen die Berbindungen auf Landstraßen abzweigen: so sind den unterirdischen Telegraphen= linien auch nur die Sauptverkehrsftragen vorbehalten, während die engeren Maschen des Telegraphennehes nach wie vor den oberirdischen Linien überlaffen bleiben. Die Länge diefer Linien - 1875 nur 33,300 Kilom. - war ungeachtet ber inzwischen erfolgten Bollendung des unterirdischen Liniennehes Anfangs 1882

auf 56,143 Kilom. mit 180,540 Kilom. Drahtleitungen gewachsen, so daß das deutsche Reichspostgebiet jetzt an oberirdischen und unterirdischen Leitungen zussammen 227,913 Kilom. besitzt, d. i. ein Drahtnetz, welches fast 6mal hinreichen würde, den Erdäquator zu umspannen.

Der Fürsorge des Teiters der deutschen Telegraphie ist es ferner zu danken, daß Hand in Hand mit dieser Ausbreitung des Liniennehes eine beträchtliche Bermehrung der Betriebsstellen für den telegraphischen Berefehr stattgefunden hat. Die Zahl der Telegraphenämter, welche 1875, als die Bereinigung von Post und Telegraphie eingeleitet wurde, nur 1686 Aemter detrug, war zum Beginn des Jahres 1882 auf 5900 Aemter gestiegen, und mit Einschluß der sür den Privat-Telegraphenversehr geöffneten Eisenbahn-Telegraphenstinnen sind jeht 8780 Betriebsstellen dem telegraphischen Berkehr des Publicums im Reichs-Postgebiete geöffnet. Mit Indegriff der Telegraphenstitaaten Bayern und Württemberg besitzt das deutsche Reich jeht 10,300 Telegraphenanstalten und wird in dieser Zahl von keinem anderen Lande übertrossen. Der Telegraph ist damit von einer nur einzelnen Bevölkerungsclassen zugänglichen Besörderungsanstalt in Wahrheit zu einem Verkehrsmittel für alle Bevölkerungsschichten verallgemeinert worden.

Das Aussand ist dem Borgange Deutschlands mit gespannter Ausmerksamteit gesolgt und schieft sich an, in gleicher Weise auch bei sich vorzugehen. Was insbesondere die Herstellung unterirdischer Linien betrifft, so hat Frankreich den Ausbau eines dem deutschen ähnlichen Netzes schon rüstig in Angriff genommen. England und Nordamerika sind im Begriffe zu solgen. Ebenso ist in Skandinavien und Rußland von der Ersetung der Luftlinien durch unterirdische Linien ernstlich die Kede, wobei insbesondere auch die Schwierigkeit maßgebend ist, die Leitungen vor Schneeanhäufungen zu schützen, sowie in holzarmen Gegenden der Uebelstand, daß die Bauern die Telegraphenstangen ausreißen und zu Feuerungsmaterial verwenden. Bei dieser Thätigkeit des Auslandes ist es um so mehr zu bedauern, daß Bahern und Württemberg, welche bekanntlich das innere Telegraphenwesen selbst verwalten, mit dem Bau unterirdischer Linien noch im Rückstande sind. Es wäre gewiß zu wünschen, daß die deutschen unterirdischen Linien durch Hineinziehung der süddeutschen Hauptstädte in das unterirdische Keh bald ihre Bervollständigung ersahren.

Nachdem die Telegraphennehe der einzelnen Länder über die ersten Stusen der Entwickelung hinausgekommen waren, richteten sich bald die Anstrengungen der Techniker darauf, durch Herstellung unterseeischer Telegraphenstinien auch die Hindernisse zu überwinden, welche die Oceane und Meeresarme der Ausbreitung der telegraphischen Berbindungen noch entgegensehten. Wit welchem Ersolge dies geschehen ist, zeigt die ungeheuere Ausdehnung des Nehes der unterseeischen Telegraphendrähte, welche heute die Continente verbinden. Zur Zeit überbrücken schon sieben Telegraphenkabel den atlantischen Ocean und die Weltmeere werden jeht von einem Kabelnehe mit nicht weniger als 80,000 Seemeilen Drahtleitungen durchzogen, welche den elektrischen Gedankenblit, Kaum und Zeit überwindend, in die fernsten Welttheile tragen.

So steht die Telegraphie jett, nachdem erft 30 Jahre feit ihrer allgemeinen

Einführung verfloffen find, auf einem Standpunkte der Entwickelung, auf welchem fie die Bedingungen des geiftigen und materiellen Berkehrs auf weiten Gebieten umgestaltet hat und ein unentbehrlicher Factor unserer Culturentwickelung geworden ift. Es gibt heutzutage kaum noch Personen, welche nicht von dem Telegraphen, sei es für ihre geschäftlichen oder Privatbeziehungen, Gebrauch machen. Für die Maschinerie des Staatswesens ift er ein wichtiger und unent= behrlicher Bebel geworden. Im Dienfte des öffentlichen Wohls find ihm die mannigfachften Aufgaben zugefallen. Er hilft den flüchtigen Berbrecher dem Urme der Gerechtigkeit ju überliefern und ift in den Banden der Boligei ein unentbehrliches Wertzeug für den öffentlichen Sicherheitsdienft. Den Unwohnern der Flüsse zeigt er drohende leberschwemmungen an und gibt ihnen Gelegenheit, noch vor dem Einbruche der Gefahr Magregeln zur Abwehr zu treffen. Durch die Berbreitung telegraphischer Betterberichte hat die Wissenschaft die Mittel gewonnen, den Schiffer bor Sturm ju warnen, die Witterung beftimmter Land: ftriche im Boraus anzugeben und dadurch die Landwirthschaft und die Inbuftrie in größerem Mage von den Zufällen der Bitterung unabhängig zu ftellen. Wie fürzlich im Glektrotechnischen Berein ftattgefundene Berhandlungen ergeben, bildet es gerade jest einen Gegenstand eingehender Erwägungen der Reichs-Postverwaltung, die deutsche Telegraphie durch schnellste und weiteste Berbreitung der metereologischen Beobachtungen in noch erweitertem Umfange für den Wetterdienft nugbar zu machen. Wie für Zwecke ber Cultur und bes Friedens, fo ist ber Telegraph auch für die Kriegsführung ein nothwendiges Silfsmittel geworden. Die Kriegstelegraphen regeln den Gang der Armeen, fie tragen die Befehle der Kommandirenden zu den in der Felbschlacht kämpfenden Truppen und ftreden durch die Borpoftentelegraphen bis zu den außerften Reihen des Feindes ihre Fühlhörner aus. Dieser Bedeutung der Kriegstelegraphie ent= fpricht es, daß diefelbe jest in den meiften Armeen einen besonderen Dienft= zweig bildet, dem auch im Frieden ein ständiges Versonal und Material zuge= wiesen ift.

TTT

Fast möchte es bei diesem Stande der Entwickelung scheinen, als ob die Technik schon mit allen Anforderungen, welche der Telegraphenbetrieb stellt, zum Abschluß gelangt wäre; und doch kann Niemand voraussehen, ob nicht noch neue Entdeckungen und neue Ideen eine Umwandlung der gesammten heutigen Telegraphentechnik im Gesolge haben werden. Ist doch erst durch die Erfinsdung des Fernsprechers seit wenigen Jahren ein neuer Zweig des telegraphischen Betriebs geschaffen, dessen Ausdehnung nicht abzusehen ist, sobald es gelingt, die Unvollkommenheiten zu überwinden, welche mit der Anwendung dieser Ersindung, wenigstens auf weite Entsernungen, noch verbunden sind.

Wie bei der elektromagnetischen Telegraphie mechanische Wirkungen nach entfernten Stationen getragen werden, so beruht das Fernsprechwesen auf dem Gedanken, akustische Wirkungen durch Vermittelung des elektrischen Stroms in die Ferne zu verpstanzen. Dieser Gedanke ist zuerst von Philipp Reis aufsgenommen worden. Es sind jetzt schon 21 Jahre verstossen, seitdem derselbe dem physikalischen Verein in Franksurt am Main, als Ergebnis langjähriger

Studien und Bersuche, seine finnreiche Erfindung des "Telephon" vorführte und erläuterte. Reis war bei der Zusammensekung seines Apparats, mit welchem er als Erster das Broblem gelöft hat, die menschliche Stimme auf weite Entfernungen elektrisch zu übertragen, davon ausgegangen: die durch Gefang oder Sprace erzeugten Luftschwingungen einer freischwebenden Membran mitzutheilen. deren Bewegungen in ebensoviel elektrische Strömungen umzuseken, lektere mit Hilfe eines Leitungsdrahts der empfangenden Stelle auguführen, und die elektrischen Schwingungen dort auf elektromagnetischem Wege wieder in gleiche akuftische Schwingungen umzuwandeln. Hatte Reis somit die Grundbedingungen des Fernsprechens richtig erkannt und glücklich gelöft, so hafteten seinem Apparate noch erhebliche Mängel an, welche die allgemeine praktische Verwendung verhinderten. Die Beseitigung dieser Mängel war dem Amerikaner Bell vor= behalten, welcher mit seinem neuen Fernsprechapparate, mit dem er zuerst 1877 auf der Weltausstellung in Philadelphia vor die Deffentlichkeit trat. zu einer befriedigenden Lösung des Problems des elektrischen Fernspreckens gelangte. Das Bell'iche Suftem, bei welchem dieselben Apparate sowohl zum Sprechen als zum Hören benutt werden können, ift in seiner Art von so vollkommener Brauchbarkeit, daß dasselbe durch principielle Aenderungen bisher nicht hat verbeffert werden können. Die vorgenommenen Berbefferungen bestehen nur in Kleinigkeiten, welche allerdings fehr dazu beigetragen haben, die heutige Verwendbarkeit des Avvarats zu erreichen. So haben Siemens und Halske einen von Bell zu feinem Fernsprecher verwendeten Stabmagnet durch einen Hufeisenmagnet ersett und dadurch eine erheblich bessere Lautwirkung erzeugt. Dieser von Siemens verbesserte Fernsprecher ist jett der in Deutschland am meisten verbreitete.

Es ift noch in frischer Erinnerung, daß die deutsche Telegraphenverwaltung, nachdem die Nachricht der neuen Erfindung nach Europa gedrungen war, in rafcher Erkenntniß der ungemein wichtigen praktischen Bedeutung derselben, querft die Einführung des Vernsprechers in den praktischen Dienst der Telegraphie zu einer Zeit vollzog, in der die Erfindung auch in Amerika noch nicht über den Bereich vorwiegend theoretischer Versuche hinausgekommen war. Nachdem am 25. October 1877 die erften Bersuche mit den erften nach Deutschland gekommenen Gernsprechern zwischen den Geschäftsstellen des Reichs-Bostamts in der Leibzigerstraße und Französischenstraße in Berlin stattgefunden hatten wurde das erste deutsche Fernsprechamt schon am 12. November desselben Jahres dem Betrieb übergeben. Zu Beginn des Jahres 1882 befanden fich ichon 1280 Fernsprechämter, über das gange deutsche Reichspostgebiet vertheilt, in voller Thätigkeit. Der Umftand, daß der Lautübermittelung durch den Fernsprecher fchon bei Leitungen von nur mehreren Sundert Kilometer Länge durch die Entfernung eine Grenze entgegengesett wird, weift demselben im telegraphischen Betriebe seine Berwendung vorzugsweise auf kurzen Strecken und bei den äußersten Berzweigungen des Telegraphennetes an. Er ist sonach zumeist für den tele= graphischen Berkehr der kleineren Postanstalten eingeführt, für welche er sich vermöge feiner leichten, teine Bortenntniffe erfordernden Bedienung vorzugsweise eignet. Bei den geringen Rosten des Apparats ist es in Folge deffen möglich gewesen, eine große Anzahl von Orten an das Reichstelegraphennet anzuschließen,

welche unter anderen Verhältnissen noch auf Jahre hinaus dieser Wohlthat hätten entbehren mussen.

Bald nachdem die Reichs=Telegraphenverwaltung den Fernsprecher für den amtlichen Dienft ber telegraphischen Rachrichten-lebermittelung in Benutung genommen hatte, ging von Amerika eine andere wichtige Berwendung der neuen Erfindung aus. Man nahm dort mit großer Rührigkeit den Gedanken auf, die bedeutenderen Städte mit einem ausschließlich für den Localverkehr bestimmten Fernsprechnet zu überziehen und ging bort, begunftigt durch die besonderen Berhältnisse ber amerikanischen Stadtanlagen, mit foldem Gifer zu Werke, daß sich binnen Kurzem schon eine große Anzahl amerikanischer Städte im Besitz entfprechender Ginrichtungen befanden. Wie fich aus dem letten Jahresbericht der amerikanischen Bell-Telephone-Company ergibt, hatten diese Anlagen 1881 ichon einen folden Umfang angenommen, daß in den Bereinigten Staaten nur noch 9 Städte mit mehr als 10,000 Einw. und nur 1 Stadt mit mehr als 15,000 Einw. noch ohne Fernsprechnetz war. In Europa ift die Anlage ftädtischer Fernsprechnete, als unter die Aufgaben der Staatstelegraphie fallend, von den Staats-Telegraphenverwaltungen theils felbst in die hand genommen, theils ift die Ausführung, wie in Frankreich, Belgien und Italien, an Privatunternehmer durch staatliche Concession überlassen worden. Wenn das europäische Bublicum gegen die neue Einrichtung anfangs eine mehr abwartende Stellung eingenommen, jo ift dies fehr erklärlich durch den Umftand, daß bei der engeren Bauart der europäischen Städte und den weit mehr vorgeschrittenen Berkehrseinrichtungen — Stadtpost und Rohrpost in unserem Sinne kennt man bekanntlich in Amerika noch nicht — ein Bedürfniß weniger hervortrat. In Deutschland gelang es der Reichs-Postverwaltung zuerft in Mulhausen im Elfaß und dann in Berlin eine genügende Angahl von Theilnehmern für eine Fernfprechanlage ju gewinnen, fo daß jum Beginn des Jahres 1881 in beiden Städten die erften Fernsprecheinrichtungen eröffnet werden konnten. Seitdem hat das Interesse an dem neuen Berkehrsmittel derartig zugenommen, daß 3. B. in Berlin die Bahl der zwifchen den einzelnen Theilnehmern mittels des Fernfprechers geführten Gespräche mit jedem neuen Monat fich um durchschnittlich 6000 erhöht, und daß jetzt schon ein Drahtnetz von 1554 Kilometer Leitung, welches einer Länge von über 200 beutschen Meilen entspricht, die Reichshauptftadt überspannt. Bu Beginn des Jahres 1882 war die Ungahl der Theilnehmer an den Berliner Anlagen, welche bei der Eröffnung 170 betrug, schon auf 668 angewachsen.

Der Berkehr unter den Theilnehmern der Fernsprechanlage wird durch Centralstellen vermittelt, zu denen die Anschlußdrähte sühren, und welche in der Lage sind, jede beliedige directe Drahtverbindung zwischen den Theilnehmern herzustellen. In Berlin sind zur Zeit drei solcher Centralstellen in Thätigkeit. Bon der Arbeitsleistung dieser Stellen wird es einen ungesähren Begriff geben, daß dieselben wöchentlich etwa 40,000 einzelne Berbindungen zwischen den Theilsnehmern herzustellen haben. Am stärksten sind die betreffenden Beamten in der Zeit von 12 dis 1 Uhr Mittags während der Börse in Anspruch genommen. In dieser einen Stunde werden allein bei der Centralstelle in der Französischen=

ftraße im Durchschnitt 180 Verbindungen hergestellt; es kommen also auf jede Minute deren drei.

Das wachsende Interesse an der Einrichtung hat es ermöglicht, die Fernsprechanlagen in schneller Folge auch auf andere Städte Deutschlands auszudehnen. Innerhalb eines Jahres sind in vielen anderen größeren Städten, darunter Hamburg, Franksurt am Main, Breslau, Cöln, Mannheim, Hannover, Magdeburg, Stettin, Altona, Barmen, Elberseld, Leipzig, Straßburg im Elsaß, Bremen und Dresden, Fernsprecheinrichtungen zum Theil schon eröffnet, zum Theil in Angriff genommen worden.

Der Gebrauch des Fernsprechers nach dem Spftem Bell ift insofern für gewiffe Zwecke noch beschränkt, als es zur Erzielung einer genügenden Wirkung nöthig ift, daß der Sprechende den Apparat direct an den Mund und der Hörende denselben unmittelbar an das Ohr bringt. Rommt es darauf an, eine Stimme aus größerer Entfernung aufzunehmen, fo bedient man fich hierzu des Mitrophons, eines Inftruments, welches 1878 ziemlich gleichzeitig von Sughes in England und Edison in Amerika erfunden wurde. Beider Männer Berdienft ift es, darauf hingewiesen zu haben, daß Berührungsftellen von Graphit oder Rohle sich sehr dazu eignen, bei so geringen Druckveränderungen, wie sie durch Schallwellen entstehen, ftarke elektrische Stromveranderungen hervorzurufen. Stellt man daher Inftrumente ber, bei welchen durch Berührungsftellen von Rohlenftücken und Metallen oder von Kohlenftücken unter fich ein elettrischer Strom geleitet wird, und ichaltet in den nach einer entfernten Station geführten Schlieffungefreiß des fo gebildeten Stroms einen Bell'ichen Fernsprecher ein, so werden durch die auf den "Mikrophonsender" treffenden Schallwellen elektrische Schwingungen von ziemlich hoher Intensität hervorgerufen, welche fich in dem als Hörapparat dienenden Fernsprecher in eine Wiedergabe der auf den Sprechapparat gerichteten Tone oder Worte umwandeln. Derartige Mikrophonsender, wie sie namentlich von Blate, Edison, dem Franzosen Ader u. A. m. in technisch vervollkommneten Constructionen hergestellt sind, finden auch im Fernsprechdienste vielfache Berwendung. Dadurch, daß man ftatt eines Kohlencontacts deren eine gange Reihe herstellt, die der elektrische Strom zu passiren hat und die durch die Schallschwingungen getroffen werden, kann man die elektrifchen Wirkungen multipliciren und eine außerordentlich hohe Empfindlichkeit des Apparats gegen geringe Schallwirkungen erreichen. So ift es gelungen. sogar die Opernmufit mit Orchester und Gesang, sowie die Declamationen der Schaufpieler, durch geeignete Apparate aufzunehmen und an entfernten Orten wieder ju Gehör zu bringen. Die erfte derartige Einrichtung wurde auf der Clektricitäts-Ausstellung 1881 in Baris hergestellt, wo den Ausstellungsbefuchern Gelegenheit geboten wurde, den Borftellungen der Großen Oper und des Theatre Français im Ausstellungsgebäude juzuhören. Seit dem November 1881 find gleiche "Opernleitungen" in Berlin bom Opernhaufe nach dem fronpringlichen Palais und nach dem Saupttelegraphengebäude geführt; es wird an beiden Stellen die Musik der Oper so tadellos wiedergegeben, daß der Zuhörer sogar jedes einzelne Inftrument und jede Stimme des Ensemble= gefangs unterscheiden und den musikalischen Theil der Oper vollständig genießen

kann. Es liegen keine technischen Hindernisse vor, die Musik durch eine große Anzahl von Leitungen gleichzeitig nach den verschiedensten Stellen elektrisch fortzupflanzen; und so ist es durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß demnächst jeder Abonnent der Fernsprecheinrichtung sich durch ein Zuschlagsadonnement auch die Musik der Oper oder die Concerte der Singakademie im Hause halten kann. Natürlich würden hierbei die General-Intendantur der Schauspiele und die betreffenden Concertgeber auch ein Wort mitzusprechen haben.

Schon bei früheren Untersuchungen hat man wahrgenommen, daß die elektrischen Stromschwingungen, durch welche die Tonwirkungen im Fernsprecher erzeugt werden, von äußerft geringer Intenfität find, welche durch die bisber gebräuchlichen Meginstrumente kaum wahrgenommen werden können, und daß es nur der wunderbaren Ginrichtung der menschlichen Gehörorgane guzuschreiben ift, wenn die Schwingungen auf die Gehörnerven noch eine für die Tonempfin= dungen hinreichende Einwirkung ausüben. Neuerdings hat man durch Bersuche die Arbeit bestimmt, welche hinreicht, um im Fernsprecher einen Ton zu erzeugen. und man hat dabei noch einen Ton constatiren können, wenn die Schwankungen des elektrischen Stroms nur einige Tausendtheile des als "Ampere" bezeichneten Einheitsmaßes betrugen. Diese Stromintensität ift eine fo geringe, daß nach den auf die betreffenden Bersuche begründeten Berechnungen die Kraft, welche durch Abkühlung eines Gramms Waffer um einen Grad Celfius gewonnen wird, hinreichen würde, um in einem Fernsprecher 10,000 Jahre hindurch einen hörbaren Ton hervorzubringen. Diese außerordentliche Empfindlichkeit verleiht dem Fernsprecher bei wiffenschaftlichen Untersuchungen, bei denen es auf die Weststellung fehr kleiner Kraftäußerungen ankommt, einen hohen Werth. Der Fernsprecher hat daher auch als empfindliches Meginftrument eine vielseitige Berwendung gefunden. So ift es beispielsweise durch die von Hughes construirte "Inductionswaage" gelungen, die Lage von metallischen Gegenständen, welche in den menschlichen Körper eingedrungen find, mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen; und es ift bekannt, daß diefes Inftrument beim Aufspüren der Rugel in dem Körper des verstorbenen Präfidenten Garfield große Dienste geleiftet hat. In die Wunde wird bei einer folchen Beftimmung eine Inductionsrolle eingeführt, welche mit einem Fernsprecher in leitender Berbindung steht. So lange sie nicht in die Nähe der Augel gelangt, gibt der Fernsprecher keinen Ton von fich: tommt fie aber naher, so entsteht ein Geräusch, welches fich steigert, bis fich die Rugel in der Richtung einer die Rollen umgebenden Röhre befindet. Wie tief die Rugel eingedrungen ift, ermittelt man dadurch, daß man von einer anderen freistehenden Rolle eine Rugel so lange entfernt, bis der Fernsprecher stumm wird.

Durch den Fernsprecher ist der Amerikaner Graham Bell zur Erfindung eines anderen wunderbaren Instruments, des Photophons, gestührt worden, mittels dessen es möglich ist, ohne eine metallische Drahtleitung, lediglich durch die Wirkung der Lichtstrahlen, die menschliche Stimme in die Ferne zu übertragen. Bell gelangte zuerst im Jahre 1879 zu diesem Ziele durch die Verwendung eines Metalls, des Seleniums, welches zugleich gegen die Elektricität und gegen das Licht empsindlich ist. Läßt man nämlich Lichtstrahlen auf ein Stück Selenium einwirken, welches in den Schließungskreis eines elektrischen

Stroms eingeführt ift, fo werden burch die Schwingungen des auf bas Selenium einwirkenden Lichts gang in derfelben Weise entsprechende elektrische Schwingungen bervorgerufen, wie diese bei mitrophonischen Rohlencontacten durch die Schallschwingungen erzeugt werden. Spricht man daher gegen ein dunnes Spiegelglas, mittels dessen ein Lichtstrahl auf das Selenium geleitet wird, so pflanzen sich die durch den Schall erzeugten Schwankungen des Spiegelalgses durch den Licht= ftrabl fort. seken sich in dem Selenium in elektrische Schwingungen um. und werben burch einen in ben elektrischen Schliekungefreis eingeschalteten Verniprecher als Wiedergabe des Gesprochenen zu Gehör gebracht. Bei der Fortsekung seiner Bersuche ist Bell noch zu einem anderen Ergebnisse von hober wiffenschaftlicher Bedeutung gelangt. Er fand, daß man fogar des Seleniums und der Bermittelung ber Glektricität entbehren und durch directe Ginwirfung der schwingenden Lichtstrahlen auf einen Körper Tonempfindungen hervorbringen kann. Durch eine Reihe von Versuchen ift festgestellt, daß mehr oder weniger alle Körper unter der Einwirkung eines schwingenden Lichtstrahls zur Wiedergabe von Schallwirkungen befähigt find. Diefe Bersuche haben eine neue Bestätigung von dem Zusammenhange des Lichts, der Warme und der Elektricität gegeben, aus welcher die Wiffenschaft voraussichtlich weitere wichtige Folgerungen zu ziehen im Stande fein wird.

Wir stehen somit an der Schwelle neuer Verwendungen von großer Tragweite, welche sich aus der Ersindung des Fernsprechers ergeben. Schon die Verwendung in der Telegraphie ist, selbst bei dem jezigen Stande der Vervollkommnung des Fernsprechwesens, weiterer Entwickelung fähig. So ist es bekannt, wie es in China ein Haupthinderniß der Einsührung elektrischer Telegraphen bildete, daß die Sprache, da sie keine Buchstabenschrift, sondern eine zur Bezeichnung vieler Tausende von Begriffen dienende Bilderschrift besitzt, der Nebermittelung von Telegrammen mittels der üblichen Apparatspsteme die denkbar größten Schwierigkeiten entgegenseht. Diese Hindernisse sallen bei der Benuhung des Fernsprechers sort. Daher schenkt denn auch die chinesische Regierung
ber neuen Ersindung große Ausmerksamkeit.

Für eine Berwendung des Photophons ift besonders der Franzose Merendier thätig gewesen. Derselbe hat ein telegraphisches System angegeben, bei welchem die photophonischen Wirkungen zur Signalgebung nutbar gemacht werden. Die angestellten Bersuche lassen hoffen, daß durch dieses System eine Steigerung der Leistungsfähigkeit der Telegraphenleitungen, besonders der unterirdischen Kabel erreicht werden kann. Was die städtischen Fernsprecheinrichtungen betrifft, sosteht schon jetzt innerhalb gewisser Entsernungsgrenzen kein Hinderniß entgegen, daß die Fernsprecheihe verschiedener Städte unter sich verbunden werden und die Bewohner verschiedener Städte unter sich direct in Unterhaltung treten können. Und welche Umwälzungen der Berkehrsverhältnisse stehen bevor, sobald es erst gelingt, auch die noch vorhandenen Entsernungsgrenzen sür die Anwendung des Fernsprechers zu beseitigen und ganze Länder mit Drahtnehen für den Fernsprecheverkert zu überziehen!

IV.

Die Anwendung des elektrischen Stroms jur hervorbringung von Signalen in der Ferne, welche im Borftehenden nur in Bezug auf die Telegraphie und das Kernsprechwesen betrachtet wurde, ift auch für zahlreiche andere Zwecke von Bedeutung geworden. Mehr und mehr verdrängt die elektrische Klingel die unbequeme und auch häusig unsichere mechanische im häuslichen Gebrauche, bei gewerblichen Anlagen und beim Betriebe der Bergwerke. Clektrische Feuermelder benachrichtigen die Feuerwehrdepots von dem Orte eines ausgebrochenen Brandes und geben der Rettungsmannschaft die Möglichkeit, mit dem geringsten Zeitverlufte an Ort und Stelle zu erscheinen. Nachdem die ersten Feuerwehrtelegraphen 1851 durch Siemens und Halske in Berlin ausgeführt wurden, find fie feitdem ein unentbehrliches Hilfsmittel der Neuerwehreinrich= tungen in allen größeren Orten geworben. Bon gleicher Bedeutung für 3mecke der Sicherheitspolizei ift die elektrische Signalgebung in Berbindung mit dem Fernsprecher zur herftellung von telegraphischen Berbindungen der Bolizeiftationen unter sich, sowie mit dem Publicum. Ginrichtungen für die elettrische Berbindung des Publicums mit den Wachtlocalen der Polizei sind namentlich in größeren Städten Nordamerika's durch öffentliche in allen Straßen angebrachte Alarmstellen getroffen, zu welchen die Schlüssel den Schutzleuten und allen achtbaren Bürgern überwiesen find, und mittels deren die Polizeimannschaften bei außerordentlichen Vorkommniffen ohne Verzug an Ort und Stelle gerufen werden konnen. Diese öffentlichen Marmftellen haben eine erhebliche Berbefferung der Sicherheitspolizei ohne gleichzeitige Bermehrung des Polizeipersonals ermöglicht.

Besonders wichtige und umfangreiche Aufgaben sind den elektrisch en Hilfsmitteln im Eisenbahndienstlichen Aachrichtenverkehr, sowohl aus Ansas des eigentlichen Besörderungsdienstes, als zur Sicherung des Betriebs unsentbehrlich sind, liegt auf der Hand; und in der That haben auch die Eisenbahnen sich von vornherein nicht nur darauf beschränkt, die Telegraphen, sobald sie nur irgend betriebsfähig schienen, sich dienstbar zu machen, sondern sie vorwiegend haben anfänglich zur Ausbildung und Bervollsommnung der Telegraphenanlagen gedrängt. Wurden doch die ersten Telegraphenanlagen aussichließlich sür den Dienst der Eisenbahnen hergestellt und hat doch in England noch dis zu der 1870 erfolgten Berstaatlichung der englischen Telegraphen der Zustand bestanden, daß in ganzen Landestheilen der gesammte öffentliche Telegraphen der Zustand bestanden, daß in ganzen Landestheilen der gesammte öffentliche Telegraphendienst durch die Eisenbahngesellschaften wahrgenommen wurde.

Ein einigermaßen entwickelter Eisenbahnbetrieb ersordert aber noch eine zweite, von dem Nachrichtendienste völlig getrennte Telegrapheneinrichtung, welche einen Theil des Eisenbahn=Signalwesenz, d. h. der Darstellung derzenigen leicht wahrnehmbaren Zeichen bildet, welche im Interesse der Betriebs= sicherheit zur Anzeige regelmäßiger Zustände oder außergewöhnlicher Vorkomm=nisse durch besondere Signalordnungen vorgeschrieben sind. Zuerst ist die Elektricität im Eisenbahn-Signalwesen in größerem Umfange beim Betriebe der Deutsche Kundschau. VIII. 7.

Eisenbahnläutewerke zur Anwendung gekommen, durch welche der Abgang der Rüge von Station zu Station auf der gangen Länge der Strecke an Stelle der früher gebräuchlich gewesenen akuftischen ober optischen Zeichen signalisirt wird. Die Bortheile der elektrischen Signalgebung find hier, wie bei allen übrigen elettrischen Signalen: geringerer Bersonalbedarf, Sicherheit Schnelligkeit und Unabhängigkeit von Nebel, Schneegeftober und allen die Fernficht behindernden Witterungseinflüffen. Bei den Gisenbahnläutewerken wird die mechanische Rraft, welche die schweren Glockenhämmer in Bewegung fest, nicht direct durch Ginwirkung der Elektricität geliefert, sondern die Elektricität ift hier nur mittelbar, in Berbindung mit einem mechanischen Triebwerke thätig. Dem elektrischen Strom ift die geringe Arbeitsleiftung übertragen, einen Gifenkern einige Secunden lang zu magnetifiren und hierdurch die hemmung eines Uhrwerks auszulöfen. Durch die Schwerkraft des aufgezogenen Gewichts wird ein Rad in Bewegung gesett, welches sich nach einmaliger Umdrehung von selbst arretirt, während der Umdrehung aber mehrere Glodenichläge ertonen läßt und unter Umftanden auch einen Signalalarm in verticale Lage bringt. Die Mitwirkung des Bahnwärters beschränkt sich lediglich darauf, in Zeiträumen von mehreren Tagen das Gewicht des innerhalb des Läutewerks befindlichen Uhrwerks aufzuziehen. Uehnlichen Berbindungen elektrischer und mechanischer Kraftwirkungen in der Beise, daß die Elektricität durch geringe Arbeitsleiftung eine stärkere mechanische Kraft in Bewegung fest oder anhalt, werden wir spater bei gahlreichen anderen Unwendungen der Elektricität wieder begegnen.

Seit den letten Jahrzehnten wird die Clektricität im Gisenbahn-Signalwesen mit großem Erfolg auch bei berjenigen Gattung von Signalen verwendet, die an gefährdeten Bunkten der Bahn, bei Bahnhofseinfahrten. Geleiskreuzungen, Geleisabzweigungen u. i. w. eine gemiffe Strecke por den betreffenden Bunkten aufgestellt find, um dem Locomotivführer anzuzeigen, ob die Gin- oder Durchfahrt frei, bezw. verboten ift (Diftangfignale), und die zur Berhütung eines gefahrbringenden Begegnens oder Ueberholens der Züge auf frequenten Strecken in gewissen Zwischenräumen angebracht find, um zu zeigen, ob die Ginfahrt in dem betreffenden Bahnabichnitt erlaubt oder verboten (blockirt) ift (Zudeckungs= und Blocksignale). Meistens fällt bei den in Betracht kommenden Signal= gebungen der Standort des Signals und die Lage der zu ftellenden Weiche mit dem Standorte der Person, nach deren Willen das Signal zu geben oder die Beiche zu ftellen ift, nicht zusammen; auch ift die Anordnung von mechanischen Mitteln durch Draftzuge und dergl. wegen der mit der Länge zunehmenden und unter gemiffen Witterungsverhältniffen geradezu hindernden Reibungswiderstände häufig ausgeschlossen. Unter folden Umftanden ift man auf die Glektricität als Silfskraft angewiesen, sei es, daß sie durch Auslösung eines mechanischen Triebwerkes in ähnlicher Beise, wie bei den Gisenbahnläutewerken, direct die Stellung eines Signals oder den Berichluß einer Weiche bewirkt, fei es, daß hierzu durch elettrische Vorrichtung einer Mittelsperson die Anweisung ertheilt wird. Bei größeren Blocksignal-Ginrichtungen wird die gefammte Signal- und Weichenftellung meift von einer Centralftelle auf elettrifchem Wege geleitet, und zwar greifen die einzelnen Theile des finnreichen Mechanismus fo ineinander, daß die Erlaubniß zur Stellung eines Signals nicht früher ertheilt werden kann, bis alle anderen Signal- und Weichenstellungen, welche als Vorbedingungen für die Stellung jenes Signals gelten, wirklich ausgeführt sind. Bei der ganzen Sinrichtung dieser für die Sicherung der Eisenbahnzüge äußerst wichtigen Apparate ist Zedem die Möglichkeit benommen, ein Signal zu geben, oder eine Weiche umzustellen, welche Gesahr für den Zug bringen könnte; wo die Möglichkeit bleibt, daß ein Signal gar nicht oder zu spät erscheint, kann hieraus nie eine Gesahr für den Zug, sondern nur ein unnützer Aufenthalt veranlaßt werden; hierbei wird aber der Saumselige stets sosort als solcher erkannt und kann dann auch gebührend zur Rechenschaft gezogen werden.

Es finden sich ferner elektrische Signalgebungen im Eisenbahnbetriebe unter Anderem noch in Anwendung: wo es sich für einen auf offener Strecke besindtichen Zug in Folge von Unfällen oder ähnlichen Anlässen um Mittheilungen an die benachbarten Stationen handelt; zur Controlle der Fahrgeschwindigkeit der Züge; zur Verbindung der einzelnen Wagen mit dem Zugführer; ja man hat sogar Vorrichtungen hergestellt, welche während der Fahrt den directen Austausch von Mittheilungen zwischen dem Zugpersonal und den Nachbarsstationen gestatten. Die neueste Anwendung besteht in der Benuzung der Elektricität zum Vremsen der Eisenbahnzüge von der Locomotive aus, wodurch die Mitgabe besonderer Vremser entbehrlich wird. Der französische Ingenieur Achard hatte auf der Pariser Elektricitätsausstellung eine elektrische Vremse ausgestellt, bei welcher der elektrische Strom in allen Achsen des Zuges einen Mechanismus auslöst, welcher den Zug in Zeit von 8 bis 10 Secunden zum Stillstande bringt.

Wie zahlreich die verschiedenen, hier nur der Hauptsache nach und nur in allgemeinen Umrissen angedeuteten Berwendungen der Elektricität im Eisenbahnwesen sind, wird allen, welche sich für diesen Gegenstand näher interessiren, ein Blick in den kürzlich erschienenen 4. Band von Zetzliche's "Handbuch der Telegraphie" lehren, in welchem diese Berwendungen zum ersten Male im Zusammenhange und aussührlich behandelt worden sind. Wenn man von dem Umsang diese Werkes auf denjenigen des behandelten Gegenstandes schließen will, so wird man zu ganz beachtenswerthen Ergebnissen gelangen, da das Buch mehr als 800 Druckseiten der elektrischen Eizebnähntelegraphie und Signalgebung widmet. Zedensalls kann man hieraus einen Schluß ziehen, zu welcher Bedeutung die technische Anwendung der Elektricität im Eisenbahnwesen schol jest gelangt ist.

Die Fähigkeit der Elektricität, auch unter den schwächsten und vorübergehendsten mechanischen oder physischen Einwirkungen irgend welcher Art in entsernten Stellen ohne merklichen Zeitverlust eine bestimmte Arbeitsleistung zu verrichten, hat sie bei wissenschaftlichen Untersuchungen und im Dienste der Gewerbe und Industrie jeht zu einem für viele Zwecke unsentbehrlichen Hilfsmittel gemacht. Beim Schließen und Oeffnen eines elektrischen Stroms durch metallische Körper genügen im Falle der Unwendung schwacher Ströme schon Unnäherungen und Entsernungen von dem 500sten Theile eines Millimeters, um durch die Elektricität mechanische Wirkungen in die Ferne

zu tragen. Wo es auf solche Genauigkeit ankommt, bietet die Glektricität den doppelten Bortheil: der Unvollkommenheit des menschlichen Auges zu Hilfe zu kommen und zugleich die körperliche und geistige Ermüdung der Beobachtung zu sparen. Hierdurch ist dem elektrischen Strom eine nahezu unbegrenzte Anwendung für Zwecke der Präcisionstechnik, der Zeitbestimmung und des öffentlichen Zeitdienstenstenst unzeige= und Registrirappa=raten für die verschiedensten wissenschaftlichen und industriellen Zwecke gestichert.

Bei der Zeitmessung ift es gelungen, durch elektrische Chronographen eine Genauigkeit in der Meffung der kleinften Zeitintervalle zu ermöglichen, wie fie bis jett durch teine anderen Mittel bewirkt werden kann. Die elektrischen Chronographen, welche in einer großen Zahl verschiedener Conftructionen bergestellt worden find, beruhen auf dem gemeinsamen Gedanken; an einem Uhr= werk, welches Rader mit Geschwindigkeiten bis zu hunderten von Umdrehungen in der Secunde in Bewegung fest, mittels der momentanen Wirkung der Glettricität sowohl den Beginn als die Beendigung der Dauer des zu meffenden Borgangs aufzuzeichnen. Die Anzahl der zwischen der Aufzeichnung des Anfangs und der Beendigung liegenden Räderumdrehungen in Berbindung mit entsprechender Gradeintheilung der Räder läßt dann eine sehr genaue Bestimmung ber betreffenden Zeitdauer zu. Im Clektrotechnischen Berein zu Berlin wurden unlänast Bersuche mit einem von Siemens & Halske gesertigten Chronographen angestellt, welcher durch elettrische Registrirung im Stande ift, Zeitintervalle bis auf die Genauigkeit von Tondong einer Secunde zu meffen und dadurch die Feftstellung von Phanomenen zu ermöglichen, deren Beobachtung, ihrer überaus furzen Dauer wegen, mit andern Mitteln der Untersuchung unausführbar fein würde. Derartige Chronographen find jett zu genaueren aftronomischen Beobachtungen, zu Beftimmungen der Geschwindigkeit des Lichts, der Gesetze der Fallgeschwindigkeit, der Arbeitsgeschwindigkeit von Maschinen und zu vielen wiffenschaftlichen Zwecken unentbehrlich. In der Geschütztechnik haben die elettrischen Chronographen, sowohl beim Gewehr als bei der Kanone, die Beftimmung der Geschwindigkeit der Augel an den verschiedenen Theilen des Geichutrohrs - eine Geschwindigkeit, deren ganze Dauer kaum 100 Secunde beträgt - und der Geschwindigkeit des Geschosses nach dem Berlaffen des Geichugrohres mit großer Genauigkeit ermöglicht und dadurch wichtige Anhalts= puntte für die Beurtheilung der Conftruction der Geschütze geliefert. Andere Unwendungen haben die Chronographen in der Sprengtechnik fowie jur Beftimmung der Explosionskraft des Pulvers im Geschükrohr — wobei es sich um Meffung von Kräften bis zum Druck von 2000 Utmosphären handelt gefunden.

Der Berwendung der Elektricität für die Zeitmessung schließt sich diejenige für den öffentlichen Zeitdienst an. Die Bestimmung der Zeit kann mit Genauigkeit nur auf den Sternwarten durch Beobachtung der Fixsterne und der sich hierbei ergebenden Drehungsphasen der Erde ersolgen; daß bei den hierauf bezüglichen aftronomischen Beobachtungen die Elektricität eine Rolle spielt, ist bereits erwähnt worden. Für die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens

kommt es aber nun darauf an, die aftronomisch controlirten Zeitangaben ber wenigen porhandenen Sternwarten mit größter Genauigkeit weiter zu verbreiten: und hier ist es wiederum die Elektricität, welche den Anforderungen als Uebertragungsmittel allein in ausreichender Weise entspricht, indem burch fie allein die fundamentalen Zeitangaben mit Genauigkeit von Bruchtheilen der Secunde in Umfreise von Hunderten von Kilometern ausgetheilt werden konnen. So erfolgt die Berallgemeinerung der Berliner Zeit in Deutschland dadurch, daß täglich vom Berliner Haupttelegraphenamte aus die Zeit nach Ablesung von einer mit der Sternwarte in Berbindung stehenden elektrischen Uhr nach allen Telegraphenämtern des Reichspostgebiets weitergegeben wird. Aber auch inner= halb der größeren Städte ift ein einheitlicher Zeitdienst nothwendiges Bedürfniß; und diesem kann wieder am besten durch ein System elettrischer Uhren ent= fprochen werden. In Berlin bienen dem öffentlichen Zeitdienfte bekanntlich bie auf verschiedenen Bläken der Stadt aufgeftellten elektrischen Normaluhren. Die Regulirung diefer Uhren erfolgt in der Weife, daß die Centraluhr der Sternwarte alle zwei Secunden für die Zeitdauer von ungefähr einem Zehntel einer Secunde mittels eines an dem Bendel angebrachten Nedercontacts einen elettrischen Strom durch ein Net von Kabelleitungen nach den Normaluhren sendet; der Strom wirkt dort auf je einen Magneten ein, deffen anziehende und abstokende Kraft das Bendel der Normaluhr zwingt, mit dem Bendel der Central= uhr ftets gleichen Tact zu halten. Diefes Spftem der Regulirung, welches man das sympathische nennt, hat sich als am zuverlässigften bewährt. Außerdem hat man mehrere andere, einfachere elektrische Regulirungespfteme bergestellt, bei denen die Correctur auf den Kreis der zu regulirenden Uhren in größeren Zwischenräumen, von einer Minute bis zu einer Stunde, einwirkt. Solche Spfteme werden namentlich da am Plate sein, wo es sich darum handelt, von den Normaluhren aus wiederum einen engeren Kreis von öffentlichen Zifferblättern an Thurmen, Bahnhöfen, öffentlichen Gebäuden u. f. w. in übereinstimmendem Bang zu halten, wie dies gewiß auch in Berlin fehr zeitgemäß fein wurde.

Die auf die mannigfachsten Gebiete übergreifenden und an finnreichen Combinationen reichste Unwendung hat sich die hier betrachtete Verwendung der Clettricität aber in den felbftthätigen elettrifchen Angeige= und Regiftrirapparaten zu wiffenschaftlichen, gewerblichen, militärischen und häußlichen Zwecken erschloffen. Die Thätigkeit diefer Apparate beruht darauf, daß durch irgend welche phyfitalische oder mechanische Wirkungen (Steigen und Fallen des Waffers, der Queckfilberfäule im Thermometer und Barometer, durch Beränderung gewiffer Körper durch Einwirkung der Teuchtigkeit, der Wärme oder gewiffer Gase; durch Bewegungen von Maschinen u. f. w.) ein elektrischer Strom geöffnet oder geschlossen und ber Borgang, welcher zur Deffnung oder Schließung Anlag gab, nach entfernten Orten gemeldet wird. Handelt es fich um zeitlich verlaufende Wirkungen, so können dieselben durch andere Borrichtungen im entfernten Beobachtungspunkte durch Bermittelung der Elektricität wieder felbstthätig aufgezeichnet werden; und es kann fich hierdurch der Beobachter in völlige Unabhängigkeit von der Zeit der zu beobachtenden Erscheinungen fegen.

Bei der großen Anzahl und Mannigfaltigkeit der in dieses Gebiet fallenden Unwendungsformen tann auf viel mehr, als eine bloke Aufzählung der verbreitetsten und wichtigsten derselben, bier nicht eingegangen werden. Zu wissen= schaftlichen Zwecken finden wir elektrische Anzeige- und Registrirapparate in Berwendung: In der Meteorographie in Berbindung mit Anemographen, Thermometrographen, Barometrographen, Udometrographen, Psychrometrographen und Seismographen: jur Meldung und Aufzeichnung der Windstärken, der Luft- und Wafferwärme, des Barometerstands, des feuchten Riederschlags, der Luftfeuchtigkeit und der Erdbeben. Auf der Parifer Ausstellung war ein von dem Director des Bruffeler Observatoriums construirter Apparat zu sehen, welcher sogar alle die bezüglichen Naturerscheinungen nicht nur gleichzeitig beobachtet, sondern auch selbstthätig durch Bermittelung elektrischer Leitungen gleichzeitig und momentan auf einer beliebigen Zahl von Hunderten von Rilometern entfernten Beobachtungspuntten aufzeichnet. Im Seewefen finden fich derartige Apparate in Berbindung mit Mareographen und Hydrometrographen zur Bestimmung der Bewegungen der Ebbe und Fluth, der Wellen und Strömungen, ferner in der Physiologie bei Untersuchungen der Muskelzusammen= ziehungen, der Herzbewegungen und physiologischen Erregungen. Allein über die Anwendung auf diesem letzteren Gebiete hat der Frangose March ein ganges Buch veröffentlicht, welches zeigt, welche Erleichterung die Elektricität der wissenschaftlichen Untersuchung bei richtiger Unwendung gewähren kann. Gine der bekannteren Anwendungen im See- und Festungskriege bietet sich in den elektrischen Distanzmessern, durch welche die Entfernungen feindlicher Schiffe und Geschütze angezeigt und die Zeitmomente und Richtungen angegeben werden, in denen beifpielsweise ein Torpedo zu entzünden oder ein Geschütz abzuseuern ift, um ihre zerftörende Wirkung auszuüben. Sehr verbreitet ift die Anwendung elektrischer Anzeige= und Registrirapparate zu gewerblichen, industriellen und häuslichen 3 wecken zc. Es find u. A. zu ermähnen: die elektrischen Wafferstandszeiger, welche den Stand des Waffers in offenen Gewässern, in Reservoiren und in Dampstesseln in jedem Augenblicke in entfernten Orten anzeigen und fo in jedem Zeitabschnitte eine Berechnung des Wafferverbrauchs. des anzuwendenden Drucks und der erforderlichen Wafferzuführung geftatten: Apparate zur Anzeige von schlagenden Wettern in Bergwerken, zur Meffung und Regulirung der Geschwindigkeit von Maschinen, zur Ingangsetzung und zum Unhalten einzelner Theile von Maschinen, zur Regulirung des Gas- und Wafferbrucks, zur Regiftrirung der Bewegungen von Brücken und anderen größeren Bauwerken; elektrische Anzeigeapparate in dem Uhrenwesen, bei der Schifffahrt, ber Fischerei, zu chemischen und photographischen Zwecken; Alarmapparate in Berbindung mit Thuren und Geldschränken, welche anzeigen, sobald die betreffende Thur geöffnet oder ein Ginbruch versucht wird; endlich elektrische Luft= und Feuchtigkeitsregulatoren, durch welche angezeigt wird, sobald die Temperatur und Teuchtigkeit in einem geschloffenen Raume, beispielsweise in Gewächshäufern, Schulzimmern, Bersammlungsfälen u. f. w., über oder unter einen beftimmten Grad hinausgehen, und welche fogar durch felbstthätige Vorrichtung, ohne jedes Buthun einer beobachtenden Berfon, die Temperatur und Feuchtigkeit der Luft

in den betreffenden Käumen in beftimmten Grenzen halten. Bei der Anfertigung musikalischer Instrumente werden elektrische Borrichtungen verwandt: zu Metronomen; ferner zu Orgeln und anderen Instrumenten, um die Hebel zu sparen, welche die Tasten mit den Bentilen der Holz- und Metallspseisen verbinden, wodurch es sogar möglich ist, die Orgel aus der Entsernung zu spielen. Bekannt ist das von dem Elsasser Kastner gesertigte Phrophon, bei welchem aus der Entsernung durch singende Flammen Musikstücke zu Gehör gestracht werden. Zu den vielen elektrischen Borrichtungen zur Fizirung einer gespielten Melodie gehört ein von dem französischen Elektriker Carpentier ersundener Upparat, melographe repetiteur genannt, welcher Ensemblestücke so auszeichnet, daß man jede Stimme unterscheiden kann; während die bisherigen Upparate dieser Art die musikalischen Improvisationen ze. gewissermaßen nur stenographiren und erst eine llebertragung in Notenschrift nothwendig machen, wird durch diesen Upparat das Gespielte sogar gleich in gewöhnlicher Notenschrift wiedergegeben.

In der Textilindustrie und der mechanischen Stickerei hat man die Elektricität in sehr nüglicher Weise verwandt, sei es, um automatisch einen Webstuhl anzuhalten, sobald ein Faden zerreißt, sei es um die Points, welche die vollbrachte Arbeit eines Arbeiters angeben, zu bezeichnen, sei es um einen Haspel anzuhalten, sobald der Faden abgerollt ist, oder die aufgewickelte Rolle ein bestimmtes Gewicht erreicht hat.

Eine genaue Beschreibung der genannten und der übrigen in diese Kategorie fallenden Apparate würde ganze Bände ersordern; die vorstehende Aufzählung wird aber genügen, das weite Anwendungsgebiet der Elektricität auch nach dieser Kichtung hin im Allgemeinen anzubeuten.

Schon bei den früheren theoretischen Betrachtungen ift hervorgehoben worden, daß elektrifche Rrafte bei einer Anzahl von phyfiologifchen Borgangen wirksam find. Besonders fraftig tritt die thierische Clektricität bei einigen Fischarten, insbesondere dem Torpedo und dem Zitteraal, auf, welche bei der Berührung eine ftarke elektrische Entladung erzeugen. Im Rleinen machen fich elektrische Erscheinungen in jedem lebenden Wesen, gewissermaßen in jeder Körperzelle bemerkbar. Um deutlichsten treten fie aber bei der Thätigkeit der Muskeln und Nerven hervor. Um das Borhandensein von Mustelströmen festzustellen, genügt es, ein empfindliches elektrisches Meginstrument mit einem Drahtende an die Oberfläche und mit dem anderen Drahtende an den Ausläufer eines Muskels zu legen. Man erhält dann einen elektrischen Strom, welcher in positivem Sinne von der Muskeloberfläche und in negativem Sinne von dem Muskelaus= läufer ausgeht. Merkwürdiger Weise andert sich die Stromrichtung, sobald der Mustel fich zusammen zieht: die Oberfläche wird dann negativ und der Ausläufer positiv elettrisch. Daß in allen Nerven eine große Anzahl elettrischer Ströme in verschiedenen Richtungen den Rorper durchfliegen, ift zuerft von dem berühmten Leiter des Berliner physiologischen Inftituts, Du Bois-Reymond, feftgeftellt worden, dem die Glektrophyfiologie zumeift ihre Entwickelung verdankt.

Die Erkenntniß der elektro-phyfiologischen Erscheinungen hat zur nächsten Folge gehabt, daß die Anwendung der Elektricität zur Heilung von Krankheitszuftänden, welche schon früher auf mehr empirischer Grundlage außgeübt wurde, jett zu einem Aweige der medizinischen Wissenschaft geworden ift. Namentlich bei Atrophien der Muskeln, bei Lähmungen, bei gewissen rheumatischen Auftanden, bei Neuralgie, Syfterie und überhaupt bei vielen Nervenleiden ift Die heilfame Wirkung elektrischer Erregungen außer allen Zweifel geftellt. elektrische Strom findet nach Berschiedenheit des beabsichtigten 3medes sowohl in Form der ftatischen, der galvanischen, und der Inductions - Clektricität Berwendung. In der Chirurgie wird die Wirkung des galvanischen Stroms zu unblutigen, sogenannten galvanokauftischen Operationen mit großem Erfolge benütt. Man bringt zu diesem Zwecke einen geeignet gefaßten Blatindraht mit dem abautrennenden Organe beaw, mit einer auszuhrennenden Wunde in Berbindung: wird plötklich ein elektrischer Strom durch den Blatindraht gesendet. fo gelangt der Draht zu intensivem Glühen, und die Gewebe werden kauterifirt, noch bevor der Kranke Zeit hatte aufzuschreien. Das elektrische Licht wird feit einigen Jahren zu ärztlich = diagnoftischen Zwecken in zunehmendem Um= fange verwendet. Im Elektrotechnischen Bereine wurden vor einiger Zeit Inftrumente vorgeführt, durch welche es dem Arzte möglich ift, alle von außen Augänglichen menschlichen Körperftellen, sogar den Magen, ohne Nachtheil für den Rranten elettrisch zu beleuchten und dadurch den Sitz und die Urfachen trankhafter Zuftande im Innern des Körvers durch Gefichtsmahrnehmung unaweifelhaft festauftellen.

(Gin zweiter Artifel im nachften Beft.)

Die Wiederbelebung protestantischer Kirchenmusik auf geschichtlicher Grundlage.

Von Prof. Ph. Spitta in Berlin.

Wer die Entwickelung der Musik in der protestantischen Kirche Deutschlands von der Resormation bis zur Gegenwart studirt, muß zu dem Resultate gelangen, daß eine protestantische Kirchenmusik schon seit hundert Jahren nicht mehr besteht. Das harte Urtheil bedarf einer näheren Bestimmung. Jeder weiß, daß die Musik in der protestantischen Kirche noch nicht ganz verstummt ist. Auch dassjenige, was in ihr musicirt wird, darf zum Theil noch als wirkliche Kirchenmusik angesehen werden. Aber daß noch eine selbständige Gattung der Tonkunst vorhanden sei, die nur in der Kirche ihre Heimath habe, die Leben und Entwicklungsfähigkeit in sich trage, auf deren Gebiete der schaffende Künstler seine Ivostesle suche, das muß verneint werden. In diesem Sinne gibt es eine prostestantische Kürchenmusik nicht mehr.

Die Gründe dieser Erscheinung sind mannigsaltig. Sie vollständig aufzuzählen ist jetzt nicht meine Absicht. Ginen großen Theil der Schuld tragen die Wandlungen, welche das kirchliche Leben im vorigen Jahrhundert zu bestehen hatte. Erst suchte der Pietismus die Musik auf das denkbarst kleinste Gebiet zu beschränken, dann entzog der Rationalismus dem Künstler jede Möglichkeit eines begeisterten Ausschwunges. Am Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt das, was man gewohnheitsmäßig für die Kirche componirte, eine solche Flachheit und Stillosigkeit, daß man an dieser Periode am liebsten geschlossenen Auges vorübereilt.

Im zweiten und dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts regte sich in den Tiesen der evangelischen Kirche neues Leben. Das Bemühen des deutschen Bolkes, sich auf seine Geschichte zu besinnen, trug auch für die Kirche und Kirchenmusit seine Früchte. Die Musik des 15. und 16. Jahrhunderts — wir dürsen sie mittelalterliche nennen — wurde gleichsam neu entdeckt. Ebenso einige Kirchen-compositionen Bach's und gleichzeitiger Italiener, die man aber in unklarer Borstellung geneigt war, mit jenen älteren Meistern unter demselben Gesichts-

punkte zu beurtheilen. Angeregt durch diese Entdeckungen suchte man nun auch die Liturgie der evangelischen Kirche von Neuem auszubauen. Uber es blieb bei vereinzelten Bersuchen. Daß es nicht gelang, das Interesse an diesen Gegenstand nachhaltig und im weitesten Kreise zu sessen, lag zum Theil an der ganzen Zeitströmung, zum Theil an der besondern Richtung, welche die öffentliche Musikpslege in Deutschland nahm. Immerhin jedoch blieb ein dauernder Gewinn: die Bekanntschaft mit der älteren Kirchenmusik dehnte sich auf immer größere Massen des deutschen Bolkes aus, erst Bewunderung, dann auch Liebe erweckend, und viele Compositionen sind uns heute innig vertraut geworden, die man vor fünstig Jahren als räthselhafte Wesen nur mit Befremden betrachtete.

Man wird zu erwägen haben, wie diefer Auftand für eine Wiederbelebung der protestantischen Ricchenmusik ausgenutzt werden kann. Unzweiselhaft kann die kirchliche Kunft nur unter den Händen folder Bileger gedeihen, die nicht nur echt religiöser Empfindung voll, sondern auch von der Erhabenheit des Inftituts der Kirche ganz durchdrungen find. Deshalb ift die Anficht Derjenigen wohl berechtigt, die meinen, man solle zunächst das Interesse an der Kirche aus den sittlichen und dogmatischen Grundlagen derselben beraus zu fräftigen und zu verbreitern trachten, dann werde die Lust zum musikalischen Ausbau des Cultus von felber folgen. Aber es ift daneben auch noch ein anderer Weg denkbar. Alle Gebiete innerhalb einer Runft greifen mehr ober weniger in einander über. Go gibt es auch keine Kirchenmusik an sich, die mit den übrigen Kormen der Tonkunst nichts zu schaffen hätte. Die Geschichte lehrt vielmehr, daß die Kirchenmusik zu allen Zeiten einen ftarken Zufluß aus dem weltlichen Gebiet erhalten hat. Ihre Aufgabe war dann nur, diese weltlichen Elemente in fich einzuschmelzen und umzuprägen; gelang ihr das, fo erwuchs fie jedesmal zu neuer Kraft und Schon= heit, gelang es ihr nicht — was freilich auch vorgekommen ist — so verfiel sie. Bas weitere Kreise für die Kirchenwerke Bach's heutzutage interessirt, ift nicht das eigentlich Kirchliche. Es ist theils ein allgemein musikalisches Element, theils jene auch bei Bach vorhandene Seite, wo die Verbindung mit der weltlichen Musik sichtbar wird. Aber weil diese Factoren seiner Kunft aus dem Bangen nicht herausgelöft werden können, fo wird der ernfthafte Bach-Berehrer gezwungen, allmälig weiter zu gehen. Um fein Berftandniß zu vertiefen, muß er versuchen, fich in die religioje Empfindungswelt des Meifters einzuleben. Er muß fich schließlich mit den Anschauungen und Einrichtungen vertraut machen, durch welche die Formen bedingt find, in denen dieses Empfindungsleben sich äußert. Sei nun feine Stellung zur Kirche bisher gewesen, welche fie wolle, das wird auch der Gleichgültigste zugestehen, daß diejenige Macht, die Quell und Grundlage solch erstaunlicher Kunftschöpfungen sein konnte, eine erhabene und verehrungswürdige fein muß. Gleichsam mit dem Reiz des halbgelöften Rathsels wird es ihn nicht ruben laffen, bis er zu dem Punkte vorgedrungen ift, von dem allein aus jene gesammte Kunstwelt erft als ein wahrhaft Leben= diges erscheint. Und wie mit Bach, so ist es mit andern Componisten. Es führt auch durch die Runft ein Weg zur Kirche, nicht nur umgekehrt. Sat doch schon zur Zeit der Reformation die Musik und ihre eigenartige Verwendung in den protestantischen Gemeinden diesen so manchen Unhänger zugeführt.

Mit dem gänzlichen Verschwinden einer lebendigen protestantischen Kirchenmufit hangt es zusammen, daß es heutzutage so ichwer fallt, selbst den Begriff derfelben tlar zu ftellen. Rirchenmusik gehört in den Gottesdienst, fie ift durch die Form der Liturgie bedingt und kann aus diefer nicht herausgelöft werden, ohne den wichtigften Theil ihrer Wirkung, ihrer Berftandlichkeit einzubuffen. Immer von Neuem verwechselt man fie mit religiöser oder geiftlicher Mufit. Daß Bandel's Meffias Kirchenmufit fei, tann man noch täglich lefen und hören. In Wirklichkeit ist er etwas ganz anderes. Das Oratorium ist eine allein auf fich beruhende, felbständige Runftform. Wenn ce die Begebenheiten, die es in feiner Beife tunftmäßig geftaltet, mit Borliebe der Bibel entnimmt, fo geschieht dies aus zwei Grunden. Einmal barf bei einem biblifchen Stoffe noch immer am sichersten vorausgesett werden, daß er ein allgemein bekannter und Theil= nahme erregender sei, ein Umstand, der beim Orgtorium besonders schwer in's Bewicht fällt. Dann aber verlangt diefe Runftform, foll fie in ihrer Größe und in ihrem umfaffenden Formenreichthum berechtigt erscheinen, den höchsten Aufschwung lyrischer Empfindung. Ginen folden ermöglicht am leichteften ein Stoff, der zu dem höchften idealen Gute der Menschheit, zur Religion, in naber Beziehung fteht, oder dem fich doch ohne Zwang eine religiöfe Seite abgewinnen läßt. Aber nothwendig ift ein biblischer Stoff so wenig, daß Sandel einige feiner schönften Oratorien über Begebenheiten aus der antiken Mythologie comvoniren konnte. Auch Stoffe aus der alten, mittelalterlichen und neueren Profangeschichte, aus der orientalischen und deutschen Sagenwelt, konnten mit Recht für das Oratorium geeignet erscheinen. Diese Form, und also auch Händel's Messias, stellt Concertmusik dar und gehört somit an den Ort. wo man solche zu machen pflegt. Richt anders verhält es fich mit den Meffen und Requiems, Bfalmen, deutschen und lateinischen Symnen, welche die protestantischen Tonseker unferes Jahrhunderts unter Anwendung fämmtlicher Kunftmittel zu componiren pflegen. Sie stellen fich dabei auf den Standpunkt der freien Runft. Un jene Texte knüpfen sich in Folge ihres Alters, ihrer geschichtlichen Bedeutung, ihres poetischen Werthes gewisse Stimmungen und Empfindungen. Auch fie benuten die Componisten nur als Runftmittel, indem sie dieselben für Form und Inhalt ihrer Compositionen zur äfthetischen Grundlage nehmen. Riemals dürften daher solche Werke Rirchenmusik genannt werden.

Es hanbelt sich hier um mehr als einen bloßen Namen. Es hanbelt sich um eine Verwirrung der Sachen. Genügender Beweiß dasür ist der Umstand, daß die irrige Anschauung sich auf beiden Gedieten geltend macht. Wie man einerseits sich nicht bedenkt, Werke, die gar keinen kirchlichen Mittelpunkt haben, dennoch als Kirchenmusik zu beurtheilen, so löst man andrerseits wirkliche Kirchencompositionen aus ihrem Liturgischen Zusammenhange, behandelt sie als selbständige Tonwerke und bringt sie vor eine Zuhörerschaft, die häusig gar nicht in der Lage sein kann, ihren innersten Sinn zu begreisen. Ich werde auf diesen Gegenstand später noch zurück kommen. Zeht soll nur betont werden, daß eine scharfe Sonderung der religiösen Musik von der kirchlichen die erste Vorbedingung ist zur Wiederbelebung proteskantischer Kirchenmusik.

Wenn die Musik sich der Lituraie organisch einzufügen hat, so wird naturgemäß ihr Wefen durch diese bestimmt werden. Schon gang äußerlich wird fie auf den Raum einzurichten sein, in dem fie erklingen foll, nach der Zeit, die ihr im Gangen jedesmal gegonnt ift. Soweit fie Gefangsmufit ift, wird fie mit dem Inhalt des Textes in Nebereinstimmung zu bringen sein. Vor Allem aber wird es gelten, ihre Mittel und Formen zu dem innern Befen des gesammten Borganges in ein richtiges Berhältniß zu bringen. Inspfern es sich um eine Gott geweibte Reier handelt, muß die Rirchenmufit den Charatter des Erhabenen tragen. Infofern fie ben Empfindungen und Stimmungen der Gemeinde Ausbruck gibt, eignet ihr ein allgemeingültiges Wesen, welches alles Individuelle in gebührenden Schranken hält. Allerdings kann nur der bie richtige Weise finden, welcher von der Bedeutsamkeit des Borganges sich gang hat durchdringen laffen. Dieser aber wird fie sicher finden, falls er nur eben ein wirklicher Rünftler ift. der für die organischen Besiehungen des Theils zum Ganzen eine Empfindung hat. So ift zu allen Zeiten entstanden und entwickelt worden, was man kirchlichen Stil nennt. Sein Charakter hat fich immer um fo schärfer ausgeprägt, je fester und dauern= der die Formen des Cultus waren, denen die Mufit fich anzupaffen hatte. Daß die katholische Kirche bier vor der protestantischen ein bedeutendes poraus hat. fieht man leicht. Wirklich ist eine solche Zerfahrenheit und endliche völlige Auflöfung der Kirchenmusik, wie sie die Brotestanten zu beklagen haben, auf katholischer Seite niemals eingetreten. Man darf fehr viele katholische Mehmusiken des 18. und 19. Jahrhunderts überaus geschmacklos nennen: einige, wenn auch nur äußerliche Charattermerkmale find indessen an ihnen immer haften geblieben. So ganglich ftilmidrig, wie man häufig behauptet, find fie nicht, und am wenigsten hätten die protestantischen Componisten ein Recht, sich über sie auf= zuhalten. Die Regellosigkeit und Willkur der protestantischen Liturgie gehört auch zu den Ursachen, aus denen unsere Kirchenmusik zu Grunde gegangen ift.

Welches find die Grundformen der protestantischen Kirchenmusik, und wann

haben sie sich entwickelt?

Die Musik der katholischen Kirche beruht auf dem einstimmigen gregorignischen Brieftergesange und auf dem polyphonen unbegleiteten Gesange, in welchem eine Bielheit von gleichzeitig gefungenen Melodien sich zu einem harmonischen Ganzen webt. Diefer polyphone Gefang, den ein besonderer Chor von Mufikern ausführte, ist deshalb recht eigentlich katholisch - kirchlich, weil er fich vorzugsweise im Dienste der Kirche und nach den von ihr gegebenen Normen bis zu der Sobe entwickelt hat, welche Balestrina's Name bezeichnet. Die spätere katholische Kirchenmusik war immer noch reich an bedeutenden Kunsterscheinungen, so lange sie bei allen weltlichen Elementen, die sie einsog, jene ältere Runft als ihre wahre Grundlage anerkannte. Dies ist im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts immer weniger geschehen; daber ein immer tieferes Sinken. Die protestantische Kirche nun bilbete sich in dem Jahrhundert, da die volnvhone Bocalmusik ihre höchste Blüthezeit erlebte. Man wird nicht erwarten dürfen, daß es ihr gegenüber einer Runfterscheinung von so erstaunlicher Bollendung sofort gelungen sei, eine lebensfräftige neue Kunst zu schaffen. Aber es lag dies auch nicht in ihrer Absicht. Nicht als Gegensatz zur katholischen Kirche wollte fie sich angesehen wiffen,

sondern nur als eine geläuterte Form derselben auf gleicher Grundlage. In ihrer Lehre fand fie kein Hinderniß — ich rede hier zunächst immer nur vom deutschen Lutherthum — von der Tonkunst der katholischen Kirche soviel wie immer möglich herüber ju nehmen. Der volksmäßige Charakter, welcher fie auszeichnete, hatte freilich eine ftarkere Betonung des Boltsliedartigen zur Folge. Dies führte auch beim mehrstimmigen Gefange im Einzelnen zu gewiffen Neubilbungen, die fich von den Runftformen der katholischen Kirche als etwas Besonderes abhoben. Aber im Allgemeinen war die Kunft, die Luther liebte, und beren Berwendung beim Gottesbienfte er empfahl, diefelbe, mit der fich auch der tatholische Cultus schmückte. So wenig bestand hier ein principieller Gegenfat, daß Luther's Lieblingscomponist und Freund, der Münchener Musiker Ludwig Senfl, ein unentwegt gläubiger Katholit war, daß andere katholische deutsche Tonmeifter Luther's Lieder mit Borliebe in Mufit festen und hierdurch für die protestantischen Gemeinden arbeiteten. Es war das jene Zeit, wo der größte Theil der gebildeten Deutschen, angewidert durch die grellen Migbrauche in der katholischen Kirche, der Reformationsbewegung anhing, mochte es auch nicht Allen thunlich erscheinen, mit ihrer gangen Existeng für dieselbe einzutreten. Erst als jene mächtige Welle der Culturbewegung zerrann, welche die Tonkunft bes 16. Jahrhunderts auf ihre höchste Sohe gehoben und zugleich den erften glorreichen Aufschwung des Reformationsgebankens durch gang Europa bewirkt hatte, gestalteten sich die Dinge anders. Als durch den dreißigjährigen Krieg ber Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten in Deutschland ein scharfer, feindseliger und gewaltthätiger geworden war, da erst begann bei diesen eine gang eigene Kirchenmusik sich zu bilden.

Die Grundformen derfelben find wiederum zwei. Die eine befteht im Gemeindelied, demjenigen also was wir protestantischen Choral zu nennen pflegen. Zum Theil wurzeln diese Choralmelodien im Bolksgefange des Mittelalters, zum Theil auch in der katholischen Kirchenmusik, insofern sie aus Melodien des gregorianischen Brieftergesanges gebildet find. Andere find im Reformationszeitalter der weltlichen Musik entlehnt worden, wieder andere eigens für die protestantische Kirche componirt. Auch an den entlehnten hat dieselbe ihr Eigenthumsrecht da= durch dargethan, daß sie allein es war, durch deren Bermittelung jene Melodien im Bolke mahrhaft lebendig blieben, und daß fie da, wo es nöthig schien, fie ber kirchlichen Würde angemessen umgestaltete. Die protestantischen Choral-melodien wurden sammt ihren deutschen Texten von der ganzen Gemeinde gefungen. Durch fie kam die Gemeinde zur unmittelbaren Theilnahme am Gottes= bienft. Das perfonliche Berhältniß, in dem sich der protestantische Christ Gott gegenüber fühlt, gelangt hier zum Ausdruck. Die katholische Kirche kennt principiell die thätige Theilnahme der Gemeinde nicht; in ihr fingt nur der Briefter und der mit einer Art von priefterlichem Charatter betleidete Chor; es wird ferner in einer besonderen Kirchensprache, der lateinischen, gefungen. Durch die Ginführung des firchlichen Bolksgefanges wird alfo das Wefen der protestantischen Liturgie vom Grunde aus verändert. Um einem Migverftandniffe zu begegnen, betone ich, daß der kirchliche Bolksgefang nicht etwa erft im 17. Jahrhundert zu einem integrirenden Theile des evangelischen Cultus wurde. Er hat sich seine Stellung gleich beim Beginne der Resormation erobert. Aber einen umgestaltenden Einfluß auf die kirchliche Kunstmusik im engeren Sinne gewann er einstweisen nicht. Hier blieb, gewisse mehr nur äußerliche Abwand-lungen abgerechnet, im 16. Jahrhundert noch alles beim Alten.

Mis zweite Grundfäule der protestantischen Kirchenmusik erscheint nicht der Char fondern die Orgelmufit. Daß der Char als ein priefterliches Organ, alfo auch als ein Bermittler zwischen der Gemeinde und Gott, in dem protestantischen Gultus keine Stätte mehr finden konnte, nachdem einmal die unmittelbare Betheilianna der Gemeinde in so weitem Umfange zugelassen war, ift einleuchtend. Mollte man ihn weiter perwenden, so konnte es nur so geschehen, daß man ihn als ein rein musikalisches Organ auffaßte. Dies ift auch wirklich fortbauernd ber Fall gewesen. Aber im 17. Jahrhundert fing die Chorcomposition, und zwar sowohl die von Instrumenten unbegleitete als auch die bald überwiegend genflegte begleitete, schnell an einen untirchlichen Charatter anzunehmen. Ich sage nicht. daß fie verweltlichte; diefer Gegenfat wurde hier nicht mehr paffen. Sie wurde pielmehr frei fünstlerisch und suchte immer entschiedener allein durch sich selbst perständlich zu werden. Sie wurde orgtorienhaft. Dieser Zug ersakte zwar auch die katholijche Kirchenmusik. Aber die viel gründlicher durchbildete, schärfer ausgeprägte und durch eine lange Tradition gefestigte Form der katholischen Liturgie hielt die Componisten fraftiger beim Alten fest und zog ihnen Schranken. Die Brotestanten hatten nur eine geringe Tradition und keinerlei sonstige Schranken. Es ift daher auch teinestwegs zufällig, daß händel, der Bollender des Orgtoriums, ein Brotestant war. Schut, der größte deutsche Bocalcomponist des 17. Jahr= hunderts, leitet unmittelbar auf Händel bin, während Bach feiner Weise gang fern steht. Das Erscheinen überragender Genies in der Geschichte pfleat klärend auf die Entwickelungsrichtungen zu wirken, die fich manchmal fonderbar verschlingen und verwirren. Niemals ift dies entschiedener geschehen als durch die gleichzeitigen Meifter Sändel und Bach. Im Sändel'ichen Oratorium vollzieht fich der endliche fiegreiche Durchbruch einer freien Concertmusik größesten Stiles. Bach bringt die eigentlich protestantische Kirchenmusik auf Grundlage des Chorals und der Orgelfunst zur Bollendung. Wenn trokdem während des 18. Rahr= hunderts in katholischen und protestantischen Kirchen immer viel Oratorienhaftes muficirt, wenn in letteren Oratorienhaftes und Kirchliches ftillos vermischt wurde, fo hatte das einen äußerlichen Grund. Es gab damals außer in England nir= gends ein öffentliches Concertwesen. Wer mit einer orgtoriengrtigen Composition an die Deffentlichkeit gelangen wollte, mußte sie vom Kirchenchor berab ertönen laffen. Heute besteht dieser Entschuldigungsgrund nicht mehr.

Als ästhetische Merkmale der wahren Kirchenmusik bezeichnete ich Erhabenheit und Unpersönlichkeit, als ihr geschichtliches die Entwickelung unter dem maßgebenden Einfluß der Kirche. Die protestantische Orgelmusik des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeigt diese Merkmale deutlich. Es versteht sich, daß der Ausdruck des Kirchlich-Erhabenen kein sestschender ist. Wäre dies, so könnten wir uns bei Palestrina's Compositionen für immer beruhigen, die ihn im höchsten Grade zu eigen haben. Aber nach Zeiten und Völkern sind die Empfindungsweisen verschieden, sie sind verschieden auch nach den besonderen Berhältniffen, unter deren Ginwirkung fie fteben; mit ihnen find es die angewendeten Runftmittel. Ebenso ift die Forderung der Unpersonlichkeit mit Gin= schränkung zu verstehen. Auf's Aeußerste durchgeführt werden kann und foll fie nicht. Immer find es Menschen von Fleisch und Blut, die fingend und fpielend Gott verherrlichen. Und je nachdem eine Rirche das Berhältniß des Individuums jum höchsten als ein mehr ober weniger directes auffaßt, wird auch der Ausdruck perfonlicher Empfindung in der Kirchenmusik mehr ober weniger hervortreten. So lange die Orgel im driftlichen Abendlande im Gebrauch ift, hat fie fast ausschließlich der Kirche gedient. Namentlich haben alle Formen der Orgelmusit ihre wesentliche Entwickelung im Dienste der Rirche erfahren. Und weiter haben gerade die protestantischen Componisten des 17. und 18. Jahrhunderts fie zur höchften Bluthe gebracht. Weil die Orgel weber einen schnellen Wechsel der Stärkegrade, noch ein Un- und Abschwellen des einzelnen Melodietones, noch fonft eine besondere Schattirung desselben guläßt, wehrt fie die Hineintragung eines subjectiven Gefühlsausdruckes ab. Durch die ruhig strömende Gleichmäßigkeit ihres Klanges, ebenso wie durch die großartige Külle und Macht, die fie zu entwickeln fahig ift, macht fie zugleich den Gindruck des Erhabenen. Ist die Erhabenheit der Orgelmufit eine andere als die der katho-Lischen Gesangsmufik des 15. und 16. Jahrhunderts, so entspricht diese Berschiedenheit nur den Berhältnissen. Der a cappella-Gesang hat etwas Lichtes, Ruhig = Berklärtes. Die Seligkeit einer Andacht, die aus kindlicher Singabe an die allsorgende Kirche fließt, die Empfindung des ftillen Glückes, im himmlischen zugleich die irdische Schönheit genießen zu dürfen, ist er im Stande vortrefflich auszudrücken. In der Orgelmusik überwiegt der Charakter gedrungener Kraft, durch Macht gebändigter Bewegung. Sie verklärt nicht, aber fie vergeistigt. Die rhythmische Bestimmtheit, die Präcision des Zusammenspiels, die jum Bortrag jedes Orgelftuckes unerläßlich nothwendig find, geben ihr etwas Mannhaftes, Bewußtes und Selbständiges. Auch dadurch, daß die Orgelmusik von einem Einzigen zu Gehör gebracht wird, während beim Chorgefang viele Individuen zusammenwirken, bekommt jene einen personlicheren Charakter. Bedenkt man, daß die höchfte Bollendung der polyphonen Gefangsmusik durch die Italiener herbeigeführt wurde, fo ift klar, daß fich hier nicht nur ein Gegenfat der Confessionen, sondern auch der Bölker und Länder geltend macht. Der warmen, athmenden, sinnlichen Schönheit, der antik anmuthenden Ginfachheit, wie fie Paleftrina's Compositionen zeigen, steht in der deutschen Orgelmusik eine Runft gegenüber von rauherem Meußeren, von einer dufteren aber nachhaltigeren Kraft, einem abstracteren aber tieffinnigen Wefen. Dort die durchfichtige, reine Bläue bes italienischen Simmels, hier das mächtige Rauschen und Brausen der deutschen Eichenwälder und des nordischen Meeres. Ueberdies ift Mittel- und Rorddeutschland, also der eigentliche Sit des Protestantismus, viel weniger das Land des Gesanges als Italien und Deutschlands katholischer Süden. Sich durch die menschliche Stimme musikalisch zu äußern mußte dort am nächsten liegen, wo die Natur die schönsten Stimmen darbot. Schon durch seine natürliche Ber= anlagung wurde das protestantische Deutschland entschiedener auf die Inftrumentalmufik hingewiesen. Die Orgelkunft der Italiener war eine aus dem

Norden importirte Pflanze, die nach kurzer, glänzender Entfaltung ichnell verblühte. Dagegen befanden fich wieder die protestantischen Sinachöre im 17. Jahr= hundert in einem Zuftande, deffen Mangelhaftigkeit an fich schon verhindern mußte, daß mittelft des Chorgesanges eine selbständige protestantische Kirchenmusik erwuchs. Es waren Schülerchore, benen sich mitunter einige Dilettanten anschlossen. Sopran und zum Theil auch Alt sangen Knaben, da man Frauen= gesang in den Kirchenchören noch nicht kannte: zum Tenor und Bag wurden unreife Runglingsstimmen verwendet, welche den Chor verließen, wenn ihre Stimmen brauchbar zu werden anfingen. Solche Chore mußten gegenüber den katholischen Capellen eine traurige Rolle spielen. Dort waren ausgebildete, berufsmäßige, dauernd zusammenwirkende Sänger. Die protestantischen Schüler= döre konnten auch deshalb nichts Ausgezeichnetes leiften, weil ihr Bestand mit jedem Sahre wechselte. Italienische Sanger wurden freilich an manchen Fürstenhöfen angestellt, aber fie waren schon ihrer Confession wegen im protestantischen Gottesdienst nicht zu brauchen. Und suchte auch wirklich einmal ein Fürst eine ständige protestantische Bocalcapelle durch Heranziehung und Ausbildung guter einheimischer Kräfte zu schaffen, so blieben das Ausnahmen, die für das allgemeine Gedeihen des Chorgesanges wenig bedeuteten.

Lebensformen vergangener Zeiten konnen nur dann mit Erfolg erneuert werden, wenn es möglichft auf demfelben Boden geschieht, auf dem fie einstmals freiwillig erwuchsen. Und umgekehrt: wer einen brach liegenden Acker wieder nukbar machen will, wird wohl thun, zunächst das auf ihm zu vflanzen, was er früher in so herrlicher Külle zu tragen vermochte. Wer also die protestantische Kirchenmusik wieder beleben will, foll sich an das halten, was vor Zeiten die eigentliche protestantische Kirchenmufik gewesen ift. Bon den Erneuerungs= versuchen am Anfang unseres Jahrhunderts kann man nur mit Hochachtung iprechen. Aber damals handelte es sich um ein fast neu zu entdeckendes Runft= gebiet, beffen Grenzen und Theile dem Blick nicht immer deutlich sein konnten. Künfzig nachfolgende Rahre haben unsere Kenntnisse bereichert. Ich darf es aussprechen, daß die Arbeit unserer Borganger nicht an der richtigen Stelle ein= gesetzt hat. Sie wollten die protestantische Liturgie wiederbeleben und versuchten dies mittelst einer Chormusik, die im Innersten gar nicht protestantisch ift. Eichendorff erkennt, wie man weiß, den Ratholicismus als die Seimath der beutschen Romantit, und in einer einst viel gelesenen Schrift des Romantikers Wackenroder wird jemand durch die Musik zur katholischen Kirche bekehrt. Die Berfonlichkeiten und Kreise aber, von denen damals die Reugestaltung der protestantischen Liturgie betrieben wurde, ftanden gang unter dem Ginfluß der deutschen Romantik. Rein Wunder, daß fie sich zur katholischen Kirchenmusik mächtig hingezogen fühlten und für die selbständigen Kunftbildungen des Protestantismus nicht den richtigen Blick befagen. Bon der Anficht ausgehend, daß neben dem Choral die unbegleitete Chormufik die einzig wahre Kirchenmusik sei, gelangte Winterfeld dabin, in den Compositionen Eccards, eines liebenswürdigen und zarten, aber eng begrenzten Talentes, die höchste Spike evangelischer Tonfunft zu erkennen. Dagegen ift ihm die Musik Seb. Bach's eine Musik des Berfalls. Es war seine und vieler Anderer Ansicht, daß man diese beffer in

ben Concertsaal verweise. Das ift denn auch fast allgemein geschen, und es ift im Wefentlichen bis heute dabei geblieben. Die Grunde waren freilich auch noch andere als der vermeintliche Mangel an Kirchlichkeit. Was der öffentlichen Musikpflege in dem Deutschland des 19. Sahrhunderts bisher feine hervorragenofte Signatur gegeben hat, ift die Thatigteit der Chorvereine. Mit den Rirchenchoren des vorigen Sahrhunderts ftehen diefe Bereine in gar teinem Zusammenhange. Ihre Grundlage fanden fie in den privaten Musikaesellschaften des 17. und 18. Jahrhunderts. Der Anftoß zu ihrer Entfaltung in's Große aber tam von England. Sier wurde 1784 zuerft eine Maffenaufführung von Bandel'icher Musik veranftaltet, die in Deutschland Nachahmungen fand. Dann kamen von 1810 an die großen deutschen Musikfeste in Bang, die überall= bin die Anregungen zur Pflege der großen Formen der begleiteten Chormufik aussendeten. Händel's Musik also und die des durch fie befeuerten Sandn find die Schöpfer der modernen Chorvereine und der Gegenstand ihrer Pflege ift das Oratorium. Bahrend aber diese Bereine zur Bluthe tamen, waren die Kirchenchore ichon gang in Trummer gegangen. Bach'iche Musik war nur in den Bereinen aufzuführen und man fühlte bald Interesse genug, ihre Aufführung über= haupt zu wollen. So gelangte der protestantische Componist in's Concert. während man in der Kirche mit katholisirender Musik operirte.

Es ift mir durchaus fein 3weifel darüber, daß biefer Weg verlaffen werden muß. Damit wende ich mich gewiß nicht gegen die Bflege der a cappella-Mufik an sich. Daß man begonnen hat, dieses der Runftubung gang verlorene Land zuruckzugewinnen, ist eine That von unverkennbarer Tragweite. Aber die Ber= schiedenartigkeit katholischer und protestantischer Rirchenmusik ist nun einmal, ebenso wie der Gegensatz der beiden Confessionen, eine geschichtliche Thatsache. Es bleibt doch nichts übrig, als fie offen anzuerkennen. Die ihnen gehörige firchliche Tonkunft wieder als folde zur Geltung zu bringen, muß einftweilen den Katholiken überlassen bleiben. Dies Ziel wird von ihnen auch seit einiger Beit mit rühmlichem Gifer angeftrebt. Man könnte fich nur freuen, wenn es ihnen gelänge, allmälig die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Ginführung des a cappella-Gesanges als maßgebender Form der katholischen Kirchen= musik entgegenstehen. Die Brotestanten aber follten fich angelegen sein laffen, die herrlichen Tonwerke des 15. und 16. Jahrhunderts zunächft, soweit es angeht, von ihrer rein fünstlerischen Seite verstehen und genießen zu lernen. Ueberall mußten sich Bereine bilden, welche die Pflege dieser Musik und ihre Bermittelung an das Publicum fich zur alleinigen Aufgabe machten. Berlin befitt einen folden Berein, und mas er gewirkt hat ist nicht gering. Bereinzelt sind auch an anderen Orten derartige Bersuche hervorgetreten. Aber im Ganzen ift nach biefer Richtung noch verschwindend wenig geschehen. Man drehe die Sache ein= mal um, setze die protestantische Kirchenmusik an die ihr zukommende Stelle in's Gotteshaus, und behandle den a cappella-Gefang als Gegenstand concertmäßiger Pflege. Dies würde noch einen besonderen Bortheil haben. Im Mittelalter standen sich kirchliche und weltliche Musik viel näher als jett, eine Folge des Nebergewichts, das die Kirche auf allen Lebensgebieten hatte. Neben der tirch= lichen Vocalmufit erblühte eine weltliche, die mit jener dagfelbe Geftaltungs=

prinzip hatte und, wennschon an Bedeutung ihr untergeordnet, doch in beständiger Wechselwirkung stand. Auch diese weltliche Musik zu pslegen, würde die Aufgabe solcher Bereine sein. Die reinigende Wirkung, welche dadurch auf unsere moderne, im Nebermaß der Mittel schwelgende und fast erstickende Musik ausgeübt werden könnte, dürste nicht zu hoch veranschlagt werden. Mittelbar würde dann diese Wirkung auch der evangelischen Kirchenmusik zu Gute kommen, wenn es gelänge, die Schafsenslust unserer Componisten den kirchlichen Ibealen wieder zuzuwenden.

Aber für die Evangelischen gilt es junächst den einftimmigen Gemeinde= gesang neu zu beleben. Seit 100 Jahren ift nicht eine einzige Choralmelodie mehr erfunden, die fich als folche bewährt hatte. Der Schat von Melodien, die die protestantische Kirche theils zu ihrem Gebrauch umprägte und veredelte, theils neu erfand, ift bennoch ein fehr reicher. Kein Volk der Welt hat ihm etwas ähnliches an die Seite zu ftellen. Noch im Anfang des vorigen Jahr= hunderts war die Mehrzahl der Melodien nebst ihren Texten allen vertraut. Dann beginnt eine nach der andern zu schwinden. Heutigen Tages dürften in keiner Gemeinde mehr als durchschnittlich zwanzig Melodien wirklich lebendig fein. Daß unter diefen Umftanden eine mannigfaltige Bethätigung der Gemeinde an der Liturgie unmöglich ift, begreift ein jeder. Hier Wandel zu schaffen, ift natürlich Aufgabe der Schule. Die Angelegenheit verzweigt fich somit in die schwierige Frage nach der Geftaltung des Schulgesang-Unterrichts, der wenigstens in Preußen zur Zeit im Allgemeinen ziemlich tief darnieder liegt. Ihm aufzuhelfen, wird wieder die Ausbildung besonderer Gefanglehrer von Nöthen sein. Auf die Lösung dieser Frage kann hier nicht eingegangen werden. Andrerseits hängt die Belebung des kirchlichen Bolksgesanges auch mit der Gesangbuchfrage eng zusammen. Die Reimereien des Rationalismus haben wir glücklich überwunden; des Werthes der Kirchenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts find wir uns wieder bewußt geworden. Es handelt sich nur darum, sie in wesentlich unverfälschter Form dem Bolke wieder einzupflanzen. Wer das Charakteriftische einer Zeit zu ichaten weiß, wird fich gegen jede Abanderung ftrauben. Dennoch dürfte eine solche in vorsichtig gezogenen Grenzen um so weniger erläßlich sein, als die Continuität der Ueberlieferung durch die rationalistische Zeit unterbrochen worden ist. Man nimmt das Alterthümliche williger hin, wenn man es von den Batern ererbt hat. Den Geschmack in veraltete Anschauungen jurudamingen ift schwierig und kaum ersprieglich. Die Frage würde sich einfacher lösen, wenn eine Generation geistlicher Boeten erstände, die das Alte liebevoll in sich zum Reuen umbildete. Bekanntlich aber find seit Klopftock äußerst wenige Berfasser geiftlicher Lieder gewesen, die den Namen "Dichter" verdienten.

Neben dem Choralgesang bedarf die Orgelmusit erneuter ernster Pslege. Kann Instrumentalmusit die Aufgabe der Kirchenmusit erfüllen? Für sich allein gewiß nicht, wohl aber mit und neben dem Gesang. Dieser ist unzweiselhaft die Grundlage der Kirchenmusit. Aber nicht deshalb, weil die Musit an sich ihrem innersten Wesen nach Gesang, d. h. eine rhythmisch gegliederte, in abgemessenen Tönen sich bewegende Sprache wäre. Daß sie dies nicht ist, lehrt

ihre Geschichte zu allen Zeiten. Sondern weil das, mas den Charafter einer Rirche unterscheidend bestimmt, ihre Glaubensgrundfate find, und diefe allein durch das Wort geformt und zum Ausdruck gebracht werden konnen. Die Orgelmusit tann nun zum Gemeindegesang in ein Berhältniß treten, daß fie an der Bedeutung des Wortes Untheil gewinnt. Ich meine hier nicht die einfache Begleitung des Gesanges. Es gibt eine Anschauung, welche die Choralmelodien als Symbole des firchlichen Lebens erfaßt. Gine Melodie wie "Gelobet feift du, Rein Chrift" bedeutet dem firchlich erzogenen Protestanten mehr, als eine wohlgefällig gegliederte und abgerundete Tonreihe. Sie bildet ihm mit der Dichtung ein unlösbares Ganze: erklingt sie nur, so hört er innerlich die Worte mit. Sie weckt ihm zugleich die ganze Fulle der Weihnachtsempfindungen; fie führt ihm das Weft felbst und seine besondere Bedeutung im Kirchenjahre bor die Seele. Ebenso verdichtet fich ihm in der Melodie "D haupt voll Blut und Bunden" das Bild der Baffionegeit, erscheint ihm die Melodie "Wir glauben all' an einen Gott" als das Zeichen des chriftlichen Glaubensbekenntniffes. Diefe symbolische Auffassungsart entspricht durchaus dem Wesen der Kirche, denn diese ist ihrer innersten Natur nach symbolisch. Nun besitt die Musik mehr als jede andere Runft das Bermögen, ein Kunftgebilde organisch in ein anderes aufzulösen und es bennoch zu gleicher Zeit in erkennbarer Selbständigkeit weiter bestehen zu laffen. Gine Choralmelodie läßt fich in ungähligen Formen bearbeiten, ohne daß an ihr felbst eine Note geandert zu werden brauchte, allein mittelft frei hinzu erfundener Gegenstimmen und der burch fie erzeugten Zusammentlange. hier eröffnet fich dem erfinderischen Componiften ein unbegrenztes Feld der Thätigkeit. Und eben diese auf symbolische Auffassung gegründete musikalische Berwerthung der Choralmelodie bildet die Sauptform der protestantischen Orgelmusik. Im mittleren Deutschland des 17. Jahrhunderts ift fie erstanden. Sie ift, obwohl fie natürlich mit der Runft porherliegender Zeiten nicht außer Berbindung fteht, doch ihrem innerften Wefen nach eine ganz neue Erscheinung. Auf das Emfigste durch 100 Jahre gepflegt, erreichte fie durch Bach eine wunderbare Sohe der Bollendung. Man darf fagen: folch ein Orgelchoral redet voll verftändliche Worte auch ohne Gefang, und wenn es irgend echte Kirchenmusik gibt, so ist er eine folche. Doch nicht nur diese Form hat die protestantische Orgelmufit angenommen. In Präludien und Fugen, in Bassacaglios und Toccaten ist sie zu nicht minder bewunderns= werther Schönheit erblüht. Auch auf fie hat der Choral Ginfluß ausgeübt, jedoch mehr nur in rein mufikalischen Beziehungen. Die fefte symbolische Bedeutung der Orgelchorale fehlt ihnen. Sie dienen zur Erweckung einer allgemeinen firchlich = feierlichen Stimmung, bereiten die gottesdienstlichen Acte vor, vermitteln fie untereinander, und lofen endlich den Gesammteindruck derselben in eine erhabene Harmonie der Tone auf.

Es gehört zu ben am Anfang unseres Jahrhunderts aufgekommenen und bis heute festgehaltenen Irrthümern, daß die Orgel nur den Gemeindegesang zu stützen und allensalls demjelben vor= und nachzuspielen, sonst aber in der Liturgie keine weitere Aufgabe habe. Auf die Geschichte kann sich wenigstens diese Anslicht nicht gründen. Wenn man behauptet, daß die Orgel in der evangelischen

Kirche des 17. Jahrhunderts und auch noch des 18. diese untergeordnete Stellung niemals eingenommen habe, so sagt man zwar etwas zu viel, aber doch nur wenig zu viel. Richtig ift, daß auf den Gemeindegefang zuweilen durch ein furzes Orgelftud porbereitet wurde. Auch daß da, wo der Gesang roh und unftet geworden war, die Orgel dazu diente, ihn in Zucht und Gang zu erhalten, foll nicht geleugnet werden. Wohl aber ift es falsch zu meinen, die alten Meister hätten hierin die eigentliche Aufgabe der Orgelmusik gesehen. Selbst in der fotholischen Kirche, wo übrigens die Orgel wirklich niemals eine hervorragende Rolle gespielt hat, wurde zur Begleitung gewisser Megacte gelegentlich ein selb= ftandiges Orgelftud gespielt. Bei den Evangelischen aber wurde die Orgel durchaus als berechtigte liturgische Macht neben dem Choralgesange angesehen. Sie war nicht dazu da, die singende Gemeinde im Ton zu halten und wenn ihr Die Melodie abhanden gekommen war, diese ihr mit ftarken Registern in's Ohr zu fpielen (obwohl das Alles ja auch zuweilen geschehen mußte), sondern ein fräftiger, voller und sicherer Gemeindegesang war vielmehr die Voraussehung, damit die binaukommende Orgel ihre eigentliche Wirkung that. Das Berbältnik beider Mächte zu einander wird auch schon durch theoretische Betrachtung klar. Ift der Gesang nicht start und sicher, so wird er durch die Orgel erdrückt, und wer auf den vorspielenden Organisten horchen will, wird eine Melodie weder lernen, noch als Ausbrucksmittel der Andacht jemals frei gebrauchen können. Man eifert heute gegen die Zwischenspiele, durch welche der Organist die ein= gelnen Zeilen des Gemeindeliedes trenne. Das ift richtig: wenn die Orgel nur die Gemeinde im Ion erhalten foll - wie man auch im 16. Jahrhundert zu a cappella-Compositionen Instrumente fügte, um den Sängern die Aufgabe zu erleichtern - dann find die Zwischenspiele ein Unfinn. Aber die Organisten des 17. und 18. Jahrhunderts hatten iene Anschauung eben nicht. Ihnen berbanden sich Gefang und Orgel zur Darftellung eines einheitlichen Runftganzen. bei dem es galt, den Reichthum des Inftruments gebührend zu entfalten. fiel ihnen auch nicht ein, ftets im einfach vierstimmigen Sake, Note gegen Note. zu begleiten. Sie thurmten gelegentlich die reichsten harmonien auf, um= fpielten die Melodie, führten die unteren Stimmen lebendiger, entwickelten aus ihnen Zwischensätze, welche die Bewegung im Sange hielten, wenn der Gefang ruhte. Manche Lieder im Gottesdienft wurden auch immer ohne Orgelbegleitung ge= fungen, bei andern wechselten Orgel und Gefang Strophe um Strophe. Die zuvor von mir beschriebenen llebertragungen des Chorals auf die Orgel allein und folde Stude wurden boch auch mahrend des Gottesdienstes vorgetragen -tonnten gar nicht anders als unter ber Anschauung entstehen, daß die Orgel ein felbständiger Factor der Liturgie war. Gher kann man fagen, daß die Orgel zu Zeiten die Rolle des Gemeindegesanges eingeschränkt hat, als daß fie diesem immer untergeordnet gewesen sei.

Den heutigen Stand der Orgelkunft kann man nicht ohne Bedauern und Beschämung ansehen. Kaum, daß sie überhaupt noch für unser Musikleben existirt. Wir dauen wohl noch große Orgeln, die großen Organisten aber sind saft verschwunden. Selbst der Name "Organist", früher ein hoch ehrender, welchen Klang hat er heute? Was durch anderthalb Jahrhunderte große und größte

Draelmeifter ichufen, ift in weiteren Kreisen gang vergeffen. Gin Dann wie der 1780 geftorbene Joh. Ludw. Krebs, deffen Talentkraft ihm, lebte er heute, einen ersten Blat unter den Rünftlern unferer Zeit anweisen wurde, ist jo vergeffen, daß die Mehrzahl der heutigen Mufiker kaum ein Stud von ihm kennen dürfte. Von großen Meistern aus der 1. Hälfte des vorigen Jahrhunderts eriftiren nur noch die Namen. Ihre Werke, die nach damaligem Brauch nur abschriftlich verbreitet zu werden pflegten, find unter der Gleichgültigkeit später Lebender zu Grunde gegangen. Bon andern liegen die Werke in wüsten Trummern umber. Das ist in einem Lande geschehen, welches sich noch um 1750 von einem der berufenften Beurtheiler nachrühmen laffen durfte, daß es das wahre Orgelland sei und bleibe. Selbst von Bach's Orgel-Werken find doch nur einige Braludien und Jugen im Runftbewußtsein unferer Zeit wirklich lebendig. Die Orgelchorale, Diefer für die Kirche wichtigfte Theil seiner Orgel= musik, sind, obschon in gedruckten Ausgaben vorhanden, doch ein ungehobener Schatz. Gelangt einmal ein folches Stud in einem Kirchenconcert zu Gehör, fo pflegt es mit jener Berlegenheit angehört zu werben, die aus dem Widerstreit zwischen dem traditionellen Respect vor Bach und dem versönlichen Unbehagen entspringt. hier zeigt es fich am beutlichsten, daß der Mehrzahl der Ginn für die protestantische Kirchenmusik verloren gegangen ist. Entsinnen sie sich doch taum der Melodie, wie viel weniger des zugehörigen Gedichtes; geschweige daß ihnen die symbolische Bedeutung des Chorals deutlich ware. Sehr viele - und hochangesehene Musiker unserer Tage gehören zu ihnen - erklären Orgelmusik für eine Berftandesmufit, die das Berg ungerührt laffe, Selbst der Rlang des Instrumentes ift ihnen antipathisch; sie nennen es auch wohl geradezu ein unmufikalisches. Wenn man nun vergleicht, was in früheren Zeiten für die größten Genies die Orgel bedeutete, wie manche ihr ganges Schöpfervermögen in ihren Dienst stellten, so fragt man sich mit Berwunderung, wohin wir denn eigentlich gerathen find?

Eine fo gründliche Entfremdung kann natürlich nur fehr langfam zum Weichen gebracht werden. Aber alles nur mögliche follte sofort geschehen. Bor Allem dürfte die äußere Stellung der Organiften nicht langer bleiben, wie fie ift. Meiftens find fie fo gering befoldet, daß fie, wenn fie nicht zugleich ein Lehrer-Amt haben, auf angestrengteste Nebenarbeit angewiesen sind, um sich durch's Leben zu bringen. Sich in ihre Runft zu vertiefen und in ihr weiter= zubilden, ift ihnen unmöglich. Wiederum wird ein Musiker, der Jahre hindurch nicht Anstrengung noch äußere Mittel gespart hat, um sich eine gründliche Bildung zu erwerben, nicht leicht geneigt fein, unter den herrichenden Umftanden in einen Organistendienft zu treten. So werden Stellen mit unfähigen Berfonlichkeiten besett, die gerade die gründlichste Schulung und ausgebreitetste Bildung erfordern. Dag aber auch für die Lehre der Orgeltunft nicht ausreichend geforgt ift, ift leider ebenfalls mahr. Dem preußischen Staate gereicht es zur Ehre, daß er schon im 2. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch Gründung des Inftituts für Rirchenmusit in Berlin fordernd einzugreifen suchte. Aber biefes und was später noch geschah, hat den Berfall nicht aufhalten können. Begreif= licherweise, ba man die tirchliche Bedeutung der Orgelmusik nicht richtig wurdigte. Geschähe nur dies, fo bürfte man hoffen, daß sich auch Mittel und

Bege fanden, dem vorgesteckten Ziele nahezukommen.

Ich fagte vorhin, daß der Chorgesang in der protestantischen Kirche nur Die Bedeutung eines rein mufikalischen Ausdrucksmittels habe. Andere haben in ihm den idealen Repräsentanten der gesammten Chriftenbeit sehen wollen. Dies läuft zum Theil auf dasselbe hinaus. Jedes Kunftwerk idealifirt, indem es dem Besonderen den Charakter des Allaemeinen verleibt. Nur alaube ich. darf man diese Aufgabe des Idealisirens in der Kirchenmusik nicht einem ein= zelnen besondern Organ derselben beilegen. Der Choral ift ebenfalls eine musi= falische Kunftform. Die Gemeinde, die sich ihrer bedient, vertritt daher eben= falls nicht nur einen Theil der Chriftenheit, fondern das Ganze. Wenn man aber den Chor gleichsam als besonderen dramatischen Factor in die gottesdienft= liche Handlung einführen will, so conservirt man, ob bewuft oder unbewuft. einen Rest der katholischen Anschauung vom Chor. Solcher dramatischer Factoren gibt es in der protestantischen Kirche durchaus nur zwei, den Geiftlichen und die Gemeinde. Diese Anschauung mußte, glaub' ich, zunächst für den sogenannten responsorischen Gesang schlechthin maßgebend bleiben. Der Wechsel= gesang ift eine uralte Form der driftlichen Kirchenmusik, und man darf sie nicht aufgeben, wennschon ich zweisle, daß fie für die nächste Entwickelung der protestantischen Liturgie von durchgreifender Bedeutung sein wird. Aber das respondirende Organ kann nur die Gemeinde fein. Sie muß durch die Schule mit den betreffenden Melodien vertraut gemacht werden, wie mit den Chorälen im engeren Sinne, und wird sie am besten ohne Orgelbegleitung singen, da das Wesen derselben einer Harmonisirung im Grunde widerstrebt. Was den Chorgesang im Nebrigen betrifft, so gibt auch hier die Geschichte die richtige Weise feiner Verwendung an die Hand. Man liebt es, Gesang und Inftrumental= mufit in einen Gegensatz zu bringen, der für den Musiker eigentlich nicht existi= ren dürfte. Die menschliche Stimme ift, wennschon fie auf besondere Art behandelt sein will und in gewiffer Beziehung einen ausgezeichneten Blak für fich beanspruchen darf, doch ein Instrument wie die andern. Die Geschichte zeigt au allen Zeiten, daß die Behandlungsarten der verschiedenen Instrumente, also die Stilarten der Composition, einander beeinfluft und dadurch die Entwickelung der Runft in Gang erhalten haben. Daß man hierin fich manchmal zu viel gestattete, ift auch wahr, hebt aber die Berechtigung des Berfahrens nicht auf. Die Ausbildung der Musit im Mittelalter erfolgte vorzugsweise durch vocale Organe, welche dann die sogenannte Instrumentalmusik hinter sich berzogen. Um Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgt eine Bewegung nach entgegengesetzter Richtung, und zwar durch Bach. Auf der höchften Sohe der Orgelkunft ftehend fand Bach in ihren Ausdrucksmitteln feine Genüge nicht mehr. Um dem Ideale. das ihm vorschwebte, näher zu kommen, zog er Menschenstimmen und mehr und mehr auch andere Inftrumente hinzu. Er griff auch hinüber in die nicht-kirch= lichen Kunftformen feiner Zeit und erweiterte durch fie diejenigen Formen. welche der Orgel allein gehörten. Er umfaßte so allmälig die gesammte damalige Tonwelt, aber alle neuen Elemente wußte er mit dem Beifte der Orgelmufik fo zu durchdringen, daß fie ein vollständig firchliches Gepräge erhielten. Weil

er sich auch der im Oratorium üblichen Gesangsformen, des Recitativs und der Arie, bediente, konnte es äußerlich scheinen, als gehöre auch seine Musik in die Gattung des Oratoriums und sei also Concertmusik. Daß dies irrig ist, wird klar, wenn man nachsieht, wie Bach's Kirchenmusik mit Gesang entstanden ist. Jede neue Erscheinung in der Welt knüpft an Vorhandenes an. Wo sind Bach's Vorgänger in der Cantaten-Composition? Unter den Cantaten-Componisten stecken sie nicht; was diese schreiben, ist im Stil himmelweit von Bach verschieden. Die deutschen Orgelmeister sind es, und Bach selbst als Orgelmeister ist sein größter eigner Vorgänger. Neben den andern Orgelsormen ist es nun vor Allem der Choral, aus dem sich seine Cantaten entwickeln. Zeitweilig nimmt er als Texte Zusammenstellungen von Bibelsprüchen, Kirchenlied-Strophen und freien Dichtungen. Dann Kirchenlieder allein, und um ihren metrischen Bau sür die berschiedenen Musiksormen gefügiger zu machen, läßt er sie leicht umsormen, so jedoch, daß die ursprüngliche Gestalt des Textes für den Wissenden immer erstenndar bleibt.

Daß durch Einführung der protestantischen Cantate die Kirche zu einem Concertsaale gemacht worden sei, ist protestantischerseits eine ganz unberechtigte Behauptung, die ihren versteckten Ursprung in den Anschauungen der katholischen Kirche hat. Allerdings die Forderung eines priesterlichen Uctes läßt sich bei Aussührung einer Kirchenmusit unter Beihülse von künstlerisch gebildeten Solossagern und vielen Instrumentisten kaum noch aufrecht erhalten. Daß Protestanten jene Behauptung aufstellten, beweist nur, wie start sie bei der Wiederbelebung ihrer Kirchenmusit von katholischen Vorstellungen beeinflußt waren. Es kommt nur darauf an, daß der Stil der Cantate ein kirchlicher ist und daß sie zur Liturgie in innerer Beziehung steht. Uebrigens hat die Kunst keine Aufgabe, als die, durch ihre Mittel die Wirkung des Gottesdienstes zu steigern, und die Musit unterliegt hier keinen andern Gesehen, als die übrigen Künste. Wozu baut man denn stilvolle Kirchen und schmückt sie mit Gemälden?

Bach's Cantaten find nicht Concertmusit, fie find die protestantische Rirchenmufit in ihrer reinsten und vollendeisten Bluthe, ebenso wie der Mann felbit mit seiner unermeklich reichen, glaubenstrokigen und streitfrohen, zugleich aber innigen, demuthigen und findlichen Empfindungsweise neben Luther der gewaltiaste Held des germanisch-reformatorischen Protestantismus ist. Auf's Inniaste hangen seine Cantaten mit dem Gottesbienfte gusammen. Sie schließen sich der Bedeutung des jedesmaligen Sonn- oder Festtages an und führen in ihrer Art den Inhalt des Evangeliums oder der Spiftel aus. Bon Grund aus maggebend ift für sie iene symbolische Auffassung des Chorals. Losgelöft von der Kirche bleiben sie in ihrem innersten Kerne unverständlich, mag auch ihre allgemein= musikalische Schönheit groß genug sein, um eine außerkirchliche Zuhörerschaft gelegentlich zu fesseln. Und welche Bedeutung in der protestantischen Kirchenmusit dem Chorgesange zukomme, hat, wie ich glaube, Bach für immer fest= geftellt. Fügen wir hinzu: auch dem Sologefange. Derfelbe ift nicht unzuläffig, wenn es gelingt, ihm so das Gepräge des Erhabenen und Allgemeingültigen zu geben, wie es Bach gekonnt hat. Er darf in der Bach'ichen Form vielmehr als eine neue, aber vollberechtigte Erscheinung der protestantischen Kirchenmusit

gelten. Wollte man den Sologesang verwerfen, so dürfte man auch den protestantischen Brediger nicht dulben.

Die Bach'ichen Cantaten alfo dem Gottesdienste gurudzugewinnen, für den fie geschrieben und in dem sie aufgeführt worden sind, ift wiederum ein Mittel zur Wiederbelebung der protestantischen Liturgie auf geschichtlicher Grundlage. Es fei noch einmal gesagt: wir besiken fie nur halb und wir migverstehen fie unaufhörlich, wenn wir fortfahren, fie wie bisher nur in Concerten aufzuführen. Fehlt nun gar dem Concertraum eine große, durchdringende Orgel, fo kommen fie nicht einmal klanglich in der beabsichtigten Weise zu Gehör. Alle die Borwürfe des Miktonenden. Unvermittelten, des Unruhigen und Ueberleidenschaft= lichen, des Stimmen- und Instrumentenwidrigen, die man den Bach'ichen Compositionen gemacht hat, laufen im Wefentlichen darauf hinaus, daß man fie nicht richtig aufführt. Den hier vorkommenden Fehlern und Jrrthumern fteben freilich Entschuldigungen reichlich zur Seite. Sich in eine ganz verloren gegangene Kunstweise wieder hineinfinden, ist weit schwieriger, als man denkt, und kann nur fehr allmälig gelingen. Wer aber je eine gut vorbereitete Bach= Aufführung gehört hat, bei welcher zwischen den verschiedenen Musikorganen das richtige Berhältniß herrschte, wo die Orgel nach der ausdrücklichen Forderung der Sachkundigen früherer Zeit mehr berrichte als diente, der weiß auch, daß an all jenen vermeintlichen Mängeln weniger Bach schuld war, als wir.

Eine Liturgie mit Bach'scher Musik herzustellen, dazu bedarf es natürlich reicherer Mittel. Kleine und mittelgroße Orte werden einstweilen ganz darauf verzichten müssen. In ihnen hebe man die Liturgie durch Pslege des Choralsgesanges und gediegene, aus den alten Quellen erneuerte Orgelmusik. Auch die protestantische Motette des 17. Jahrhunderts, wennschon sie als Nebergangsbildung einen rein kirchlichen Charakter nicht hat, könnte immerhin gelegentliche Berwendung sinden. Wie Gesang und Orgelspiel in die Liturgie einzugreisen haben, ist eine Frage, die auf sehr verschiedene Weise gelöst werden kann. Eins ist wohl unzweiselhaft. Soll der Gottesdienst wieder werden, was er einst war und seiner Idee nach sein muß: ein religiöses Kunstwerk höchster Art, so darf man die Grundsorm der Messe nicht aufgeben. Dies war auch Luther's Ansicht, als er für die fünf Hauptstücke der lateinischen Messe entsprechende deutsche Lieder bezeichnete.

In großen Städten aber, in den Mittelpunkten des socialen Lebens vor Allem, müßten Kirchencapellen geschaffen werden, die ihrer großen Aufgabe zu genügen vermöchten. Mit der Erweiterung der Liturgie nach dieser Richtung wäre langsam vorzugehen. Es würde genügen, zunächst nur die Feste zu berückssichtigen. Für die gesammte Form der Liturgie böte die Prazis des 17. und 18. Jahrhunderts hinreichende Normen. Auch bezüglich der Zusammensehung des Chors müßte man die Pfade der Alten wieder betreten, allzu starke Chöre vermeiden und den Knabengesang nicht außer Acht lassen. Als vorbereitende und überleitende Einrichtungen wären auch wohl besondere liturgische Berssammlungen in's Auge zu fassen, wie man sie für unbegleiteten Chorgesang in Berlin lange kennt, und wie sie neuerdings auch in Bonn mit Ersolg veransstaltet worden sind. Wenn seit einigen Jahren in Berlin Aussichungen Bach's

scher Werke in der Kirche regelmäßig unternommen wurden, so hat das vielleichteinen ersten Schritt nach dieser Richtung zu bedeuten.

Abschließend werde ich zum Anfang zurückgeführt. Ich fagte, es gebe einen Beg, der durch die Kunft zur Kirche führe. Heute fteht Bach's Name höher als je in Ansehen und ift auch wirkliches Interesse für seine Mufik weit ber= breitet. Gewinnt die Kirche seine Musit für sich gurud, so wird fie Biele mitgewinnen, die jest draufen fteben. Es wird aber auch fo die Schaffensluft ber heutigen Componisten am ehesten der Kirche wieder zuzuwenden sein. Unsere Musit ift eine andere geworden, als fie vor 300 Jahren mar. Wir haben uns an neue Ausbrucksformen, neue, reiche Mittel gewöhnt. Ich glaube nicht, daß es Aufgabe der Kirche ift, dies Alles zu ignoriren oder zu befämpfen. Sie foll fich doch nicht in Gegenfat zu der Welt bringen, sondern diese zu höherer Läuterung in fich hineinziehen. Alle großen Rirchen-Componisten haben auf der ganzen Bobe ihrer Zeit geftanden und derfelben nach allen Seiten Berücksichtigung geschenkt. Wer heute für die Kirche componirt, dem muß es ermöglicht werden, von der Fulle neuerer Ausdrucksmittel Gebrauch zu machen, ohne doch den historisch-kirchlichen Boden aufzugeben. Ich meine nicht, daß nun das moderne Orchefter in die Kirche eingeführt werden foll. Diefes fteht außer jedem Bufammenhange mit der wirklichen protestantischen Kirchenmusik; die Instrumente in Bach'ichen Cantaten haben eine gang andere Zusammensekung und Aufgabe. Aber das Organ, welches eine Berwendung neuerer Ausdrucksmittel in firchlichen Grenzen möglich macht, ift eben wieder die Orgel, zu der fich auch andere Inftrumente gesellen konnten, wenn man wieder lernte, fie in Bach'ichem Sinne zu behandeln. Aber allein ichon die Berbindung von Orgel, Chor= und Solo= gesang eröffnet ein weites Weld für die Erfindungstraft der Componisten. Wo ständige und mit erlesenen Runftmitteln ausgestattete Einrichtungen zu regelmäßigen Kirchenmusiken dieser Art vorhanden find, da werden unzweifelhaft die Componisten von der dargebotenen Gelegenheit bald Gebrauch machen. Und das bleibt doch immer der lette und höchste der Wünsche, daß Religion und Kirche in Zukunft wieder werden, was fie früher waren: der Mittelpunkt aller kunft= lerischen Bestrebungen.

Die Sage in Rußland.

Non

Freiheren von der Brüggen.

Seit ich im letten Augustheft dieser Zeitschrift auf die Wandlung hinwies, welche sich nach der Thronbesteigung Alexander's III. in Rußland zu vollziehen schien, hat die Zeit für das Zarenreich nicht stille gestanden. Despotien, wie das alte Außland eine war, haben die Fähigkeit, Jahrzehnte und Jahrhunderte lang kaum eine andere Geschichte zu haben als die ihrer Monarchen und ihrer auswärtigen Beziehungen. Wo jedoch das politische Bewußtsein in's Volk dringt und sich dort in Handlungen umseht, da gewinnen zahlreiche Kräfte Bedeutung, die vormals politisch todt waren, da wird die Geschichte eines Jahres leicht inhaltvoller als diejenige früherer Jahrhunderte. Politisches Leben ist eben politische Aenderung. Die wenigen Monate, welche seit dem Eintritt des Grafen Ignatzew in das Ministerium des Innern verslossen sind, haben wenig geändert in den äußeren Formen des Staatslebens, und doch viel beigetragen zur Umswandlung des Wesens.

Damals, im August vorigen Jahres, schien es mir möglich, daß mit dem Austommen der slawischen Partei sich eine radicale Umkehr Rußlands vorbereite von dem bisherigen Wege, auf dem es seit Peter I. in den Fußtapsen Europa's gewandelt ist. Diese Meinung ist durch die Erlebnisse eines halben Jahres nur besetzt worden. Auch heute halte ich es für möglich, daß Rußland — um genau zu reden — den Versuch macht, sich von Europa und seinen Staatsformen loszureißen. Denn nur von einem Versuch können wir reden, die wir als Europäer außer Stande sind, uns einen europäischen Staat dauernd ohne europäische Formen zu denken.

Durchmustern wir die Arbeitstafel des Staates für das letzte Halbjahr, so finden wir wenig Neuerungen von allgemeiner Bedeutung. Das von dem jungen Zaren energisch eingeführte System der Sparsamkeit ist vielleicht die einzige Neuerung, welche dis heute wirksam bleibt. Zahlreiche Sinecuren wurden errich=

tet, die Ausgaben in Civil und Militar möglichst eingeschränkt, der hof wurde sparfamer, als man seit Sahrhunderten es im Zarenreiche gesehen, ja man ging soweit, gegen das alte und auch in Rugland eingebürgerte Sprichwort zu verstoßen, daß die kleinen Diebe gehängt und die großen freigelassen werden. wurden in einigen besonders räuberisch verwalteten Gubernien außerordentliche Revisionen veranstaltet und außerordentliche Migbräuche dort für einige Zeit abgestellt. Der Feldzug in Mittelafien wurde beendet durch die Eroberung eines weiteren Theiles der Turkmenischen Gbene und die Annexion eines persischen Landstriches. Der alte Streit mit China um das Territorium von Ruldscha wurde durch eine hinesische Specialgesandtschaft nach Betersburg seinem Ende naber gebracht, ohne doch ein ficheres Ende zu erreichen. Die Rüftungen China's dauern vielmehr fort und bilden eine ftete Bedrohung der ruffischen Grenze in Uffien. Im Uebrigen begnügte man fich damit, von den gahlreichen Commissionen. welche in den ersten Monaten der neuen Regierung gur Reform aller möglichen Berwaltungezweige waren niedergesett worden, eine nach der anderen in aller Stille zu begraben fammt all' dem schätzbaren Material, das sich bei ihnen ingwischen etwa angesammelt hatte. Nur wenige diefer hoffnungsvollen Inftitute haben ihr Dasein bis heute zu friften vermocht, und was etwa an wirklichen Beschlüffen in jenen verblichenen Commissionen zur Reife gelangte, ift bisber meift frommer Bunsch geblieben. Die Commission, welche den Auftrag hatte, die bäuerlich-wirthschaftliche Lage zu erforschen und für die Ueberlaftung der Bauern mit Abgaben Ubhilfe zu ichaffen, hat ihre Arbeiten damit beendet, daß fie einen Erlag von zwölf Millionen Rubeln an den bäuerlichen Zahlungen für Die Landablösung vorschlug. Gin kaiferlicher Ukas vom 1. 13. Januar d. 3. ordnete diesen Erlaß an und becretirte außerdem, daß die gahlreichen, fogenann= ten "zeitweilig verpflichteten" Bauern, welche nicht freiwillig zur Landablöfung geschritten waren, nunmehr zwangsweise abgelöft werden sollen. — Eine andere Commission erschien, um Magregeln aufzusuchen zu Schutz und Sicherung gegen die nihilistischen und anderen Angriffe auf Leben und Eigenthum. ergingen verschärfte Weisungen an die bestehenden Bolizeiorgane und sonstigen Autoritäten. Dennoch aber konnte ein neues Attentat ftattfinden auf den Gehilfen des Minifters des Innern, eben den Chef der geheimen Bolizei, Ticherewin. Bu den wenigen noch lebenden Commissionen gehort diejenige, welche die Gu= bernialverwaltung reformiren und in ein befferes Berhältniß zu den Körpern der Selbstverwaltung feten foll, wodurch den letteren wieder das bischen Be= wegung zurückgegeben werden konnte, deffen fie bei Beginn ihres Lebens genoffen. Diese Commission besteht noch heute, aber bas ift auch Alles, was man bon ihr weiß. Ihre Werke werden ihr vermuthlich eben fo nachfolgen, wie diejenigen ber anderen Commissionen, welche das Schickfal der russischen Juden in der

Eine Reform freilich ift durchgeführt worden in dieser Zeit, nämlich die neue Unisormirung der Armee. Hier haben augenscheinlich zwei starke Motive zusammen gewirkt. Ginmal die Sparsamkeit des Zaren, dann die national russischen Neigungen seines Bruders, des Oberbesehlshabers der Garden. Der Zar wünschte die großen Kosten einzuschränken, welche die reichen Uniformen der Garderegimenter und die Kleidung mancher Linienregimenter forderten. Der Großfürst Wladimir wünschte die Armee möglichst in russischem Geschmack gestleidet zu sehen, und so kam es, daß das bisherige europäische Aeußere der Armee erheblich zu Gunsten der einsachen russischen Bauerntracht geändert ward. Die Garde war für die Beraubung ihres Putes wenig dankbar und die Armee machte dabei keine Ersparnisse.

Wenn dies das Hervorragendste war, was seit dem Amtsantritt des Grafen Ignatzew geschah, so muß man annehmen, daß recht viele Hoffnungen, die im vorigen Sommer auftauchten, inzwischen getäuscht wurden. Als Ignatzew berusen ward, konnte man sürchten oder hoffen, daß er, wenn auch im Sinne seiner früher geäußerten Anschauungen derb in die ihm anvertraute Maschine greisen, daß er überhaupt handeln werde, nach Außen handeln. Run zeigt sich, daß der Mann, welcher Europa den Friedensversuch von San Stesano in's Gesicht schlendern konnte, viele Monate lang als Minister des Innern ruhig zu sitzen vermag, ohne die Welt in Staunen zu versetzen durch überraschende Einsfälle. Liegt darin ein zierendes passives Maßhalten, oder eine kluge Vorbereitung der Uction? Nur der Erfolg kann genaue Antwort auf diese Frage geben. Der Fortgang der innern wie der äußern Verhältnisse Kußlands aber zeigt uns, daß die Sesahr gewaltsamer Erschütterungen durch die scheinbar erhaltende Unstätigkeit Ignatzewis für Rußland keineswegs gemindert worden ist.

Graf Janatjew kam in einem Augenblicke in's Amt, wo das zarische Manifest vom 1./13. Mai eben dem gesammten Staatsleben eine neue Richtung geben follte. Die ihm eigene Geschmeidigkeit hatte ihn über diese für Biele verhang= nikvolle Barre hinwegtommen laffen. Die Geschichte jener Tage ift wichtig genug, um einige Ginzelnheiten, die heute darüber erzählt werden, auf die Gefahr hin mitzutheilen, daß das Erzählte nicht völlig genau dem Geschehenen entspricht. Man wird fich erinnern, daß nach dem Tode Alexander's II. der Entwurf zu einer europäisch geformten Berfaffung als ein Erbtheil des Berftorbenen den wichtigsten Gegenstand der Berathungen der Minister bilbete. Sitzungen hatten bereits ftattaefunden und die Annahme der besonders von Graf Loris-Melikow vertretenen Ideen schien gesichert zu sein, nachdem auch der junge Zar in Gatschina feine anfänglich widerstrebende Saltung geandert hatte. 3n= zwischen aber hatten die Mostauer Conservativen fich beeilt, gegen diese Blane zu agitiren. Pobedonoszew, ein ftarrer ruffischer Charakter, tüchtiger Jurift und ftrenggläubiger Orthodorer, ohne Elegang, aber mit fanatischem Glauben an Zarthum und Kirche ausgerüftet, unerschütterlich endlich und von unbegrenzter Treue gegen das Zarenhaus, ftand dem neuen Sofe fehr nahe. Er übernahm es, den Zaren umzuftimmen. Er ftellte dem Monarchen vor, wie er mit der Berfaffung die Macht aus den händen gebe, wie Thron und Kirche, das Reich felbst in Gefahr kamen durch die Entfesselung der neu-ruffischen liberal-politischen Ibeen. Und die Rraft feines Glaubens fiegte. Der Zar trug ihm die Ausarbeitung eines Manifestes in seinem Sinne auf, und wenn der Bar vielleicht auch nicht ganz überzeugt war von der Unfehlbarkeit dieses Weges, wenn er

ihn vielleicht nur als einen Bersuch betrachtete, der auch wieder aufgegeben werden könne, so entschloß er sich doch vorläufig, rundweg Kehrt zu machen. Das Manifest war das Werk Pobedonoszew's, von seinem Geist und seiner Sand, und wenn die Welt über seinen Inhalt ftaunte, fo zeichnete sich in ihm boch das Bild diefes Ruffen vom alten Schlage getreulich ab. — Eines Abends waren die Minifter versammelt, um über das Berfaffungsproject weiter zu berathen. Sie warteten langere Zeit vergeblich auf den Juftizminifter Nabokow. Als dieser endlich spät erschien und wegen des Grundes seiner Berspätung be-fragt wurde, antwortete er, es sei wegen des kaiserlichen Manifestes geschehen. "Was für ein Manifest?" war die allgemeine Frage der Herren, welche alle einig waren in der Befürwortung der Borschläge Loris-Melikow's und der Berfaffungsideen. Unter ihnen auch der Domanenminister Graf Janatjew. Nabokow zieht ein Papier hervor und verlieft das bekannte Manifest, welches Alles über den Haufer viert. Darauf Tumult, man springt von den Sigen auf, es fallen Ausdrücke der Ueberraschung, der Enttäuschung. Besonders Loris-Mclitow läßt sich hinreißen. Das sei unerhört, unmöglich! Der Zar habe sein Wort gebrochen . . . Plöglich ertönt die scharfe Stimme Jgnatjew's: "Meine Herren, vergeffen Sie nicht, wem Sie soeben den Schwur geleiftet haben!" Und man verftummt, man fühlt fofort, daß der Domanenminifter feit einigen Minuten nicht mehr Gefinnungsgenoffe, sondern Gegner fei. Er hatte fofort den Umschwung der Lage erfaßt, einerlei ob er nun darauf durch feine Moskauer Freunde vorbereitet war oder nicht, und schwankte keinen Augenblick, seine bis= herigen Freunde zu verlaffen, aus einem liberalen Verfassungsmann ein Vertreter der neu zu gründenden Selbstherrlichkeit zu werden. Bald darauf traten Loris= Melikow, Abasa, Miljutin, später auch Walujew ab und Jgnatjew ward Mi= nifter des Innern.

Seit jener Katastrophe haben die Hauptpersonen in der Staatsleitung nicht erheblich gewechselt. Aber die Stellung des Grafen Ignatjew ist eine gewaltige geworden. Er stütt sich natürlich auf seine Moskauer Freunde. Dieselben haben ehebem beim jungen Hose des Thronfolgers Gewicht gehabt und haben dasselbe beim Hose von Gatschina befestigt. Das Fräulein Tutschew war längst als Hosbame der Thronfolgerin in hoher Gunst, ehe sie den Slawistensührer Iwan Atsachw heirathete. Diese erhielt als Mitgist die Gunst im Anitschowpalaste, welche nach Gatschina überging und seitdem sich stetig verstärkte. Atsachw vermag heute viel an höchster Stelle. Er und Katsow bestärkte. Atsachw vermag heute viel an höchster Stelle. Er und Katsow besigen seit Monaten saft das Monopol auf undeschränkte Preßreiheit. Während alle anderen Blätter unter harter Zucht stehen, dürsen die "Moskauer Zeitung" Katsow's und Atsachw's Wochenschift "Ruß" reden, was ihnen beliebt. Und sie nuhen dieses Privilegium reichlich aus nicht bloß zur Verbreitung ihrer Meinungen, sondern auch im Kampse gegen ihre journalistischen Feinde. Katsow steht dem Zaren auch von früher her nahe. Er erschien damals in Petersburg, als die Proclamirung einer Versassen haben zu der Umwälzung vom 1./13. Mai. — Auch er ist dem Hose seine plögliche und die gewöhnliche Order Aufgaben, welche ihm bevorständen. Seine plögliche und die gewöhnliche Order

nung durchbrechende Ernennung zum Geheimrath weift darauf hin und eröffnet ihm die formelle Möglichkeit, der Berfon des Zaren nabe zu fein. Bobedonoszew gehört nach wie por zu den Bertrauten, fast zur Kamilie des Zaren. Ihn fesselt nicht der Wunsch nach Stellung ober Macht an den herrscher, er fpricht es offen aus, daß er kein Staatsamt haben wolle. Aber er ift bereit, fein Leben au opfern für jedes Glied der Zarenfamilie; er ift fromm bis zum blinden Glauben an die Reliquien, er glaubt, daß Rußland und der Zar durch einen außerordentlichen Eingriff Gottes werden gerettet werden. Eben so zuverläffig als er ift Woronzow-Daschfow. Reicher Aristokrat, redlich und treu, ein alter Gefährte des Zaren und der Einzige bei Hofe, der ihm an Körperkraft gewachsen ift, mit dem Alexander III, oft im Ringkampfe frohlich seine Muskeln belebt, theilt Graf Woronzow die Liebhabereien für Jagd, für private wirthschaftliche Interessen, für Ordnung, Redlichkeit, Gradheit. Er ift kein hochfliegender Geift und fümmert fich wenig um Politik. Der hochfliegende Geift, der überlegene Berftand am heutigen Sofe ift Graf Janatjew. Er ift ehrgeizig, scharffichtig, frivol, rücksichtsloß, spannkräftig genug, um einem Fürsten zu imponiren, ber vorwiegend Ruhe liebt und in eine Welt voll Rubelofigkeit gesetzt ift. Mag der Bar instinctiv und nach mancherlei Ersahrungen, die er mit der Unzuverläffigfeit Janatjew's gemacht hat, auch aus leberzeugung dem Ginflusse des Grafen fich zu entziehen wünschen: ein so einsach angelegter Sinn, ein so durchaus aller Intrique abgeneigter Charafter wie der Alexander's III. bietet unzählige offene Bunkte für den wohlberechneten Angriff eines so vielseitigen und intriguanten Ropfes wie Graf Ignatjew einer ift. Bielleicht fallen im Kreife der Bertrauten des Herzens von den Livven des Herrichers gelegentlich Aeußerungen über den Minister, die diesem nicht schmeichelhaft sind: im engen Kreise am abendlichen Theetisch gewinnt Janatjew immer wieder zurück, was ihm etwa im Laufe des Tages oder der Woche an gesicherter Stellung verloren ging. Auch hat er Berbündete in Atsakow, Ratkow, er findet auf seiner Seite in den Gemächern der Zarin eine Gesinnungsgenossin dieser Beiden in der Hofdame Kurstin Obolensti. Diese fehr kluge und eifrig flawiftische Dame erganzt den flawiftischen Ring durch ihren Ginfluß auf die junge Zarin, deren politische Bedeutung wiederum ichon aus dem vorzüglichen ehelichen Berhältniß zum Monarchen hervorgeht, welches noch unterftützt wird durch einen maßvollen Charakter und einfach klaren Berftand.

Die Macht des Grafen Ignatjew ift ganz wesentlich gefördert worden durch die Hauptaufgabe, welche ihm mit seiner Ernennung zum Minister des Innern zusiel. Der Mord vom 1./13. März machte die Sorge für die Sicherheit der Person und der Familie des Jaren zur ersten Pslicht des obersten Leiters der Polizei. Diese Sorge siel gänzlich dem Minister des Innern zu, seit die dritte Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei aufgehoben und deren Bestand und Tunctionen als geheime und namentlich politische Polizei auf diese Ministerium übertragen ward. Nach dem Regierungsantritt Alexander's III. trat für's Erste Ruhe ein, indem die Nihilisten gleich den meisten der politisch Denkenden in Rustand auf Sinführung einer liberalen Bersassung rechneten und offen proclamirten, daß sie ihre mörderische Thätigkeit einstellen wollten, falls dem Bolke die Theilnahme

an der Gewalt gewährt würde. Das Manifest vom 1./13. Mai schnitt diese Aussicht turz ab und war also zugleich eine Kriegserklärung gegen die revolutionäre und mörderische Partei. Man trug Sorge, auf Alles vorbereitet zu sein. Junge Leute aus der vornehmen Welt kamen auf den Gedanken, dem Bunde der Nihiliften mit gleichen Waffen entgegenzutreten. Sie gründeten eine Verbindung aum Schute des Baren und feiner Familie, die beimlich ihn umgeben und qu= gleich dem nihilistischen Treiben, etwaigen Anschlägen gegen den Mongrechen oder andere Burdentrager nachspuren follte. Der Groffürft Bladimir erwärmte fich für diefen Blan und der Zar ward für ihn gewonnen. Zum Theil vielleicht eben dadurch, daß die Berbindung officios anerkannt ward, wurde fie bald un= möglich. Die Mitglieder erhielten Baffirscheine, Bollmachten, eine Stellung, Die ihnen officielle Macht gegen die Nihiliften gab, aber alsbald auch fie in Bufammenftoß mit der ordnungsmäßigen staatlichen Gewalt brachte. Boliziften und Soldaten mußten einem jungen Manne von der "heiligen Miliz" gehorchen, die Anordnungen der officiellen Befehlshaber wurden häufig in Berwirrung ge= bracht, über den Haufen geworfen durch die Eingriffe unbekannter und unreifer Jünglinge. Die heilige Schar mußte sich auflösen, und als Folge blieb eine gefteigerte Teinbschaft zurud zwischen dem Minister des Innern, der sie begünftigt hatte, und seinem Gehülfen Ticherewin, dem die unmittelbare Leitung der politischen Bolizei anvertraut war. Die Sorge um die Sicherheit in Batichina war wohl begründet feit dem Maimanifest, aber es fehlte an einheitlicher Organisation. Und während diefe Sorge die Erledigung mancher anderen wichtigen Geschäfte zuruckbrängte, hatte fie noch andere üble Folgen. In der fteten Gefahr eines wiederholten Attentates gegen den Zaren lag für Denjenigen, welchem die Bekampfung diefer Gefahr anvertraut war, der wirksamste Weg, um bei dem Bedrohten zu Ansehen au gelangen. Bald erschienen nihilistische Drohungen, bald regte es sich auch in der ftudirenden Jugend wieder; die Judenunruhen im Guden ftellten fich dem Baren als Früchte nihilistischer Umtriebe dar, was fie nicht ober nur zum geringften Theil waren. Als eine judische Commission sich schutzuchend an den Thron wandte, wurde dem Führer derfelben, Baron Gungburg, die Antwort zu Theil, daß die Nihiliften an den Bermuftungen in Riew und anderen Orten schuld seien. Und doch mar im Grunde die Schuld zu suchen in der elenden staat= lichen Berwaltung; aber es lag nabe, den Ribilismus vorzuschieben. Die Ribiliften thaten das Ihrige dazu. Fortwährend hörte man von neuen Verhaftungen, neuen Minen, neuen miglungenen Attentaten. Der Sof fiedelte gang nach Gatschina über und fortan fah man den Zaren außerhalb diefer Residenz fast gar nicht mehr. Dieses Luftichloß ward zur Festung umgewandelt: ein mächtiges Gitter ichloß den hof fammt ben weiten Garten ein, Graben wurden um das Gitter gezogen, mehrfache dichte Poftenketten bildeten den außeren Ring, innerhalb des Gitters ift jeder Schritt militärisch bewacht. Wer hinein will, muß sich einer fehr genauen und vielfach fich wiederholenden Inquifition unterwerfen. Rachts ift die ganze Residenz tageshell elektrisch erleuchtet. Go berechtigt Borsichts= magregeln find, fo miglich ift es, diefelben zu übertreiben. Aber es mangelte niemals an neuen Gernichten erschreckender Art. Bald hatte man Dynamit in

dem Holze entbeckt, welches der Zar als Ersat für die unzulängliche Bewegung zu spalten liebt, bald überreichte ein Kind ihm einen Blumenstrauß, in welchem sich eine Sprengbombe verbarg, bald fand er auf seinem Schreibtische Drohbriese. Wie viel von alledem ernstlich gefährlich war, ift schwer zu sagen; allein die Wirkung war, daß sowohl der Zar als besonders seine Gemahlin unter den täglich sich erneuernden Schreckenskunden litten und immer einseitiger von der persönlichen Furcht vor den Mördern beherrscht wurden. Die Sorge um die Lenkung des Staates ging naturgemäß in entsprechender Ausdehnung auf den Grasen Ignatjew über, der den Schutz der Person des Herrschers besorgte.

Wie hat nun Graf Janatjew den Staat geleitet? Aeugerlich betrachtet, hat er das Alte erhalten, denn er ließ die lange Reihe von Reform-Commissionen faft erfolgloß ablaufen. Allein wer die inneren und äußeren Berhältniffe Rußlands, wie sie por einem Halbjahre waren, mit den heutigen genauer vergleicht, wird finden, daß fie teineswegs die alten geblieben find. Die Ernennung jener mannigfachen Commissionen war in den Zuständen des Reichs beim Tode Alexander's II. sehr wohl begründet. Ueberall wartete man mit Recht auf Reformen. Bor Allem auf wirthschaftlichem Gebiete. Der Abel war und ift ruinirt, fein Ginfluß in den Körperschaften der provinziellen Selbstverwaltung finkt immer mehr und geht auf das Beamtenthum über. Die Landschafts= Institutionen waren geschaffen worden, um die Landbevolkerung allmälig von der Uebermacht der Bürcaukratie zu emancipiren. Aber die einzige Claffe der Landbevölkerung, welche Trägerin diefer Aufgabe hatte fein können, der Adel. war finanziell ruinirt und wurde von der Regierung nicht nur nicht unterstütt. fondern feindselig behandelt. Die Landschaft war nach und nach unter die Fuße von Couverneuren und anderen Beamten gerathen. Die Geiftlichkeit ichleppte fich in der hergebrachten Armuth, Unwiffenheit und Robbeit dahin, muhte fich ab, ihre Kinder durch Bildung heraufzubringen, machte aus ihnen halbgebildete Krüppel und bereitete fie damit für den Nihilismus vor. In den Städten trug die liberale neue Berfaffung keine Früchte, weil der Russe damit nicht umzugehen verftand, weil Trägheit, Unbildung, Gewohnheit des Gelenktwerdens, weil bureaukratische Herrschsucht und Sabsucht hinderten. Der Bauernstand ging und geht feit seiner Befreiung wirthschaftlich rudwärts, die Ernten werden durch= schnittlich schlechter, die Arbeit geringer, die Böllerei größer. Zugleich lernt man immer mehr die eigenen Schaben fennen und stellt erhöhte Unsprüche nicht bloß an das private Leben, sondern auch an die Thätigkeit der Regierung. Rach dem Regierungswechsel wurden überall große Hoffnungen erweckt auf Befferung. Der Bauer hoffte nun auf Erlag von Abgaben und auf Land, die übrigen Claffen auf Befferung der argen Rechtsverhältniffe, Reinigung der Beamtenwelt, auf beffere Berkehrsmittel, Sicherheit des Eigenthums und der Person gegen Willfür. Die Einen erwarteten volle Emancipation durch eine Bolfsver= tretung, Andere Emancipation vom räuberischen Beamten, überall aber herrschte ein bringendes Bedürfniß: daß die Geschäfte der Juftig und der Bermaltung, welche in den centralen Inftangen infolge der nihiliftischen Unruhen, der Unficherheit und des Wechsels in den höchsten Regierungsfreisen feit lange

gestockt hatten, wieder in Fluß kämen. Zahllose Processe ruhten, zahllose principielle und sehr wichtige Berwaltungsfragen harrten seit Jahren der Entscheibung, weil in den oberen Instanzen man nur immer darauf merkte, was demnächst in St. Petersburg geschehen werde, welche neuen Männer, welche radicalen Aenderungen eintreten würden. Die Staatsmaschine arbeitete immer weniger und weniger, Heizer und Maschinisten standen still und blickten unverwandt auf die Commandobrücke.

Graf Banatiem täuschte viele Erwartungen, indem er keine Entscheidung in den vielen offenen Fragen brachte. Aber wo folche Zuftande ftaatlicher Fäulniß vorhanden find, wie in Rugland im Sommer 1881, stehen die Dinge nicht ftill, wenn fie von oben auch nicht geleitet werden. Die Erschlaffung der staatlichen Kräfte, welche eintrat in der Erwartung großer Neuerungen, ist dauernd geblieben, nachdem die Erwartung getäuscht war. Bis herab auf den untern Beamten, den Friedensrichter und Poliziften herrscht die Empfindung fort, die fich bis jum 1. Marg feftgesett hatte, daß es so nicht lange bleiben tonne, wie es jest ift. Man arbeitet also möglichst wenig und füllt seine Tafchen auf den "schwarzen Tag", wie der Ruffe fagt. Ungeheuere Unterschleife werden aufgedeckt, aber neue konnen nicht verhindert werden. Der Bar felbft, beffen Ratur fich gegen die Unredlichkeit emport, muß erlahmen gegenüber diefer allgemeinen Seuche. Während der Sof fich bemüht zu sparen an Pferden und Wagen, hofamtern und Feften, werden auf einem einzigen Zollamt Unterschleife begangen, die Sunderte von Millionen Mark erreichen, verspielt ein Betersburger Ariftofrat an einem Abend in Rarten gwölf Millionen Mark. Die lette Ernte in den hauptfächlichsten Kornländern des Reichs war ungewöhnlich ergibig. Aber bie Preise des Korns find gering und die alte Erfahrung stellt sich wieder ein, daß es bei einer reichen Ernte an Menschen und Anftalten jum Fortschaffen der Schätze gebricht, und daß deshalb ein großer Theil der Erzeugniffe auf dem Felde und auf dem Transport zu Grunde geht. Noch gegenwärtig, im März, liegt das Korn an den Stationen der Bahnen viele Kilometer weit längs den Beleisen in Saden unter freiem Simmel und fault. — Diese Zustände aber beschleunigen immer mehr die Berarmung der Bolksmasse, und so ist es fehr wahrscheinlich, daß in dem letten Halbjahr die Maffe der Unzufriedenen erheblich gewachsen ift, nicht durch unliebsames Neue, sondern durch die Last des Alten, gefteigert von der getäuschten Soffnung. -

Gegenüber den unmittelbaren Feinden des Thrones, den Nihilisten, bedeutet dieser Stillstand offenbar keinen Sieg. Indessen glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich nach einer anderen Seite hin in dem Berhalten Ignatsew's zu dem Nihilismus eine Anlehnung an Ideen sehe, die in Moskau für ein

Spftem ausgegeben werden. -

Die Slawisten sind Gegner ber Resormen, weil sie Gegner sind der europäischen Cultur, aus welcher die Schablonen für die Resormen stammen. Sie wollen nichts Europäisches und deshalb keine europäischen Staatsideen oder Staatssormen. Das Manisest Pobedonoszew's inaugurirte dieses Shstem. Die Neuerungen, welche aus den Commissionen des letzten Sommers hätten hervorgehen können, waren diesem Shstem zuwider, weil sie sast alle wahrscheinlich

aus europäischen Begriffen wären geschöpft worden. Es gilt eine Regeneration pon innen, aus dem Ur-Ruffischen heraus anzubahnen. Alfo vorerft Abwendung von den europäischen Begriffen, Stillftand, ein Befinnen auf fich felbft; dann Meckung des ruffischen Selbstbewuftseins. Es gilt, im Bolt das nationale Bewußtsein zu beleben, welches dann von felbst die Formen des Staatslebens gebaren werde, welche dem Bolke natürlich und zuträglich find. Sierfür ift kein Breis zu hoch. Ob im Augenblick Juftig und Berwaltung ichlecht find, ob das Bolk arm ift und weiter verarmt, ob es von Nibiliften unterwühlt wird, das ift Nebensache: selbst die gefährliche Erregung trägt dazu bei, die Masse zum Denken, jum Selbstgefühl zu stacheln. Selbst die äußerste Roth des Bauern mag heilfam werden, indem fie ihn zwingt, den bisherigen Bang der staatlichen Entwickelung in's Auge zu fassen und für seine Roth verantwortlich zu machen. Wenn man die Entwickelung zweier Jahrhunderte abbrechen will, bedarf es einer gewaltigen Ansammlung von Willenskraft; und wenn die neue Entwickelung vom Bolksgeifte ausgehen foll, fo muß Wille und Geift des Bolkes von materiellen und geiftigen Bewegungen tief erregt fein. In den Augen eines Atfatow ift der Nihilismus eine geringfügige Bewegung im Sinblick auf die Aufgabe, welche dem Bolksgeifte gestellt ift. Ja, — und ich wiederhole hier wieder, was ich in dieser Zeitschrift schon mehrfach ausgesprochen habe -: ber Slawismus ift nahe baran, den Nihilismus an die hand zu nehmen und ihn mit zu verwenden in dem Anfturm gegen das verhafte europäische Staatsgebilde des heutigen Aufland. So schroff sie einander innerlich gegenüberstehen, so mag der Nihilift doch an den Säulen diefes Staates mit rutteln, damit der Slawismus auf seinen Trümmern den ersehnten Bau des zarisch-bojarisch-bäuerlichen Rugland errichten tann. Unzufriedenheit mit dem Beftehenden mag einige Nihiliften mehr schaffen: fie ichafft jedenfalls Gegner des heutigen Regiments der Büreaufratie und der Gesetze nach fremdem Mufter. Wenn es fein Spftem ift, fo ift es doch Methode; wenn ich darin nicht weiten ftaatsmännischen Blick bemerke, fo doch festen Willen und starkes Bewuftsein. — Und mag Graf Janatiem zu dem ftarten Glauben der Bobedonoszem, Atfakow oder Rawelin mit seinem leichten Ehrgeiz stehen, wie er wolle, so hat er allem Anschein nach utiliter das Programm derselben angenommen. -

Jene Mittel, das Boltsbewußtsein zu schüren, wenn es bewußte Mittel sind, haben ohne Zweisel ihre großen Gesahren. Indessen ist die Lage des Boltes und Staates eine solche, die große Bagnisse wohl rechtsertigen kann. Und daß die Slawisten nicht ängstlich in ihren Mitteln sind, haben sie gezeigt, als sie den Krieg von 1877 veranstalteten. Ihre active Methode besteht vorwiegend darin, das Boltsbewußtsein im Kampf gegen fremde Nationalität zu wecken. Sie haben vielleicht eingesehen, daß der Zweck nur unvollkommen erreicht wird in Kriegen gegen die Türken und für die slawischen Brüder. Die Feindschaft gegen die Türken ist alt in Rußland und gewohnheitsmäßig, aber nicht stets und überall gegenwärtig. Das Fremde, gegen welches die Slawisken streiten, ist nicht türkisch, sondern europäisch, vor Allem deutsch. Sine Feindschaft gegen das Deutsche sindet im Bolte überall und stets neue Rahrung, weil es überall Deutsche gibt. Selbst der Jude ist sühlbar genug, um in dem Gegen-

sake zu ihm das Volksbewußtsein zu erregen. So wird denn im Lande gegen die Deutschen gehekt. Während man gegen die Bolen milder als früher verfährt und mit Wohlbehagen den wachfenden haß gegen das vordringende Deutschthum an der Grenze beobachtet, wird gegen die Deutschen der Oftseeprovinzen geschürt. In der privilegirten Moskauer Breffe reifit der Kaden des Aufhekens nicht ab. Betersburg mit feiner europäischen Bevölkerung und feinem europäischen Liberalismus wird mit sammt den Anderen für das Elend Rußlands verantwortlich gemacht. Während in den Oftseeprovinzen unter dem Borwande des Liberalismus die Aufhetzung des Landvolkes gegen die oberen deut= schen Classen vor sich geht, erliegen die liberalen Preforgane Petersburgs den Magregelungen der Regierung. Der "Golos" bugte feine Gegnerichaft gegen die flawistischen Tendenzen mit zeitweiser Unterdrückung, und taum daß er nur ein paar Wochen wieder erwacht, so trifft ihn neue Strafe; das makvollfte Tagesblatt Ruflands, der "Boradot", ward unterdrückt und der "Golos" ift feitdem der einzige und lette ruffifche Bertreter der europäischen Ideen in den Refidenzen geworden. Zugleich fieht fich von den wenigen und unbedeutenderen Organen der Broving eines nach dem anderen genöthigt einzugeben.

In dem flawistischen Lager ist man einig nur in der allgemeinen Regation. in der Berdammung des Bestehenden. Schon dieser Umstand bringt Slawisten und Rihiliften einander nahe. Denn der Unterschied ift mehr ein gradueller als ein wesentlicher: der Nihilist will Alles anders haben, der Slawist Alles befeitigen, was feit Beter I. an europäischer Cultur herüberkam. Diefer Standpunkt ist auch nicht gar weit entfernt von der ebenso negativen Unzufriedenheit, welche im Bolke seit Jahren anwächst. Sobald es sich um positive Plane handelt, fo reicht die Weisheit des Slawisten nicht viel weiter als die des Ribilisten. Wir hören zwar gelegentlich von positiven Zukunftsbildern für das neue Rußland, werden jedoch, sobald wir näher hindlicken, stets nur an die Phantafien erinnert, wie sie etwa Morus in seinem Staate Utopia oder Rousseau bei feinen edlen Naturmenichen entwickelten. Das Manifest vom 1,13. Mai überraschte uns nicht zum geringsten Theil durch das feste Bersprechen, das selbstherrliche Barthum nicht bloß neu zu befestigen, fondern auch auszubauen. Wir haben seitdem nicht erfahren, worin ein folder Ausbau etwa bestehen konnte. Inzwischen haben wir an anderer Stelle etwas genauere Angaben über das fünftige Slawen= reich gelesen. In der erften, höchststehenden ruffischen Zeitschrift, dem "Gurop. Boten", hat uns einer der gefeiertsten ruffischen Gelehrten, Herr Brofessor Rawelin, auseinandergesett, wie wir uns das kunftige Rugland zu denken hatten. Darnach würde es bestehen aus einem Bauernvolk, beherrscht von einem unbeschränkten Baren. Aller Unterschied der Stände, der Bildung, des Berufs hört auf, es gibt nur noch Bauern, die in altruffischem Gemeindeverbande leben unter freier eigener Gemeindeverwaltung; es gibt nur Ackerbauer, und Niemand hat eigenen perfönlichen Befit, Jeder nur feinen Antheil an der Rugung des Gemeindelandes. Der Bar vereinigt in seiner Sand alle Gewalt, die über die Gewalt der Ge= meinde hinausreicht. Er holt fich nach Gutdunken Rath bei Männern, die in den Bauerschaften fich durch Intelligenz und Charakter auszeichnen. Das ift die fehr einfache ftaatliche und gefellschaftliche Struktur, nach welcher Berr Rawelin das künftige Rußland einzurichten gedenkt. Der Plan ist freilich einfach; aber jeder Europäer wird an ihm auszusezen haben, daß er unverträglich ist mit jeglicher Entwickelung, die den Anspruch auf Cultur erhebt. Er ist für uns so unmöglich, daß wir in ihm nur wieder die nackte Negation der disherigen russischen Sentwickelung zu erblicken vermögen, in welcher Herr Kawelin mit den Atfakow so gut als mit den Nihilisten zusammentrist. Was aus diesen und ähnlichen Plänen spricht, ist objectiv negirend, subjectiv ein gesteigertes nationales Bewußtsein, welches um jeden Preis die Entwickelung des Volkes in andere als die bisherigen Bahnen reißen will. —

Es ift eine alte Erfahrung, daß bas Erwachen des Selbstbewuftfeins in einem großen Volke mit Gefahren für die Nachbarn verbunden zu fein pflegt. Man hatte sich nicht zu wundern, wenn aus dem Herzen des heutigen Rufland fich Angriffe gegen das Germanenthum vernehmen ließen, auch ohne die gefliffentliche Aufstachelung, mit welcher fich heute so viele Leute beschäftigen. Seit den groken Rapoleonischen Kriegen hat der Gegenfat zwischen Ruffen und Guropäern, welcher seit Beter I. gewaltsam geglättet wurde, begonnen, zu den Formen fich gurudgumenden, die gu den Zeiten der Mostauer Zaren berrichten. Die Moskauer Slawisten forderten den Gegensatz besonders eifrig feit der polnischen Erhebung von 1863. Erst waren die Polen die Feinde Ruflands, dann die Türken. Aber weder an der Beichsel, noch an der Donau konnte der Gegen= fat rein zum Ausdruck tommen. Will man dem Ruffen das Fremde recht zu Gemüthe führen, so genügt dazu weder der verwandte Vole noch der Türke, der nirgends in Rukland zu seben ift. Das Fremde ift seit Jahrhunderten in Rukland das Deutsche. Franzosen, Italiener, Engländer find Gafte, der Deutsche ift Hausgenoffe, nimmt Theil an dem innern Leben des Boltes, an Erwerb, an ber Ordnung des Hauswesens, an der Macht. Früher oder später mußte, wie das nationale Wefen nun einmal sich entwickelt, der Widerspruch gegen das Deutsche erwachen. Und die Slawiften betten, folange der Freund Kaifer Wilhelm's lebte und Deutschland schwach war, vorwiegend gegen die Deutschen in Rugland; nachdem Deutschland selbständig geworden war und die Forderungen von San Stefano zu vereiteln mitgewirkt hatte, gegen das deutsche Reich. Berliner Friede erfüllte nicht alle Erwartungen Ruflands in Rücksicht auf die Berhältniffe der Balkanvölker. Aber das Geschrei der Slawisten gegen den Berliner Frieden war weit größer als die Ungufriedenheit mit seinem Inhalt. Man fchrie in Mostau großentheils nur, um gegen Deutschland = Defterreich überhaupt zu schreien; man that, als ob Rugland ein schmähliches Unrecht geschehen wäre, nur um den haß des Bolkes zu wecken. Trot der sehr herben Enttäuschungen, die man an der Donau von Seiten der "Brüderlein" erfahren, trot der immer deutlicher werdenden Abneigung von Serben, Bulgaren, Rumänen gegen die ruffische Brüderschaft trug man unbeirrt eine glühende Bruderliebe zu Serben, Bulgaren, zu Ruthenen, Slowenen und andern etwaigen Slawen zur Schau. Nur die Tichechen wurden fallen gelaffen, wohl in dem Bewuftfein, daß fie ichon zu europäisch seien, um in die flawische Welt hineinzupaffen, vielleicht auch zu fest in den Sanden des Deutschthums, um diesem entriffen gu werden. Und die Agitation war erfolgreich, weil der nationale Gegenfak in dem

rufsischen Bolke instinctiv, der Naturanalhse nach begründet ist. In diesen letzten zehn Jahren hat sich der Haß gegen das Deutsche in den oberen Classen Ruß-lands in erstaunlicher Weise verbreitet. Bald mehr, bald minder klar tritt er beim Privatmann wie beim Soldaten und Beamten heute saft stets hervor, sobald nur die breite Bequemlichkeit der russischen Natur erschüttert und das Selbstbewußtsein gereizt wird.

Die Moskauer Rührer find keineswegs die Gebieter einer gewaltigen Bolksmasse, sie sind nicht einmal die allbekannten und verehrten Volkstribunen von Mostau. Der Kreis ihrer Freunde ift eng, aber ihr Einfluß ift groß, weil die Intelligenz in Mostau und Rugland numerisch gering vertreten ift, und weil fie diefer Intelligens durch ihr ftartes Bewuftsein und durch die fraftige Sprache ber großen Moskauer Organe imponiren; endlich, weil fie am Sofe zu Gatiching etwas gelten. Sie glauben an die Zukunft, an die Unbezwinglichkeit des ruffi= ichen Bolkes, fie wollen vernichten, was diesem Bolke nicht ureigen ift, fie wollen das Bolf rein und nacht gurud haben aus der verderbenden europäischen Sulle. um es dann in ihrer Beife zu kleiden, zu formen, zu neuen ftaatlichen und focialen Geftaltungen in altruffischem Sinne zu geleiten. Reben diefem Ziele wiegt der heutige Staatsbau nicht allzu schwer. Mag er zu Grunde geben, wenn nur das Bolt von europäischen Satzungen und Sitten, von fremden Männern und Mächten befreit wird. Gin Krieg kann höchstens mit Nieder= lagen enden. Selbst in diesem Kalle droht Gefahr den Menfchen, Dingen, Inftitutionen, welche ohnehin entfernt werden muffen, um das reine Rugland erfteben zu laffen. Gin Krieg gegen Defterreich-Deutschland tann Geld, Menschen, vielleicht einige Provingen koften; aber das Bolk wird gum Bewuftfein kommen, es wird der nationale Geift erwachen, die verfaulten Fesseln des heutigen Beamtenthums werden gesprengt, das versumpfte Betersburg wird verlaffen, die Macht deutscher Minifter und Induftriellen wird gebrochen werden. Und eine Berftorung Ruglands ift nicht möglich, wie fie 1813 nicht möglich war; das Berg des Reiches ift unangreifbar, 70 Millionen konnen nicht befiegt werden. Bielleicht aber kehrt auch der Sieg julett zu den ruffischen Fahnen zurück: dann gehört die Welt dem flawischen Stamme. Gin unglücklicher Krieg Rußlands gegen den Westen bedeutet einen Sieg des Slawismus in Rukland; ein glücklicher Krieg den Sieg des Panflawismus in Europa. —

So ungefähr mögen die Herren in Moskau rechnen. Sie haben wenigktens barnach gehandelt, indem sie seit dem vorigen Herbst ohne Unterlaß nicht bloß gegen das Deutsche eiserten, sondern offen den Krieg predigten. Endlich, Ende Januar d. J. erschien in der "Ruß" des Herrn Alfakow ein förmliches Kriegs-manisest. Dort heißt es: "Wir vernehmen schon das leise Rauschen der Welle, deren erneutes Heraustreten aus den Usern zur Zeit sogar kaum wünschenswerth wäre. Schon seht müssen wir den Sifer der Jugend dämpsen . . . Unserer Meinung nach hat die russische Kegierung kein anderes Mittel, dieser falschen Ausdrucksform einer natürlichen Sympathie ihres Bolkes mit den Kämpsen Bosniens und der Herzegowina entgegenzutreten, als sich an die Spize dieser Kundgebungen der Sympathie zu stellen und ihre Diplomatie in entsprechender Weise zu instruiren." Und dieses Manisest Moskau's schließt mit der Drohung:

wenn die ruffische Regierung jenen Weg nicht einschlage, sich nicht an die Spite ber Bewegung ftelle, bann "drohne der Donner, bann gude ber Blig!" Das ift in Rudficht auf die Stellung Affakow's zur Regierung beutlich. So beutlich, daß die cenfurfreie Betersburger Breffe nicht einmal gewagt hat, diese Worte nachzudrucken. Dennoch hat die Regierung, welche noch eben den "Golos" ftrafte, weil er dem neugegründeten officiellen Bolksblatte "Der Dorfbote" eine thatfächliche Ungenauigkeit nachwies, herrn Akfakow bisher kein haar gekrümmt. Gine Sprache, wie sie innerhalb Ruglands noch niemals gehört worden ift, wird gebulbet in einer Zeit tiefster Erregung. Wenige Tage früher, am 24. Januar, hatte General Skobelew seine erste Brandrede an die zum Jahresfest der Ginnahme von Göt-Teve versammelten Genoffen gehalten. Er hatte dort die Schwäche Ruglands dem "tosmopolitischen Europäismus" der Intelligenz des Reiches schuld gegeben. Er hatte behauptet, daß jedesmal, wann der Bar in fritischer Zeit sein Bolt aufrief, er dasselbe auf der Sohe feiner Bestimmung gefunden, die Intelligens aber oft fich als bankerott erwiesen habe. Sein Berg "auckte frampfhaft" beim Unblick des Berzweiflungskampfes, der eben gegen Desterreich von den flawischen Brüdern Herzegowina's geführt wurde. Drei Wochen später fagte berfelbe General zu ferbischen Studenten in Baris: "In unserm Sause find wir nicht zu Sause, der Fremde ift überall, seine Sand ift in Allem, wir find von feiner Politik genarrte Opfer feiner Ranke, Sklaven feiner Stärke, durch feine gabllofen verderblichen Ginfluffe dermaßen beherricht und gelähmt, daß, wenn wir uns, wie ich hoffe, an diefem oder jenem Tage davon befreien wollen, wir dies nur thun konnen mit dem Sabel in der Sand. Und wenn Ihr den Namen dieses Fremden, dieses Eindringlings und Ränkeichmieds, dieses für Rukland und die Slawen gefährlichen Reindes wiffen wollt. jo will ich ihn Euch nennen: es ift der Erfinder des Dranges nach Often, es ift der Deutsche. Ich wiederhole und bitte Euch, niemals zu vergeffen, daß unser Feind der Deutsche ift. Der Kampf zwischen Slawen und Teutonen ift unvermeidlich, er wird lang, blutig und schrecklich sein, aber der Slawe wird triumphiren. Wenn man durch Berträge anerkannte Staaten, wie Serbien und Montenegro, anrührt, fo werdet Ihr nicht allein fein. Wenn es das Schickfal will, auf Wiedersehen auf dem Schlachtfelde, Seite an Seite gegen den gemeinsamen Feind!"

Mögen diese Worte heraussordernd, beleidigend, vermessen, straswürdig sein: sie enthalten, von dem Standpunkte des Redners aus gesehen, doch viel Wahres. Wir Deutsche können es erstaunlich sinden, daß der friedliche Drang nach Osten uns von einem Manne vorgeworsen wird, der eben als oberster und ruhmvoller Bertreter des alten russischen Dranges nach Osten von asiatischen Schlachtsseldern heimgekehrt ist, auf denen er mit dem Schwert in der Hand diesem Drange Raum geschaffen hat. Richtsbestoweniger müssen wir zugeben, daß der deutsche Drang nach Osten besteht, und auf dem Gebiete der Politik hat der Satz geringe Geltung, daß was dem Einen billig, dem Andern recht sei. Wir können diesem unserm Drange eben so wenig Stillstand gebieten als dem Russen zum Borwurf machen, daß er sich dagegen stemme. Die Macht, ob die friedzliche des Ansiedlers oder die kriegerische des Staates, muß zuletzt entscheiden.

Es kann und wunderlich vorkommen, daß ein General, der vor Plewna fich fort und fort vergeblich gegen die türkischen Wälle warf, der sammt seinen Solbaten fich fehr mahricheinlich bort ben Schabel eingerannt hatte und zu Grunde gegangen ware, wenn nicht der fremde, der deutsche General Totleben die Wälle gebrochen hatte; daß der Eroberer von Göt-Tepe, deffen erfte Depefche nach Erftürmung der Feste an eben diesen General Totleben gerichtet war und zum Inhalt hatte: "Ihnen danke ich die Einnahme von Got-Tepe" 1) - daß diefer General Stobelew heute ben Deutschen für alles lebel in Rufland verant= wortlich macht. Nichtsdeftoweniger muß ich anerkennen, daß der Ruffe volles Recht hat nach voller Emancipation von fremdem, deutschem Einfluß zu trachten, mit Migbehagen felbst auf die Dienste zu blicken, die der Deutsche ihm erwies. Ich fordere nicht Dankbarkeit in der Politik, noch wundere ich mich, wenn etwa General Skobelew den Retter von Plewna hassen jollte. Ja, ich bin dem General aufrichtig dankbar für seine Worte, denn er hat laut ausgesprochen, was ift und was fein wird. Man wird in Deutschland und Europa endlich einsehen, daß es sich für das junge Rugland weniger darum handelt, bosnische Schafhirten zu beglücken, als barum, die gesammte nationale Butunft im Berhaltniß zwischen Ruffen und Deutschen, zwischen Rugland und Europa festzustellen. Es ift ein recht kindliches Migverständnig, wenn auch jest noch der Troft hervorgefucht wird, daß nicht Deutschland, sondern Defterreich der eigentliche Keind des jungen Rufland sei. Richt Desterreich, sondern der Vertreter des Deutschthums wird von einer wachsenden Menge von Leuten in Rukland gehakt: und wenn General Skobelew den ferbischen Studenten versprach, auf serbischen Schlachtfeldern zu erscheinen, so meinte er ficherlich dieselben auszudehnen bis an Elbe und Oder. -

In diesen letten Wochen haben sich die Thatsachen eng an einander gereiht, welche den inneren Zusammenhang des gemeinsam flawistischen Charakters aufweisen. Die Anwesenheit von Frau Adam von der "Nouvelle Revue" in Betersburg und Mostau; die Rede Skobelew's vom 24. Januar; das laute Ariegsgeschrei der Moskauer Preffe, welches seit Monaten sich fteigernd jett bis au Drohungen gegen die Regierung ausschritt; die gleichzeitige Vergewaltigung der liberalen, europäisch und friedlich gefinnten Presse; die rücksichtslose Agitation gegen die deutschen Elemente im Lande, besonders in den Oftseeprovinzen; endlich die zweite Rede Skobelew's: das find alles Ausdrücke derselben unternehmenden Gefinnung, welche wir feit lange an der flawistischen Bartei bemerken konnten. General Stobelew ift von feiner Regierung heimberufen worden, ohne daß bis jekt die von ihm ausgestokene Beleidigung ausgeglichen worden wäre. Das auswärtige Amt von St. Betersburg hat durch das ihm zur Berfügung ftehende Organ in einigen Worten auf die friedliche Gefinnung fich berufen, welche die ruffische Regierung beseele und welche der Zar im Beginn seiner Regierung, ins= besondere in der Danziger Begegnung zum Ausdruck gebracht habe. Es bedurfte kaum der officiellen Berficherung, um uns zu erinnern, daß der unzweifel-

¹⁾ Stobelew hatte vor seinem Abgange nach Turkestan sich einige gute Rathschläge bei Totleben geholt, die sich vornehmlich auf die Belagerung von Festungen bezogen.

haft friedliebende Charakter des jungen Monarchen heute noch derselbe geblieben sei, der er im Juni vorigen Jahres war. Allein wir erinnern uns auch, daß die Danziger Begegnung mit dazu diente, die Besorgniß zu zerstreuen, welche hervorgerusen worden war durch die Reise des Zaren nach Moskau und Kostroma; wir erinnern uns, daß auch Zar Alexander II. ein friedliebender Fürst war, als er in Moskau harte Worte gegen die Agitation in Serbien und gegen den General Tschernasew äußerte, der auf eigene Faust einen Krieg in Serbien ersössinet hatte. Was General Tschernasew vermochte, vermag vielleicht auch General Skobelew; und darum haben wir einige Pstlicht, auf der Hutzu sein vor solchen bahntosen militärischen Gestirnen russischer Hug. Wir wünschen auf der Hutzu sein,

nicht aber etwa die Gegenfage ju icharfen, den Sag ju ichuren. Menschen und Berhältniffe in Rugland brangen zu einer Lösung der immer drückender werdenden Lage. Niemals hat das Bewuftfein von der Hoffnungs-Lofigkeit des Gegenwärtigen fo auf dem gesammten Lande gelaftet, als heute. Die Absperrung des Zaren in Satschina ift für dieses Reich, welches bisher nur bon dem Willen des Herrschers lebte, unerträglich. Jedermann fieht, daß die Leitung der Gesammtheit, die Leitung der äußeren Dinge nicht im Ginklang fteht mit der Regierung im Gingelnen, im Innern. Es ware benkbar, daß Graf Nanatiem nur mit der Gefahr eines Krieges fpielt und fpielend auf den Plat des greisen Fürsten Gortschakow sich zu setzen wünscht. Aber die Quellen ber Gefahr find größer und liegen weit tiefer als in dem perfonlichen Chraeiz eines Mannes. Sie liegen in der unaufhaltsamen Auflösung des gangen Organis= mus. Diefe Juftig, diefe Polizei, diefe Brovingialverwaltung, diefe Finangen, diese Armeeverwaltung, diese Bolkswirthschaft, dieser Unterricht: fie konnen nicht weiter fortbestehen! Und darum gibt es keine Sand mehr, welche fich regen will, um das Beftehende zu beffern. Darum feben die Akfakow, Rawelin, Bestuschem-Rjumin, Dondukom-Rorsfakow, Ratkow, Skobelew u. f. w. bas alleinige Beil in der Möglichkeit, bas Bolk, die Maffe in Bewegung ju segen. Neues leben muß geschaffen werden, und wenn es auf den Trümmern des alten Staates erblühen follte! Ich habe den Muth nicht, all diefen Leuten blinde Leichtfertigkeit oder die elende lleberhebung revolutionirender Bolkshelden vorzuwerfen, denn auch der Ruffe hat ein Recht fein Bolk und Land zu lieben, und er hat manchen Grund zu verzweifeltem Beginnen in der verzweifelten Lage. Es mag fraglich sein, ob Graf Ignatjew der Mann sei, um so gewaltige Beit zu verstehen, so gewaltige Aufgaben zu lösen. Aber hinter ihm stehen Leute, die wenigstens mit dem gangen Ernft ausgeruftet find, den der Augenblick fordert, wenn wir an ihnen vielleicht auch die Ginficht vermiffen, welche unferen Unschauungen entspräche. Menschen und Dinge arbeiten heute gemeinsam auf eine große Umwälzung in Rufland bin. Selbst wenn die ftarke Stellung, die Graf Janatjew heute einnimmt, erschüttert wurde, wenn die Anstrengungen erfolgreich wären, die noch jüngft in Betersburg von den Gegnern gemacht wurden, um ihn zu fturgen, so konnte vielleicht eine Berzögerung eintreten, aber die Umwälzung wurde doch kommen. Die wenigen Deutschen, welche noch in der Nähe des Thrones stehen: der in Gatschina vertraute General von Richter, die Finang-

männer von Reutern (Borfigender des Ministercomite's) und Bunge (Kinangminister), der thatsächliche Lenker des Auswärtigen, Giers: ihr Einfluß schwindet täglich und ihre Tage find gezählt. Was heute in Rufland politisch denkt, treibt in dem Strome, der die alten, von europäischen Bauleuten errichteten Formen des Staatslebens sprengen foll. Wenn im letten Sommer der Bar nicht dem Rathe der Slawiften, sondern demjenigen des Grafen Melikow gefolgt ware, wenn Rufland eine europäische Berfassung erhalten hatte, der Strom ware bennoch nicht in das neue Bette gezwängt worden. Und wenn heute ber Bersuch gemacht würde, den Entwurf, der damals verworfen ward, in's Werk au seken: es ware nur der Anfang der Umwälzung. Jeder weitere Tag des scheinbaren Erhaltens der alten Formen beschleunigt die Auflösung. In Beters= burg kann man an den Reden des Generals wie des Drofchkenkutschers merken, welche weite Strecke seit dem 13. März 1881 zurückgelegt worden ift. Die Erwartung gewaltiger Greignisse, bie Empfindung, daß etwas ganz Reues, Großes bevorstehe, zeigt fich überall, und es ist nicht die außere Lage des Staates, fondern die innere, mas diese Spannung herborbringt. Jedermann weiß, ein wie verzweifeltes Unternehmen ein äußerer Krieg ware. Tropdem ift es keines= wegs fernliegend, daß man aus der Spannung der inneren Lage fich gewaltsam losreißt in äußerem Sandeln.

Als ich vor einem halben Jahre an diefer Stelle auf die Wendung im Leben des ruffischen Staates hinwies, habe ich nicht gemeint, daß Graf Ignatjew es fo geschiekt verstehen werde, den Gang der Dinge im Sinne der großen Umwälzung zu beschleunigen. Er hat das Alte möglichst erhalten, und das war die ficherfte Urt, um den Druck zu erzwingen. Er hat Hoffnungen geweckt und im Stich gelaffen. Er hat feine Macht erhöht und feinen Freunden Macht gegeben. Er und seine Gefinnungsgenoffen haben die alten Borkampfer europäischer Entwickelung, die Walujew, Adlerberg, Schuwalow verdrängt oder fern gehalten und Borkämpfer der Slawisten oder neutrale Berfönlichkeiten in Aemter gebracht. Er hat das Band mit Europa leife im Innern und laut nach außen gelockert. Er hat die Gemüther darauf vorbereitet, daß die zweihundertjährige Beriode, die petrinische Aera Ruflands zu Ende gehe. Er hat im Berein mit den Affakow, Bobedonoszew, Ratkow den Weg bereitet für den Gang der Krone nach Moskau. Was auch das Schickfal dem Throne bringen möge: die Erfüllung seines Geschickes wird im Kremt zu Moskau besiegelt werden. Die Männer, denen die nächste Zukunft Ruglands gehört, find die glaubensstarten Moskauer Führer. Der große Beter würde fich heute schon verwundern beim Anblick dieser Armee in ruffischem Bauernrock, dieser Solbaten, Officiere und Beamten, die auf höhere Weisung ihren Bart zu pflegen haben, den abzuschneiden das erste Geschäft des Reformators gewesen war. Und wenn europäische Stuben= politiker meinen, in diesem Allem liege der Bersuch, einen Weg von zwei Jahrhunderten ruckwärts zu geben, so ift das einer der alten Irrthumer, die aus ber Unkenntniß Ruglands entspringen. Es ift nicht ein Rückschreiten, fondern, wie mir scheint, eine natürliche Entwickelung, die eben durch die Geschichte dieser zweihundertjährigen Berührung mit der europäischen Cultur hervorgebracht wurde. Es ift hier nicht der Ort, das weiter zu begründen. Aber so wunderlich dem

Frankreich von 1780 die Ideen Rouffeau's vorkamen, der die Rückkehr zur Tugend der Wilden predigte, fo gläubig hing das Frankreich von 1790 an den Fortschrittsträumen Rouffeau's und feiner Nachfolger. Die Bouernschaft Kamelin's ift für uns nicht viel Anderes als Rouffeau's tugendfames Naturvolk oder Diderot's edle Gesellichaft von Huronen und Otahaitiern. Und wir, die wir lanoft nicht mehr über Rouffeau und Diderot lachen, follten bei Zeiten aufhören, mit blokem Spott von einem Kawelin zu reden. So verschieden das Frankreich von 1782 von dem Rukland von 1882 ift, fo verschieden ift Rouffeau oder Diderot von Kawelin oder Akfakow. Der Ernst iener Frangosen lag nicht in ihrer politisch-focialen Bernunft, fondern in ihrem Willen und in dem Willen der Maffen des damaligen frangofischen Boltes. Der Ernft der Rawelin und Utfatow liegt nicht in den Bilbern ihrer erhitten Bernunft, fondern in ihrem Saß gegen Beftehendes, in ihrem Rampf gegen das Alte, in ihrer Nebereinftimmung mit der Willensrichtung großer Maffen. Berneinend, zerftorend ift die Tendens fast aller Theile der denkenden Gesellschaft in Rukland. Länaft fteht hierin der Nihilismus nicht mehr allein, der feine Aufgabe im Wefen von größeren Mächten, als er ift, übernommen fieht. Es handelt fich jest nicht mehr um den Mord diefes oder jenes Mannes: die Bernichtung der alten Ordnung wird laut oder leise überall gefordert. Und selbst so friedfertige Naturen wie Kawelin werden durch die Verneinung in den Kampf hineingezwungen. Nicht daß uns in Rukland die Wiederholung der frangofischen großen Revolution bevorftande. Wenn zu ahnlichen Wirkungen ahnliche Voraussekungen gehören, fo haben wir nicht zu fürchten, daß ein allgemeiner Brand das Reich und ein allgemeiner Wahnfinn das Bolk erfassen werde. Aber so gut das französische Boltsbewußtsein durch die Anstrengungen der Boltaire, Rouffeau, Diderot, der Hollbach, Robespierre und Napoleon entflammt wurde, so gut kann die Arbeit der Affakow, Ratkow und Ignatjew, der Skobelem, Tichernajew und Fadejew zulett eine Erregung zu Wege bringen, die ihre Feinde finden wird. Und als biefe Weinde erscheinen zunächft die sogenannten Liberalen Ruglands und die Deutschen, das Fremde.

Vor einem Sturm fahren oft regellose Windstöße daher; bald nach dieser Richtung, bald nach jener versucht sich das erregte Element in kleinen Stößen, bis es endlich, gleichsam sich des Zieles bewußt werdend, die gesammelte Krast einheitlich entseiselt. So ähnlich die Volksbewegungen. Vor achtzehn Jahren brach man auf die Polen los, vor fünf Jahren auf die Türken, heute auf die Deutschen. Den Polen werden jeht Versprechungen gemacht, polnische Sehrstühle errichtet, obzwar sie im Staate eine so ausgebreitete und mächtige Stellung innehaben wie niemals früher. Der Türkenhaß ist verraucht und auch die glühende Liebe zu den sübslawischen "Brüderlein" veraltet. Mag General Skobelew es für zweckbienlich halten, von seinem, beim Andlicke des Kampses in der Crivoscie, blutenden Herzen zu reden: er selbst und die große Masse der Slawisten wissen kohl, wie gering die Brüderlichkeit ist, welche heute das russische mit dem südslawischen Volke verknüpst. Die Liebe zu den Südslawen ist heute im Ganzen eine Heuchelei, unter der sich das Bedürsniß birgt nach Feindschaft gegen Desterreich, im letzten Grunde gegen das deutsche Desterreich, gegen das Deutschthum; und dieses

Bedürfniß entspringt seinerseits vorwiegend aus dem anderen Bedürsniß nach einer Umwälzung im innern Leben des Bolkes und des Staates von Rußland. Den Deutschen wird alles Uebel zweier Jahrhunderte zur Last gelegt, sie werden gedrückt bekämpst, ihre Sprache, ihre Cultur verfolgt, odzwar ihr Einsluß auf den Staat geringer ift, als er, mit wenig Ausnahmen, in irgend einem Jahrzehnt seit Peter dem Ersten war. Aber das Fremde verkörpert sich in dem deutschen Kaufmann, Fadrikanten, Beamten, Arbeiter, in den staatlichen Einrichtungen, den gesellschaftlichen Lebensformen. Einmal gegen das Deutsche entsesselt, wird der nationale Sturm gegen die ganze alte Hausvrdnung wüthen.

Es ift wunderbar, welche Nebereinstimmung in der allgemeinen Richtung des Geiftes fich in folchen Spochen felbst bei Bolkern einftellt, die fo wenig ein= heitliche positive Ziele haben, als das ruffische der Gegenwart. In dem eben geschloffenen Processe gegen die Nihilisten Trigoni und Genoffen zeichnete fich ein junger Bertheidiger, der Anwalt Alexandrow, durch eine Rede aus, welche ihn mit einem Schlage ju einer Berühmtheit Betersburgs und Ruglands gemacht hat. In diefer Rede erhob er Protest gegen die Formen des heutigen Processes und berief sich auf die Humanität des Coder des Zaren Alexei. Auch das war ein Protest gegen das Fremde, gegen die petrinische Periode der ruffischen Gefchichte. Es ift diefelbe Geiftesrichtung, welcher ein Stobelem in feinen Brandreden, ein Atfatow in feinen Kriegsmanifesten, ein Bestuschem-Rjumin im flawischen Wohlthätigkeitsverein, ein Kawelin in seinen Projecten eines ruffischen Bauernftandes folgt. Noch por einem Jahre konnte man ichwer einen Ruffen finden, an dem fich nicht bei genauerer Beobachtung Spuren des nihiliftischen Geiftes wahrnehmen ließen. Seute find wir nicht fern von dem Tage, wo man an jedem Ruffen etwas von der Farbe Mostau's wird entdecken können. doch haben die Ruffen von damals und die von heute denfelben gemeinsamen Ausgangspunkt, dasselbe Grundmotiv. Es ift die Negation des Beftehenden.

Die Regation des Beftehenden ift nihiliftisch, flawifch, panflawiftisch, fie ift friegerisch, reformatorisch, revolutionär, aber sie ift überall und unwiderstehlich. Sie wird täglich aus hundert materiellen und fittlichen Quellen genährt. Sie ift im Begriff in die fieghafte Action überzugehen. Sie hat ihre Bertreter bis in die Leitung der ftaat= lichen Gewalt hinein. Ihre Action kann für kurze Zeit zurückgedrängt werden, aber nur um defto fraftiger hervorzubrechen. Und wir Deutschen haben Ucht zu geben, daß wir nicht ähnliche Fehler machen wie jene ungeheuren Gunden, die wir feit 1793 auf uns luden. Gin gutiges Geschick wird uns hoffentlich diese große Krifis erleben laffen unter der Führung von Männern, welche auch diesen Welt= begebenheiten gewachsen sein werden. Wir werden uns deffen erinnern, daß wenn die Erschütterungen, die Rufland bevorstehen, für uns Gefahren mit fich führen, an dieser Lage wiederum das Elend unserer staatlichen Bergangenheit fculd ift. Wir werden uns erinnern, daß wenn die heute gerriffene Genoffen= icaft Preugens und Ruglands ein Jahrhundert lang uns jum Segen gereicht hat, wir denfelben doch erkauft haben mit Preisen, die Rugland in diesem Jahrhundert nach Gutdunken fich nehmen konnte. Unfere Schwäche ift jum großen Theil daran ichuld gewesen, daß der Haf der Ruffen fich heute gegen uns wendet, daß magloje Ansprüche bis in das Berg fremder Staaten hineingreifen, ja

daran, daß Außland zu dem Zwitterwesen geworden, welches es heute ist und in welchem jener drohende Geist der Berneinung, des Kampses erwacht ist. Was Peter, Katharina, Alexander I. vollbrachten, geschah Dank der Staatenlosigkeit Deutschlands, und eben was sie vollbrachten, ist Daszenige, wogegen der nationale Geist in Rußland sich heute empört, oder was ihm die Macht gibt, uns zu bedrohen.

Das junge Rußland will mit uns nichts gemein haben. Aber Geographie und Geschichte haben die Interessen der beiben Nachbarn mannigsach und tiesegreisend mit einander verknüpft. Sine Umwälzung in Rußland muß in viese beutsche Interessen hineingreisen, die wir nicht aufgeben können. Nicht Oesterreich, sondern Deutschland hat die Erbschaft der alten russtschen Bechselbeziehungen mit ihren Bortheilen wie ihren Lasten überkommen. Mehr als jemals ist das Leben unseres Bolkes in der Brust unseres Herrschers, unserer Regierung zusammengesät. So bleibt uns denn nur zu hofsen, daß die Entscheidung darüber, ob das Rußland der petrinischen Periode sich dem Entwickelungsgange Europa's innerlich anschließen oder die äußeren Formen zweier Jahrhunderte abwersen und neue Gebilde suchen werde, vorübergehen möge ohne das zu gesfährden, was wir so theuer errungen haben. Wie die Entscheidung aber in unserem Osten auch aussallen möge, sie wird sür unser volkliches und staatliches Leben eine mindestens ebenso wichtige sein, als die Wiederherstellung unseres Staates im Westen war.

Die Profanliteratur der Regnpter.

Von

Adolf Erman.

Wer die ungeheure Menge von Inschriften und Paphrus kennt, die die Aeghptologen seit einem Jahrhundert an das Licht gefördert haben, und weiß, daß in Aeghpten sowohl als in unsern Museen eine mindestens gleiche Anzahl noch der Publication harrt, der sollte erwarten, daß uns diese Fülle von Denkmälern nun auch die literarische Production der Aeghpter in ihrer Entwicklung kennen lehrt.

Für die religiöse Literatur trifft dies auch im Wesentlichen zu; die eine Seite derselben, die, welche sich auf das Todtenreich bezieht, kennen wir auf das genaueste, und auch für die andere liegt ein bedeutendes Material vor. Desto unvollkommener ist uns die Profanliteratur bekannt. Die Inschriften enthalten wenig, was man dahin rechnen darf und die Funde hieratischer Paphrus, die an das Licht getreten sind, bestanden zum großen Theil aus gerichtlichen Akten, Briesen und ähnlichen Schriftsücken rein privater Natur. Sehr viele unserer Paphrus entstammen serner einer Schule und, wie man sich denken kann, trägt dieser Ursprung wesentlich dazu bei, ihren Inhalt einseitig zu machen.

E3 ift somit nur ein sehr unbedeutendes Material, aus dem wir unsere Kenntniß der weltlichen Literatur schöpfen; wir können nicht behaupten, daß es auch nur annähernd vollständig sei. Neben den Zweigen, die wir in den ershaltenen Handschriften kennen lernen, mögen andere in ebenso häusigem Gebrauch gewesen sein, von denen nichts bekannt ist. Hängt es doch lediglich vom Zusall ab, ob etwas in unsern wenig zahlreichen Funden vertreten ist oder nicht. Es wäre thöricht, zu behaupten, daß wir die Entwickelung der äghpstischen Literatur auch nur annähernd übersehen können.

Gines läßt sich jedoch selbst aus diesem unvollständigen Material ersehen: die geistige Stuse, auf der das Bolt stand. Wohl mag Aegypten einzelne größere Schriftsteller und Denker gesehen haben, als es die sind, deren Schriften wir besitzen — aber das durchschnittliche geistige Niveau der gebildeten Aegypter wird doch wohl dem entsprechen, welches wir in allen uns bekannten Texten sinden. Und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sind die Reste der Profanliteratur von hohem Werthe.

Wären wir nur auf die religiöfe Literatur angewiesen, fo wurde unfer

Urtheil über die geistige Begabung des ägyptischen Bolkes ohne Zweisel sehr ungünstig außfallen. Für den, der die Entwickelung all jener wunderlich versichwommenen Göttergestalten versolgen will, sind diese Erzeugnisse des ägyptischen Geistes ja freilich von hohem Interesse, aber für jeden anderen sind sie durchaus ungenießbar. Sieht man von wenigen Hymnen ab, in denen ein wärmeres Gefühl zum Durchbruch kommt, so ist der Rest ein Gewirr von Widersinn, das durch den nüchtern trocknen Ton vollends unerträglich wirkt. Es ist die unangenehmste Seite des ägyptischen Charakters, die uns in dieser religiösen Literatur entgegen tritt. Doch das wenige, was von prosaner erholten ist, zeigt, daß er andere Seiten besaß, die uns ungleich sympathischer berühren.

Im Allgemeinen darf man fagen, daß die weltlichen Texte unferm Gefühle um fo näher fteben, je weniger fie von der Gelehrsamkeit und der Schule beeinfluft find. Am freisten von jeder gelehrten Beeinfluffung haben fich die an= muthigen Bolksmärchen gehalten, von denen wir aus fehr verschiedner Zeit Beispiele befigen. Als echte Märchen beginnen fie: "es war einmal ein König "der hatte keinen Sohn", oder: "es waren einmal zwei Brüder, die hießen Anepu "und Bata". Schlicht wird die Geschichte vorgetragen, ein Ereigniß nach dem andern; nur von Zeit zu Zeit rückt die Erzählung mit einem "Run nachdem "viele Tage vergangen waren" ober "Nun nachbem es getagt hatte und ein "zweiter Tag angebrochen war" rascher vorwärts. Nirgends tritt der Erzähler mit seinem Urtheil oder seinen Gefühlen bervor; auch wo fich das Schickfal der Selden entscheidet, wird der Ton der Erzählung nicht warmer, ihr Gang nicht rascher als bei der gleichgültigsten Stelle. Und eben so schlicht ist auch der Inhalt. Zwar die Thiere reden, die Menschen werden verzaubert und die sieben Sathoren bestimmen dem neugebornen Kinde als Teen sein Schickfal - aber von jener ausschweifenden Phantaftit, die in anderen prientalischen Märchen herrscht. ift hier keine Spur. Richt immer ift die Erzählung ftreng einheitlich; so manches, was in ihr geschieht, erscheint uns unmotivirt. Offenbar find auch die äghptischen Märchen Abkömmlinge älterer Sage und die Züge, die jett in ihnen unverständlich find, hatten einst in jener ihre Berechtigung. Befonders klar liegt bies zu Tage in dem bekannten Märchen von Anebu und Bata. Es find bies amei Brüder, ein Bauer und ein hirt, fie wohnen in einem Saus und Bata, der jungere Bruder verehrt Anepu und fein Weib, als fei er ihr Sohn. Aber Anebu's Frau ift weniger fromm gefinnt als Bata; fie fucht ihn zu verführen, doch er weift fie entruftet zurud und eilt zu seiner Beerde auf's Reld. Dann heifit es in unferem Märchen 1):

Nun, nachdem es Abend geworben war, ba fehrte ber altere Bruber nach haus zuruck und ber jungere Bruber ging hinter seinem Bieh einher. Er hatte sich mit allen Kräutern des

¹⁾ Die Proben ägyptischer Literatur, die ich im Folgenden gebe, sind solchen Texten entsnommen, deren Uebersehung bei den neueren Fortschritten in der Grammatit und Lexifographie sich mit annähernder Sicherheit herstellen läßt. Doch bemerte ich ausdrücklich, daß auch in ihnen noch die Bedeutung des einen oder anderen Wortes oder die Berknüpfung einzelner Sätze unsicher bleibt; so ist 3. B. der "Auß" in dem oben mitgetheilten Stücke lediglich gerathen. Da es indeß für unsern Zweck nur auf ungefähre Wiedergabe des Sinnes, nicht auf Genauigkeit im Ginzelnen ankommt, so mochte ich den Leser nicht mit Lücken, Fragezeichen und Unmerkungen behelligen.

Heldes beladen und trieb sein Bieh vor sich her, um es in den Stall zu bringen. Da fürchtete sich die Frau des älteren Bruders wegen dessen, was sie gesagt hatte. Da nahm sie Ruß und stellte sich, als sei sie mit Gewalt mißhandelt worden, um ihrem Gatten zu sagen: "Dein jüngerer Bruder hat mich mißhandelt." Abends kam ihr Gatte zurück wie alle Tage; er gelangte zu seinem Haus, da sand er sein Weib liegen krank durch Gewalt. Sie goß ihm nicht Wasser auf die Hand, wie sie psiegte, sie hatte nicht Licht vor ihm angezündet, sein Haus war dunkel und sie lag krank da. Ihr Gatte sagte zu ihr: "Wer hat mit dir geredet?" Siehe, sie antwortete ihm: "Niemand hat mit mir geredet, als dein jüngerer Bruder".

Da wurde der altere Bruder wuthend wie ein Panther, er schliff sein Meffer und nahm es in die Hand. Da ftand nun der altere Bruder hinter der Thure seines Stalles, um den jungeren zu töbten, wenn er Abends nach Hause fame, um das Bieh in den Stall zu bringen.

Nun als die Sonne unterging und er sich beladen hatte mit allen Kräutern des Feldes, wie er es pslegte, so kam er. Seine Leitkuh trat in den Stall ein und sagte zu ihrem hirten: "Gid Ucht, da sieht dein älterer Bruder vor dir mit seinem Messer, um dich zu tödten, lauf vor ihm". Da hörte er, was seine Leitkuh sagte. Die zweite trat ein und sagte ebenso. Er sah unter die Thüre seines Stalles, er erblickte die Füße seines Bruders, der hinter der Thüre stand, mit dem Messer in der Hand. Er warf seine Last auf den Boden und sing an eilig zu entsliehen. Sein älterer Bruder lief hinter ihm her mit seinem Messer ind der Hand. So versolgt ihn der wüthende Anepu, aber Ra läßt ein Gewässer zwischen beiden entstehen und errettet Bata. Nun beschwört er seine Unschuld und wirft dem Bruder das Zweiseln an seiner Treue vor. "Und," setzt er hinzu, "nun geh "nur nach Haus und sieh selbst nach deinem Vieh, denn ich werde nicht mehr "bei dir sein. Ich werde zum Afazienthal gehen. Das aber ist es, was mir "geschehen wird: ich werde mein Herz nehmen und es auf die Blume der Afazie "legen. Und wenn man dir einen Krug Bier geben wird und er schäumt — "das geht dich an, dann komm und suche das Herz."

Da ging Anepu zurud, tödtete sein Weib und saß traurig da; Bata aber

ging zu dem Akazienthal.

In die fo einfach und in rein menschlichen Berhältniffen beginnende Geschichte tritt von nun an ein in diesem Zusammenhang schwer verständliches Motiv. Aus dem jungen frommen Sirten wird Bata zu einem Beros, deffen Leben in myftischer Weise an eine Baumbluthe geknüpft ift. Er wohnt unter dem Baume, die Götter verkehren mit ihm und ichenken ihm ein Weib, damit er nicht allein sei. Aber dies Göttermädchen wird fein Unglück. Der König von Aegypten, dem der Strom eine ihrer Locken zugetragen hat, sendet seine Boten zu ihr und fie läßt fich entführen. Dem Könige verräth fie, woran das Leben ihres Gatten hängt; die Akazie wird gefällt und Bata finkt tobt zu Boden. Nun geschieht, was Bata vorausgesagt hat: Anepu erkennt daheim am Aufschäumen seines Bierkrugs, daß seinem Bruder etwas geschehen fei; er geht zum Akazienthale und findet die Leiche. Da sucht er sieben Jahre lang nach dem Herzen: als er es endlich findet, erwacht Bata von den Todten. Aber fogleich verwandelt er fich in einen beiligen Stier, den Anepu zum Könige führen muß. Alls sich die Königin ihm nähert, gibt er sich ihr als ihr Gatte zu erkennen; fie läßt ihn schlachten, aber aus feinem Blut sproffen zwei Sykomoren auf; fie läßt diese fällen, aber ein Splitter von ihnen dringt in ihren Mund. Da gebiert fie einen Sohn, den der König zum Thronfolger ernennt. Es ift dies aber Bata felbst; als er erwachsen ift, läßt er die Königin tödten und wird König mit feinem Bruder.

Man sieht, der zweite Theil des Märchens hängt mit dem ersten nur äußerlich zusammen. Im zweiten sind wohl Reste alter Heldensage erhalten, freilich verdunkelt und schwer verständlich; der erstere ist einsacherer Urt.

Ungleich planmäßiger in seiner Anlage ist solgendes Märchen: Einem Prinzen ist vorausgesagt, daß er seinen Tod durch einen Hund, eine Schlange oder ein Krokodil sinden wird. Sein Bater läßt ihn daher auf einer Burg einsam erziehen, kann es jedoch nicht verhindern, daß das Kind dennoch in den Besit eines kleinen Hundes kommt. Als er älter ist, zieht er abenteuernd in die Welt. Als unbekannter Krieger kommt er in das Euphratland Naharain und erwirbt sich dort die Königstochter, die ihr Bater nur demjenigen gibt, dem es gelänge ihren Thurm zu erklettern. Dann greist ihn der Verheißung gemäß eine Schlange an, aber sein Weib tödtet sie; es bedroht ihn ein Krokodil — und wenn auch der Schluß in der Handschrift sehlt, so werden wir doch kaum mit der Annahme sehlgreisen, daß ihn sein treuer Hund errettet, der ihm dann aber selbst wider Willen in irgend einer Weise verderblich wird.

Merkwürdig ift das jüngste der Märchen, dessen Held der berühmte Sohn Ramses' II. Prinz Chamoes Stnu ist. Es ist entschieden humoristisch gehalten; der Prinz, der ein großer Magier ist, hat einen alten Todten irgendwie beleidigt und dieser sendet ihm nun zur Strase allerhand Mißgeschick auf den Hals, das derb genug erzählt wird.

An diese Märchen schließen sich die Erzählungen an, die einen historischen Stoff sagenhaft behandeln. Dahin gehört die Geschichte, wie Thutmosis III. die Stadt Joppe einnimmt — seine Krieger werden in Säcke verpackt hineinsgetragen —, ferner die Erzählung eines griechischen Paphrus vom Könige Nectanebus und anderes mehr.

Von wirklicher Geschichtschreibung ist dagegen kaum etwas erhalten. Will man nicht officielle Texte wie die Annalen Thutmosis III., die Stele des Königs Pianchi oder die Rede Ramses' III. am Schlusse des großen Harrispaphrus dazu rechnen, so bleibt höchstens die dem otische Chronik zu nennen, welche Revillout in Paris entdeckt hat. Doch auch diese scheint eher eine Auslegung alter Prophezeiungen als wirkliche Geschichtschreibung zu enthalten.

Nur in einem Beispiele liegt eine prosaische Erzählung vor, die nicht zu den naiven Märchen gehört und die wohl als eine Art Novelle angesehen werden darf. Es ift die Geschichte des Saneha, eines vornehmen Aegypters, der vom Könige verbannt sich nach Asien zu einem Beduinenscheich slüchtete. Der betreffende Paphrus gehört wahrscheinlich noch in das dritte Jahrtausend v. Chr. und diesem ehrwürdigen Alter entspricht auch die ungemeine Frische der Erzählung; die Stelle, wo Saneha, dem Verschmachten in der Einöde nahe, plöhlich "die süße Stimme des Viehes" hört, ist meisterhaft.

Ginen verhältnismäßig sehr bedeutenden Raum nehmen in der erhaltenen äghptischen Prosanliteratur die Sammlungen von Weißheitssprüchen ein. Wir besihen sie aus den verschiedensten Epochen, aus dem alten Reiche sowohl wie aus der Ptolemäerzeit, aber alle enthalten die gleiche haußbackene Weißheit. Ihre Lehren sind practischer Natur: nimm dir ein Weib, gründe dir ein Haus, erweise den höher Stehenden Ehrsurcht und hüte dich vor Hochmuth — das ist

ber Kern dieser Sprüche. Meist werden diese langen Reden irgend einem Weisen in den Mund gelegt, der sie einem Könige aus den ältesten Dynastien vorträgt oder seinen Sohn damit belehrt. In einem mehrsach handschriftlich erhaltenen Buche "der Lehre des Königs Amenemhat" ist es dieser König des alten Reiches selbst, der seinen Sohn Usertasen unterrichtet.

Ebenfalls zur gnomischen Literatur gehört ein Berliner Paphrus, der wohl noch aus dem alten Reiche stammt — nur ist die Weisheit hier in eine novelstistische Form gekleidet. Einem Bauern ist sein Gel unrechtmäßig confiscirt worden; der vornehme Beamte, auf dessen Gütern dies geschehen ist, weiß den Streit nicht zu schlichten und der Bauer richtet nun endlose Bitten an ihn voll

von dunkel ausgedrückter Weisheit.

Eine bei anderen Bölkern weit verbreitete Einkleidung moralischer Lehren, die Thierfabel, ift uns in Aegypten bisher nur aus griechischer Zeit bekannt geworden — scheint aber, nach gewissen Darstellungen eines Turiner Paphrus zu schließen, einen älteren Ursprung zu haben. In einem Lehdener Paphrus sind uns "die Unterhaltungen des Schakals Kufi mit der Kahe" erhalten; wie ihr Entdecker Revillout mittheilt, haben sie theilweis einen wirklich philosophischen Charakter. Als Belege für die aufgestellten Sähe werden Fabeln erzählt. Nur eine derselben ist dis jeht bekannt gemacht, die vom Löwen und der Maus"; ihr Wortlaut schließt sich, von kleinen Erweiterungen abgesehen, eng an den der äsppischen Fabel an.

In den bisher erwähnten Texten haben die vorgetragenen Lehren einen allgemeineren Charakter, sie gelten im Wesentlichen sür alle Stände, wenn schon
auch in ihnen der Beamte des Königs als das Ideal des Menschen betrachtet wird. In anderen derartigen Producten, die ausschließlich für die
Schule bestimmt sind, tritt dieser Standpunkt völlig unverhüllt hervor. Nur
der Schreiber (und das ist nach äghptischer Auffassung zugleich der Gelehrte, der
Beamte) ist der wahre Mensch; er steht hoch über allen Ständen, seine Schreiberpalette (wir würden sagen "seine Feder") lenkt alles. Schon in einem sehr
alten Tractat, der "Lehre der Dauf-sa-Chrta", tritt uns diese Anschauung in der
krassestend und gedrückt:

Nie habe ich ben Schmieb in Würben gesehn, Noch ben Gießer als Gesandten. Doch hab' ich den Schmied bei der Arbeit gesehn Am Loche seines Ofens, Seine Finger glichen Krokodilhaut Er stank mehr als Fischrogen.

ober:

Der Steinmet sucht nach Arbeit In allen harten Steinen, Hat er fertig gearbeitet So find seine Arme gebrochen Und er ist mübe,

¹) Sie findet sich mitgetheilt von Georg Chers, Reue Ergebnisse der ägyptologischen Studien, Deutsche Rundschau, 1880, Band XXIII, S. 286—87.

Bei Sonnenuntergang fist er ba Und Beine und Rücken find gebrochen.

Nur der Schreiber der ift Herr; er braucht keine schwere Arbeit zu thun, der König gibt ihm Alles, was er braucht, er vertraut ihm wichtige Gefandt=

ichaften an und erhebt ihn gulett gum "bortrefflichen Fürsten".

Ganz dieselben Unsichten, die ja in dem ägyptischen Beamtenstaat durchaus verständlich sind, enthalten nun auch die zahlreichen singirten Briese der Lehrer an die Schüler. In etwas ermüdender Weise variiren sie das alte Thema: Wie der Treiber seinen Esel treibt, so treibt der Schreiber alle Stände vor sich her; der Landmann führt ein jammervolles Leben und der Soldat ein vielgeplagtes, aber der Schreiber, der ift Herr.

Nicht ohne Humor werden dabei die Leiden der andern Stände geschildert. Dem Bauern fressen die Würmer das Korn und was übrig bleibt fressen die Sperlinge, sein Vieh wird ihm gestohlen, die Soldaten des Königs kommen und fordern Getreide, er hat nichts und wird jämmerlich geprügelt. Der Officier zieht stolz nach Sprien hin — aber wie kehrt er zurück! verwundet, alle Glieder zerscheuert und krank. Sein Sklave läuft ihm fort und stiehlt sein Gepäck und seinen Esel — elend und hungrig liegt er da.

Dazwischen bekommt benn der Schüler auch andere Lehren zu hören. Er wird bitter getadelt wegen seines Hanges zum Bergnügen; Rachts taumle er durch die Straßen, prügele die Leute und reiße die Zäune ein; aber er solle ja

Wein und Bier abschwören, fonft werde er zu Grunde gehn.

All diese Schulbücker heißen sbait, "Lehre", die in Briesen abgesaßten werden genauer sbait n anu, "Brieslehre" genannt. Sie wurden in den Tempelsschulen dictirt und die meisten unserer Handschriften sind derartige Schulheste. Auf den Kändern ihrer Seiten stehen die Correcturen des Lehrers; die seltner vorkommenden hieratischen Zeichen hat ihm der Schüler meist nicht zu Dank gemacht und für das Krokodil und das Pserd muß er ihm die kalligraphische Form immer wieder vorzeichnen. Viel muthete man den Schülern freilich nicht zu; in einer dieser Handschriften ist das täglich zu schreibende Bensum notirt: es sind nur drei Seiten kleines Format. Reben diesen didaktischen Briesen schwere diesen die Schüler, die wir uns natürlich nicht zu jung denken dürsen, auch andere Dinge weniger instructiver Katur, wie Märchen und Gedichte; besonders ein alter, schwer verständlicher Hymnus auf den Nil scheint ein beliebtes Stilmuster gewesen zu sein.

Das beste aus dieser ganzen reichen Schulliteratur ist der merkwürdige Paphrus Anastasi I. Zwar wurzelt auch er in jenen uns genugsam bekannten Anschauungen, auch er hat wohl im Grunde die Tendenz, das abenteuerliche Leben der ägyptischen Officiere zu verspotten, aber dies geschieht mit so viel Humor und Ironie, daß man die didaktische Absicht kaum gewahr wird. Als ein "Held", ein Maher, wie man damals mit semitischem Worte sagte, treibt sich der Aeghpter, an den sich der Paphrus wendet, in Sprien und Phönicien umher. Wie ein moderner Tourist steigt er auf die Berge und durchwatet die Furthen; staunend sehen ihn die Eingebornen auf seinem Wagen daherkommen und begrüßen ihn in ihrer fremden Sprache. Aber es ergeht ihm übel:

Du bift allein, kein Diener ift mit dir, tein Heer ift hinter dir. Du triffst Niemand an, ber bich zurecht weisen könnte, und so wanderst du ohne ben Weg zu wissen.

Entsehen ergreift dich und dein Haar sträubt sich — dein Weg ift voll von Blöcken und Geröll, du tannst nicht gehen, er ist bewachsen mit Asbulalpstanzen, mit Disteln und Wolfstoblenkraut.

Den Abgrund haft du auf einer Seite, die Bergwand auf der andern, so gehst du und fuhrft beinen Wagen auf ihrer Seite; beine Pferde schenen vor Furcht.

Deine Stränge fallen hin, du steigst über die Pferde fort, um den Haken abzuschneiben. Du verstehst es nicht anzubinden, du kannst es nicht herstellen; die Deichsel fällt von ihrer Stelle und belastet die Bserde.

Dein Herz ist verdrießlich, du fängst an zu laufen, der himmel ist wolfenlos, du haft Durft und hinter dir lauert der Keind.

So ereilt den stolzen Maher Mißgeschick auf Mißgeschick; es ist wirklich eine Art Sathre, die wir hier haben. Leider ist ihre Form ungemein eintönig, ganze Seiten bestehen ausschließlich aus kurzen ironischen Fragen.

Die bisher genannten Texte enthalten im Wesentlichen alles, was von prosaischer Literatur erhalten ist. Ich glaube wir urtheilen nicht zu scharf, wenn wir sie nur so weit voll anerkennen, als sie naiv und volksthümlich ist. Die ältere didaktische Literatur ist doch gar zu einförmig und gedankenarm und auch der Standpunkt der späteren ist ein sehr beschränkter. An die Tiese und den Geist, wie er in verwandten Werken anderer vrientalischer Literaturen herrscht, reicht keiner jener ägyptischen Texte auch nur entsernt heran; über die nüchternste Rüglichkeit sehen sie nicht hinaus.

Genau dasselbe Urtheil mussen wir nun auch über die Poesie der Aeghpter fällen; wo sie naid und anspruchslos austritt, ist sie anmuthig, wo sie aber über das Einsachste hinausgehen will, versagen ihr meist die Kräfte.

Schon in dem uralten Grabe des Ti wird den Widdern, die die Saat in den Schlamm stampsen, ein dreizeiliges Liedchen vorgesungen und aus späterer Zeit kennen wir das Lied, mit dem die dreschenden Ochsen auf der Tenne anactrieben wurden:

Dreicht für euch, breicht für euch, ihr Ochien! Dreicht für euch, Korn für euch, Korn für euren Gerren.

Solche Bolkkliedchen haben natürlich keinen Werth außer ihrer Schlichtheit; aber wer den absoluten Unsinn kennt, der im heutigen Aeghpten Volkklied heißt, wird diese alten nicht verachten.

Ungleich ausgebildeter, obgleich noch volksthümlich, ist das Wenige, was uns von Trink- und Liebesliedern exhalten ist. Die letzteren — es sind leider nur geringe Bruchstücke — stehen dem Hohen Liede sehr nah; der Ton ist in beiden der gleiche, die Liebenden nennen sich hier wie dort "meine Schwester" und "mein Bruder", und wenn im Hohen Lied der Geliebte gerusen wird, in die Gärten zu kommen, so heißt es hier:

"Komm auf die Wiesen, mein Bruber, mein Geliebter, tomm mir nach, der du in Allem geliebt bift, was du thust."

Wie im griechischen Liede klagt das liebekranke Mädchen:

Ich lege mein Spinnen fort und ende mein Weben, all' meine Arbeit lege ich bei Seite. Auch was die mittelhochdeutschen Dichter das Tagelied nennen, fehlt nicht: Dein Arm liegt auf meinem Arm — aber die Schwalbe fingt und es tagt. Geh' nicht von mir, laß beine Hand in meiner.

Herodot erwähnt der Sitte der Aeghpter, sich beim Gelage durch Herumzeichen eines Todtenbildes zum Genuß des vergänglichen Lebens aufzusordern; daß diese Nachricht richtig ist, beweisen zwei uns erhaltene Trinklieder.

Da fingt der harfner in einem Grabe zu El Rab:

Die Leiber gehen vorüber seit Ewigkeit und Jüngere treten an ihre Stelle. Die Sonne zeigt sich allmorgendlich und die Abendsonne geht unter. Die Männer zeugen, die Weiber empfangen, und Alles athmet die Luft, wenn es Morgen ist — doch Alle die geboren sind, sie gehen zur Stätte, die ihnen bestimmt ist.

Sei fröhlich! Laß Wohlgeruch und Salben neben dich stellen und Lotosblumenkränze für beiner Schwester Leib, die du liebst, die neben dir sist. Laß singen und spielen vor deinem Antlit, wirf hinter dich alle Sorge und denke an Fröhliches, dis daß kommt jener Tag, wo du landen wirst in dem Lande des Schweigens.

Und ganz ähnlich heißt es in einem Liede, das auf den alten König Antef 1) zurückgeführt wird:

Dem Leib ist verhängt vorüberzugehen und die Jüngeren bleiben zurück, ewig seit der Zeit der Borfahren. Die Götter früherer Zeit liegen in ihren Gräbern, die Mumien der Frommen liegen eingehüllt in ihren Gräbern.

Die ba Saufer bauten und die fein Saus hatten - mas ift aus ihnen geworden?

Ihre Mauern sind eingerissen, ihre Hauser sind, als waren sie nie gewesen. Niemand kommt von dort, der uns sage was sie reden, der uns sage was fie thun, der unser Herz ermuthige. Sie sind hin zu dem Ort, von wo sie nicht wiederkehren.

Erfulle beine Buniche, so lange bu noch lebst: salbe bein haupt, tleibe bich in Byssus und Schmuck. Mit ben Gaben Gottes vermehre beine Guter, hange beinen Bunichen nach und erfull' beine Buniche, so lange bu auf Erben bift, wie bein Herz es begehrt.

Der Tag wird kommen, ba Niemand beine Stimme hort, und wo ber zur Ruhe Gegangene nicht bie Klagen hort. Aber bie Klage befreit Keinen, der im Grabe ift.

Schade, daß uns von diesen wehmüthigen Liebern nicht mehr erhalten ist; ganze Folianten von unerquicklichen magischen und myktischen Texten besitzen wir, aber von jenen Liebern kaum einige Seiten!

Auch was sonst von ägyptischer Poesie erhalten ist, kann nicht für diesen Berlust entschädigen. Wohl mangelt es in den zahlreichen Hymnen, die den König oder einen Gott seiern, nicht an großen Worten und kühnen Hyperbeln, aber sie helsen der Dichtung nicht auf, der Hörer bleibt kalt. Wenn Ammon Ra zu dem großen Eroberer Thutmosis III. spricht:

Ich tomme und laffe bich vernichten bie Großen von Tah; ich werfe fie unter beine Fuße, bie ihre Bolfer verfolgen.

Ich lasse sie beine Majestät seben als herren bes Lichtes; bu glanzest über ihnen als mein Sbenbilb.

Ich tomme und laffe bich vernichten bie in Ufien find; die haupter ber Afiaten von Sprien nimmft bu gefangen.

Ich lasse seine Majestät sehen in beiner Pracht geschmückt; bu ergreifst bie Waffen und kampfit auf bem Wagen.

und in diesem Tone weiter, durch zehn Doppelstrophen hindurch, so ift das für unser Gefühl nur frostig und nichtssagend. Den gebildeten Aeghptern mußte es

¹⁾ Diefes Lieb bes Antef und die obengenannten Liebeslieder fenne ich nur aus einer eng-Lischen Uebersetzung.

freilich schön scheinen, denn noch ein Jahrhundert später seierte man Sethoß I. mit dem gleichen Liede. Bollends die meisten andern Hymnen — besonders die religiösen — was sind sie anders als eine endlose Aufzählung der üblichen Spitheta des Geseierten mit stereotypen mythologischen Anspielungen untermischt? Nur selten verirrt sich ein naiverer Zug in diese Oede; so läßt der Verfasser eines Hymnus auf Ammon einmal von den üblichen hochtrabenden Phrasen ab und schildert seinen Gott als:

Den der das Kraut schafft für das Bieh Und den Fruchtbaum für den Menschen, Zu leben gibt er den Fischen im Wasser Und den Bögeln unter dem Himmel. Er gibt den Athem dem Thiere im Ei Er erhält die Käfer Und schafft, wovon die Mücke lebt, Die Würmer und Flöhe, soviel ihrer sind. Er schaft, was die Mänse brauchen in ihren Löchern, Und erhält die Bögel auf allen Bäumen.

Neberhaupt find diejenigen Stellen der Hymnen, in denen die Natur geschilbert wird, weitaus die am besten gelungenen. Da heißt es vom Könige, er sei:

ein Löwe, stark wenn er fommt, und geht, laut brüllend, der seinen Ruf ausstößt im Thale der Riegen:

ein Schatal, eilig Beute zu fuchen, die Welt durchirrend.

Sinter den Teinden ift er einher:

gleich einer Flamme, bie mit Stroh genährt ift und hinter ihr ift ber Sturmwind, wie ein ftartes Fener, bas von ber Gluth gekoftet hat;

wie ein furchtbarer Sturm, der auf dem Meere brullt; feine Bogen fturgen wie Berge,

wer in ihn gerath, wird bon der Tiefe verschlungen.

Zu bedauern ift, daß derartige Stellen nur zu schwülftigen Bergleichen dienen; fie zeigen, daß die Aeghpter einen klaren Blick und ein volles Berftändniß für die Natur besaßen. Auch in der ägyptischen Plastik bilden ja die Thier-darstellungen den Gipfelpunkt, auch in ihnen findet sich ein treues liebevolles Beobachten der Natur.

Andere Schilberungen stehen freilich desto tieser; kommt es doch vor, daß in einem Hymnus auf die königliche Residenzstadt eine halbe Seite lang die Fische aufgezählt werden, die es dort gibt. Daß diese Kunstpoesie der ägyptischen Schreiber schließlich zu seltsamen Auswüchsen gesührt hat, ist kein Wunder. Bei dem völligen Mangel an Begeisterung für den besungenen Gegenstand nimmt man zu äußerlichen Spielereien seine Zussucht; so wird in einem Liede auf den Königlichen Wagen in jedem Verse der Name eines Wagentheiles durch ein Wortspiel erklärt.

Da sich in den Märchen entschiedene Reminiscenzen an ältere Sagen finden und es auch nicht an Beispielen sehlt, daß selbst Ereignisse aus rein historischer Zeit bald von der Sage umsponnen wurden, so liegt es nahe, die Existenz epischer Bolksdichtung bei den Aegyptern zu vermuthen. Die romantisch gefärbten Berichte der Eriechen über die Geschichte Aegyptens fänden so ihre einfachste Erklärung. Indeß sichere Spuren derselben gibt es nicht. Ueberhaupt eristirt nur ein ägyptisches Gedicht, welches man episch nennen dars, das Gedicht

von der Schlacht bei Kadesch, das man gewöhnlich irrig einem gewissen Pentaurt zuschreibt. Die übermäßige Bewunderung, die man ihm bei seinem Bekanntwerden gezollt hat — man hat es sogar mit der Ilias verglichen — verdient es nun freilich nicht; die Exposition ist breit und nüchtern und in dem Ganzen wird wenig gehandelt und desto mehr geredet.

Doch bleibt es trot alledem einer der Glanzpunkte der äghptischen Literatur. Der König ist von den Seinen abgeschnitten, allein inmitten der Feinde, änastlich mahnt ihn sein Wagenlenker zur Flucht. Aber er wendet sich ver-

trauensvoll zu Ammon Ra:

Was willst du mein Bater Ammon? Vergißt ein Bater seinen Sohn? Gehe ich nicht und stehe ich nicht um beinetwegen? und nie weiche ich ab von beinem Willen. — habe ich bir nicht große Denkmäler errichtet und beinen Tempel mit meiner Beute erfüllt? Ein ewiges haus ist dir erbaut, die ganze Welt hat dir Erstlinge gebracht, geopsert wurden dir zehntausende von Stieren mit wohlriechenden Kräutern. — Wann ist je Gleiches geschehen? Schmach dem, der deinem Willen widersteht! wohl dem, der dich erkannt hat, Ammon.

Ich ruse zu dir, mein Bater Ammon, ich bin allein in Mitten vieler Bölker. Ich bin ganz allein, Niemand ist mit mir; meine Soldaten und meine Reiter haben mich verlassen. Als ich schrie zu ihnen, hat nicht Einer gehört. Doch ich habe Ammon trefslicher ersunden als Millionen von Soldaten und hunderttausende von Keitern, von Brüdern und Söhnen zusammen

vereint. Die Werke der Menschen find nichts, Ammon ift trefflicher als fie.

Das bringt zu dir, Ammon! ob ich auch bete im fernsten Land, meine Stimme bringt nach Hermonthis. Ra hat gehört, er kam, als ich zu ihm ries, er reicht mir seine Hand. Ich jauchze; hinter mir ruft er mir zu: "Du bist nicht allein, Ramses, ich bin bei dir, ich, dein Bater Ra. Meine Hand ist mit dir, ich bin trefslicher für dich, als Hunderttausende zusammen vereint."

Es ift dies eine Stelle, der man eine gewisse nicht absprechen wird; aber im Grunde reicht denn doch auch sie nicht an die Großartigkeit der Dichtungen anderer orientalischer Bölker heran. Es gilt nun einmal eben von allen literarischen Erzeugnissen der Aeghpter, daß sie wirklich Bollendetes nur in den einsachsten Formen leisten können: im Märchen und im Liede; alle höheren mißlingen, ihre Hymnen bleiben trocken, ihre Gnomik haußbacken. Auch in ihrer bildenden Kunft sehen wir daßselbe. Solange sie sich einsache Aufgaben stellen, leisten sie Tressliches, ich erinnere nur an die reizend naiven Reliess der Pyramidengräber und an die naturalistischen Porträtstatuen der ältesten Zeit; aber bei den gewaltigen Schlachtscenen, an die sie sich später wagen, reicht ihre Kraft nicht mehr aus, sie werden karrikirt. Auch das Großartigse, was sie geschaffen haben, ihre Architektur, wirkt mehr durch einsach gewaltige Massen als durch seine Gliederung.

Sie sind nun einmal ein durch und durch nüchtern praktisches Bolk. Rege Phantasie ist ihnen etwas Fremdes; wie wenige unter den zahllosen Gestalten ihrer Götterwelt haben sie menschlich ausgebildet, die meisten sind blasse Namen geblieben, denen rechtes Leben sehlt. Dem ägyptischen Volksgeiste sehlt die Tiese, die den semitischen auszeichnet; er ist schlicht und nüchtern geblieben, wie es der Charakter des fruchtbaren Stromlandes ist, in welchem er sich gebildet hat.

Ein Brief an den Berausgeber.

Colombo, Centon, 28. Januar 1882.

Statt dieser flüchtigen Zeilen beabsichtige ich Ihnen bereits seit zwei Monaten meinen dritten Reisebrief sür die "Deutsche Kundschau" zu senden, der Ihnen meine ersten Eindrücke von der grünen Wunder-Insel bringen sollte. Aber wie soll ich inmitten dieses Paradieses, wo Tag sür Tag die reichste Fülle der herrlichsten Natureindrücke Auge und Sinn des Natursorschers sessellet, Zeit zum Schreiben ordentlicher Reisebriese sinden? An Ansähen und am besten Willen dazu hat es meinerseits wirklich nicht gesehlt. Allein den ganzen Tag über bin ich ununterbrochen mit Schauen und Bewundern, Untersuchen und Sammeln, Malen und Siziren beschäftigt, und am Abend die dann nach tüchtiger zwölfstündiger Arbeit so mübe, daß mir nach meinem einsamen Abendbrote gewöhnlich die Augen zusallen und ich kaum zum Schreiben der nothwendigsten Postkarten und der kürzesten unausschbedbaren Briese komme.

Sie müssen sich also mit den versprochenen aussührlichen Reisebriesen noch einen Monat gedulden! Ansang März trete ich meine Rückreise von Ceplon an, und die directe vierwöchentliche Fahrt von Colombo nach Triest wird mir dann Muße genug gewähren, die Fülle der Reiseeindrücke wirklich zu Papier zu bringen — wenigstens mit der Feder! Mit Pinsel und Bleistist ist das bereits in einigen hundert Stizzen geschehen, und diese, nehst einer guten Anzahl Photographien, welche ich aufgenommen habe, werden mir zugleich die besten seiten Anhaltspunkte sür die Beschreibung liefern. Um nun aber doch wenigstens Etwas zu leisten, gebe ich Ihnen hiermit eine kurze briessliche Stizze des bisherigen Berlauss meiner Reise; sollten Sie es der Mühe werth sinden, so können Sie dieselbe den Lesern der "Deutschen Kundschau" im Ans

hange des nächsten Beftes mittheilen.

Rach der interessanten Woche in Bombah, von welcher Ihnen mein zweiter Reisebrief berichtet hat, führte mich der tressliche österreichische Lloyd-Steamer "Helios" in fünstägiger angenehmster Fahrt längs der Westfüsse von Vorder-Indien nach Ceylon hinüber. Am Montag, den 21. November, war ich schon eine Stunde vor Tagesandruch an Bord und schaute mit gespanntesster Erwartung nach der nahen küste der immergrünen Zimmet-Inscl, der wir uns näherten. Schari gezeichnet erhob sich über den dichten Cocoswäldern des Küstensaumes das maserische Hochland von Ceylon, in seiner Mitte der stolze Adams-Peak. Bald nachdem wir in den Haien von Colombo eingelausen, erschien an Bord des "Helios" der Ugent des öfterreichischen Lloyd, herr Stipperger aus Wien (stüher See-Officier), ein überaus liebenswürdiger und sein gebildeter Mann. Ich solgte mit Freuden seiner gütigen Einsladung, einige Wochen bei ihm zu wohnen, und sicher konnte ich seinen angenehmeren und reizenderen Ausenkalt hier sinden, als sein idhalisches "Whist-Bungalow". Diese Willa liegt am Ende der nördlichen Vorstadt von Colombo, Mutwal, ein Stindchen dom Kort entsent, ungemein malerisch von dem prachtvollsten tropischen Garten

umgeben. Bor meiner Beranda mündet ein stattlicher Fluß, der Kelani-Ganga, in das Meer, und die nächste Umgebung zeigt eine auserlesene Auswahl der Natur-

schönheiten, an welchen die sudwestliche Rufte von Centon fo reich ift.

Die erften beiden Mochen, welche ich in Colombo verlebte, erschienen mir wie ein Märchentraum! Rach Allem, was ich feit dreißig Jahren über die Bracht ber Tropen-Mora und über ihren reizenoften Garten, über Cehlon, gelefen, konnte ich mich nun an dem wirklichen Anblick ihrer Herrlichkeit gar nicht fatt feben! Tag für Tag, bom Morgen bis jum Abend, bewunderte ich die Balmen, deren edelfte Geftalten hier burch Cocos, Talipot, Areca, Cargota u. f. w. vertreten find; Die Bam= bufen und Bananen, den Bandanus und die Riefenfeigen, die heiligen Banhanen mit ihren Luftwurzeln und machtigen Kronen; und nicht minder die Rulle der Lignen, ber manniafaltigen Rletter- und Schling-Bflangen, Die alle Stämme mit Buirlanden und Teftons schmuden: Die gierlichen und gum Theil riefigen Rarne, und taufend andere Bunderwerke ber indischen Rflangenwelt! Und bas Alles in einem Glange ber Sonne, in einer Fulle bes Lichtes, mit einer Wirkung ber Schatten, von der wir armen Nordländer in Europa gar feine Borftellung haben. Und bazu nun bas braune Naturvolk Indiens mit allen feinen wunderbaren Gigenheiten, in grellem Gegensate zu der englischen Spper-Cultur, die hier die Berrschaft führt. Whift-Bungalow liegt mitten gwifchen ben Sutten ber Gingebornen, Die bier in ber primitivsten Einfachheit ihr idullisches Dasein ohne Mühe und Sorge, wie es scheint sast ohne Wunsch verträumen.

Abgesehen von einer Anzahl Befuche, die ich in Colombo machte und von dem Abgeben meiner Empfehlungsichreiben, welchen entsprechende Ginladungen folgten, habe ich in ben erften vierzehn Tagen in Colombo eigentlich nichts gethan! Denn vor lauter Schauen und Staunen konnte ich, auch auf ben fleinen Excurfionen, welche ich während diefer Zeit machte, weder zum eigentlichen Arbeiten und Sammeln, noch jum Aguarelliren und Photographiren tommen. Zu groß und zu mannigfaltig war Die überreiche Fulle der wunderbaren Gindrude, die fich auf jedem Schritte drängten. 11m denfelben alsbald die Krone aufzuseten (wenigstens in botanischer Begiehung), fuhr ich am 3. December auf ber Gifenbahn nach Randh, der alten Ronigsftadt im Centrum der Infel. Die Bahn führt anfangs burch bas üppigfte Djungle, ben urwaldähnlichen Buschwald des flachen Rüftenlandes; später steigt fie 1500 Kuß hoch in bas großartige Bergland von Randy empor, mit prachtvollen Bliden in Die grünen Thäler. Nahe bei Kandy liegt der berühmte botanische Garten von Rera = benia, einer der schönften und reichsten der Welt. Alles was die tropische Flora von charakteristischen und interessanten Bflanzen bervorzuzaubern vermag, findet man hier auf einer reigenden Halbinsel (eine englische Meile im Durchmeffer) vereinigt, welche von einer huseischförmigen Windung des Mahawella-Fluffes unichlungen und von waldigen Bergen umgeben ift. Ich verlebte hier in dem Hause des liebens-würdigen Directors des Gartens, Dr. Trimen, vier herrliche Tage, die ich zu den lehrreichsten und interessantesten meines Lebens rechne. hier begegnete ich auch jum ersten Male Tausenden der "sliegenden Füchse", jener riesigen suchsrothen Fleder-mäuse, deren ausgebreitete Flughaut mehr als 4 Fuß breit wird.

Als eigentliches Hauptquartier für meine zoologischen Arbeiten auf Ceplon wählte ich (nach vielsachen Erkundigungen) Beligama ober Belligemma, einen Ort von 4000 Einwohnern, welcher halbwegs zwischen Galle und Matura, an der Südwestküste der Insell. Ich verlebte hier nahezu sechs Wochen, vom 12. Descember dis 18. Januar. Dieser Ausenthalt gehört zu den sondernken und originellsten, welche ich jemals auf meinen vielen Reisen gehabt, und er verdient ganz gewiß einen besonderen Reisebries. Ich will nur kurz hier erwähnen, daß ich der einzige Europäer unter lauter braunen Eingeborenen war, und daß diese sich ganz so benahmen, wie gutartige "Wilde", denen die Wunder der Civilsation noch unbekannt sind. Die Einrichtung eines zoologischen Laboratoriums, wie das Arbeiten in demselben, auch das Fischen und Sammeln stieß auf die größten Schwierigkeiten,

die ich nur theilweise überwinden konnte. Trohdem bin ich mit dem Ersolge meiner Arbeit dort sehr zusrieden; die Korallenbänke der schönen runden Bucht lieserten eine Fülle neuer und interessanter Thiere, die reizende Umgebung eine nicht minder große Fülle interessanter Aquarellmotive für meine Stizzendücher. Unvergestlich werden mir der Allen die üppigen Wälder, einige Meilen landeintwärts von Belligemma bleiben, in denen ich die ersten Ussen und Palmenkagen, die ersten Kapageien und Silberreihner schof. Die Ueppigkeit und Pracht der Begetation, vor Allen der Lianen und Banhanen, besonders an den Usern der Flüsse und der stillen Landseen, übertrifft hier alle Beschreibung.

Bewor ich von Belligemma nach Point de Galle zurückehrte, machte ich einen sehr interessanten dreitägigen Ausslug nach Matura, der Südstadt von Ceplon, und nach dem nahen Donner-Cap (Donderah-Head), dem südsichsten Borgebirge der Insel. Mit einem Segel-Canot machte ich von hier noch eine weitere Excursion südwärks; nahe dem fünsten Grade nördlicher Breite (— dem südslichsten Punkte, den ich im Leben erreicht —) stieß ich hier auf einen sehr interessanten "Corrente", eine straßenbreite Meeresströmung, die von einer Fülle merkwürziger schimmernder Seethiere, darunter viele neue Arten, ersüllt war. In Point de Galle widmete ich eine Woche dem Studium der prachtvollen Korallenbänke. Meine Katuraliensammlung wuchs hier dergestalt, daß ich 50 Kisten von Galle nach Jena senden konnte; davon kommen allein 30 auf Belligemma.

Der Monat Februar (— in Ceylon der schönste des ganzen Jahres —) soll größtentheils dem Besuche des Hochlandes und der Besteigung seiner höchsten Gipsel gewidmet werden. Ich verspreche mir davon um so mehr, als ich diese Reise großentheils in Begleitung des Botanikers Dr. Trimen zu machen und dabei einige der wildesten Districte der Insel zu sehen hosse. Am 8. März geht der österreichische Llond-Dampier von hier ab, mit welchem ich nach Triest zurücksehre; dann sollen die

"Reisebriese von Cenlon" wirklich geschrieben werden!

Mit freundlichstem Gruß Ihr ergebenfter

Ernft Saedel.

Literarische Rundschau.

Nachtigal's Reisewert.

Sahara und Sudan. Ergebnijse sechsjähriger Reisen in Afrika von Dr. Gustav Nachtisgal. Zweiter Theil. Mit 46 Holzschnitten, 4 Karten und 4 Schrifttaseln. Berlin, 1881. Weidmann'iche Buchhandlung, Verlagsbuchhandlung Baul Parep.

Dr. G. Nachtigal schilbert im zweiten Band seines großen Reisewerks die sübwestlichsten Gegenden, welche er (in den Jahren 1871—72) durchforscht hat, die höchst
interessanten Umgebungen des Tsade-Beckens. Der Schluß des ersten Theiles hatte
uns nach Kuka, der Hauptstadt des Bornureiches, an's Westufer des Sees gebracht.
Von hier aus sührt uns nun das vierte Buch, mit welchem der vorliegende Theil beginnt, am Norduser des Tsade vorbei durch Kanem in das noch nicht bereiste Land
Borku, welches von einem Zweig des großen Tedastammes bewohnt ist. Die Topographie desselben ist schon auf der zweiten Karte des ersten Bandes dargestellt, zu
welcher die topographische Karte unseres Bandes (in gleichem Maßstabe) die südliche
sehr werthvolle Ergänzung bildet. Reise und Rückreise machen wir im Geleit des

räuberischen Araberstammes der Aulad Soliman, die aus Fezzan vor nicht allzu langer Zeit eingewandert jett Kanem beherrschen; wir lernen das nördliche Kanem, Land und Leute von Borku und der Landschaft öftlich von Borku, die heimath der Backe kennen, welche, wie die Daza, die Bewohner Borkus und des nördlichen Kanems, den Teda oder Tubu verwandt sind. Das sünste Buch schildert uns Kanem, in dessen siddlichsten Theil wir zunächst den Reisenden begleiten, nach Land und Leuten, hierauf den Tsade, seine Inseln und ihre Bevölkerung und dann namentlich Bornu selber, während uns das sechste Buch in ganz unbekannte Gegenden und sehr unruhige Verhältnisse einsührt, nach Bagirmi und seinen südlichen, noch heidnischen und nie besuchten Nachbarstämmen, die zum 9.0 n. Br. Schließlich geleitet uns auch dieser

Band wieder nach Bornu, nach Rufa gurud. Die ausführliche, nicht felten fast tagebuchartige Erzählung feiner Erlebniffe und Leiben, welche letteren oft furchtbar waren, unterbricht Nachtigal auch biesmal wieder durch eine Reihe von Capiteln, welche das Erlebte und Gesehene wissenschaft= Der Sauptgewinn fällt hierbei der Ethnologie au; doch geht die Geographie feineswegs leer aus. Sie wird namentlich gefordert durch die Schilderung der merkwürdigen Berhältniffe des Tfabe und feiner Umgebung. Die auffallende Angabe Barth's, welche berfelbe nur auf Mittheilungen ber Gingeborenen begründen konnte, daß keineswegs der Sce die tieffte Senkung des Buftenterrains bezeichne, daß biefe vielmehr norböftlich bom See gelegen fei, ift jest von Nachtigal glangend er= Er zeigt, daß nordöftlich vom Tfade-Beden die Gegenden von Eger, Bobele und Sud-Borku tiefer, an ihren tiefften Stellen mehr als 100 m tiefer als ber Tfabe-Spiegel gelegen find, daß fie ursprünglich durch das jest trocene Bette des Bahar el Chagal mit bem Tfabe im Rusammenhang und noch bor wenigen Generationen unter Wasser standen, während jekt der Bahar el Ghazal nur zur Zeit des höchsten Wasserftandes des Sees einige ungufammenhangende Lachen aufweift. Sehr intereffant ift ferner Die Schilberung ber geschloffenen, an ben tiefften Stellen oft Ratronfeen zeigenben Thaler ber Schitati-Gegend (nördlich am Tfade, S. 317 f.), der Wafferverhaltniffe bes Tjade felber, fowie die Angaben über fein weftliches oder nordweftliches Borruden, sein füßes Wasser, mahrend man doch bei einem abflußlosen Binnensee salziges erwarten sollte. Bon ganz besonderer Wichtigkeit aber sind die meteorologischen Mittheilungen, welche Nachtigal gibt, feine Schilberung bes Klimas von Ruka, fein unabläffiges Beobachten der meteorologischen Berhältniffe auf feinen Reisen und namentlich die Beobachtungstabellen über Temperatur, Luftdruck, Winde, Bewöl= fung u. f. w., welche er von August 1870 bis Marg 1871, von December 1872 bis Februar 1873 in Ruta, in den Zwischenzeiten in Ranem, Bortu und Bagirmi aufnahm. Sie waren bei den übrigen Mühen der Reise gewiß nur mit äußerfter Un= strengung zu gewinnen; sie sind aber auch ganz unschätzbar und gehören zu bem Wichtigsten, was Nachtigal mitgebracht bat.

Auf ethnologischem Gebiet ift zunächst die Untersuchung über die Stellung der Teda von Bedeutung. Sehr mit Recht trennt Nachtigal sie von den Berbern ab und stellt sie nach dem Vorgang anderer Gelehrten, zu denen auch Waik gehört, mit den Kanembu (Kanuri) zusammen, mit welchen sie einen selbstämbigen Zweig der centralafrikanischen Bevölkerung ausmachen. Der Beweis wird wesentlich an der Hand sprachlicher Erörterungen gesührt, obwohl Nachtigal selber vor Ueberschähung der Sprache als ethnographischen Beweismittels warnt (S. 194). Dabei hätte er sich sreitlich nicht auf Peschel berusen sollen. Peschel verstand von Sprachen, von linguistischer Forschung wenig oder Nichts und was er über dieselbe in seiner Bölkerkunde spricht, ist unselbständig. Geht doch Nachtigal's ganze Beweisssührung von anderen und viel richtigeren Principien aus. Auch Lepsius' Hypothese über den Ursprung der sindanischen Sprachen, welche Rachtigal hier und de erwähnt, ist unselbstallig und kleden, welche Rachtigal hier und der erwähnt, wist sind und psychologisch (was ja für diese Untersuchungen zusammensällt) völlig unhaltbar. Das Resultat Nachtigal's ift nicht anzuzweiseln, nur dürste die Selbständigkeit des Tubu-Kanuristammes nicht allzusely betont werden; oder

beffer gesagt, man muß fie richtig, im Charakter ber übrigen afrikanischen Berhaltniffe auffaffen.

Nachtigal gibt eine Geschichte Bornn's und Bagirmi's und bejde haben hohen Werth, die erstere, weil sie Barth's Darstellung mannigsach ergänzt, letztere, weil sie satth's Darstellung mannigsach ergänzt, letztere, weil sie satt vollständig neu ist. Das Bild, welches er von der Entwicklung Bagirmi's bietet, mag in Einzelheiten vielleicht berichtigt werden können; allein diese sind völlig irrelevant und die Wahrheit der Gesammtschiedrung, welche letztere der Landes- und Boltsart tresslich entspricht und in sich auf das Klarste zusammenhängt, wird sich durch weitere Forschungen nur bestätigen. Namentlich von Interesse ist ausschigal's, daß die Beherrscher Bagirmi's nicht aus dem sernen Sennaar, wie die Sage will, sondern aus der Nähe, aus Kenga (südösstlich vom Tsade) gekommen, alsonächste Berwandte der von ihnen beherrschten Bölker seien. Dies ist sür unser Urtheil über Besähigung und Entwicklung der Sudan-Neger, welche so vielsach unterschätzt werden, von sehr belehrender Bedeutung.

Im höchsten Grade dankenswerth und lehrreich sind dann serner die Schilberungen einzelner Stämme, z. B. der Aulad Soliman, der Tubuvölker, der heidnischen Kationen südlich von Bagirmi u. s. w., die Darstellung der socialen Justände der durchreisten Gegenden, namentlich Bornul's und Bagirmi's, sowie endlich die zusammensassenden Uebersichten der ethnographischen Verhältnisse ganzer Länder, der öftlichen Sahara, Kanem's, der Tsadeinseln, Bornul's, Logon's, Bagirmi's u. a. m. hier ist das Wert Rachtigal's ein durchaus grundlegendes. Ganz besonders sind die drei ethnographischen Karten des Werkes, in denen die Ergebnisse überaus mühevoller Arbeiten niedergelegt sind, rühmend hervorzuheben. An Denham's, Barth's und ihrer Reisebegleiter Arbeiten schließt sich Nachtigal an, aber er ergänzt, erweitert, vertiest ihre Forschungen sehr bedeutend, indem er zugleich ganz neue Gebiete der wissenschaftlichen Erkenntniß ausschließt

So reiht sich dieser zweite Band dem ersten würdig an. Ein dritter ist uns noch verheißen, der uns gleichsalls in ganz unbekannte Gegenden sühren und außerbem noch ein besonderes Gewicht durch seinen Linguistischen Anhang erhalten wird, in welchem Nachtigal die sprachlichen Schähe, die er gesammelt hat und die sür viele seiner Ansichten das Beweismaterial enthalten, veröffentlichen will. Möge derselbe bald erscheinen; er wird ein Wert abschließen, welches zu den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur über Asicha gehört und der deutschen wissenschaftlichen Literatur sür

alle Zeiten zur Ehre gereichen wird.

Straßburg.

. Georg Gerland.

ox Briefwechfel zwifchen Schiller und bie breit und weit am Gemeinen fich freuet!" mit einem Brieffacsimile). Stuttgart, Cotta. 1881.

Das herrliche Geschent, welches Goethe bem beutschen Bolte burch bie Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller gemacht bat, finbet, wie es scheint, erst jest nach und nach die volle Bürbigung. Bährend die erste Ausgabe gegen breißig Jahre lang vorhielt, sind in den letzten fünsundzungig Jahren bereits brei Auflagen nothwendig geworden. Die gegenwärtige neueste unterscheibet fich äußerlich nicht vortheilhaft von der ersten: großes unhandliches Format und kleiner Druck. Innerlich dagegen hat ste, wenig= ftens als literarhistorische Quelle, als treuer Spiegel eines ewig bentwürdigen geiftigen Berfehrs, burch gludlich vermehrte hilfsmittel und burch bie große Sorgfalt Wilhelm Bollmer's, bes Herausgebers, außerordentlich gewonnen. Es find Briefe bingugetommen, früher lüdenhaft mitgetheilte konnten vervollständigt werben, die Treue ber Ueberlieferung ift burchweg gefichert, Anmerkungen am Schlusse jebes Bandes ge-währen die Möglichkeit, sich von den früheren Ausgaben ein genaues Bild zu machen, und ein ausführliches Regifter erleichtert bas Rachschlagen. Unter ben Zusätzen heben wir eine Aeußerung Goethe's vom 13. Juli 1796 hervor: "Seute erlebe ich auch eine eigene Epoche, mein Cheftand ift eben acht Jahre und die französische Revo-Lution sieben Jahre alt." Ein Brief vom 5. Juli 1802 beginnt: "Es geht mit ben Befchäften wie mit ber Che: man benkt wunder was man gu Stande gebracht habe, wenn man copulirt ift, und nun geht ber Teufel erft recht los. Das macht, weil nichts in ber Welt einzeln fteht und irgend ein Wirtsames nicht als ein Ende, fondern als ein Anfang betrachtet werden muß." begonnene Geschäft find die Theatervorstellungen ber Beimarischen Truppe im Bade Lauchstädt. Der Brief enthält auch sonst noch kostbare Sachen. Ein von Goethe unterbrudtes Epigramm, überschrieben "Freiheit", lautet: "Freiheit ift ein herrlicher Schmud, boch steht er, wir seben's, jeglicher Menge so schlecht, als wie bas Halsband bem Schwein." An der Spite bes ganzen Briefwedsfels erscheint jett wieder mit Recht die in ber zweiten und britten Auflage meggelaffene Widmung an König Ludwig von Bayern. Wohl burfte Goethe barin fagen, bag biefe Briefe einen wichtigen Theil bes ftrebfamften Dafeins bar= ftellen, daß fie ein treues unmittelbares Bilb pleuen, daß sie Schiller "undlässig gestrebt von gewirkt und, wenn auch förperlich leidend, im Gestigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets er-haben gewesen". Her von Neuem der Ing, der sich Goethe'n als der erste und größte in Schiller aufdrängte: "Und hinter ibm in wefen= losem Scheine lag, was uns alle bandigt, bas Gemeine." Es scheint noch nicht bemerkt, bag Goethe benfelben Gebanten ichon fruber einmal und zwar von einer Gestalt der griechsichen lichen Fragen: statt der nothwendigen teiggebenden Sage gebraucht hat. In der "Achilleis" lagt phydologischen Untersuchungen sindet man die Ballas Athene darüber, daß ihr Liebling Achtli der Schaftlichen Schlüssen ehrflächlichen Schlüsse an der Hand der And der Tages-friben Tode bestimmt sei: "Ach, daß schon so schrödichsen Schlüssen ebensofried und sich der Erde fehlen sol, schwerzeigen wie massenhaften ethnologischen und

Boethe. Bierte Auflage. Zwei Banbe (jeber Die Benbung ift von bem griechifden Gelben auf ben fruh geschiebenen Freund übertragen: Achilleus und Schiller reichen fich in Goethe's Bhantafie die Sande als ein edles Baar gleichartiger Brilber.

85 **Geschichte der Psychologie** von Brof. Dr. Hermann Siebed. Erster Theil, erste Abtheilung: Die Psphologie vor Aristoteles. Gotha, K. A. Perthes. 1880. Der Berfasser hat sich bereits im Jahre

1875 dem Bublicum portbeilhaft befannt gemacht burch eine pfychologisch = afthetische Mono= graphie: Das Befen ber afthetischen Unichauung. Bett bietet er uns ben ersten Theil eines Wertes. welches in brei Banden wesentlich die Ausbildung ber Psychologie innerhalb bes abendländischen Dentens bis auf die neueste Beit barftellen foll. Rach einer anthropologischen Ginleitung über die Borftellung von der Seele werden uns die Bebanten vorgeführt, welche in Griechenland über Seele und seelisches Leben ausgebildet wurden; junachst die vorsotratische Zeit, dann Sofrates und Blato mit einer Kritit ber platonischen Plychologie. Der Berfaffer beberricht ben Stoff durchaus und verfleht es, seine gründlichen Kennt-nife klar und fließend darzustellen. Grade auf diesem Gebiet scheint er zu Sause zu sein. Dem-nach dirfen wir das Buch dem Leser bestens empfehen. Daß der Berfasser nach Kürze geftrebt hat, glauben wir gern; mas aber hier ber Biffenschaft zu Gute tommt, läßt noch immer den Bunfch berechtigt erscheinen, bag er weiterbin noch viel kitrzer wird, damit er besto mehr Plat hat für bie neueste Beschichte ber Binchologie, beren fritische Darftellung von befonderem Intereffe und Bortheil fur Die Biffen= Schaft sein tann. Da ber Berfaffer Pfnchologe ift, nehmen wir an, baf ibm biefe Aufgabe ebenfo nahe liegt, wie Plato und Ariftoteles.

70. Das Festland Afien : Europa und feine Bölterstämme, beren Berbreitung und ber Bang ihrer Culturentwickelung mit besonderer Berudsichtigung der religiöfen Ideen von Anbeginn bis jur Gegenwart von F. A. R. v. Specht, Generallientenant 3. D. Berlin,

Luckhardt. 1879.

Wem schwindelt es nicht bei ben Berheißungen biefes Titels und bas Alles auf 292 Octavfeiten ! Freilich nur in einer Uebersicht, aber in mas für einer! Bon ber ungeheuren miffenschaftlichen Schwierigkeit, ja Unibslichkeit, von ber enormen Maffe ber Probleme, welche er behandeln mußte, hat der Verfasser gar keine Ahnung; noch viel weniger hat er nach irgend einer Geite bin auch nur annähernd genügende Studien gemacht -freilich hätte er sonn fein Buch ungeschrieben gelassen. Irgend welche wirklich historische Auf-fassung also gerechte, sachliche, undefangene Würrbigung der Berhältnisse fincht man vergebens, trot der guten Vorsätze des Verfassers in der Borrede; und vollends unfähig ist er fur die Behandlung ber fo ichwierigen religion8=geschicht= historischen Studien die naivste Beschränktheit, welche die eigene Ansicht nach bekannter Art als "das bei allen Gebildeten längst sest sienen das Bibliographisches Institut.

1. f. w., alles entgegenstehende einiach als "Schwiskende ober Täuschung" hinstellt. Man stant über die Eogit; noch mehr aber ilder (heft 1-6) vor, welche die Buchsiaden "A" bis die Kühnbeit, derartige Halt- und Inhaltlosig- keiten in die Welt zu ichiden.

μλ. Die griechischen Inschriften. 3mei Auffätze von Charles Thomas Remton. Autorifirte Uebersetzung von Dr. 3. 3mel= mann. Sannover, Belwing'iche Berlagsbuch= handlung. 1881.

Es find die Steine bes Alterthums, welche gu uns reben und Newton hat es verftanben,

fie zu volltonenbem Thor zu ordnen.

Die Inschriften bienen heutzutage unserer burch bie handschriftlich erhaltenen Schriftsteller überlieserten Kenntniß ber classsichen Zeiten als unentbehrliche Ergänzung, ja sie haben vor biesen voch den Borzug der Unmittelbartet und Urfundlichteit vorans. Biele Seiten des öffentlichen, privaten und religiöfen Lebens merben uns burch fie jum erften Dal enthüllt. Nichts fiellt den Werth der Lofalforschung - auf dem Boben wo Griechen fagen, mogen im Gangen wohl 30,000 Inschriften jum Vorschein gefommen fein - in helleres Licht, als ber Umftand, daß Newton ben Berfuch wagen konnte, lediglich aus biefem Material ein ebenfo anziehendes als umfaffendes Culturbild zu entwerfen.

ε. Mufif : Lexifon. Bon Dr. Sugo Rie = mann. Leipzig, Bibliogr. Inftitut. 1882.

Der gelehrte junge Berfaffer hat fich burch "Studien jur Geschichte der Rotenschrift" und eine "Diufitalische Syntaxis" befannt gemacht. Das Buch, ein handlicher Band von 1036 Seiten, enthält nicht nur Alles, was gur Kenntniß alter und neuer Tonfünftler, technischer Ausbrücke u. f. w. gehört, sondern auch alles Wefentliche aus ber Geschichte und Theorie ber Musit, natilrlich in ber knappesten Form. Da ein Lexikon mehr Thatsachen als Meinungen bringen foll, so hat fich ber Berfaffer barauf beschränft nur über biejenigen Zeitgenoffen Urtheile auszusprechen, ilber welche es bereits eine öffentliche Meinung gibt. Gine Art allgemeiner Parteiftellung fonnte und burfte hierbei nicht ausgeschloffen fein, am wenigsten ba, wo wie bei einigen ber bebeutenbften lebenden Musiker die öffentliche Meinung ihr letztes Bort noch nicht gesprochen hat. Die Sprache des Lexikons ist klar und sachgemäß, die Behandlung selbst der schwierigsten Stoffe gang populär. Das Buch halt die gludliche Mitte zwischen einem für Fachmufifer und für die gebildete Laienwelt entworfenen. Es macht außerdem ben Eindrud, als mare es nicht unter Mithilfe einer Reihe von Mitarbeitern, fonbern von einer hand allein geschrieben, mas nur ben Borgug großer Einheitlichkeit hervorgebracht bat, ohne in die Gefahr ber Dionotonie zu berfallen. -

wirklichen Jahresrevuen im großen Styl, welche einen vollständigen und zuverläffigen Ueberblick über bie politischen und vollswirthschaftlichen, bie wiffenschaftlichen, literarischen und fünftlerischen Greigniffe bes abgelaufenen Jahres ermöglichen. Man wird einen solchen Band niemals vergeblich zu Rathe ziehen, wenn es sich um Namen ober Daten, welche fich noch in keinem andern Nachschlagebuch finden, handelt; aber auch mit ebenso großem Ruten als Bergnügen fann man die größeren orientirenden Effans lefen, welche gange Culturgebiete, die neuesten Entbedungen und Erfindungen, die literarische Bewegung bei ben ver= ichiebenen Nationen im Zusammenhange barftellen. Zahlreiche Illustrationen erläutern den Tert; ein idones farbiges Blatt "Sunnen-Protuberangen", ein fein ausgeführter Plan ber Berliner Stadtbahn nebst ben Profilen ihrer bedeutendsten Biabucte, eine groß angelegte Karte, welche bie Bevölterungebichtigfeit in Deutschland veranschaulicht, find ben heiten beigegeben; während Karten und Blane ber Gotthardbahn, ber beutschen Seewarte, des Berliner Biehhofs, ber Festungen und Truppendislocationen Frankreichs für die folgenden Gefte in Aussicht gestellt werben.
o. Brockhaus' Conversations = Lexison.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. I. Band. Leipzig, &. A. Brod-

haus. 1882.

Mit bem vorliegenden 15. Seft (Aristotelia-Arraroba) schließt ber erfte Band biefer neuen Auflage, beren Vorzüge, was Text, Ausstattung und namentlich Illustrationen und Kartenbeigaben betrifft, wir bereits in einer frühern Unzeige gewürdigt haben. Zugleich instructio und fünftlerisch ausgeführt, umfaßt ber Bilberichmud bereits 35 feparate Tafeln, nämlich 22 Tafeln mit mehreren hundert Abbildungen und 13 geographische, historische, physitalische Rarten. Aber auch was wir über die Bermehrung bes Tertes bereits friiher andeutend gefagt, findet seine volle Bestätigung, wenn wir den abgeschloffenen erften Band überbliden: ber Textstoff ift gegen ben ber vorhergebenben Auflage um ein Drittel gewachsen, die Zahl der Artifel von 2310 auf 3814 gestiegen. Alle Fächer participieren an biefer Bereicherung, gang besonbers aber bie Raturmiffenschaften und die Nationalötonomie, bie Tednit und bie Landwirthichaft, entsprechend ber wichtigen Stellung, welche fie im Culturleben der Gegenwart einnehmen. So bewahrt der "Brockhaus" seinen Ruhm, das älteste der beutschen Conversations = Lexita zu fein, und bennoch auf ber Sobe ber Beit zu fieben.

Bon Renigfeiten, welche ber Redaction bis jum 17. März jugegangen, berzeichnen wir, näheres Ein-geben nach kaum und Selegenheit uns borbehaltenb . Asher's Collection of english authors. British and american, Vol. 178. 179, The comet of a season by Justin McCarty. Hamburg, K. Gradener, & J. F. Richter. 1882

1882.
Avenarius. — Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850.
Avenarius. — Deutsche Lyrik der Gegenwart seit 1850.
Eine Anthologie mit biographischen und bibliographischen Notizen. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Aus den Quellen. Dresden L. Ehlermann. 1882.
38. — Bebürjen bir fünftig einer Schlachen-Kadallerie ? Eftajirte Dartfellung ber Urfagen bes Berfalls ber Berinenbung biefer Baffe in den Schlachen-Charlenbung biefer Baffe in den Schlachen-Charlenbung ber Beringungen jur Beierbelebung ihrer Schlachen-Charlenbung. 1882.
Bain. — James Mill. A biography by Alexander Bain. London, Longmans, Green & Co. 1882.
Bain. — Johann Stuart Mill. A criticism: with personal recollections by Alexander Bain. London, Longmans, Green & Co. 1882.

Baht. Johann Start mit. Ander Bain. London, Longmans, Green & Co. 1882.

Senbel. – Beitgenöfiliche Dichter von Josef Benbel, Professor in Krag. I. Ubolf Friedrich Eraf von Schaft. II. Entleten Jordon und Karl. Einzofellor in Krag. I. Ubolf Friedrich Eraf von Echael. II. Entleten Jordon und Karl Simrod. — IV. Ein Wort über Withelm Jordon und Karl Simrod. — IV. Ein Wort über Withelm Jordon und Karl Simrod. — IV. Ein Wort über Withelm Jordon 1882.

Böhnfe. — Friedrich ber Große und sein Heer. Balladen von Hermen Bahnke. Oldenburg, Wiltmann & Gerriers. 1882.

Boh-Ed. — Ein Trobsen. Won J. Boh-Ed. Hamburg. Butten List.

Brochand' Convertations-Existon. Dreizelnste bolffändig umgearbeitet Aussage. Wit Wolfdons. 1882.

Brochand' Gonbertations-Existon. Dreizelnste bolffändig umgearbeitet Aussage. Wit Mobildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Dest 14—15. Einzig F. M. Brochans. 1882.

Buddhismus und Christenthum. Mit einem Anhang über das Nirvana. Von einem Hinda. Zurich, Rudolphi & Klemm. 1882.

& Klemm. 1882

E Klemm. 1882.
Burmefter. – Landftimmen, eine Sammlung plattbeutscher. – Landftimmen, eine Sammlung plattbeutscher. – Landftimmen, eine Sammlung plattbeutscher. – Geber der der der der bei Berfalfer. 1881.
Caroline Umalie, Königin von Oanemart, geb.
Bringessin von Solleswig Joustein – SonberburgeAugustendurg. Eine Lebensstige. Deutsche Ausgade.

Caroline Amalie, Königin bon Danemart, geb. Betrigesin bon Schlestog, Dolften Sonberdurg. Betrigesin bon Schlestog, Dolften Sonberdurg. Buguitenburg. Eine Beenststigs. Deutside Ausgade. Libed, Ferd. Krautoss. 1882.

Chaillu. — Im Kande ber Mitternachts-Sonne. Sommermud Binterreisen durch Norwegen und Schweden, Cappland und Nord-Jimiland. Nach Baul B. Du Chaillu frei übersett don A. Delens. Mit 48 Tonbildern und 200 dolfdiniten im Tert. Mit einer großen Ansiche und 200 dolfdiniten im Tert. Mit einer großen Ansiche den Mitäch den Schweden und Schweden vool. 2031. Aunt Serens dy Blanche Willis Howard.— Vol. 2033. 34. A grape from a thorn by James Pain.— Vol. 2035. His little mother by the author of "John Halifax, Gentleman."— Vol. 2036. 37. Christowell dy B. D. Blackmore.— Vol. 2038. The diary of an idle woman in Sicily dy Frances Elliot. Leipzig, B. Tauchnitz. 1882.

Collection of german authors. Tauchnitz Edition. Vol. 42, 43. Spinoza dy Berthold Auerdach. Leipzig, B. Tauchnitz. 1882.

Collection Spemann. Deutsch Gand und Hausbistionschut. 2 Bde. Eintgart, B. Spemann. Beditche don Hentimer Gooder. Heberset von Pelen Robedan. 2 Bde. Eintgart, B. Spemann. Debatte, die, dom 27. Januar 1882 im ungarischen Ausgarden und Magerdantlach. 3. Proceed.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömlich, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 2. Abthlig, 1. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeenotlogie. 1. Lfg. — 2. Abthlig. 2. Lfg. Enthält: Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs. 1. Lfg. Breslan, Ed. Trewendt. 1882.

Sindered. — Freiblingsblumen ben Aglaia ben Enbered. Mit einer Einleitung und methobiden Charatierihit ben Profeior Dr. M. Williamm. Mit 71 Mbbilbungen in Harbeitung nach ber Ratur gemaßt ben Jennh Schermal und Joj. Seboth und sahlveiden volsfitigen. Sig. 1. Leibzig, G. Freytag. 1882. Encyklopaedie der Naturwissenschaften, Herausgegeben

Erfahrungen, pädagogische, beim Klavierunterrichte im täglichen Verkehre mit den Schülern am Conserva-torium von Xaver Scharwenka in Berlin. Monatsschrift

torium von Xaver Scharwenka in Berlin. Monatschrift für Klavierlehrer und Freunde einer rationellen musikalischen Erziehung. In Verbindung mit den übrigen Kräften des Lehrer-Collegiums herausgegeben von Aloye Honnes. 1882. No. 1–3. Berlin, A. Hennes. Erifis. — Erftlinge. Boetilche Blätter bon W. Erifis. Dresben, E. Pieriori's Buchhhlya. 1882.
Rauft. Kohann Faust. Ein allegorifdes Drama gebruckt. 1775. ohne Mingobe bes Werfassen und ein nürnberger Terfbuch besielben Dramas, gebruckt. 1777. Derausgegeben bon Karl Engel. Aweite burch bas mitnberger Terfbuch bernehrte Unflage. Olbenburg. Schulze'fde Hofouchhung. Wertenburg. Schulze'fde Hofouchhung. Fontame. Wühlltera. Wobelte bon Theobor Fontane. Breslau, S. Schottlenber. 1882.

ouré. — La France lyrique. Album des meilleures poésies lyriques des auteurs français par Mme Pauline Fouré. Quatrième Edition, entièrement refondue et aug-mentée par Prof. Dr. Otto Kamp. Gütersloh, C. Bertels-

mann. 1882.
Gewerbefause. Organ für den Fortichritt in allen Jweizen der Kunstindustrie, unter Mitwirkung de-wärter Kachmänner redigirt von Lubvig Cifenlohr und Carl Weigle, Architetten in Stuttgart. 20. Jahrg. Heft 3. Stuttgart, 3. Engelhorn. 1882. Goethe. — Goethe's Faust. Ein Fragment. In der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben dom Wilhelm Ludwig Holland. Freidurg i. B. 1882.

urfprünglichen Gestalf neu herausgegeben von Wilhelm Aubrig Holland. Freiburg i. B. 1882. Götinger. — Reallerifon der deutschienen Alterthümer. Ein Hands und Andschlagedum sitter Entbirende und Laien, bearbeitet von Ernst Göbinger. Helt 7-0. Leipzig, W. Urban. Handatlas, grosser, der Naturgeschichte aller drei Reiche. In 120 Folio-Tafeln nach einer neuen patentirten Methode in Farben ausgesührt in der lithographisch-artist. Kunstanstalt S. Czeiger, Wien. Herausgegeben nutzer Mitriekung herverspracher Künsthe und Kechartist. Kunstanstalt S. Czeiger, Wien. Herausgegeoen unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Fach-gelehrter von Dr. Gustav v. Hapek, k. k. Professor der Naturgeschichte in Wien. Lfg. 1. Wien, M. Perles.

Sarmening. — Mirjam. Hohes Lied der Liebe bon mening. Mülhausen i. E., W. Bufleb,

Sarmening. — Mirjam. Hofes Nied der Liebe don Ernit Harmening. Mälhaufen i. C., W. Busseb, Hobindhandlung. 1881.

Dart, H., und J. Hart, kritische Wassenge. 2. Heft. Offener Vief an den Fürlen Bismard. — Baul Lindau als Kritiker. — Für und gegen Fola. Leipzig. D. Wigand. 1882.

Seimgarten. Eine Monafsschrift, gegründet und ge-leitet don B. K. Kolegger. VI. Jahrg. Heft 6. März. 1882. Crag. Lehtam-Jalefsthal.

Derten. — Das fille Hauf. Roman bon Waldemar Herten. Breslau, S. Schottlaender. 1882. Hirzel. — Aldrechtvon Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Ludwig Hirzel.

nitzer. — Aubrecht von Hallers Gedichte. Heränsgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Ludwig Hirzel. (Der "Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz" dritter Band.) Frauenfeld, J. Huber. 1882. Softm. — Gebi

Donn. Sectiffe bot Jath gothe. Bettin, Janus Bodne. 1882.

Sumoviften, Dentiffe, aus after und neuer Zeit. Dennoviften, Dentiffe, aus after und neuer Zeit. Dennoviften, Dentiffe, aus after und neuer Zeit. Ramp. — Frankreichs schönste Kinderlieder und Jugendgesichte. Für Schule und Haus gesammelt von Dr. Otto Kamp. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1882.

Kant. — Immanuel Kant's critique of pure reason. In commemoration of the centenary of its first publication. Translated into English by F. Max Müler. With an historical introduction by Ludwig Noire. 2 Vols. London, Macmillan and Co. 1881.

Singsleth. — Charles Singsleh. Briefe und Gebentblätter, berausgegeben bon feiner Gattin. Grädnungen jur eriften Muffage in untorifitret bentifher Heberlegung bon M. Gell. Gotha, Briebe. Midt. Kindt. With Stripes. 1882.

Klassiker, Millitärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erlauterungen von W. v. Scherff.

lassiker, flilitarische, des in- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, Frh. v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. – 14. 15, Heft: Erz-herzog Karl: Militärische Schriften. Mit Einleitung und Anmerkungen versehen durch Frh. v. Woldsättlen, k. k. General-Major. Berlin, F. Schneider & Co. 1882.

k. k. General-Major. Berlin, F. Schneider & Co. 1882. Konverfations-Cerfifon, illuffrites, der Gegenwart. Rachfchlagebuch für Haus und Hamilte zum ichlichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Tertabbildungen, 20—25 Cytrabeigaben, Karten, Plänen 2c. Kfg. 12, 18, (Schuß). Leibzig, D. Spamer. Kremniß. – Rumäniche Märchen überfest von Mite Kremniß. Leibzig, W. Friedrich. 1882.

Mretschmer. — Die Trachton der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Caul Kontbach in Gotha. Z. Aaft. Hig. 24. Leipzig, J. G. Bach's Verlag. Sankenau. — Luchmeneurache. Koman von 3. d. Caulenau. Breslau, S. Chottlaenber. 1882. Beitigner. Belbölumen. Dichtlaenber. 1882. Beitigner. Belbölumen. Dichtlaenber. 1882. Beitigner. — Unler Jahrhundert. Sin Gesammtbilb der volleichen Erfderungen auf dem Gebiete der Gelügte, Kunft, Wilfeldigaft und Industrieben Aufgenten Geschenungen auf dem Gebiete der Gelügte, Kunft, Wilfeldigaft und Industrieben Aufgenten. Mig. 39. 40. Eintigaer. Mit gabreichen Kingelvorn. Wigsten Gesammelte Gefrieh von Franz Figit. Bei V. Aus den Annaten des Hortführits. Kongetter und kammermmuftaltifde Knab von Fr. Rijtz. Beuft der arbeitet den K. Kamann. Leidzig, Breitfohf & Gartel. 1882.

lissz.

**Titteraturdentmale, deutsche, des 18. Jahrhunderis in Neudruden heraußgegeben dom Bernhard Seuffert. Deft 5. Hauft. Ein Fragment dom Goethe. Deifbronn, Gedr. Denninger. 1882.

Boebenithal.— Eraf Redenhorft. Ein Schaufpiel in finf Acten dom Wilhelm Voelwenthal. Letdzig, W. Hrtebrich, 1882.

rünf ükten bon Wilhelm Koeineringen. Sethaig, W. Artheriotid, 1822.
Lübke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lübke. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, Mit über 300 Hlustrationen in Holzschnitt.
Lüg, 6. Stuttgart, Ebner & Seubert. 1882.
Meurer. — Shakespeare für Schulen. Ausgewühlte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Ammerkungen und Abriss der Shakespeare förammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Meurer. III. Macbeth. Kooln. C. Hoemte & Cie. 1882.
Webert' & Jah-Verifa. — Verifon ber Reifen und Kniberfüngen bon Dr. Friebrid Embader. 3n abet Motherlungen: I. Die Horidungsverlen aller Zeiten und Kähber. II. Embedungsgeldigide ber einzelnen und Kähber. II. Embedungsgeldigide ber einzelnen und Kähber. II. Gribedungsverlen aller Zeiten und Kähber. II. Gribedungsverlen der Schwarzenberg. 1881.

perg. 1881.

Minor. — Die Leiche und Lieder des Schenken Chrow von Winterstetten. Herausgegeben von Dr. J. Minor. Wien C. Konegen. 1882.

minor. Die Leiche und Lieder des Schenken Ulrich von Winterstetten. Herausgegeben von Dr. J. Minor. Wien, C. Konegen. 1852.
Nöbins. — Die Nervosstätt. Don Dr. Paul Julius Möbins. Eripig, J. Meber. 1882.
Nobins. Eripig, J. Meber. 1882.
Niebert. — Um eine Menscheise Er Hönbidelung. Darfegung der neufein Ergehof Mebenhauer. Ag. 6.
köln. C. D. Mahr. 1882.
Niebert. — Um eine Menscheise. Fantasie bon Helen Riebert. Solia, Fr. Andr. Herthes. 1881.
Nome. — Georg den Frundsberg. Koman aus ber Reformationszeit. Don Audbung Konne. — Beorg den Frundsberg. Koman aus ber Reformationszeit. Don Audbung Rome. 2 Bde. Gotha, Fr. Andr. Berthes. 1881.
Nonte. — Georg den Frundsberg. Koman aus ber Reformationszeit. Bon Audbung Rome. 2 Bde. Gotha, Fr. Andr. Berthes. 1881.
Notwegen und Schweben, Frland, Schötland. England und Bales. Mit besonderer Berdfichtigung den Schweben. Filmberer Berdfichtigung den Schweben. Dr. Aberthese. Dr. Abolf Wienberg. Durge Schwebe, D. don Wiedelf. Dr. Holf Wienberg. Durge Schweb. Don Wiedelf. Dr. Holf Wienberg. Durge Schweb. Schilderungen Dreining. Beithungen, den berbahrteten Künftern an Ort und Stelle eigens für dies West aufgenommen. Sg. 18. Stehpig, Freit. Sirt & Schu.
Oberländer. — Fremde Volker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt von Richard Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 5—8. Leipzig, Jul. Klinkhardt.
Dits. — Martin Stuart. Nach den neueffen Forfdungen dargefellt von Theodor Oberländer. Mit mehr als 200 Text-Illustrationen. Lfg. 5—8. Leipzig, Jul. Klinkhardt.
Dits. — Professore Gentile Pagani. Milano, Libr. Bedeck. 1882.
Prijert Balmer. Dauburg. 3–8. Knitter. 1882.
Prijert Balmer. Dauburg. 3–8. Knitter. 1882.
Prijert Balmer. Dauburg. 3–8. Knitter

Projections-Kunst, die, für Schulen, Familien und offentliche Vorstellungen. Nebst einer Anleitung zum Malen auf Glas und Beschreibung optischer, mag-netischer, chemischer und elektrischer Vorzuche. Achte umgeszb. u. verm. Auß. Mit 98 Holzschnitten. (Liese-

gang's Bibliothek für Photographen No. 16.) Düsseldorf, Ed. Liesegang's Varley, 1892.

Ed. Liesegang's Verlag. 1882. Reich. — Die Erblichkeit der Gebrechen des Leibes und der Seele, der Geisteskrankheiten, des Cretinismus, der Fallsucht, Taubstummheit, Skropheln und Lungen-schwindsucht insbesondere, nebst Rathschlägen und Mitteln, den Gebrechlichkeiten und Krankheiten entgegenzutreten und sie zu verhüten. Von Professor, Director, Dr. Eduard Reich, Lfg. 1. Neuwied, Heuser's Verlag.

eimann, — Neuere Geschichte bes preußischen Staates bom Huberteburger Frieden bis zum Wiener Kongreß. Bon E Reimann. 1. Band. Gotha, Friedr. Andr. Reimann.

Don Meinertsutige Artein in Jan. Friedr. Andr.
Aberthes. 1882.
Rechnifd, — Sängerjahrten den Ernft Rethnifd,
Archnifd, — Sängerjahrten den Ernft Rethnifd,
Archnifd, — Sängerjahrten den Ernft Rethnifd,
Archnifd, — Sängerjahrten den Ernft Rethnifd,
Akademie der Wissenschaften. Herauszegeben von Paul Hunfalyv, 1882. Heft 2. 3. Budapest, Fr. Klian.
Rehmond. — Strafgefeßduch für das deutliche Reich in Eekdnifigeren dom M. Kehmond. 5. Aufl.
Archniond. — Ertafgefeßduch für das deutliche Reich in Eekdnifigeren den M. Kehmond. 5. Aufl.
Archniond. — Ertafgefeßduch für des deutliche Reich in Erbeiten deutliche Mitter Mittvirfung hervorragender Hadmänner berausgegeben dom Arof. Dr. Karl Arends in Münden.
Iv. Jahrg. heft 6. Wien, A. Dartlefen. 1882.
Sammlung gemeinnisiger Bourtage. Derausgegeben den Arof. Siene Biographie.
Sem beutlichen Bereine zur Bertbeitung gemeinnißiger Kenntniße in Brag.
Sammlung gemeinnißiger Biographie in Celterreich.
Bon J. U. Dr. F. Mulf., I. & Brofessor der Leich Bon J. U. Dr. F. Mulf., I. & Brofessor der Leich gemeinnißiger geworden von den gemeinnißiger Grüften bes 16. und 17. Kahroniberts. Bernusgeachen von Best im b. 17. Kahroniberts. Bernusgeachen von des Eine Leiten gewordener das aggeben und Ernfrushung felten gewordener das aggeben und 17. Kahroniberts. Bernusgeachen von des Eines Leiten gewordener das aggeben und kan bei 18. Kahroniberts. Bernusgeachen und des Eines Leiten gestellt der Bernusgeachen von der Ernfrushunderst. Bernusgeachen von der Ernfrushunderst. Bernusgeachen und der Ernfrushunderst. Bernusgeachen und der Leiten gewordener das aggeben der Mitter der Mitter der Bernusgeachen und der

reig, Bon J. O. Dr. J. Mul. I. t. Exofejör ber Rechte an ber Univertiät Brag.

Sammlung selten gewordener vödagogijder Schriften bes 16. und 17. Jahrhunderts. Derausgegeben von August Frael, Seminardirector zu Jäsodau. Deft S. Des Durchläusgigen Doggebornen Hürten und Derren, Gerren Augusti. Derzogen zu Brunswyg und Derren, Gerren Augusti. Derzogen zu Brunswyg und Deinschung. My es nemick mit Institution der Jugend in S. Fürft. Ein. Kürftentümeren, Graf: Derrchäuften und Landen, underäubertig zu halten. — Deft d. Ein schrift Philippi Welanasthonis an eine erdare Stadt bon anrechtung ber Latinigen Schuel. Miglig zu lefen. Wilciemberg 1533. Augsdurg 1333. Aldhonau, F. A. Kalchte. 1835. Sammlung von Vorträgen. Derausgegeben von W. Frommel und Friede. Maßig zu Bertang damung von Vorträgen. Derausgegeben von W. Frommel und Friede. Maßig VI, S. 306, Müße Kellen, VI, 9. Antite und hrilltige Weltaufganung in der Baufunft, mit befonderer Beruchfüchtung des Warthenon und des Kölner Domes. Von Mic. Dr. Gustad Bortig. VI. O. leber Kafael's Schule von Undele Ausgeber. Dertag den Potten Botten. Botten G. Weithau Bortig. VI. O. leber Kafael's Schule von Undele Ausgeber. — Stendich und Schaff. — Stendien und Skiezen von Der Ludwis Schaff. — Stendien und Skiezen von Der Ludwis Schaff. — Stendien und Skiezen von Der Ludwis Schaff. —

1882.
Scharf. — Studien und Skizzen von Dr. Ludwig Scharf.
Braunschwig, B. Schlegel's Verlag. 1882.
Schakfammer beutischer Jlustratoren enthaltenb Original-Zeichungen zu beltebten Dichtungen. Lig. 3. Der wilde Fäger. 25 Tufchzeichungen zu Julius Wolffe Waedmannsmar von Karl Kitelt. Deft 1 Minchen, Abolf Ackermann, Hof-Buch-& Kunfthanblung.

Minigen, Abolf Adermann, Hof-Buch, & Kunsthanblung.
1832.
Solosser. — König Khilipp. Araneshpiel in stuff Meten bon Chr. — Königer. Frankfurt a. M., M. Siesterweg. 1881. — Glosser. Frankfurt a. M., M. Siesterweg. 1881. — Studister. — Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften. Von Professor Dr. Fritz Schultze. II. Thl. Leipzig, E. Gunther's Verlag. 1882. Schweiger-Lercheufeld. — Griechenland in. Wort und Bild. Bine Schilderung des Hellenischem Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Aft ca. 200 Illustrationen. Lig. 3. Leipzig, Il. Schmidte Co. Gutther, 1882. Schweiger-Diffig. Sammlung Deutsch-Schweizerseitiger Mundorft-Keiteratur. 1. und 2. Köndiger. Alls bem Kanton Bern 1. Heft. — Auß bem Kanton Bern 1. Heft. — Auß bem Kanton Brofelor. — Bort eine Werthold Auerbach gelbrochen don Dr. M. Silberstein, Bezirfsrabdiner un Mitheitungen. Breslau, Hereß Hight & Cie. 1882. Sommer. — Leber das Welfen und die Bebeutung der mentaliden Kreibet und bere modern Wilderlagen. Serlin, S. Reimer. 1882.
Studien, philosophische. Herausgegeben von Wilhelm Wundt. I. Bd. 2. Heft. Leipzig, W. Engelmann. 1882.

Zaichenbuch, hiftoriiches. Begründet bon Kriedrich bon Raumer. herausgegeben bon Wilhelm Mauren-brecher. 6. Folge. 1. Jahrg. Leipzig, F. A. Brod-haus 1882.

yanıs.

Feitfd. — Schwarzburg. Şiftorijde Erzählung aus dem Siebenbürger Sachfenlande. Won Traugott Teutich. Yfg. 9–11. Kronfladt, H. Drefnandt. 1892. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentagos zu Berlin am 7. und 8. Juni 1831. Mit einer Kartenskizze und 6 Tafeln Abbildungen. Berlin, Dietr. Reimer.

1882.
Vulpinus. — Bibanus. Cebenkblätter von Theobor Bulpinus. Leipzig, K. Caftein. 1882.
Bachenhusen. — Wos die Straße bericklingt. Socialer Roman in drei Bänden von Hans Machenhusen. Berlin. U. Hojmann & Co. 1882.
Baldect. — Die Kibiliten. Tranerfpiel in fünf Anfzigen von Ostar Waldeck. Leidzig, O. Muße. 1882.
Baldect. — Armin, Kürft ber Cheusker. Ein dramatisches Gebigt in fünf Aufzügen von Ostar Waldeck.

maitigies Gedigit in flui Aufzügen den Ostar Walded. Leidzig, D. Muhe. 1882. Ballvoif: Alatfifer-Bibliothek. 2. Schiller's Werke. 2. Band. Juhalt: Wilhelm Tell. Die Berichwörung des Hieson. Berkin in Keidzig, E. Waltroth. Wandlungen, russische. Neue keiträge zur russischen Geschichte von Nikolaus I. zu Alexander III. Erste und zweite Aufl. Leidzig, Duncker & Humblot. 1882. Weismann. — Ueder die Dauer des Lebens. Ein Vortrag von Dr. Angust Weismann, Professor in Freidurg i. B. Jena, G. Fischer. 1882. Wodiczfa. — Stirme im Frühling. Robelle bon Bictor Wodizata. Wien, G. Konegen. 1882. Zeitfdwirft, hiftwissiche. — Gerangegeben bon Heinig bon Spbell. Reue Folge. 11. Band. 2. Heit. Jahr-gang 1882 heft 2. München, M. Oldenbourg.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Heransgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XVI. Band. Heft 6. XVII. Band. Heft 1. Mit Gratisbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. Nr. 8-10. Band IX. Nr. 1. Berlin, Dietrich Reimer., 1882.

veils. Nr. 8—10. Band IX. Nr. 1. Berlin, Dietrich Reimer. 1882.
Zeitschrift des deutschen Vereins zur Förderung der Luftschiffahrt. Redaction: Dr. phil. Wilh. Angerstein: I. Jahrgang. 1882. Heft I. II. Berlin, Polytechnische Buchhandlung. A. Seydel.
Zeits- und Streiffungen, deutigie. Hugfgriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Werbindung mit Brof. Dr. Kludhohn, Medacteur A. Lammers ze. herausgegeben den Franz den Vollenderung. Der Leitsche List.
Dertik-Tientenant z. D. Berlin, G. Agdel. 1881.
Iegler. — Geichichte der Ethit. 1. Abtheilung: Die Ethit der Kriegen und Kömer. Don Theodold Ziegeler, Profesor am Chunasium in Baden-Baden. Bonn, G. Strauß 1882.
3ittel. — Biselfunde den Gmil Jittel. Achte undersänderte Auslage. Karlsruhe, G. Braun'iche Hosfung.

handlung. 1882. ittel. — Die Entstehung der Bibel von Emil Zittel. 4. Aufl. Karlkruhe, E. Braun'sche Hofbuchhandlung.

Jola. — Der häusliche Herb. (Pot-Bouille.) Roman bon Emile Zola. Aus dem Franzöfischen überfest bon Armin Schwarz. Mit dem Bortrait des Ber-jasses. I. Band. Heft 1.—5. Budaheit, E. Grümn.

Bur Orientirung fiber ben am 6. October 1881 bem ungarischen Abgeordnetenhause in Osenhest borge-legten Gesehentwurf über den Ghmnasials und Reals fcul-Unterricht. Hermannftabt. 1882.

Schloß Volia.

Mon

A. Meinhardt.

Drei köftliche Wochen hatte ich zwischen den mächtigen, vielzadigen Bergen des Ampezzanerthales zugebracht, hatte ihre Thäler durchstreift, ihre Gipfel erftiegen und war mit ihnen allen, vom Dürrenftein bis zu dem Marmarole, fo vertraut geworden, daß mir die schönften andern Berge in der Erinnerung schal und flach dagegen erschienen. Daber beschloß ich, als es nun zum Abschied kam — und das Abschiednehmen wurde mir durch Kälte und strömenden Regen erleichtert — bem Hochgebirge für dies Jahr Balet zu fagen und, ftatt über die hohen Tauern, gemächlich mit der Eisenbahn längs den kärntnerischen Seen nach Saufe zu ziehen. Unterwegs zwar wollte mir in Lienz und Dolfach das Berg ein wenig ichwer werden, bei dem Gedanken an Heiligenblut und all' die Gletscherwunder, die dahinter liegen, ich tröstete mich aber mit einem Blick auf die Wolken, die rechts und links an den Bergwänden hingen. Es war schon Nacht, als der Zug endlich in S.... anhielt, von wo aus ich den ersten See zu erreichen gedachte. Der Fluß rauschte nahe der Bahn, aber vergeblich fpahte ich rings um das Stationsgebäude nach einer Ortschaft aus, es war Nichts zu erblicken, nur die breite Strafe, die schnurgerade in die Felder hineinführte. Der Stationswärter nahm sich meiner Verlassenheit an, erklärte mir, daß der Marktflecken S.... nicht an dem großen Strom, sondern eine gute Biertelftunde weiter an einem kleinen Nebenflüßchen liege, und ichaffte mir auch einen Wagen, der mich in den Ort hinein bringen sollte. Die Nacht war schwarz; dicke Wolken jagten einander am himmel und von der Gegend, den Bergen, der Lage des Städtchens konnte ich fast Nichts unterscheiben; links am Wege ragte ein bufterer Bau, wie ein Caftell ober eine Festung anzusehen, aus dem Dunkel hervor; dann fuhr der Wagen durch eine ftädtisch bebaute Gaffe und lenkte schlieflich in den hohen Thorweg eines alterthümlichen Hauses ein, des Gafthauses zur Post, das für die Nacht meine Herberge fein follte.

Am nächsten Morgen sah das Wetter nicht eben günftig aus für die Besichtigung eines Gebirgssee's, der Herr Wirth vertröstete mich auf den Nachmittag und rieth mir inzwischen, den Ort zu besehen. Ich ging in ziemlich trostloser Stimmung weiter in das Städtchen hinein, an schnörkelhaft verzierten Häusern mit stattlichen Portalen vorbei dis zu einer Brücke, versuchte Fluß auf und ab mich in der Gegend zu orientiren, obwohl die grauen Wolken wenig genug von den Bergen frei ließen, und guckte in den Hof der Bezirksschule, eines ehemaligen Klostergebäudes, wobei ih mich einigermaßen über die gute Bauweise desselben, wie über die Versuche, jedes, auch das kleinste Haus durch passende Ornamente an Thür und Fenstern zu verzieren, verwundern mußte. Dann ging ich zur Kirche, in deren Außenwände viele steinerne Grabplatten mit reichem Wappenschmuck eingelassen waren, und durch den Thorweg wieder in die Post, wo ich mich resignirt in die kleine Laube vor der Thüre setzte und den behaglich dreinsschauenden Wirth frug, was denn ein armer verregneter Touriste nun in S.... weiter ansangen solle?

"Ja, haben Sie benn das Schloß ichon gefehen?" frug der Wirth.

"Das Schloß? Was für ein Schloß?"

"Nun, das Schloß Polia dort unten —" und er wies nach der Richtung, aus welcher ich gestern Abend hergekommen war.

"Ach so, der große, viereckige Kasten am Eingang in die Stadt, ich hielt ihn im Dunkeln für eine Kaserne. Das also ist ein Schloß. Und es ist sehenstwerth?" — Der Wirth konnte in seiner Berachtung meiner Unwissenheit gar nicht genug lobende Eigenschaftsworte für die Pracht des Schloßbaues sinden, also ging ich, neugierig gemacht, sofort die Straße hinunter um zu ersorschen, was es dort wohl Schönes zu schauen geben werde. —

Da ftand ich nun vor dem mächtigen Bau. Das hatte ich freilich in dem unscheinbaren Marktflecken nicht zu finden erwartet, das war nichts mehr und nichts weniger als ein venetianischer Palast; nur daß die dreifach zusammengekuppelten Tenfter in der Mitte, über dem reich verzierten Marmorportal, ftatt auf den Canale Grande auf ein modernes Blumengarten und eine ftaubige Landstraße hinabsahen. Als ich aber durch die hohe Bforte in das Innere ein= trat, wie ftaunte ich nun erft über ben Sof, mit feinen unten von fraftigen jonischen, in den oberen Stockwerken von zierlichen korinthischen Säulen getragenen Bogengängen rings umber, den römischen Imperatorenköpfen und mappenhalten= den Genien in den Bogenzwickeln und dem über Wände, Thurpfosten und Pfeiler in verschwenderischer Fülle ausgebreiteten Schmuck von Ornamenten. Seltsame Kabelthiere, Butten, Waffen und Mufikinftrumente, umschlungen von edelgezeichnetem Bänder- und Pflanzenwerk, waren aus dem feinsten weißen Marmor gemeißelt und umgaben alle Formen mit ihrem lieblichen Spiel, besonders reich die Geländer der Treppe, die in einer Ede des vierectigen Hofes, mit doppeltem Lauf unter dem Bogengang aufstieg, dann fich zu einer kurzen Stufenreihe verband und an der Galerie des ersten Stockes vor einer, aus vielverschlungenen 3weigen gebildeten, ichmiedeeisernen Thure endigte.

Alls ich eben mit der genaueren Besichtigung dieser köstlichen Thure beschäftigt war, kam durch den offenen Säulengang des ersten Stockes ein herrschaftslicher Diener, mit weißer Arbeitsschürze über der Livree, auf mich zu und frug in norditalienischem Dialekt, ob ich den Palast zu sehen wünsche? Er schloß

die schweren Gisenflügel vor mir auf und führte mich durch eine Reihe mäßig intereffanter, mehr altmodifc als alterthümlich eingerichteter Zimmer in den Hauptsaal, wo er mich bat, meinen Namen in das Fremdenbuch einzuschreiben. Dieser Saal enthielt an den Wänden einige Familienporträts, unter benen mich mein Führer befonders auf einen gemüthlich dreinschauenden, gepuderten Berrn mit blauem Ordensband aufmerkfam machte, den Fürften Anton, den Wieder= hersteller des Schlosses nach feiner Berwüftung in den napoleonischen Kriegen, den Groß- oder Urgroßvater des jett regierenden Fürften. Aber neben diefen alltäglichen Bildern frappirte mich plöglich ein feltsam unbeimliches Gemälbe, das zwischen den beiden venetianischen Fenstern der Borderfront im Schatten hing: aus tiefem Dunkel schien eine hobe, geisterhafte, schwarze Frauengestalt die erhobene Rechte wie drohend gegen mich vorzustrecken. Heller Mondenschein fiel über ihr Nonnengewand auf einen halb aufgerollten Bergamentstreifen und einen kleinen Pantoffel, die ihr zu Füßen am Boden lagen, aber erft als ich näher hinzutrat bemerkte ich im Dufter des Hintergrundes in einer offenen Thur einen Mönch, der die Dame mit der Geberde des Entsetzens anftarrte, als sei fie ein Gespenst, erkannte ich, daß die geisterhafte Frau halbwegs auf der zier= lichen Doppeltreppe ftand, die ich vorhin erklommen hatte, daß das Mondlicht durch die Säulen des Erdgeschoffes einfiel, daß der Ausblick zwischen diefen Säulen in den vierectigen Sof ging, in den schonen Sof des Schloffes Bolia. -"Wer ift diese Frau und was ftellt das Bild dar?" frug ich erstaunt meinen Begleiter.

"É una di Saragossa," war die Antwort.

"Saragossa! hier in Kärnten! Aber was stellt sie vor? Ist sie ein Gespenst, oder nicht? Und welche Geschichte knüpft sich daran, denn es muß doch eine Geschichte darüber existiren?"

"Chi lo sà?" entgegnete gleichmüthig ber Diener.

Es war nichts Anderes aus ihm heraus zu bringen. Da auch sonst, weber im Schloß, noch im Park, außer einem paar unter Aufsicht der Bonne spielensden sürftlichen Kindern, irgend ein menschliches Wesen zu erblicken war, das mir über das räthselhafte Bild hätte Auskunft ertheilen können, mußte ich, unwissend wie ich gekommen, wieder von dannen ziehen. Selbst der Wirth zur Post, and den ich mich in meiner Reugier wandte, wußte mir nichts mitzutheilen. — "Das Schloß hat ehemals den Grasen von Rotenburg gehört, jetzt besitzt es Fürst Polia," sagte er. "Was weiß ich, was in den alten Zeiten vorgegangen sein mag?" Damit lenkte er in ein anderes Gespräch ein und zwar über's Wetter, bewies mir, daß die Wolken an den Bergen gar nichts zu sagen hätten, daß sie gerade die allerschönste Beleuchtung für diese Gegend abgäben und complimentirte mich, ohne viel auf meine Widerrede zu achten, in ein sederloses Einspännerchen hinein, das mich an den nahen See bringen sollte.

Der See war schon, recht schön, obwohl er bei weniger bleigrauem himmel und weniger schwüler Luft, wohl noch schöner sein mag; aber nun frage ich: wie soll man sich für den allerschönsten See in der Welt begeistern, wenn man ein ungelöstes Räthsel im Kopse umherträgt und an den Bergen stets nur die schwarze Gestalt einer Gräfin von Saragossa gespensterhaft dräuend vorbeischreiten

fieht? Ich hätte wohl auch ein anderes Mal mehr Interesse für den romani= ichen Sof mit der großen Linde im ehemaligen Klofter am See gehabt, wenn ich nicht gerade porher den reizenden Renaiffancehof zu Schlof Bolia gefeben hätte und mir bei dem Gedanten an diesen abermals das feltsame Bild in den Sinn gekommen mare. So schlich ich denn ziemlich gelangweilt in der druckenden Luft durch die schmutigen Dorfgassen, bis ein paar schwere Regentropfen mich mahnten, an die Heimtehr zu benten. Doch als ich nun eiligen Schrittes quer durch den einstmaligen Klosterhof zum Gasthaus, in dem mein Wagen wartete, heimeilen wollte, da überfiel mich ein folcher Platregen, daß ich mich schleuniast unter den Kreuggang retten mußte, wenn ich nicht bis auf die Saut durchnäkt werden wollte. Die altersarauen Wände boten der Betrachtung nicht viel Berlockendes, hier gab es keine garten Marmorreliefs, keine gierlichen Orna= mente zu studiren, nur in der Sudoftecke des langlich vierectigen Sofes befand fich eine Thur, hinter welcher man in das halbverfallene alte Gemäuer emporfteigen mochte. Wie ftaunte ich aber, als ich mich der Thure näherte und über derfelben das vielverheifende Wort: Bibliothet, las! Gine öffentliche Bibliothet hier am See, das ift wohl noch verwunderlicher, als das venetianische Schlöfichen in S Ich war fehr begierig zu erfahren, was dahinter fteden möchte. Auf mein Läuten an der Glocke erschien ein freundlicher, blaubebrillter Berr und führte mich in ein helles Zimmer, ein wirkliches echtes Bibliothekzimmer mit Büchergestellen an allen Wänden. Er erzählte mir auch, wie diese Bibliothet. aus der Sammlung des längft aufgehobenen Benedictinerklofters herftammend, jest in ziemlich entgegengesetzter Richtung zur Belehrung der Einwohner im langen Winter, zur Unterhaltung der Seebadegafte im Sommer fortgeführt werde. — "Sehen Sie," saate er, "was uns noch von den Mönchen geblieben ift, das beschränkt fich auf diesen einen Raften: die werthvollsten Stücke find, fo gut wie die alten Bilder, aus der Kirche in das Landesmuseum verbracht und jo befigen wir denn hier von dem ohnehin mit der Zeit arg zusammengeschrumpf= ten Klosterschaße nichts, als diese wenigen Mekbucher, das Breviarium mit einigen Miniaturen, und von Chroniken oder hiftorischen Documenten nur höchftens dies hier, einen lateinischen Bericht über den Bau des Schloffes ju S...., eine Einzelbarftellung, die für ernste Forscher gar feinen Werth hat."

"Desto mehr aber für leichtsinnige Touristen, die auf Seitenwegen rechts und links von der ernsten Hauptstraße der Geschichte abschweisen und die aus der Bergangenheit nicht nur die großen Thatsachen kennen wollen, die Kriege, Schlachten, Haupt= und Staatsactionen, sondern gerade das Einzelschicksal im kleinen Rahmen. Also her mit den alten Hesten; die verschnörkelte Mönchsschrift sieht gar verlockend auß." — Und ohne dem guten Herrn zu weiteren Auseinandersehungen Zeit zu lassen, begann ich die vergilbten Blätter vor mir auszubreiten und vertieste mich so sehr in ihren Inhalt, daß ich den Regen draußen, den See und die Berge, Zeit und Stunde darüber vergaß; denn was diese Seiten enthielten, das war ja gerade die Lösung des Käthsels, das mich seit dem Morgen versolgt hatte: die Geschichte von der schwarzen Dame, die Erklärung des Bildes im Mittelsaal von Schloß Polia.

Die Chronik lautete aber, im correctesten Latein, etwa folgendermaßen:

Als dem hochseligen Grafen, Herrn Hugo Friedrich zu Rotenburg-Saragossa fein ichones Cheweib, Grafin Beatrig, fo er aus Spanien heimgeführt und von welcher er, nebst vielen Schätzen, den Beinamen Saragossa für sich und sein Geschlecht auf ewige Zeiten angenommen hatte, in jungen Jahren geftorben war, da beschloß er, teine zweite zur Frau zu nehmen, seine beiden Kinder, ein Mäd= chen und einen Knaben, unter ber Obhut getreuer Diener heranwachsen zu laffen, felbft aber die Beimath zu meiden, seinem Raifer zu folgen und dem Krieashand= werk nachzugehen, das ihm das Liebste war auf Erden. Und fo geschah es. Erst nach Jahren fehrte der Ritter gurud, als man ihm die schlimme Botschaft gebracht hatte, daß seine Tochter, das Fräulein Beatrix, mit dem wilden Ritter Lambrecht auf Lambrechtsburg bei Bruneck, entflohen fei, und daß alle Bitten ihrer Bermandten wie ihrer Frauen, nichts vermöchten, um fie zur Umkehr zu bewegen. Da merkte der Graf denn wohl, daß es Zeit sei, einmal wieder felbft nach dem Rechten zu schauen, und wenn er auch das Geschehene nicht mehr rückgängig machen konnte, fondern nur noch Ja und Amen bazu fagen mußte, daß fein Rind einem übelberüchtigten, rauffüchtigen herrn zur Gattin wurde, fo fuchte er boch wenigstens für die Zukunft vorzubeugen, daß ihm von seinem Sohne nicht ähnlicher Kummer werde; und dazu schien ihm vor Allem ein geiftlicher Freund und Berather des Junglings dienlich. Da er nun mit dem damaligen Abte im Alofter am See, dem hochwürdigen herrn Georg, von Rindesbeinen an wohl befreundet war, bat er den, ihm ein paffendes Mönchlein Bu fchaffen, und der hochwürdige hatte die Gnade, mich, Bruder Eugenius, den jungften der Kleriker einen, weil ich, wie er fagte, nicht nur in Buchern wohlbelesen, sondern auch in weltlichen Dingen nicht ganz ungeschickt sei, dem edlen Grafen zuzusenden. So ward ich denn des jungen Gräfleins Zuchtmeifter, Lehrer und Spielgefelle zugleich, benn weil ich noch jung war und leichten Blutes, und den Priesterrock noch nicht allzulange getragen, auch von meinem Herrn, dem Ubte, wie dem alten Grafen, die Beifung erhalten hatte, den jungen Grafen mehr durch vorsichtige Liebe als durch Strenge zu lenken, so ließ ich ihm meift feinen Willen, ritt mit ihm zur Jago und zu Turnieren, half ihm, wie ich nur tonnte, fich in allen edlen ritterlichen Runften auszubilden, und qualte ihn nicht viel mit dem Lernen, wonach doch einmal der Sinn ihm nicht ftand. Da er nun heranwuchs, da wurde mein junger herr hans hugo der fconfte Ritters= mann, der weit und breit in deutschen Landen zu finden war, breitbruftig, fclank babei, weiß und roth, von treuherzigem Blick und gar schalkhaftem Lächeln. Das Schönfte an ihm aber waren die langen goldblonden haare, fo ihm in weichen Locken an den Wangen herabfielen. Beil er fo arglos, freund= lich und immer guten Muthes war, liebte ihn auch Jedermann, und im gangen Thal, wo die Sofe der Rotenburg's zahlreich verstreut an den Bergen liegen, freute man fich der Zukunft, denn der daheim erwachsene Berr, so meinten seine Hörigen, werde auch daheim zu bleiben belieben, nicht wie der Bater bald nach Spanien und Frankreich, balb nach ben Niederlanden ober gar nach Ungarn verziehen. Um nun defto sicherer der Heimath treu verbunden zu sein, sollte er auch ein Fräulein aus der Heimath zum Chegemahl wählen, und fo ward er bald zu den Rhevenhiller, zu den Auersperg's nach Rrain, bald zu den Windisch=

gräk. Dietrichstein oder Attems geladen, überall dahin, wo eine heirathsfähige Tochter von abligem Stomm und tugendhaftem Wesen im Sause war. Aber mein junges Berrlein mochte keine von ihnen, er klagte felbft, daß ihm keine gefiele: "Seht 3hr, Bater Gugenius," pflegte er ju fagen, "wenn mir Gine recht fein foll, muß fie gang anders fein als ich; gutmuthig, luftig, dumm und blond, wie diese Frauleins hier, das bin ich schon felber: meine Frau mußte sehr ernfthaft breinschauen, stolz und vornehm, mußte klug und beredt fein, vielbelefen und feinen Geiftes, wie meine Frau Mutter gewesen sein mag, die bei der hochseligen Königin, der frommen Nabella von Aragonien, Chrendame war und mit dem Herrn Cardinal Ximenes in sieben Sprachen disputirt haben soll. Steht nur zu befürchten, daß eine folche wohledle Frau mich, den dummen Sans, nicht haben möchte!" -- Und alfo, weil ihm die, fo er hatte haben können, nicht gefielen, und die Andern nicht zu haben waren, nahm er für's Erfte gar feine, jum Rummer feiner Mannen und feines Baters, der ihn endlich, da er mit Raiser Raul zu Innspruck lag, dorthin kommen ließ, um ihm in Gegenwart des ihm wohlgesinnten Kaifers sehr ernstlich in's Gewiffen zu reden. Der edle Graf war alt geworden, und weil er das fühlte und sein Ende kommen fah, war ihm nichts mehr fo wichtig auf Erden, als den Sohn zu vermählen, um noch bei Lebzeiten mit ansehen zu konnen, wie der uralte, ftolze Stamm, der iekt nur noch auf vier Augen stand, von denen zwei dem Zusinken nahe waren, ihm aus vielen lächelnden Rinderaugen glückverheißend entgegenblickte. Und weil mein junger, fonft so gefügiger Berr hierin seinen Willen nicht andern wollte, mußte der alte Berr es gestatten, daß er fich in der Fremde nach einer Gattin umschaute, und er erbat sich vom Raiser Geleitsbriefe durch alle Lande und Befehle an die Statthalter der Brovingen, damit fein Sohn überall aut aufgenommen werde und ein Jeglicher erfahre, wenn er es anders noch nicht wußte, welches Ansehen die Rotenburg-Saragossa babeim in ihren Landen und in ganz Defterreich genöffen. Aber außer den Briefen in Berrn Sans Sugo's Tafchen mag man wohl benken, was für gute Lehren, Weisungen und Befehle mir noch für die Reise wurden, der ich bestimmt war, den Jungen gum Guten zu lenken und vor Bosem zu warnen. Als ob ein Warner der Jugend je gefruchtet hatte!

Da wir aber auf rauhen Pfaben das gute Land Tirol verlassen hatten und nun nach Welschland hinunterstiegen, kam uns ein eiliger Bote nach vom Kaiser, ber ließ dem jungen Grafen entbieten, er solle, bevor er eigenen Zielen nachzinge, des Kaisers Dienste thun und einen Brief an Herrn Loredan nach Benedig unsehlbar hindringen. Der Brief aber sei von der größten Wichtigkeit und wolle ganz heimlich besorgt sein.

Wer war froher, als Graf Hans! Diese Fahrt auf die Brautschau wollte ihm ohnehin nicht behagen, er wäre längst schon gern, wie sein Bater, des Kaisers Mann gewesen, und fühlte sich hochgeehrt, daß man ihn, den Landjunker, der von Staatskunst wenig begriff, zu geheimem Dienst befähigt erachtete. Bor Allem galt es nun, sich zu verstellen. So kamen wir denn in die wundersame Wasserstadt, als ein geistlicher Mann und sein Schwesterkind, nur Herr Loredan mochte wissen, daß des Kaisers Bote kein gemeiner Bauernsohn sei, und obwohl es ihn vielleicht den Kopf gekostet hätte, und seinen Gast den seinen dazu, wenn

irgend wer erfahren hätte, daß er des Kaisers Sendboten im Hause beherberge, so wollte er den fremden Jüngling doch nicht wie einen geringen Mann halten, sondern that ihm alle Ehre und Höflichkeit an, wie sein Stand es erheischte, beredete ihn auch, ein paar Tage zu verweilen, bis er die Wunder der schwimmenden Stadt genugsam erschaut hätte, und führte ihn endlich in das Frauengemach, wo ihm, dem wie Herrn Hugo Friedrich die Gattin sehlte, die Tochter in kludem Sinn des Hauses Zier und Krone war. Und das war Monna Volia.

Wenn ich aber nun fagen follte, wie fie ausschaute, da wir, Junker Sans und ich, sum ersten Mal bor fie bingeführt wurden, tvo fie mit ihren Jungfrauen und Gespielinnen an dem breiten Tenfter faß, das auf den großen Canal hinabging, so mußte ich schier verstummen, wie ich damals verstummte, denn ob ich wohl vor wie nachher viel schöne Frauen gesehen habe, fo war doch keine, die jener gleich tam, benn fie war die ftolgefte, edelfte und volltommenfte ihres Geschlechts, die mein Auge erschaut hat; und dabei war fie klug, wie keine Ameite; in Buchern belefen, freien Sinnes und frommen Bergens. Beil fie aber damals das Deutsche noch nicht kannte und mein junger herr noch nicht ihre Sprache, fo begann fie mit mir lateinisch zu reden und die Worte floffen ihr wohlgesett von den Lippen, daß es klang wie ein Gesang des Horag. Und mein junger Berr ftand schüchtern daneben, in der Sand den Sut, deß lange Federn den Marmor ihres Fußbodens fegten, und ftarrte fie unverwandt an, baß fie lachte und zu mir fprach: "Er gefällt mir, Dein Schweftersohn. Saar ift wie Gold, doch viel Sinn ftedt nicht brunter. Schabe, daß er Dein Wiffen nicht hat, oder Du feine Schöne!" - Doch als wir fie verließen, grufte fie ihn freundlich, daß er wie berauscht von hinnen ging und draußen in dem dunklen Borfaal meinen Urm erfaßte und drückte, bis es schmerzte, und heftig ausrief: "Die muß es sein, die oder Reine, fie ift mein Weib." - Und wie ich auch mahnte und zu beschwichtigen suchte, er hörte nicht auf meine Warnung, daß eines Handelsherrn Tochter kein Cheweib für einen Rotenburg sei. — "Ift fie nicht edler, feiner, vornehmer und klüger als ich?" - rief er immer und wie hätte ich darauf Nein sagen sollen? Zum Glück aber war ihr Bater ein gar verständiger Mann, der ber Sache ein Riegelein vorschob; wie erwünscht ihm auch der adelige Gidam fein mochte, fo erklärte er doch auf Sans Sugo's Drangen: erft wenn der Bertrag mit dem Raifer geschloffen fei, um den er grade verhandelte, konne der Graf von Rotenburg fein Rind umwerben; bis dahin durfe nicht einmal das Fraulein erfahren, daß der junge herr etwas Anderes fei, als er scheine, - benn ob fie auch beffer fei als Andere ihres Ge= fclechts, ein Weib bleibe fie bennoch und ein Weib burfe nimmer von Staats= fachen wiffen, bei benen es, wie hier, um Leib und Leben ginge. Sei aber bie Republik ausgeföhnt mit dem Raifer, so moge der Graf nur wiederkommen, alsdann wolle er ihm felbst das Wort reden bei der Tochter, die freilich fehr ftolg und fehr wählerisch sei und von allen edlen heimischen herren, so viel fich auch ihrer um fie bewarben, noch Reinen gewollt habe. - So mußten wir benn icheiden. Insgeheim aber glaube ich, daß der schlaue Benetianer doch wohl feinem Rinde einen Wint gegeben haben mochte, denn da wir uns jum Abschied bor ihr verneigten, da ruhte ihr Blick wie prufend auf meinem Genoffen, ihr

dunkles Auge schien ernsthaft finnend, doch für mich hatte fie kaum einen kargen

Gruß. —

"Und nun geht's auf die Brautschau!" rief Graf Hans Hugo Luftig, ba wir dem Schiffe entstiegen, mit welchem uns herr Loreban wieder an das feste Land geleitet hatte, wo unsere Pferde und Knechte unserer harrten: "nun follt Ihr sehen, Bater Eugenius, wie treulich ich meines Baters Bunsche erfüllen und mir alle Mägdelein weit und breit betrachten will, bis der Friede, der himmlische Friede kommt!" - Zwei volle Jahre zogen wir umber, durch Italien und Spanien, ja bis nach Bortugal hinein, und wo wir auf eine Burg oder in eine Stadt kamen, war meines Junkers erfte Frage: "Habt Ihr Nachricht vom Raiser, hat er mit Benedig Frieden geschloffen?" - Und wenn es dann Rein hieß, fo lautete die zweite: "Gibt's hier hübsche Mägdelein, vornehm und züchtig? Gi, so lagt mich fie sehen." — Aber wenn er fie gesehen und auch ein paar feurige Blicke luftig getauscht hatte, — denn den Südländerinnen gefiel sein goldgelbes Haar und sein muthiges Wesen, wie ihm nicht minder ihre dunklere Schönheit, - fo kehrte er fich wohl zu mir ber und frug mich in ehrlichem Deutsch, das jene nicht verstanden: "Nun, was scheint Guch, Pater Eugenius, findet Ihr eine darunter fo schön, wie Herrn Loredan's Tochter? Gibt es Eine, die Monna Bolia das Wasser reicht?" - Wenn ich ihm dann aber die reizenden Fräuleins anpries, wie ich es für meine Bflicht hielt, so hörte er kaum auf meine Reden, sondern rief lachend: "Ihr glaubt es ja selbst nicht! Ihr feid kein Narr und kein dummes Monchkein, ehrwürdiger Vater, Ihr habt Augen wie ich." - Aber es freute ihn doch, wenn er den Mädchen gefiel, besonders in Italien: da hatte er sich nämlich, gleich da wir von Benedig kamen, von der hohen Schule zu Badug einen Magister mitgenommen, der follte ihn die schöne welsche Sprache lehren, und zur llebung, wie er selbst sagte, redete er gar höflich mit den jungen Fräuleins, so in Roma und Neapel die vornehmen Herren ihm prafentirten, und oft ließ er kummervolle Mienen und franke Bergen zurud, wenn er fröhlich von dannen zog. Doch da das zweite Jahr um war und wir eben aus Spanien nach Frankreich hinüber ritten, da hieß es, der König von Frankreich sei mit Benedig zerfallen und die Republik habe sich jeto mit dem Kaifer verbündet. Nun litt es den Junker nicht länger auf Reifen, fo schnell die Rosse uns tragen wollten, ritten wir dahin wo der Raiser und mit ihm Graf Sugo Friedrich weilten, und taum waren wir in die Stadt gelangt, fo eilte mein junger herr, ehe er noch den Bater begrüßt hatte, zu hofe, beugte sein Knie vor der Majestät und rief: "Herr, ich begehre Botenlohn, daß ich den Brief, der Euch den Beiftand Benedigs erwirkt hat, mit Gefahr meines Lebens an Herrn Loredan brachte!" — Und da der Raifer lächelnd frug, welchen Lohn er begehre, da sprach ihm Hans Hugo von seiner Liebe zu der Benetianerin und flehte ihn an um Fürsprache beim Bater. Graf Hugo Friedrich war wenig erbaut, daß sein Sohn eines Raufmanns Rind als Gemahl heimführen wollte; ich mußte gar manchen Borwurf vernehmen, weil mein Zögling keine beffere Wahl getroffen. Schließlich aber, was wollte er machen? Junker Hugo war fein einziger Sohn, der Rame durfte nicht aussterben und am Ende find boch auch, wie der Raiser sagte, diese Benetianer andere Männer, als unsere deutschen Raufleute und händler: ist eine Tochter Benedigs Königin von Cypern worden, so mochte eine andere wohl Gräfin Rotenburg-Saragossa sein!

So bekam Runker hans wieder einmal feinen Willen, denn obwohl er fo leicht lenksam, heiter und sorglos war, so setzte er doch meift durch, was er wollte und was er einmal feft hielt, das hielt er. Und alfo, nachdem Boten hin und her gewechselt waren und Herr Loredan seine Bereitwilligkeit erklärt hatte, den jungen Grafen zum Eidam zu nehmen, und versprochen auch sein Rind ihm gunftig zu ftimmen, da ritten Graf Hans und ich abermals gen Benezia, diesmal aber in unsern besten Kleidern, mit großem Gefolge und pornehmem Gepränge, und fliegen nicht bei Herrn Loredan ab, fondern bei dem Gefandten des Raifers, und zogen in einer herrlichen Staatsbarke, mit gehn scharlachroth gekleideten Ruderern, fo das Rotenburger Wappen auf Bruft und Rücken trugen, den großen Canal aufwärts jum Haus Loredano, allwo wir mit hoher Pracht empfangen und fogleich in den Saal hinaufgeführt wurden, in dem Monna Bolia, schon wie vor Zeiten, unter ihren Frauen faß. Und auf des Grafen wohlgesette, in italienischer Sprache gehaltene Anrede entgegnete fie gar freundlich bejahend, und mit einem ernsten Reigen des jungfräulichen Sauptes reichte fie ihm zur Befräftigung die schöne Rechte, die er feurig und andachts= voll fußte, als fei es die einer Beiligen.

So ward denn Monna Polia meines jungen herrn Braut.

Als aber der Graf sein Weib heimgeführt hatte, in die alte Rotenburg, da dunkte ihn alles zu eng und zu bufter für die holdfelige Frau und er beschloß, bald nachdem sein Bater, Graf Hugo Friedrich, berftorben war, da er nunmehr allein zu befehlen hatte, eine neue Burg zu errichten, ftattlich, mit breiten Fenstern und großräumigen Zimmern, wie Frau Polia es in Benezia, in ihrem Baterhause, gewohnt war. Er ließ auch einen welschen Baumeifter kommen, ber mußte ihm Riffe und Zeichnungen machen; weil aber die Gräfin, des Bergfteigens ungewohnt, die hochgelegenen Burgen nicht liebte, follte das neue Schloß in der Ebene liegen; und weil fie städtisches Leben und Treiben erfreute, fie gern viele Menschen sah und erfuhr, wie's in der Welt draußen zuging, deshalb durfte es nicht im Walde oder an einsamer Stätte fteben, sondern recht an der Straße, auf der Jeder vorbeiziehen mußte; und alfo ließ er den neuen Balaft dicht vor dem Stadtthor von S. . . . erbauen. Er trieb aber die Arbeiter, so sehr er nur konnte, zur Gile an und kaum war das haus unter Dach, kaum waren die großen, dreifachen Fenfter fertig, kaum vermochte man auf schmaler Treppe in dem hinteren Flügel zum Obergestock emporzusteigen, da brachte der Graf fein junges Gemahl von dem alten Bergschloß zu Thal, in das neue bequemere Haus. Und das behagte denn auch der Grafin und fie fcritt durch die großen freien Räume und ichaute von dem breiten Fenfter zur Landstraße hinab, auf welcher eben ein Zug von Reifigen, aus dem Thale kommend, gen Often gog. Er aber, deffen ganges Sinnen und Trachten nur darauf zielte, fie froh zu machen, beschloß, da er sie lächeln sah, nunmehr in dem neuen Hause zu bleiben, felber die Arbeiter zu beauffichtigen, daß der Bau mit Gifer gefördert werde, und nicht weiter nach Rotenburg zurückzukehren, als nur um einiges Geräth herabzuholen, auf daß man hier unten sich wohnlich einzurichten vermöchte.

Und als dann Alles, was man brauchte, beisammen war und die Gräfin eben beschäftigt, den alten Hausrath in den noch kahlen Käumen zu ordnen, besonders aber den Stücken, so sie aus Benedig mitgebracht, einen ehrenvollen Plat anzuweisen, da meinte der Graf, daß der neue Palast nunmehr vor Allem die alten Bücher seines Hauses, die Schreiben und Urkunden beherbergen müsse, die der Kotenburger Kechte verbrieften. Ich bot mich an das Archiv zu holen. Der Graf aber lachte: "Ei, Pater Eugenius," sprach er, "was redet Ihr da von Archiven? Wir Kotenburger, das solltet Ihr wissen, sind niemals sehr schreibselig gewesen und all' unsre Schriften find nur ein paar Briese des Kaisers, die ich selber leichtlich in meiner Hand herabtragen kann."

Es war aber an einem schwülen Morgen im Monat September, da küßte er sein Weib, bestieg sein Koß und ritt fröhlich von dannen. Die Gräfin und ich, wir waren im Saale, wo man kostbare venetianische Teppiche längs der Wände aushing. Da ward es finster und immer sinsterer, am helllichten Tage, wir vermochten nicht mehr zu sehen was wir thaten und plöglich zuckt es: ein Blitz und ein Schlag!

Da schrie die Gräfin und alle Frauen: "Der Blit hat gezündet!" Und sie stürzten hinaus auf die Gasse. War aber ringsumher Nichts zu sehen, nur der Regen goß nieder in Strömen und der Donner grollte von ferne. — Wir wollten das begonnene Werk vollenden, doch die Gräfin war unruhig und als Stunden verrannen und der Herr nicht heimkehrte, da stieg ihre Sorge; um sie zu bezuhigen, nahm ich ein paar Knechte und ritt mit ihnen auf Kotenburg zu.

Droben, — wie soll ich den Jammer nur sagen? — Droben hatte der Blitz gezündet, das alte Gebäu war in Trümmer gesunken und unter den Steinen, Schutthaufen und Asche, lag zerschellt und zerschmettert, zum Tode verwundet, Graf Hans, mein junger goldlockiger Herr! — — —

Da gab es ein Rlagen! Roch aber war Leben in seinen Gliedern, wir luden ihn forgsam auf unsere Schultern und trugen ihn anastvoll den Berg hinunter und brachten den Sterbenden zu seiner Frau. Und als fie fich jammernd über ihn beugte, da schlug er noch einmal die blauen Augen zu ihr empor, streckte seine Sand ihr entgegen, die ein weißes Blatt, aus aller Zerftörung gerettet, umfaßt hielt und sprach dann leife: "Mein fußes Weib! Du follft nicht weinen. Was schadt's, wenn ich sterbe, so Du nur lebst und nur froh bist, Polia? — Ihr Alle hört es," rief er sich aufrichtend, "Thr meine Freunde: Diese hier tritt nun an meine Stelle, sie ift Graf Rotenburg, besitt alle Rechte, alle die Würden, die mir gebührten, deß jum Zeichen geb' ich, mein Beib, Dir hier vor Allen das Blatt, das des Raifers Worte enthält, den Rotenburgern all' ihre Freiheiten. ihren ftolgen Befit, ihre Ehren und Rechte für ewige Zeiten verbürgt und verbrieft. Und, meine Bolia, wenn Du mich lieb haft, fo grame Dich nicht viel, sei froh, wie ich Dich am Liebsten gesehen hab' und baue Dir wie mir zum Gedächtniß dies Haus ganz fertig, zum Schmuckfaftlein, wie es Dich, Du Schönfte, zu beherbergen ziemt. Wir Rotenburgs fterben, das Schlof bestehe, es heiße fürder nur - Schloß Polia!" - - Und mit dem Worte brach ihm die Stimme.

Das gab viel Thränen weit und breit, denn fo wie es den jungen herrn

liebte, fo liebte das Bolk keinen andern der Edlen und da er gegangen war, meinten fie Alle, nun tamen wieder die bofen, zuchtlosen Zeiten, wie einft in feinen Knabenjahren, da der Ritter Lambrecht, der nunmehr auch todt mar, und Seinesaleichen die Wege unficher gemacht und die Lande bedrückt hatten. Und als die Gräfin, die in schweres Siechthum verfallen war, ein todtes Knäblein zur Welt gebracht hatte, da war der Stamm der Rotenburgs, der lange kraftvoll und segensreich geblüht hatte, ganz erloschen und ausgestorben und war Niemand mehr, der den Namen trug. So blickten denn alle voller Sorgen in die duftere Zukunft, schon begannen fich hier und dort Auswiegler zu regen und die Leute murrten, begehrten einen neuen Berrn und wollten nicht die fremde Frau als ihren Grafen anerkennen. Sie aber lag versunken in ihre Schmerzen, wollte Nichts wiffen von weltlichen Dingen und trachtete nur in ein Kloster zu geben und ihr Sab und Gut an die Rirche ju ichenken. Denn fie ftand nun gang allein auf der Erde, da nämlich auch Herr Loredan, ihr würdiger Bater, nach= dem die Republik Benedig wiederum mit dem Raifer zerfallen war, auf unbefannte Beife, man munkelte zur Strafe seines kaiferlichen Sinnes, seit Rurzem um's Leben gekommen war.

Als nun aber die Gräfin in ihrem Gram sich ganz und gar zu verlieren brohte, da mahnte ich sie an ihre Psslichten und an ihres Herrn letzte Worte und sie hörte geduldig auf meine Rede und that, was zu thun war. Und weil sie klug war und ersahren und verständig, mehr als irgend ein anderes Weib, so gedieh ihr Ales. Die Männer gehorchten; was sie befahl, das geschah; was sie rieth, das war dienlich; auf ihren Burgen herrschte bald wieder Frieden und Ruhe. So war die Frau denn der Graf von Rotenburg-Saragossa, wie ihr Gemahl es ihr sterbend geboten hatte. Nur in Ginem that sie nicht seinen Willen: den Schloßbau führte sie nicht weiter, sie wohnte darin und ließ es halbsertig, aber rührte nicht an, was er begonnen hatte. — "Denn was wir zusammen so fröhlich planten, das mag ich nimmer in Trauern vollenden," so sagte sie oftmals. Der alte Baumeister aus Welschland ging müßig umher und baute sich endlich selber, zum Zeitvertreibe, ein eigenes Haus dem Schloß gegen= über; er wartete, dis man seiner bedürfte.

So ging nun Alles im ruhigen Geleise, Jahr aus und Jahr ein. Die Gräfin regierte mit männlichem Geiste, es schien auch, daß ihr das Regiment ganz wohlgesiel, denn ob sie gleich häusig vom Kloster sprach und ob sie auch schwarze Nonnenkleider trug, die sie nie mehr ablegen wollte, lebte sie doch ganz welklich mit ihren Frauen, las ihre Bücher, wie daheim in Benedig, ritt auf ihre Burgen, auch vohl zum Jagen und ließ ihre Mädchen zur Laute singen. Das verstand aber Keine so gut wie die kleine Geltrudis, das Kind des schlimmen Lambrecht und des Fräulein Beatrix, das, nun Beide gestorben und die verschuldete Burg in fremde Hände gekommen war, die Gräfin, als ihres Geherrn leibliche Nichte in ihren Schutz genommen hatte. Und es war das Mägdelein, obwohl es so jung war, der Gräfin die Liebste von all' ihren Frauen und mußte immer in ihrer Rähe sein und lernte von ihr, was sie selber wußte, und war ein gutes holdseliges Kind. So herrschte die Frau über Länder und Mannen und war allgeachtet und allbeliebt. Aber eben weil ihren Mannen die

gerechte und einsichtige Herrin, weil den benachbarten Gbelleuten der friedliebende und doch kampsbereite Nachbar sehr wohl behagte, wollten weder die Einen noch auch die Andern, daß die Güter in fremde Hände geriethen, und weil auch Viele sich der neuen Jrrlehre, so in Deutschland gepredigt ward, zuneigten, fürchteten sie Nichts so sehr, wie die geistliche Herrschaft und um dieser nimmermehr zu verfallen, riesen sie sämmtlich nach einem Herrn.

So baten fie die Grafin denn, fich neu zu vermählen, damit ihre Rachkommen später die Lande beherrschen könnten; das begehrten sie immer und immer wieder. Gräfin Polia wies fie zuerft mit Emporung, dann verächtlich, dann ungehalten, julekt nur noch ungebuldig zurudt; am Ende wußte fie gar teinen Ausweg und versprach, die Sache wohl zu erwägen. Mit dem Berfprechen allein war's den Herren freilich noch nicht gethan, denn da die Gräfin einen und den andern vornehmen Freier, der fich um ihre Sand bewarb, beimgeschieft hatte, da erschienen eines Tages die oberften ihrer Amtsleute und die Berwalter ihrer Burgen por ihr auf dem noch immer halbfertigen Schloffe und. nachdem sie ihr für ihre weise Regierung Lob und Dank gespendet hatten. erklärten fie Alle mit einer Stimme, fie wollten unter ihr leben und fterben, nie aber in geiftliche Sand verfallen. Mit diesen Dienstmannen zugleich aber waren zwei Grafen gekommen, die waren die häupter des benachbarten Adels, bestätigten Beide die Rede der Mannen und fagten, es sei ihr Recht, was sie begehrten; das muffe die Gräfin auch zugestehen. Und also durfe fie nicht mehr abgern, sich zu vermählen, sie müsse nun wählen und wen sie auch wählte, er follte von Allen als Herr und Gebieter und als Graf neben ihr anerkannt werden; denn man vertraue darin ihrer Klugheit, daß sie nur einen Würdigen erkiesen werde. Doch sie muffe bald ihre Bahl bestimmen, denn die Ungewißheit könne nicht länger mahren. Sie sollte nur fagen, bis wann fie bereit fei: binnen einer Woche, binnen Monats- oder Jahresfrift, es fehle ja nicht an adligen Freiern, je länger sie sögerte, je schwerer falle dann die Wahl. Und also sprachen fie ihr einen Gibschwur vor, den follte sie nachsprechen: "Ich gelobe, mir einen wohledlen Rittersmann zu Gemahl zu nehmen, der foll mit mir die Lande besitzen. Und das will ich thun, bestimmt und gewißlich, wann" — — —

Wann, ja wann? — Da schaute die Gräfin sich rings im Saal um und wußte keinen Zeitraum zu sagen, denn es graute ihr vor all' ihren Freiern, sie mochte keinem Mann mehr gehorchen und ihre Blicke suchten nach Kath, nach einem Ausweg. Da traf ihr Auge auf mich, der ich wartend, wie alle die Andern seitwärts stand, und ich hielt in der Hand noch das Buch, aus dem ich ihr vorgelesen hatte, als die Herren gekommen waren, und das Buch war der hohe Gesang des Homeros und das Letze, was ich gelesen hatte, war die Geschichte von Penelopeia, Odhsseus' Gemahlin. — Da stieg ein Lächeln auf die Lippen der Gräfin, sie erhob sich von ihrem Sessel, streckte die Schwurfinger ernst gen Himmel und sprach mit seierlich stolzer Stimme:

"Ich gelobe dieses zu thun, wann endlich das Haus, in dem ich hier wohne, vollendet sein wird, meinem verstorbenen Gemahl zum Gedächtniß, wie er es mir im Sterben geboten hat. Und dann will ich wählen und keinen Tag früher, das gelobe ich nochmals, so wahr mir Gott helse."

Das mußten die Herren denn auch zufrieden sein, denn Mancher von ihnen hatte die Worte des sterbenden Grasen selber vernommen und Jeder erkannte der Gräfin Entschluß für recht und billig. Zudem schien auch das Schloß, so wie es war, mit dem schmucklosen Hof und der kleinen Treppe nicht ganz unsertig, mehr als ein paar Monate, meinten die Meisten, dürsten kaum hinzgehen, bis es gänzlich vollendet sein werde. Aber die Gräfin meinte es anders.

Als ich an jenem selben Abend zu ihr kam, den Gesang des Homer zu Ende zu lesen, fand ich sie heiter und guten Muthes, vor ihr lagen die Pläne und Kisse, nach denen das Haus begonnen worden, dabei stand der Baumeister und hörte auf ihre Befehle. — "Wie ein Schmuckkästlein solle ich das Schloß vollenden, hat mein armer Gemahl mir sterbend geboten und so soll's auch werden. Laßt nun Marmor aus Italien kommen und Arbeiter, die geschickt sind, ihn sein zu meißeln, auf daß das Schmuckkästlein innen gar köstlich verkleidet werde; auch ein schönes Thor müßt Ihr mir machen, Säulen rings um den Hos und eine andere breitere Treppe, Alles so neu und so kunstreich, wie Ihr es irgend zu machen verwögt." Und zu mir gewendet, sprach sie auf lateinisch: "Kun was meint Ihr wohl, Pater Eugenius, wenn Frau Benelopeia ihr Gewand nie vollenden konnte, sollt' nicht ein Schloßbau noch länger währen, als solch ein Webstück?"

Und das war der Gräfin geheimer Gedanke: fie wollte die erzwungene Wahl nicht thun, denn war sie auch nicht mehr von Gram umfangen, wie in ben erften Jahren, hatte auch die Zeit ihre Schmerzen gelindert, ihre blühende Jugend fie wieder zum Frohfinn hingeleitet, - je wohler ihr in ihrer Allein= herrschaft ward, defto mehr bangte ihr, die Macht zu theilen und einem Herrn unterthan zu fein. Denn fie fühlte wohl, fo wie Graf Hans fie einftmals geliebt und hoch gehalten hatte, fo liebte und verehrte fie keiner der guten Ritter, die sich jett so eifrig um ihre Hand — und um ihr vieles But bewarben. — So begann denn ein fleißiges Bauen im Schlosse, es kamen Wagen voll edlen Marmelfteins, der alte Meifter verschrieb fich viel junge Gehilfen, die mit der neuen Bauweise noch beffer vertraut waren als er und der Gräfin ihr Schloft fo reich gieren follten, wie fie es begehrte, ja im kommenden Winter reifte er felber noch einmal nach Benedig, um dort zu sehen, was es Reues gabe und die größten Meifter um Rath zu befragen. Als alfo das Jahr um war, war der Schloßbau von seiner Vollendung so entfernt wie zuvor, die Freier wurden auf die Zukunft vertröftet und die Burgmannen legten fich wieder auf's Warten. Inzwischen schritt die Arbeit ein Wenig vorwärts und nun erkannte man wohl, daß, was hier gebaut wurde, anders sei, als andere Burgen, daß es dem ganzen Lande zur Zierde gereiche und man der Grafin, ob ihrer Lift, die man nun wohl begriff, nicht gurnen durfe.

Da war Einer unter den jungen Leuten, so man aus Benedig hergeschickt hatte, der war kein gemeiner Geselle, der verstand mehr, als der Baumeister selber; der begann nun den Hofraum mit Säulen zu schmücken, die in mehreren Stockwerken übereinander rings umher die Wölbungen trugen; aber in der Ecke, unter dem Säulengang, ward die Treppe errichtet, erst doppelläufig, dann einsach aufsteigend, bis an den Hauptsaal im ersten Stock. Das ließ er Alles nach

feiner Erfindung bauen, er felber aber, der feines Zeichens ein Bildhauer war, begann den Marmor töftlich zu meißeln und begann um Thuren und Genfter und Thore die lieblichsten, holdeften Ranken zu ziehen. hier fpielten Rinder awischen den Zweigen, dort verknüpften fich Schlangen mit Ablern, ein Fabelthier recte fich neben Delphinen und Löwenköpfen, an langen Schnüren hingen Waffen herunter und bartige Manner mit Ziegenfüßen trugen Korbe voll herrlicher Krüchte. Und weil er all' das Schöne nicht gedankenlos machte. sondern mit tiesem Sinn, so galt es oft der Gräfin Entscheidung und ihre Meinung zu befragen, ob Dies oder Jenes zu wählen und was wohl am Besten ihre Gedanken auszudrücken geeignet sei. So kam er denn viel in der Gräfin Rabe und fie und ich, wir mußten oft ftaunen, welch' hoher Sinn in dem Jüngling lebe und welch' reiches Wiffen. Als er dann befragt ward, erzählte er bescheiden, woher er sein Wissen erworben habe: daß er von Geburt nur ein Findelkind, von edlen Menschen zu Florenz erzogen, zum Jacobo Tatti in Dienst gekommen, bei ihm, der auch Sanfovino benannt ward, dann Schüler und Gehilfe geworden sei. Mit seinem Meister habe er Reisen unternommen. Kom und all' seine Schäke gesehen und vor Allem die Meister, die dort noch lebten, Michelangelo schaffe bort ruftig; ber göttliche Rafael, wenn auch gestorben, lebe in seinen Werken noch fort. Dann erzählte er von Bauten und Bildern und von den Kunden in alten Grotten, den köstlichen Werken aus Römerzeiten, dem Neuen, das jest geschaffen werde, von seinem Meifter, mit dem er zuletzt nach Benedig, Monna Bolia's wunderseltsam herrlicher Heimath, gekommen sei und wie er von ihm dem alten Baumeister als Gehilfe empfohlen worden. Dann aber sprach er von der Kunft, er sprach begeiftert von ihrer Hoheit und hehren Macht, von seinem annoch bescheidenen Können, von seinem Streben, etwas Rechtes zu machen. Und wenn er fo redete, horchten wir Alle: die Gräfin, der Baumeifter, ich und die Frauen, fo viel ihrer seine Sprache verftanden. Die Gräfin aber horchte am liebsten. Sie ließ ihn immer wieder kommen, ihr zu erzählen und vorzulesen, auch vorzusingen, denn er besaß zu all' seinen Gaben, seiner Schönheit und seiner Jugend auch noch eine ganz liebliche Stimme und wenn er feine Florentiner Liedchen fang, dann mußte felbst Jungfer Geltrudis vor ihm weichen, obschon wir die fonft ftets das Singvöglein benamfet hatten. -

Oft ftieg nun die Gräfin hinab in den Schlößhof und sah Messer Antonio, wie der Jüngling benannt ward, bei seiner Arbeit zu und frug ihn, was Dies zu bedeuten habe und Jenes und wie er's mache und ob es nicht schwer sei? Und wenn er dann sagte, er könne Nichts schassen, wenn er allzuviel rede, dann lachte die Gräfin: "Ei, so werdet Ihr später fertig, eilt Euch nur ja nicht, ich habe Zeit." — Weil er nun aber nicht müßig gehen mochte und den Schlößdau nicht schwenker sördern durste, begann er noch für das Haus gegenüber, das er mit seinem Meister bewohnte, aus freien Stücken ein Thor zu entwersen und führte es aus und es ward so köstlich, wie Alles, was seine Hand geschaffen. Aber das Schönste war und blieb doch jener Pfeiler am Eingang zum Hose, wo zwei Sathrn, auf Blumen hockend, Flöten blasen und allerlei Greisen und Kabelthiere sich verschlingen und balten und beiten.

Run begab es fich eines Tages, da die Gräfin im Hofe weilte, um dies

Runftwerk anzuschauen, daß viele Reifige gezogen kamen, Ritter und Serren, ihre fämmtlichen Freier, alle Burgmannen und viele Knechte. Die traten vor fie hin und erklärten, nun habe ber Schlogbau lange genug gedauert, nun feien fie mude, noch länger zu warten und nunmehr muffe die Herrin entscheiden. Da ward fie bleich und bat nochmals um Aufschub, nur noch drei Monate, bis zu bem Tage, an dem vor Jahren ihr Gatte gestorben. Bis dahin wolle fie das Schloß wirklich vollenden und an dem Tage wolle fie mahlen. Dann follten Alle fich hier versammeln und follten es hören, welchen Mann nun die Roten= burger Lande zum herrn erhielten. - "Aber," fo fette fie feierlich hinzu, "vorher, Ihr herren, mußt Ihr mir ichworen, wen ich auch wähle, als herrn zu erkennen, sofern er nur Ritter ift und tugendhaft und treu." — Das gelobten ihr denn auch ihre Mannen und beruhigten sich mit dem festen Versprechen. Und als fie fort waren, fagte die Brafin jum alten Baumeifter und zu Meffer Antonio: "Nun mußt Ihr Guch eilen, Ihr habt's ja gehört, binnen dreien Monaten muß Alles vollendet sein, bisher habt Ihr gezögert, nun aber sputet Guch, jo fehr Ihr nur könnt." -

Als ich am Abend desfelben Tages zur gewohnten Zeit bei Frau Polia eintrat, um wie alltäglich den Abendsegen vor ihr und ihren Frauen zu lesen, fand ich fie allein. Sie faß in dem Erker, der über den Garten weg in das Thal blickt, hatte das Haupt in die Hand geftützt und sah sinnend hinaus auf die blauen duftigen Berge, hinter denen eben die Sonne verfank. Und als ich eintrat, wandte fie fich zu mir, fah mich mit langem ernstem Blick an und begann dann: "Habt Ihr's vernommen, Pater Eugenius, ich will mir einen Batten erwählen! Ich foll meinem goldlockigen armen Sans Sugo einen diefer Ritter jum Nachfolger geben; nun, was meint Ihr, wer ift wohl der Befte, wer ift der Klügfte, die Länder zu beherrschen? Ift es Berr Kuno? er sagt zwar, er liebt mich, aber ich glaube, der Wein ift ihm lieber. Oder Herr Max? er tann zwar nicht schreiben, hat auch nicht viel in Büchern gelesen - nun, gelehrt war mein Gatte ja auch nicht, doch er war ebel, festen Sinnes und klugen Herzens, mahrend der — jeder Bauer mare mir lieber! Oder mas meint Ihr jum Grafen Friedrich? ich glaube fast, der wäre der Beste, jedenfalls könnt' er's am Beften gebrauchen, benn von seinem Gignen gehort ihm tein Stein mehr und er ftedt bis jum Salfe in Schulden. Oder der Freiherr, oder Berr Walter, oder" - und da fie noch andere Berren nannte, von denen Reiner im Mindeften paßte, unterbrach ich fie:

"Frau," sagte ich, "verstellt Euch nur nicht. Ich weiß ja ganz gut, daß Ihr schon gewählt habt; als Ihr heute den Herren die Antwort ertheiltet, da wußtet Ihr sehr wohl, wen Ihr Euch dachtet; darin täuscht Ihr mich nicht. Nur, ich mag sinnen, soviel ich will, ich kann nicht finden, welcher Ritter der Rechte sein mag, der Alles in sich vereinigt, was Ihr begehrt. Wahrlich ich weiß nicht, wer's ist."

Da lächelte die Gröfin. — "Nein, ich glaube wohl, daß Ihr das nicht errathet. Aber müht Euch nicht darum; zu seiner Zeit werdet Ihr es ersahren. Heute helft mir bei etwas Andrem: seht, Pater Eugenius, ich herrsche so manches Jahr schon als Graf hier, habe Rechte und Pflichten, als sei ich ein Mann, bis

auf ein Einziges, seht her, hier steht es": — und sie entrollte vor meinen Augen das alte Blatt, das ihr Gatte ihr sterbend gegeben hatte, — "die Grasen von Rotenburg sind berechtigt, wen immer sie wollen, zum Ritter zu schlagen. Run, ich din Gras und so lang ich es din, will ich auch dieses mein Recht noch üben, nachher mag es mein Gatte verrichten, oder auch nicht, wie es ihm dann gefällt." — Und so befahl sie mir gleich die Briefe, die dafür nöthig wären, zu schreiben; an den Kaiser den ersten, den zweiten aber an den gesammten Abel, um zu verkünden, daß alle die Herren, so es begehrten, am bestimmten Tage, nach geschener Ehrenprobe, nach der seierlichen Messe, von ihren zarten Frauen-händen sollten zu rechten Rittern geschlagen werden.

Nun begann eine fleißige Zeit in dem Schloß. Die Arbeit ward mit Gifer gefördert, denn was bisher für Jahre bestimmt war, follte jeko in wenig Monden vollendet werden, dazu gab's täglich Gafte zu bewirthen, denn es kamen mehr Freier herbei als jemals zuvor, und nun verbreitete sich auch die Runde vom Ritterschlag, die im ganzen Lande Aufsehn erregte und Knappen und Ritter= bürtige von fern her lockte. Die Gräfin aber hatte bestimmt, daß fie dieses ihr Recht an dem letten Tage ausüben wollte, an dem fie noch alleinherrichender Graf fei, am nächsten Morgen wurde fie entscheiden, mit wem fie fortan ihre Rechte alle zu theilen gesonnen sei. So gab's denn viel Arbeit und viel zu ichaffen, ihre Frauen aber mußten für die jungen herren die Schärpen fticken und besonders fleißig war die blonde Geltrudis, die erhob die Blicke kaum von ihrer Arbeit. - Als nun die Zeit fich immer mehr nahte und die Gräfin ordnete und bestimmte, was und wie es gehalten werden follte, als sie die Namen der Jünglinge herzählte, die fie zu Rittern schlagen wollte, da nannte fie als letten: Messer Antonio! Und so wie sie den Namen aussprach, da wußte ich plöklich, wen fie gewählt hatte.

Und wie ich es für Recht und Pflicht hielt, ging ich, da ich fie allein wußte, au ihr und fagte: "Frau, Ihr bereitet Euch und dem, den Ihr lieb habt, Rummer und Sorgen mit Eurer Wahl. Ginen Ritter wollen Gure Mannen, aber nimmermehr Einen, den Ihr erft eben zum Ritter machtet und der bis dabin nur ein namenloser Mann war; einen Deutschen wollen fie, keinen Welschen; einen ftarten, mächtigen Gebieter, der fie schüten kann, aber keinen Knaben, der rückhaltslos dafteht, ohne Sippe, der nichts vom Krieg, noch vom Herrschen versteht." — "Run, so verstehe ich's um so viel beffer," rief die Frau ganz über= muthig, "find die Mannen so hoch zufrieden mit meiner Regierung, kann ich fie ja auch fürder beherrschen. Sie wollen mich zwingen, mich zu vermählen, ich thu' es nicht gern, da ich aber muß, so mähle ich den, der mir selber behagt. Wißt Ihr noch, wie ich als Madchen fagte, Sans Sugo's Goldhaar und Gure Klugheit, das gabe zusammen den rechten Mann? Run, hier finde ich Beides in Einem: Saar, wenn auch nicht golden, doch kraus und lockig, Augen fo ehr= lich und flar, wie die feinen, Jugendmuth und Jugendfrische, und dazu Klugheit und Wiffen und Kunft." — "Aber," begann ich wieder zu mahnen, "hat er denn auch Hans Hugo's Treue, liebt benn der Jüngling Euch, Monna Polia? Guer Gemahl, das verspracht Ihr den Mannen, solle ein Ritter fein und tugendreich und treu." - "Nun, zum Ritter will ich ihn schlagen, als Tugend achte ich

aber fein Können, fein reiches Wiffen und feines Wefen, und endlich, mas feine Liebe betrifft, wie feine Treue: ich glaube auch daran. Um Tage, an dem er querft bier por mich geführt ward, hat er vom Meifter einen Stein erbeten und gefagt, er wolle ein Bildwerk beginnen, nicht für den Schlofbau, nur fich gur llebung. Und an bem Stein, an bemfelben Stud Marmor, ichafft er noch immer in heimlichen Stunden, Riemand fieht es, felbft bor bem Meifter halt er's wie einen Schatz verborgen. Als ich ihn aber eindringlich fragte, da ward er roth bis hinauf in die Schläfen und fagte: Das ift mein Beheimniß. Da= donna, ich will Euch auch sagen, was ich da mache, es ist nichts als ein Frauen= töpfchen; wenn ich das, fo wie ich es wünsche, ausführen kann, dann bin ich in meinen eigenen Augen fein Sandlanger mehr, brauche nicht nur Grottestwerk. Masten und Fragen zu meißeln, fondern bin ein echter Runftler. Denn wer das Schönfte, was Gott erschaffen, ein Frauenantlig, naturwahr darftellt, der ift kein Lehrling mehr, ber ift Meifter. - Und auf mein Drängen versprach er mir endlich, auch diese Marmorplatte im Schlosse anzubringen und fie zu dem Tage, zu welchem Alles vollendet sein foll, auch zu vollenden und mir fie zu zeigen. Aber: was meint Ihr, mein lieber Eugenius, weffen Bild wohl der Jüngling fo heimlich nachbilden mag und es nimmer beendet, weil er fich felbft es boch nimmer zu Dant macht und nun feit vollen drei Jahren bran meifelt? Doch wohl das Bildnif Einer, die er am Tage, da er es begann, jum erften Male gesehen hatte. Nun benn, an jenem erften Tage fah er zum erften Male - mich. Glaubt Ihr an feine Liebe und Treue?"

Sie war fo erfüllt von ihrer Reigung, so beschäftigt mit ihren Blanen. daß fie auf meine Mahnworte nicht hörte; und wahrlich, anders als warnend konnte ich nicht sprechen, denn der Junge war rein und adlig an Geift und Körper, an Berg und Berftand, an Gedanken und Sitten, und war kein Fehl an ihm auszufinden als eben, daß er zu jung und ein Findelkind war. Doch hatte ich damals Junker Sans Sugo nicht zu überreden vermocht, daß er von Monna Polia laffe, fo vermochte ich jegund ebenfowenig Grafin Polia ju überzeugen, daß der junge Antonio nicht für fie tauge. Ich mußte ftillschweigen, mußte womöglich noch helfen, mußte feben, wie fie Alles für den großen Tag bereitete und je ichoner der Schloghof wurde, je naher der Tag herankam, defto

schwerer ward mir das Herz.

Endlich wurden die Berufte herabgenommen und nun erkannte man erft gang die Pracht der Bildwerke. Auch die Treppe ward rechtzeitig vollendet und im erften Stock fcblog fie eine toftliche eiserne Thur ab, für die hatte Antonio die Zeichnung entworfen, aber geschmiedet war fie in unserer Gegend, wo man es trefflich versteht, in Gifen zu arbeiten. Alles war fertig; — nur gang born an der Treppe, gleich wenn man von der Eintrittshalle hinauffteigt, war die eine Seite bes porderften Gelanderpfoftens mit Tuchern verhüllt und es war einem Jeden verboten, die Tücher zu heben, denn sie verbargen jene Marmor= platte, die Meffer Antonio's Geheimnig enthielt.

So kam denn der Tag der Ritterweihe, und es wird lange noch nacherzählt werden, was das für ein Geft war und die Herren, die an dem Tage auf der Schwelle der Pfarrfirche von der schönften Frau einen Schlag erhielten, werden

fich bessen bis an ihr seliges Ende rühmen. Jeder der neugeschlagenen Ritter bekam von der Dame zur Erinnerung und zum Zeichen, daß er sich sortan ihrem Dienste zu weihen habe, eine köstlich gestickte Schärpe; Jedem bot sie selbst diese Gabe, die ihr eine ihrer Frauen hinhielt, sowie der Ritter vor der Herrin niederkniete. Aber als der letzte Ritter, Messer Antonio, niederkniete, da nahm die Gräfin die letzte Schärpe aus der Hand der jüngsten und letzten der Frauen — und das war die blonde Geltrudis. Und die Gräfin schenkte dem Jüngling noch überdies, was sie Keinem als ihm gegönnt hatte: einen langen innigen Blick, daß gar Mancher ihn schmerzlich beneiden mußte.

Als nun die Feier beendigt war und die Kitter und Gelfrauen paarweise durch die breite Gasse dem Schlosse zuschritten, Gräfin Polia voran am Arme des vornehmsten Grasen, und als allerletztes Paar Messer Antonio und Gelttudis, — da erklärte die Gräfin ihrem Begleiter, was Viele verwundert hatte, daß sie den Künstler ob seiner Kunst zum Ritter geschlagen und zum Beweise seines Werthes zeigte sie allen Herren erst das Thor am Hause des Baumeisters, dann aber den eigenen herrlichen Palast, den noch kein Fremder betreten hatte, seit seine Pracht nunmehr enthüllt war. Und als sie den sahen, staunten alle die Gelleute, und selbst die Stolzesten mußten gestehen: wer das geschaffen, sei er auch nicht ritterbürtig, verdiene wahrlich ein Kitter zu heißen. — Und vom Hose sührte die Gräfin ihre Gäste in ihren Saal, da standen reiche Taseln bereitet, ein köstliches Gastmahl war hergerichtet, ein jeder Ritter saß neben der Dame, die er im Zuge begleitet hatte, ganz unten aber, am Ende der Tasel saß Kitter Antonio und bei ihm Geltrudis. —

Alle rühmten der Gräfin Milde wie ihre Klugheit, untereinander flüsterten sie heimlich, manch Einer seufzte und mochte sich wünschen, daß er der Glückliche sei, auf den morgen der Gräsin Wahl siese. Denn wen sie wählen werde, das wußte Keiner. Und als am Abend die Herren alle Urlaub nahmen, als da der Letzte, der junge Antonio, sein lockig Haupt vor ihr verneigte, da sagte die Herrin: "Nicht wahr, Junker, morgen werdet Ihr es mir zeigen, was Ihr verhüllt habt?" — Da hob der Jüngling den Blick zu ihr auf, aus seinen Augen strahlte helles Feuer, sein Mund schien zu lachen, seine Stimme klang wie Jauchzen und er sprach: "Morgen sollt Ihr es erschauen, Ihr und — Andre, denn diese Nacht noch will ich's vollenden." —

Damit ging er, auch die Frauen verließen die Gräfin und dann erst sandte sie mich von hinnen, nachdem sie mir nochmals ihren Willen unerschütterlich sest wiederholt hatte: "Morgen gebe ich dies Blatt hier aus den Händen," sprach sie, das Pergament mir zeigend, "um das Graf Hans den Tod gefunden, und der Ritter, der es erhält, ist der Beste, der Klügste, der Schönste, aber noch mehr: er ist auch der Treuste!" —

Also entließ sie mich. Schweren Herzens stieg ich die Treppe hinab, im Hose war es schon still nur vorn in der Halle kniete Antonio noch und meißelte an seinem Bildwerk, obwohl er kaum mehr zu sehen verwochte, denn der Abend neigte sich zur Nacht und der Mond war kaum im Aufgehen begriffen. Ich sprach mit ihm, doch er schien befangen, nur bestrebt sein Werk vor meinen Augen zu bergen; so ließ ich ihn denn bei seiner Arbeit und schritt den Bogen=

gang entlang, bis zu dem Gemache, das mir die Grafin von jeher eingeräumt hatte, und vertiefte mich dort in meine Bucher.

Nun hatte ich aber dazumal, auf der Herrin Geheiß, gerade manche alte Pergamente aus anderen Schlöffern der Rotenburger in diesem, ihrem jekigen Wohnsit zusammengebracht, um fie neu zu ordnen; und als ich eben an jenem Abend die alten Blätter halb in Gedanken bin- und bermandte, da fiel mir qufällig eins in die Augen, das ich bisher übersehen hatte, und das enthielt kein wichtiges Schreiben, keinen Bertrag und keine Urkunde, sondern eine gang kurze Erzählung von der fcmargen Brafin, die, wie die Bauern fagten, ein Geift fei und immer gerade dann erscheine, wenn den Rotenburgern ein Unglück bevorftand. Wie ich das lese und darüber finne, auf welche Weise wohl folch' eine Sage im Bolke entstehen mag und wie fest fie haftet, - denn damals, bei Graf Sans Sugo's Tode, hatte es wieder geheißen, eine fchwarze Geftalt, die völlig seiner Mutter, der Gräfin Saragossa gleiche, fei Rachts zuvor klagend auf den Zinnen der Rotenburg gesehen worden, - wie ich das bedenke, hore ich plöglich Schritte draugen, eine Thure, die schwer in's Schloß fällt, bann tiefe Stille und urplötlich gellt ein Schrei durch die Hallen des Hofes. 3ch fpringe empor, ich fturze zur Thur, reife fie auf und - das haar straubt fich mir auf dem Saupte, die Glieder beben mir vor Entsetzen, bin ich denn felbft nur ein thörichter Bauer? oder — nein es ift Wahrheit, ich kann mich nicht täuschen, ich sehe fie wirklich: vor mir im hellen silbernen Mondschein, der blendend zwischen den Säulen hereinscheint, steht auf dem Absatz der neuen Treppe, die Sand wie drohend gen Simmel erhoben, die hohe Gestalt der ichwargen Grafin!

Ihr Antlit freilich kann ich nicht sehen, benn sie hat es mir abgewendet; aber nun bewegt sie den Arm, nun spricht sie — da fällt mir ein Stein vom Herzen, benn ich kenne ihre Stimme; sie ist kein Gespenst, keine todte begrabene Gräsin von Saragossa, sondern meine eble Herrin, die lebende stolze Gräsin Polia in ihren Wittwen- und Nonnenkleidern, die sie erst morgen ablegen wollte. Aber was redet sie denn, das so traurig durch die Hallen des Schlößhofs hintönt? Ihre Stimme, die sonst so klangvoll, bebt wie gebrochen, rauh und schaurig: "Höre! Du mein armer Gatte, der Du rein und treu warst, wie Keiner, Dir gelobe ich's hier in dem Hause, das Du mir zur Freude erbaut haft. Du sollst Keinen zum Nachsolger haben und wie es auch kommen mag, ich bleibe Dir treu. Doch wenn nun Fremde hier herrschen werden, hört es Ihr Männer von künstigen Geschlechtern: dieses Schloß darf nur der besitzen, der in Allem und Jedem die Ritterehre und Kittertreue bewahren wird. Wer aber nicht treu ist, der soll des Erbes der Kotenburger verlustig gehen." —

Als sie so gesprochen hatte, buckte sich die Gräfin, um Etwas aufzuheben, das vor ihr am Boden liegen mochte, und indem sie die Treppe wieder hinaufzusteigen begann, erblickte sie mich. Da hielt sie empor, was sie in der Handtrug und sagte zu mir: "Das Eine hab' ich ihm bringen wollen, dem Knaben, den ich morgen zu erhöhen gedachte, doch zum Lohn und Dank für meine Liebe, habe ich hier das Andere gesunden." — In der einen Hand aber hielt sie jene Schriftrolle und in der anderen — einen Frauenschuh. Doch als ich zu fragen

begehrte, welche Bewandtniß es damit habe, winkte sie mir Schweigen und sagte trübe: "Ich weiß es selbst nicht und will es nicht wissen, wer ihn verstoren hat; genug daß Beide vor mir entssohen. Doch Euer Rath ist zu Ehren gekommen, Pater Eugenius, die Warnung war klug. Das Weitere werdet Ihr morgen vernehmen." — Damit stieg sie die Stusen empor, das Mondlicht siel auf ihr trauriges Antlit, auf die blassen Hände, die den Brief umschlossen, auf den glitzernden, kleinen Pantossel, auf die lange schwarze Schleppe, die schleisend über den Marmor hinzog, und dann verschwand sie lautlos im Dunkeln und in dem stillen Säulenhose stand ich mit dem stillen Mondschein allein.

Aber am nächsten Morgen regte fich früh schon bas Leben im Schlosse, in der Stadt und auf allen Wegen. Denn von Bergen und Burgen zogen Ritter herbei, aus den Thälern die Bauern, die Maier und Knechte, um den endlich vollendeten Schloßbau zu feben, vor Allem jedoch um zu erfahren, wer künftig ihr Herr und Gebieter sein werde. Nicht nur aus dem Thal kamen fie gezogen. von weither jenseits der Grenze, ja noch von den Tauern herunter, vom See her meine Klosterbrüder mit fammt ihrem Abte, Bürger aus der Hauptstadt und die Herren, so die Regierung des Landes beforgten. Es waren ihrer aber fo viele, daß der Schloghof fie nicht zu fassen vermochte und daß der Garten, der Plat vor dem Schlof, bis drüben jum Saufe des Baumeifters bin, ja die nächsten Gaffen bes Städtchens von neugierigen Gaffern gang erfüllt waren. Die vornehmsten herren, die Fürften und Grafen, der gange Udel des herzogthums versammelten fich in der Mitte des großen Saales, zur Rechten ftanden alle Amtleute und Berwalter der Rotenburger Lande, zur Linken die jungen Ebelleute, die um die Sand der Gräfin warben, und diesen mochte das Berg wohl klopfen, denn heute follte entschieden werden, wer das Glud und die Braut erhielte. Doch hinter den Freiern, an der offenen Thur, die zur Hofgallerie und zur Treppe hinführte, ftand der welfche Meifter fammt allen Gesellen, fo das haus vollenden geholfen hatten, die follten heute von der Gräfin mit Chre und Dank ihren Abschied erhalten, und unter diesen war Ritter Antonio im neuen Sammetwamms gar stattlich zu schauen. Da nun Alle versammelt waren, ging ich die Gräfin aus ihren Gemächern herbeizuholen und fast erschrak ich, da ich fie fah; benn ftatt ber hochzeitlich prächtigen Rleiber, die für ben Tag bereitet waren, trug sie noch immer ihr Trauergewand. Und so schritt sie gefolgt von all' ihren Frauen in den Saal und ftieg die Stufen hinauf zum Throne, der ihr zwischen beiden dreitheiligen Fenstern mit toftlichen Decken und golbenem himmel errichtet war. Sie fette fich in den Seffel darunter, nahm bas Pergamentblatt aus meinen händen und sprach bann zu den versammelten Rittern:

— "Ihr werthen Herren und Grasen und Ihr meine getreuen Dienstmannen, höret mich. Ich habe Euch mein Wort verpfändet, daß heute, an demselben Tage, an dem dies Schloß vollendet sein sollte, ich mir einen Gatten erwählen würde. Denn Ihr verlangt mit vollem Rechte zu wissen, wer Euch in Zukunst gebieten werde und wem Ihr hinwieder gehorchen sollt. Dieses erkennend, hatte ich beschlossen zu thun, was Ihr von mir begehrtet und Einen zu wählen, der mir an Tugend, an Sitten, an edlem Wesen, würdig erschiene. Und da ich

also wählen wollte, da fann ich zuvor, welche wohl die wichtigste Tugend sei, für meinen fünftigen Gemahl und Guren Gebieter. Die wichtigste Tugend. fprach ich zu mir felber, die allererste und oberfte Tugend, ift Treue; in ihr find alle anderen beschloffen: benn nur wer treu feine Bflichten erfüllt, gegen Gott und Menschen, gegen Gattin und Kinder, nur wer auch ganz fich selber treu ift, nur der wird den Landen und meinen Mannen ein rechter Serr fein. Und wie ich fo bachte, Ihr herren, da mußte ich querft mich felber prufend im Geifte betrachten: bin ich denn treu? Wenn ich nun wähle, wenn ich meinem geliebten Herrn, der mich fo hoch hielt, daß er mich, die Frau und die Fremde! fterbend jum Grafen über feine Lande ernannte, wenn ich dem einen Jungling jum Nachfolger gebe und gang fein Andenken vergeffe, bin ich bann treu? Und wenn ich es nicht bin, wie foll ich, die Treulose, Treue finden? Und deshalb: um jenes Wort zu halten, das ich am Altar dereinft in Benezia und hier in diesem felben Saale, in Graf Hans Hugo's Sterbestunde, meinem jungen Gatten gegeben habe, deshalb, Ihr Grafen und Ihr Mannen, halte ich das Guch gegebene - nicht. Aber" - rief fie, fich erhebend, mit lauterer Stimme, um den Larm zu übertäuben, der im Saal auf ihre Worte entstanden war, -"aber weil ich einsehe und begreife, daß die Lande nicht nur einen heimischen Berrn, fondern vor Allem einen Stamm erheischen, der noch in vielen fünftigen Geschlechtern zu blühen und zu gedeihen verspricht, beshalb nun lege ich, was ich felbst nicht zu thun vermochte, meiner Erbin auf, die, weil fie noch jung ift und niemals gebunden war, treuen Herzens auch Treue mag finden. Nimm dies Blatt benn, Geltrudis von Lambrecht, es verheißt Dir alle die Rechte, die ich felber befeffen habe, Dir, Deinem Gatten und Deinen Kindern. Es flieget ja in Deinen Abern noch Blut vom Rotenburger Stamm, aus diesem Blute möge ber neue Stamm nun erbluhen. Nur das gebe ich Dir zu bedenken: wen Du wählen willft, das steht Dir frei, so er nur Ritter ift und Du ihn für werth hältst; aber ich verlange von ihm, wer er auch sein mag, den Beweis, daß er rein ift und treu." -

Mit den Worten legte fie das alte Blatt in die Hand des zitternd erschrockenen Mädchens, das vor ihr ftand und bald blaß und bald roth ward und nicht begriff, ob nicht Alles ein Traum sei. Die Gräfin selbst aber sank wie kraftlos zurück auf den Thronsitz. Nun entstand zum zweiten Mal Geschrei und Gerede unter den Männern; Einige eiserten, daß sie den Tausch nicht dulden wollten, Andere drohten Gewalt zu gebrauchen, damit die Gräfin ihr Bersprechen hielte. Da erhob sie sich abermals von ihrem Size, beruhigte mit klugen versöhnlichen Worten die erhisten Gemüther, versprach auch selber die Gewalt in Händen zu halten, dis der Mann, den ihre Nichte erkiesen würde, es verstünde allein zu regieren, "und," suhr sie fort zu dem bebenden Mädchen: "mein Wunsch und Wille ist, daß Du heute noch wählen mögest."

"Beute noch!" wiederholte das Mädchen.

"Ja. Blick' um Dich: Du kennst ja die Herren, die gekommen sind, mich zu umwerben. Biele sind edel und adligen Herzens; wenn auch mir Keiner behagen wollte, Du bist ja ein Kind ihres Landes, aufgewachsen in ihren Sitten und ihrer Sprache. Dir mag drum schon Einer gefallen. Also Geltrudis, sieh Dich um und wähle aut."

Doch das Mägdelein wandte die Blick nicht zu den Herren, sondern sprach erröthend, indem sie die beiden Hände, in denen sie die Schriftrolle festhielt, der Gräfin wie flehend entgegenstreckte: "Muhme Polia, sagt es noch einmal. Ich darf wirklich mir einen Gatten erwählen, wen ich will und ich darf es noch heute, so ich nur weiß, daß er treuen Herzens und von hohem Werthe ist?"

"Ja, und ein Ritter. Das darfft Du. Kind! sage: Du hast wohl gar schon gewählt?"

Und da lächelte das Mägdelein selig und sprach verschämt: — "Ja, und auch ein Rittersmann ist er," — und ging mit züchtig über der Brust gesalteten Händen und mit holdselig gesenktem Haupte an den Herren Freiern, die ihr begierig und verlangend entgegentraten, an Einem nach dem Andern langsam vorbei, schritt weiter hin zu dem Baumeister und seinen Gesellen und da sie der Thüre ankam, in der der junge Antonio lehnte, der, seit die Gräfin das Glück des Mädchens verkündigt hatte, gleich einem Blinden, schmerzversunken, mit halbgeschlossenen Augen dastand, da blieb sie stehen, streckte ihm die Hände mit der Schriftrolle wie bittend entgegen und sagte mit heller Kinderstimme: "Nehmt, Ritter Antonio, ich wähle Euch!" — Und er, — wie ein Sinnloser stürzte er vor ihr auf die Knie, bedeckte ihr Gewand mit Küssen und wollte das Pergament nicht nehmen, das sie ihm in die Hand zu drücken bestrebt war.

Da erhob sich die Gräfin, die bei dem Anblick bleich wie der Tod geworden war, und rief mit zornbebender Stimme: "Du thust eine schlechte Wahl, Nichte Geltrudis! Ich habe den Mann dort zum Kitter geschlagen, doch treu ist er nicht und Treue zu halten vermag er nicht. Sieh hier zum Zeichen, Du thörichtes Kind, was ich diese Racht gesunden habe, als ich die Treppe hinabstieg, um ihm — um ihm ein kurzes Wort zu sagen, fast wäre mein Fuß darzüber gestrauchelt." — Damit zog die Gräfin aus ihrem Gewande den goldgesticken Pantossel hervor. Aber die Maid Geltrudis erschraft nicht. Sondern ganz kecklich trat sie vor die Hervin und die versammelten Grasen und sprach: "Meine Wahl ist gut, das will ich bezeugen. Also Ich wart es, Muhme Polia? O, welch ein Glück! Denkt nur, wir meinten, die schwarze Gräfin käme herab, uns ein Unheil zu künden! Kun, der Schuh ist der beste Bürge so für seine, wie sür meine Treue. Glaubt Ihr es noch nicht? Schaut nur her, ich will es beweisen."

Züchtig und erröthend hob sie da vor allen versammelten Herren das lange, faltenreiche Gewand vorn ein wenig in die Höhe und sieh, ihr einer Fuß stak in einem goldverzierten, spisen Pantossel, der dem in der Gräfin Hand völlig gleich war, am anderen Fuß aber trug sie einen schlecht zu dem sestlichen Kleide stimmenden, groben Lederschuh. Und als sie das sahen, lächelten alle die Herren und Grafen und mir kam ein altes Märlein in den Sinn, so ich vor Jahren vernommen hatte: von einem Mägdelein, das gleichfalls an dem verlorenen Schuh erkannt wird, und es hieß das Aschenputtel, war auch eine der Letzten gewesen und ward plötzlich zur vornehmen Braut. Und wenn auch dort Alles

im Grunde ein wenig anders zuging, ausgesehen hatte die Maid wohl grade so, wie die blonde Geltrudis.

Aber da nun die Gräfin noch immer finfter dreinsah, trat Meffer Antonio vor fie hin und sprach: "Madonna, lagt auch mich es Euch beweisen, wie lang und ftill ich die Liebe bewahrte, die mich zu diesem Magdelein hingog, fo werdet Ihr nicht mehr an mir zweifeln." - Sprach's und faßte die hand ber Braut und führte fie hinaus zu ber Saalthur. Alle herren drängten ihm nach, begierig, zu ichauen, mas es weiter noch gabe, und zuletzt geleitete auch der Abt vom See die edle Frau Polia. Zwischen ihm und mir schritt fie langsam den Säulengang und die Treppe hinab und als fie die lette Stufe erreichte, da trat Antonio vor fie hin, verneigte fich mit edlem Anftand und fagte: "Wohledle Berrin, ichaut das Wert, das ich Guch ju zeigen versprochen hatte." - Und bamit hob er schnell die Süllen vom Treppenpfeiler und es tonte ein Ruf des Staunens durch die Menge, denn da erschien, aus weißem Marmor herausgemeißelt, das lieblichste, freundlichste Frauenbildniß mit Federhut, mit zierlich zur Rrause gefälteltem Bemde, von reicher Rette am Salse befestigt und in Saltung und Bügen, besonders aber im bescheiden zuchtigen Lächeln des schwellenden Mundes, das getreue Abbild des Fraulein Geltrudis.

Als die Gräfin das schaute, ward fie noch bleicher und fagte nur langfam: "Das also war es." - Und er: "Ja, das war es, Madonna. Erft da Ihr mich geftern jum Ritter geschlagen, burfte ich ja ihr, ber Ritterstochter, bon meiner heißen Liebe reden und da erbat ich von ihr, als Zeichen der Gegenliebe, nur diefes Gine: daß fie des Nachts, wenn Alle ichliefen, einen Augenblick lang nur, zu mir in die Salle herniederftiege. So konnte ich endlich in ihrem Unblick das Werk vollenden, das ich fo heimlich, ohne daß das Fräulein es felber ahnte, bor dreien Jahren begonnen hatte, an jenem Tage, an dem der Meifter mich jum erften Male vor Guch führte." - "Am Tage, an dem Ihr jum erften Male mich fabet?" frug die Gräfin finfter. - "Ja, Gräfin, und zu Guren Füßen die holde Maid hier." - "Bu meinen Füßen das arme Madchen," flufterte leise die Frau vor sich bin; fie sprach es jo leise, daß es wohl Reiner zu hören vermochte, als ich, der ich dicht ihr zur Seite ftand: "oh, ich Thörin, ich eitle Thörin!" - und ihre Stimme klang bumpf und traurig. Dann ichwieg fie lange und Alle harrten in banger Erwartung deffen, was nun fich begeben follte. Aber der hohe Sinn der Gräfin fiegte über ihr eigenes Berg. Sie hob das edle Haupt mit ftolgem Lächeln, ftieg rasch bie Stufen in die Bobe und als fie an der Stelle ftand, an der fie geftern ben Schuh gefunden, wo fie von allem Bolt im Sofe und ringsum auf ben Säulengangen von denen in der vorderen Salle und felbst von denen erblickt werden konnte, die fich um das hauptthor von der Strafe ber drängten, ba rief fie mit lauter, vernehmlicher Stimme:

"So hört benn Ihr Rotenburger Mannen und alle Ihr Herren und Leute, die Ihr hier heute versammelt seid, was ich Euch künde: das einzige Kind, das von dem Blute Eurer verstorbenen Grasen noch abstammt, meine liebwerthe Richte, Fräulein Geltrudis, gebe ich Euch heute zur Herrin — und sie erwählt zu ihrem Gemahle den, den ich selber zum Ritterschlag und zu hohen Ehren würdig befand: meinen jungen Landsmann Ritter Antonio. Und so mögen denn

fie und ihre Kinder und ihre Enkel fürder hier herrschen. Doch Eines bestehe für künstige Geschlechter: nur wer reinen Herzens und hohen Sinnes, nur wer von ganzer Seele treu ist, nur der allein darf dies Erbe erhalten und dies Haus bewohnen, das der Treuste der Treuen, mein armer Hans Hugo, gegründet hat und das ein anderer, ebenso Treuer und Braver, durch seiner Hände Arbeit zur schönsten Burg im Lande gemacht hat. Und also, Ihr Mannen, begrüßt nun mit mir dies junge Paar und seid Ihnen zu Diensten, wie Ihr es mir gewesen!"

Und mit den Worten wandte fich die Herrin, indeffen die Mannen Seil und Segen auf die Neuverlobten herniederriefen, jum herrn Abte vom See und bat ihn gar demuthsvoll, ob er geftatten wolle, daß sie neben dem seinen ein Frauenkloster begründe, in dem sie selber ihre Tage in Frieden und Andacht beschließen könne. Doch ehe er ein Wort zu entgegnen vermochte, warfen sich Untonio und Geltrudis auf die Stufen der Treppe zu ihren Füßen, fugten flebend den Saum ihres Kleides und alle Mannen brangten berbei und ichrien und riefen: "Herrin, wir find mit Allem zufrieden, was Du für die Zukunft und für ferne Geschlechter beschließen magft, doch fo lange wir leben und Du lebst, bist Du unser und mußt uns beherrschen. Wir laffen Dich nicht und fei's mit Gewalt, wir halten Dich hier!" - Am beweglichsten aber flehten Ritter Antonio und Geltrudis und baten die Frau fie nicht zu verlaffen, die fie aus unerfahrener Jugend leichtlich Alles verderben könnten, was die Herrin weise und ficher geleitet. Da ward bie Gräfin erweicht von den Bitten und versprach, mit Thränen der Rührung im Auge, zu bleiben, bis Reiner mehr ihrer bedürfe.

Und also geschah es. Als das junge Paar nun glücklich vermählt war, bezog es das haus des alten Baumeifters, der in feine Beimath guruckaetebrt war, und im Schlosse herrschte Monna Polia in gewohnter Beise. Da aber binnen Jahrefrift Frau Trude einen schmucken Junker geboren hatte, befahl die Gräfin, daß er die Namen ihres verftorbenen Gemahls erhalte, doch Ritter Untonio gab ihm noch einen dazu: er nannte den Knaben Sans Sugo Polia. Und dieser Knabe glich, da er heranwuchs, nicht seinem Bater, sondern ganz und gar dem Ohm feiner Mutter, er hatte Sans Sugo's lockiges Goldhaar, Sans Sugo's Augen und felbst fein Lächeln, ja fogar seinen festen, eifernen Willen. Aber an Wiffen ward er viel reicher, als mein armer Junker jemals gewesen, da er nicht unter der Sut von Knechten, sondern gehegt von Mutter und Vater, vor Allem von der Gräfin sorgsam gehütet, als ihr Zögling und fünftiger Nachfolger aufwuchs. Denn da die edle Herrin gar bald hatte erkennen muffen, wie Messer Antonio, obwohl er nun Ritter war, doch weit mehr von der Runft, von Bauten und Büchern, als vom Herrschen verftand und vom Rämpfen, beschloß fie den Knaben dafür defto besser zum Herrn ihrer Lande heranzubilden. Und das war nicht schwer, denn der junge Herr Polia, wie die Leute ihn nannten, hatte von Kind auf rechten Ritterfinn; Schlöffer und Burgen befichtigen, Alles ordnen, den Mannen befehlen, Pferde tummeln, Jagen und Kämpfen, das war seine Luft. So wuchs er heran zur Freude der Seinen, ein rechter Herr, wie die Rotenburgs immer gewesen. Und als er die Mündigkeitsjahre erreichte, nahm er eines edlen Grafen Tochter aus derselben Gegend zum Chgemahl und Frau Polia legte die Last der Regierung in seine Hände und Alle waren es einverstanden. Ja, Messer Antonio ist dann sogar, da er den Anaben so wohl verssorgt sah, mit seinem Weibe davongezogen, um seine Heimath, das schöne Welschstand, noch wiederzusehen, und obschon er's versprochen hatte, ist er doch nimmer zurückgekehrt, sondern soll noch in Benedig leben und dort wieder zum Meißel gegriffen haben, den er hier so lang hatte ruhen lassen müssen, und soll noch gar köstliche Werke dort schaffen.

Aber meine edle, schöne Herrin, die Gräfin, bestieg am Tage nachdem sie ben Jungen, ihr Pathenkind Hans Hugo, mit seinem Gemahl in's Schloß Polia geführt hatte, heimlich in der Dämmerung ihr treues Roß und ich allein nur durfte ihr solgen, und wir ritten selbander über die Höhen und längs des Flusses zum See. Wo neben dem Benedictinerkloster das neue Frauenkloster stand, das sie selber gegründet hatte, da reichte sie mir von ihrem Pferde die Hand herüber und sprach: "Lebt wohl. Wir wollen nun Beide in Frieden und Ruhe dies lange, sleißige Leben beschließen. Such habe ich so Viel und so Größes zu danken, Ihr habt mich so häusig gestüht und gewarnt, mich so oft gezügelt, mir noch öfter geholsen, daß ich im Rückblick über mein Leben in Euch meinen wahren Schutzeift erkenne. So lebe denn wohl, mein Freund Eugenius, mein bester einziger Freund, sahre wohl!" — Und damit ritt sie zur Klosterpsorte.

So nahm Frau Bolia den Nonnenschleier, den fie ichon fo lange getragen hatte, in allem Ernste, und lebte noch so manches Jahr, und ward Aebtiffin in ihrem Rlofter und beherrschte fo weise die auten Nonnen wie ehedem draufen in der Welt ihre streitsuchtigen Mannen. Und da sie im vorigen Jahre starb, da weinten nicht nur ihre Nächsten, sondern alles Bolt, weit und breit in den Landen, und wie eine Seilige ward fie bestattet. Und fo lange die Polia im Lande herrichen, fo lang noch ein Stein ihres ichonen Schloffes auf dem anderen feststeht, fo lange wird auch ihr Name im Bolte verehrt und geliebt und verherrlicht werden. Aber auf daß nicht nur ihr Name, fondern auch das Andenken ihrer Thaten, ihrer hoben Gaben und denkwürdigen Schickfale nimmer verlösche, habe ich, Bruder Eugenius vom Rlofter am See, den fie felbst ihren Freund genannt hat, hier in der alten Klosterzelle, die ich dereinst verlassen hatte, um auf des Abtes Geheiß ihrem Gatten zu dienen, mas ich von ihrem Leben mußte und was fie gedacht und was fie gethan hat, aufgeschrieben. Und daß Alles wahr und wirklich fo zuging, das wiffen noch viele lebende Zeugen. Run gebe mir Bott noch ein feliges Ende, daß ich bald eingehen möge zu meinem herrn und ju meiner herrin. Und damit foll es genug fein. Amen.

Das war der Schluß der Mönchschronik. Als ich sie bis zu Ende gelesen hatte, nahm mir auch gleich der Bibliothekar die losen Blätter aus den Händen, schloß sie wieder in seinen Schrank und bat mich ganz höslich, da es nun Zeit sei, die Bibliothek zu schließen, mich auch gefälligst entsernen zu wollen. Und kaum war ich so in aller Form hinausgeworfen, so kam mein Kutscher auf mich zu, er habe mich schon lange gesucht, es sei die höchste Zeit zu sahren,

wenn ich noch vor Nacht nach S heim wollte. Da mußte ich benn wohl ober übel fofort aufsteigen, ohne mich am See weiter umfehn zu konnen, und mußte auf dem hübschen Wege langs des Aluffes und über die Sohen meine Knochen unbarmbergig in feinem Bägelden gerftoffen laffen. Erst bei finkender Racht fuhr ich wie geftern wieder an der dunklen Maffe bes Schlosses vorbei, in die Stadt hinein: der Wirth, der fich schon über mein spätes Ausbleiben verwundert haben mochte, führte mich sogleich in das niedrige, ebenerdige. holz= getäfelte Speifezimmer, und zwar an den Stammtisch zu den Honoratioren, wobei er lächelnd meinte, daß diese Herren mir wohl besser als er die am Morgen gewünschte Austunft über die Uhnherren und Abnfrauen der Fürften Bolia zu ertheilen vermöchten. Dazu waren fie auch gern bereit, und nachdem man mir ein Fläschen Rothen vorgesett hatte, sagte der Gine, seinem Aeußeren nach ein Schulmann: "leber die älteste Uhnfrau, von der das ehemals gräsliche und noch früher ritterliche Geschlecht derer von Polia feinen Namen herschreibt, wüßte ich dem Herrn wohl Etwas zu fagen, das heißt nur fo viel, als ich felbst in einem wohlgelungenen Sochzeitscarmen jur Bermählung bes Fürften erdichtet habe: die Bolia stammen ab von der Tochter des Bolykrates, des Beherrschers von Samos, daher ihr königlicher Sinn und ihr Reichthum." -"Oho!" rief ein anderer, jungerer, gar gelehrt ausjehender Mann, "wenn Ihr eine Ahnfrau erdichten wollt, da weiß ich was Befferes: Die Stammmutter der Fürsten war jene Polia, der zu Ehren Frater Franziscus Colonna einft fich Boliphilus nannte und die dickleibige, ichwerverständliche, ichonilluftrirte Hypnerotomachia geschrieben hat; die Frau, die ihn im Traum durch die Kämpfe der Liebe hindurchgeleitete, die Berkörperung der Renaiffancezeit; daher ihr poetischer Geift und ihr Runftfinn!" - Die Berren lachten, aber Reiner ichien die wirkliche Monna Bolia zu kennen, die ihnen den reizend schönen Balaft dicht por ihr Stadtthor hingebaut hatte.

Um nächsten Morgen, bevor ich weiter reifte, ging ich noch einmal jum Schloß hin. Gegenüber, aus grunen Buschen, grußte mich mit den breiten drei= fachen Tenftern das kleinere Saus mit dem Marmorportal, das Meffer Antonio in den Mußestunden geschaffen und in dem er gewohnt hatte. Als ich in den Schloßhof eintrat, überraschte mich auf's Neue, so fehr wie geftern, die Schon= heit der Linien, der Reichthum der Bergierungen, die Grazie aller Details: an der Treppe entdeckte ich richtig am ersten Geländerpfosten, den links ein Früchte tragender, in Schlangenfüßen endigender Gigant, rechts ein paar verschlungene Delphine schmudten, an der Borderseite, im wunderlichen Contrast zu den Gebilden der Antike und der italienischen Renaiffance ein Medaillonbild mit einem altdeutschen Maddenkopf. Dies liebliche, bescheiden gesenkte Besichtchen mit den züchtig vom Net gehaltenen haaren, dem großen Federhut, der dichten Krause, der gegliederten Rette, das war alfo wirklich das Bildniß der kleinen Geltrudis, die der junge Bildhauer mehr geliebt, als ihre hohe Herrin. In Gedanken an jene alten Zeiten ftieg ich eben die Treppe hinauf, um das Bild noch einmal ju feben, auf dem die Gräfin dargeftellt ift, wie fie im Mondschein den Frauen= ichuh findet und nun den Freibrief ihres Saufes zu Boden ichleudernd den Fluch — ober Segen über die kommenden Geschlechter ausspricht, da nahte die poefielose Gegenwart in Gestalt bes hausknechts vom Postwirthshause, der mein Gepäck trug und mich zur Eile trieb, falls ich den Zug nicht versehlen wollte. So habe ich denn weder das Bild wiedergesehen, noch den Saal, in dem es ja genau an der Stelle hängt, an welcher der Thron der Gräfin gestanden hat.

Auf bem langen Weg langs des Schlofparks und auf der ichnurgeraden Chauffee bis jum Bahnhof erzählte mir mein redfeliger Begleiter unter Anderm. daß mit dem Buge, mit dem ich weiter reisen wollte, der Fürst von einem turzen Ausflug auf eines seiner Schlöffer heimkehren werde, und als wir bei dem fleinen rothen Stationshaus angelangt waren, zeigte er mir die Fürstin, eine hubsche junge Dame, die mit den beiden Rindern, welche ich geftern im Bark gesehen hatte, wartend baftand. Der Zug braufte heran, und während ich auf einen Wagen zweiter Claffe zueilte, sah ich, wie aus einem Coupé der erften ein junger Mann in leichtem, grauem Anzug heraus sprang und die junge Frau mit den Rindern begrußte. Er hatte ein Stiggenbuch unter bem Urm und ein Diener hob aus dem Coupe noch einen Malichirm, einen großen Farbenkaften und eine Zeichenmappe. Der Anblick machte mir Freude. - Alfo. bachte ich im Weiterfahren, als ich noch fern die Säufer der Stadt mahrnehmen tonnte, - ift auf die Berren und Fürsten von Polia nicht nur der hohe Ritter= finn und die Treue ihrer mutterlichen Uhnen, der Grafen von Rotenburg, über= gegangen, - bas ift felbstverftanblich, denn maren fie nicht treuen Bergens, fie burften, bem Schwur Monna Polia's zufolge, nimmermehr in ihrem Schloffe herrschen, - fondern ber jetige Erbe muß im Blute auch noch etwas von feinem Stammvater fühlen, einen Tropfen von dem Rünftlerblut des Meffer Antonio. der das Schloß Bolia fo wunderherrlich ausgebaut hat.

Der Hermes des Praxiteles.

Von

h. Brunn.

Selten hat fich ein antikes Runftwerk in Deutschland fo schnell die all= gemeinste Anerkennung und Zuneigung erworben, wie der hermes des Praxiteles. Es mag dabei ein Gefühl der Genugthuung mitgewirkt haben, daß die Sebung eines folden Schakes dem ersten Zusammenstehen Gesammtdeutschlands zu einem umfassenden wissenschaftlichen Unternehmen gelungen war. Richt minder förder= lich erwies sich der Umstand, daß mit der Entdeckung des Werkes durch das Zeugniß des Paufanias sofort auch der Name seines Urhebers gegeben mar, des Braxiteles, dessen anmuthsvolle Schönheit sich nicht nur im Alterthum der weitverbreitetsten Bewunderung erfreute, fondern auch dem modernen Empfinden noch näher steht, als die Erhabenheit selbst eines Bhidias. Leise Zweisel, ob wir wirklich fo gludlich seien, ein originales Werk von der Sand dieses Meisters und nicht etwa eines jüngeren Ramensgenoffen zu besitzen, verschwanden bald im Angeficht des Marmors und seiner Nachbildungen. So erklärt es fich, daß in den zahlreichen Besprechungen, welche das Werk gefunden hat, die Freude am neugewonnenen Besitz und die bewundernde Schilderung seiner Schönheiten den Grundton bildet. Faft fünf Jahre nach der Entdeckung möchte es jedoch nicht mehr zu früh fein, zu einer Analyse des Einzelnen vorzuschreiten und die kritisch = historische Betrachtung in den Bordergrund treten zu laffen. hat man ausgesprochen, es sei Vermessenheit, die Entwickelung innerhalb der Individualität eines Runftlers wie Praxiteles mit den uns zu Gebote fteben= ben Mitteln nachweisen zu wollen. Allein wenn die Runftgeschichte wirklich fortschreiten foll, wird fie auch zuweilen einen muthigen Schritt wagen muffen, felbst auf die Gefahr hin, daß er erft auf Umwegen gum Biele führe. Nehmen wir also lieber Act von dem gleichzeitigen Zugeftändniffe, es fei ohne Weiteres anzunehmen, daß ein Rünftler von der Broge des Praxiteles ein gewaltiges Fortschreiten an sich selbst erfahren haben müsse.

Neber die persönlichen Berhältnisse der antiken Künstker sind wir wenig unterrichtet, und sast scheint es, als ob gerade der weitverbreitete Ruhm des Praxiteles die Schuld trage, daß man sich um die Einzelnheiten seines Lebens nicht viel gekümmert habe: es galt von ihm, was eine poetische Inschrift von Giotto aussagt:

Denique sum Jottus. Quid opus fuit illa referre? Hoc nomen longi carminis instar erit.

In der kurzen chronologischen Aufzählung der griechischen Künftler bei Plinius wird Praxiteles in die 104. Olympiade (364 v. Chr.) gesett. Aber erft aus der weiteren Angabe, daß seine Söhne noch in der 121. Olympiade, also 68 Jahre später thätig waren, folgern wir, daß Ol. 104 mehr den Beginn, als den Höhepunkt oder das Ende seiner Blüthezeit bezeichnen. Auch über die Herkunst des Künftlers schweigt die Ueber-lieserung. Da wir jedoch wissen, daß nach griechischer Sitte der Name des Groß-vaters häusig auf einen der Enkel überging, und daß einer der Söhne des Praxiteles den Namen Kephisodot trug, so ergibt sich daraus die jeht augemein gebilligte Annahme, daß ein um zwei Generationen älterer, als tüchtiger Künstler bekannter Kephisodot der Bater des Praxiteles war. Nicht weniger sehlen Angaben über die Entstehungszeit der verschiedenen Werke, und wir suchen daher die Lücken unseres Wissens durch Vermuthungen auszusüllen, die sich durch anderweitige Verhältnisse, namentlich durch den Hindlick auf Ereignisse der politischen Geschichte wahrscheinlich machen lassen

Ein foldes Ereignig war ber Sieg bes Epaminondas über die Spartaner bei Leuktra (Dl. 102, 2 = 371 v. Chr.). Um die Früchte dieses Erfolges zu fichern und dem überwiegenden Ginfluffe der Spartaner im Beloponnes eine gewichtige Macht entgegen zu ftellen, wurden von ihm die Meffenier in ihr Beimathland gurudgeführt, wurde dort die Stadt Meffene und ebenfo in Ur= kadien Megalopolis neu gegründet, Mantinea endlich, welches vierzehn Jahre vorher von den Spartanern unter Agesipolis zerftort worden war, an seiner früheren Stelle wieder aufgebaut. In Meffene und Megalopolis find an der fünftlerischen Ausschmudung der neu errichteten Seiligthumer vorzugsweise zwei geiftig einander nahe verwandte Rünftler betheiligt, Damophon von Meffene und Rephisodot aus Athen. In Mantinea dagegen finden wir von dem Sohne des Letteren, von Praxiteles, zwei größere, je aus drei Figuren beftebende Werke. Es scheint daber, daß, entsprechend der Gemeinsamteit in der politischen Organifation, auch die Bertheilung der fünftlerischen Aufgaben in den drei Städten unter die drei Künftler nach einem einheitlichen Blane oder einer gemeinsamen Berftändigung ftattgefunden habe.

Danach bürfen wir also die Thätigkeit des Praxiteles in Mantinea in die Zeit bald nach der Wiederherstellung der Stadt, d. h. in die Jugendzeit des Künstlers sehen. Außerdem werden nur wenige seiner Werke als im Peloponnes befindlich angeführt; und später scheinen seine Kräfte für entserntere Gegenden in Anspruch genommen worden zu sein. Dürsen wir demnach vermuthen, daß die sämmtlichen Werke im Peloponnes während eines einmaligen längeren Aufenthaltes in den dortigen Gegenden entstanden waren, so würde auch der Hermes zu Olympia unter die Zahl der Jugendwerke des Meisters einzurechnen sein. Sin äußeres Zeugniß läßt sich dafür freilich nicht beibringen; immerhin aber ist die Wahrscheinlichkeit groß genug, um die Frage zu rechtsertigen, ob das Werk selbst in seinem Kunstchaarakter Anhaltspunkte darbiete, welche uns veran-

laffen muffen, es für eine Arbeit aus den jüngeren Jahren des Künftlers, sagen wir vor seinem zurückgelegten dreifigften Jahre zu halten.

Prariteles war nicht der erfte, welcher den hermes mit dem Dionpsoskinde in einer statuarischen Gruppe bargestellt hatte. Schon unter den Werken seines Baters wird von Plinius (34, 87) ein "Mercur als Pfleger des Bacchustindes" angeführt: Mercurius Liberum patrem in infantia nutriens. Mehr erfahren wir nicht. Aber eine Erfindung desfelben Kephisodot ift auch die Gruppe der Eirene mit Plutos in der Münchener Glyptothek, eine Gruppe, die durch ihr Grundmotiv, das Rind auf den Armen feiner Pflegerin, das geiftige Gegenstück au der porhergenannten bildet. Dieses Werk aber nimmt in der Geschichte der Gruppencomposition eine fehr bestimmte Stellung ein. Wir besitzen allerdings aus noch früherer Zeit größere statuarische Compositionen in den Giebelfeldern der Tempel, in welchen, wie am Barthenon, auch wohl Figurenpaare zu engeren Gruppen vereinigt find. Aber durch ihre Berbindung mit der Architektur und ihre feste Einrahmung in das Dreieck des Giebels wirken fie als Sochreliefs. Noch lofer waren die Statuenreihen zusammengeordnet, welche in Folge wichtiger politischer Creignisse nach Olympia oder Delphi geweiht wurden, 3. B. das Delphische Weihaeschent der Athener von der Sand des Phidias, welches Miltiades mit Apollo und Athene in der Mitte athenischer Stammesheroen darftellte. Undere Forderungen erhebt dagegen die frei für fich bestehende "geschlossene" Bruppe. Diese entwickelt fich langsam und ftufenweise. In der altesten Zeit trägt der Delische Apollo des Tettaeos und Angelion die drei Grazien als Miniaturfiguren auf der hand; auf Münzen von Kaulonia ift auf dem ausgeftreckten Urme des Apollo eine kleine Figur laufend dargeftellt; auf einem unteritalischen Terracottarelief fteht Eros in ziemlich großen Berhältniffen auf dem Borderarme der Aphrodite: hier find es also reine Attribute, welche der Gott trägt oder dem Beschauer entgegenhält, die sogar beliebig gewechselt werden tönnten, ohne daß beshalb die Geftalt des Gottes felbst verändert zu werden brauchte. Auch bei der Parthenos, beim Zeus des Phidias nimmt die Nike principiell noch die gleiche unbedeutende Stellung ein. Ift fie auch in etwas nahere Begiehung gur Gottheit gesett, etwas gewachsen an Große, fo bleibt fie doch ihrem Wesen nach nur ein Attribut, und der Blick des Gottes ift nicht auf die Nike, sondern dem Beschauer zugewandt. Girene mit Blutos bietet uns das erfte nachweisbare Beifpiel einer geschloffenen Gruppe. Die Göttin trägt das Kind auf dem Arme, wie man es im Leben trägt; fie blickt auf das Kind, und wir feben, daß fie ihm ihre Pflege angedeihen läßt: fie find beide auf einander angewiesen, und nur die verhältnißmäßige Kleinheit des Kindes erinnert noch leise an die attributive Behandlung einer früheren Zeit.

Die glückliche Lösung eines Problems bleibt selten ohne weitergreisenden Einfluß. So hören wir neben der Eirene von einer Tyche mit Plutos als einem Werke des Xenophon, eines Zeitgenossen und Mitarbeiters des Kephisodot. Wir kennen, wenn auch nur aus späteren Rache und theilweisen Umbildungen Uthene mit dem Knaben Erichthonios in kleinen Bronzen (Memor. dell' Inst. arch. II., t. IX., cf. p. 249), sowie in einer Marmorstatue der Kotunde des Berliner Museums (Clarac Mus. de sculpt. 462 C, 888 E), und hierher gehört

wohl auch die Erfindung der schönen Gruppe des Heratles, welcher den kleinen Telephos in der Löwenhaut trägt, in der Rotunde des Batican (Clarac 800, 2003). Alle diefe Compositionen zeigen nach zwei Seiten bin eine gewiffe Bemeinsamkeit, nämlich in der relativen Kleinheit des Rindes und in der wenig engen, noch nicht zu einer gang ftrengen fünftlerischen Ginbeit abgeschloffenen Beziehung awischen Kind und Pfleger. — In vollem Gegensate hierzu fteht die ichon etwas genrehaft in alexandrinischem Geifte componirte Gruppe eines Sathrs, welcher das Dionpsoskind auf der Schulter trägt (Clarac 704 B, 1628 A, B und öfter). Hier ordnet fich der Sathr als dienender Damon dem Götterkinde völlig unter; das Kind jubelt, es triumphirt auch fünftlerisch wie der Reiter über fein Roß; der Sathr erscheint wie eine belebte Bafis, auf welche das Rind emporgehoben werden foll. - Mitten inne steht die befannte Gruppe des Silen als Pfleger des Dionpfostindes. Das Größenverhältniß ift hier volltommen ausgeglichen; Mann und Rind find unauflöglich zu einer Ginheit verbunden. 3wischen Bileger und Rind ift ein Gleichgewicht hergestellt, bas geiftig und fünftlerisch gleich harmonisch wirkt. Ohne materiellen Beweis haben wir uns daran gewöhnt, diese Composition als aus praxitelischem Geiste hervorgegangen zu betrachten; und diese auf halb unbewußter Anschauung beruhende Annahme hat gewiß insofern ihre Berechtigung, als eine folche Composition vor den Neuerungen des Praxiteles unmöglich war, diefe Neuerungen felbst aber gerade in diefem Werke einen fo vollendeten, abgerundeten Ausdruck finden, daß es als die Erfindung eines Schülers oder Nachfolgers nur schwer verftandlich fein wurde: wir haben in diefer Gruppe die gereifte Frucht der Beftrebungen eines bahnbrechenden Genius.

Fragen wir jett, welche Stellung der Hermes des Praxiteles unter diesen verschiedenartigen kinderpflegenden Gestalten einnimmt, so kann die Antwort nicht zweiselhaft sein: der Hermes steht, was das Berhältniß des Kindes anslangt, der Eirene näher als dem Silen. Praxiteles besand sich offenbar noch unter dem Einslusse seines Vaters; in der liebevollen Neigung des Hauptes der Eirene ging der Vater fast noch über den Sohn hinaus, während das herzegewinnende Scherzen des Hermes mit seinem Pflegling so recht aus dem Empfinden eines jugendlich frischen und unbesangenen Künstlergeistes herausegewachsen erscheint.

Gine weitere Bergleichung lehrt, daß in den genannten Gruppen das Kind nackt dargeftellt ift; nur der Plutos ift halbbekleidet: auch darin steht Praxiteles noch unter dem Einflusse des Baters, obwohl sich dabei eine künstlerische Schwierigkeit ergab, die mit rein plastischen Mitteln zu lösen ihm hier noch nicht völlig gelungen ist: die Gewandung des Knaben berührt sich zu nahe mit der über den Baumstamm gehängten Chlamps des Hermes. Nur wenn wir uns den Gegensah einer verschiedenen Färbung hinzudenken, gewinnen wir volle Nebersichtlichkeit.

Nach andern Seiten ift der Sohn des Kephijodot schon der Praxiteles, welcher eigene und neue Bahnen einschlug. So zunächst in der "Ponderation", dem Ubwägen des Gleichgewichts, durch welches die Haltung einer Figur bedingt ift. In der älteren Zeit ließ man den ruhig stehenden Körper noch gleichmäßig

auf beiden Beinen ruhen. Größere Freiheit ergab fich durch die Entlaftung des einen Beines, und es ift das Berdienft des Polyklet, diefes Ruhen des Körpers auf einem Schenkel (uno crure insistere) mit Bewußtsein und theoretisch durch= geführt zu haben. Doch bewahrt bei ihm diese Stellung noch den Charakter eines Ruhens auf sich selbst, eines sich Sammelns zu neuer Thätigkeit. Dieses Shitem herricht noch in der Gruppe der Cirene. Der Cindruck größerer Leichtigkeit entsteht erft, wenn den Beinen überhaupt ein Theil der Laft abgenommen wird, nämlich wenn durch das Auflehnen des einen Armes auf einen außerhalb der Figur stehenden Träger der Oberkörper eine neue Stütze erhalt. Dieser Fortschritt, welchen wir schon nach den bisberigen Unschauungen mit Bektimmtheit dem Prariteles beizulegen vermochten, ift in dem Hermes bereits vorhanden: er lehnt den linken mit dem Anaben belafteten Urm auf einen Baumftamm. Doch laffen fich innerhalb diefes Fortschrittes wiederum gewiffe Abstufungen der Entwickelung verfolgen. Gin Mufter von Raffinement nach der Seite leichter Eleganz ist der Apollon Sauroktonos des Praxiteles. Der an den Baum gelehnte erhobene linke Urm erscheint kaum noch als eine Stütze, sondern bildet in bestimmter Begiehung zu dem zweiten, im rechten Sufe liegenden Stukpunkte des Körpers den einen Endpunkt einer Are, um welche der Körper, dem Impulfe der hand beim Stechen nach der Eidechse folgend, eine theilweise Drehung vollziehen soll. In der Gruppe des Silens mit dem Bachuskinde dagegen, besonders wenn wir die Rudseite des besten uns erhaltenen Barifer Gremplars (Clarac 333, 1556) betrachten, lehnt sich der Körper bestimmt nach der Seite hin, und der Baumstamm wird zur wirklichen Stühe. Im Vergleiche damit bildet der Hermes gewissermaßen den Nebergang des Freistehens mit ausgebeugter Bufte zu bem feften Aufstüken, beffen hier ber Gott taum für fich felbit, fondern nur in fo weit bedarf, als für die fünftliche Belaftung des Armes durch das Rind eine Ausgleichung erforderlich ift.

Ueberhaupt liegt in der Anwendung des Baumftammes noch etwas Berschämtes, worauf gerade im Zusammenhalt mit einer erst neuerdings bekannt gewordenen Thatjache Nachdruck zu legen ift. Ohne die im letzten Jahre entbectte Maxmorreplik der Barthenos des Phidias würden wir uns schwerlich haben überreden laffen, daß der durch die Rike belaftete rechte Urm der Göttin im Driginale durch eine einfach darunter gesetzte Säule geftützt gewesen sei; und doch wüßte ich nicht, wodurch sich die Beweiskraft der Copie in diesem Bunkte abschwächen ließe. So vermögen wir uns mit der allerdings auffälligen Thatsache nur durch die Annahme abzufinden, daß der Künftler mit seltener Unbefangenheit die Forderungen des mechanischen Gleichgewichtes als zwingend anerkannte und fich entschloß, ihnen durch einfache außere Mittel Genüge zu leiften, in der Buversicht, der kunftfinnige Beschauer werde die schmucklose Saule, die fich mahrscheinlich durch Material und Farbe in sehr bestimmter Weise für das Auge von bem Golbelfenbeinbilde ablofte, weiter nicht beachten, wie ja auch wir uns gewöhnt haben, fo manche für die Festigkeit nothwendige Stugen an Marmorstatuen als für die Gesammtwirkung ohne Belang völlig unberücksichtigt zu laffen. Schon Pragiteles mochte diefe Unbefangenheit nicht mehr vollftändig besithen. Er hat zwar zwischen der linken Sufte des hermes und dem Baumstamme eine Querstütze nicht etwa bloß der Festigkeit wegen stehen lassen, sondern sogar in so weit für die Composition verwerthet, als er mit ihrer Hüsse die zwischen Körper und Stamm von oben nach unten klassende Spalte für das Auge gewissermaßen überbrückte; und gewiß wirkt diese völlig neutrale Berbindung weit günstiger, als es z. B. ein gegen die Hüste vorspringender starker Ust gethan hätte. Aber indem er überhaupt den Baumstamm an die Stelle der Säule oder eines Pseilers setze, der sich dem weichen rhythmischen Flusse aller übrigen Linien schwer hätte einfügen lassen, scheint er sofort das Bedürsniß empfunden zu haben, eben diesen Stamm, der durch keine innere Nothwendigkeit gegeben war, sondern sich als ein zu freierer künstlerischer Behandlung geeignetes Auskunstsmittel darbot, dem Auge wieder zu verbergen; er läßt das abgelegte Gewand bis tief über den Stamm herabsallen: eine Masse, salt schwer sür dem Gott und seine Chlamps. Erst in Werken wie der Saurostonos und der Silen ist diese Besangenheit in der Verwendung des Baumstammes völlig überwunden.

Den Eindruck der Schwere scheint der Künstler wieder zu mildern durch die fehr in's Ginzelne gehende Durchführung der Gewandung, deren ftiliftische Behandlung zu derjenigen der früheren Zeit in einem bestimmten Gegensage fteht. Un den Sculpturen des Parthenon finden wir trok des Reichthums und der Fülle der Motive in der Gewandung doch eine besondere, später vielfach dominirende Ausdrucksweise noch nicht angewendet. Die großen Falten verlaufen von einem jum anderen Ende in einer fei es geraden, fei es geschwungenen, aber ungebrochenen Linie; es fehlen die sogenannten Augen, welche besonders da entstehen, wo die Falten in der Senkung zwischen ihren beiden Endpunkten wegen Mangel an Spannung der natürlichen Schwere des Stoffes folgend in scharfen Brüchen fich begegnen. Für die Kenntniß diefer Augen mag namentlich auf die Werke Dürers und verwandter Rünftler verwiesen werden, da fie dort wegen zu ftarker Betonung den Charakter der ganzen Gewandung in etwas zu einseitiger Richtung beherrichen. Wo fie in der alteren griechischen Runft vereinzelt fich finden, erscheinen sie mehr als ein Spiel des Zufalls. Am hermes dagegen treten sie auf als das Refultat einer beftimmten Absicht, als der Ausgangspunkt eines neuen Shiftems, zunächft allerdings an einem Gewande, bas nur feiner Schwere folgend über einen todten Stamm gehängt ift, während an den Barthenonsculpturen auch die Gewandung ichon an dem Leben der Gestalten ihren Antheil zu haben und felbständig mitzusprechen scheint. Sier beim Bermes nun wurde der Rünftler gerade durch den Zustand absoluter Ruhe zu einer ganz neuen Art der Naturbetrachtung geführt: nicht das reine ideale Befet der Faltenbildung, sondern die Ericheinung der Falte in ihren vielfachen Bufalligkeiten drangte fich feiner Beobachtung auf. Schwerlich gibt es aus dem ganzen Alterthum ein zweites Stück Gewandung, welches eine gleiche Fulle von Faltenmotiven und in jeder Falte wieder einen gleichen Reichthum von einzelnen Ruancitungen der Form zur Anschauung brächte. Selbst an der großen Nite von Samothrake erscheint bei eingehendster Durchführung das Detail mehr bestimmten Gesichtspunkten untergeordnet.

Hier muffen wir indessen fragen, ob eine Behandlung wie die am Hermes das Deutiche Runbisau. VIII, 8.

Rennzeichen eines bereits fertigen Meifters ift. Wohl verrath fie die Sand eines bedeutenden Künstlers, eines Meisters aber noch nicht. Die früheren Künstler vernachlässigten wahrlich das Studium der Natur in keiner Weise; aber sobald fie die Sand anlegten, um ihre Ideen mit körperlichen Formen zu bekleiden, fahen fie von directer Nachahmung des Modells ab. Als man jedoch das Modell auch für die Ausführung zu benuten begann, mußte sich der Beobachtung eine Maffe von Ginzelnheiten und Zufälligkeiten darbieten, welche ohne langere Erfahrung zu bewältigen nicht wohl gelingen konnte. Daß diese Bemerkung gerade auf das Gewand des Hermes ihre Anwendung finde, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Beachten wir namentlich die Bartien unter dem Arme, mit denen sich, wie schon bemerkt, noch die Gewandung des Kindes begegnet, so finden wir hier eine folche Fulle von Motiven, daß fich damit zwei Werke ausstatten lieken, ohne daß fie den Eindruck der Dürftigkeit machen wurden. Gbenfo hatte fich in der Ausführung der lang herabhängenden Falten ein Theil der Einzeln= heiten unterdrücken laffen, ohne daß irgend eine Leere fich fühlbar gemacht hatte. Wir ftehen bei dem Gewande des Hermes, so wie es ift, dem Schaffen einer jugendlichen Kraft gegenüber, die fich der lleberfülle von Gedanken und Motiven nicht zu erwehren bermag und noch der Erfahrung bedarf, um zu erkennen, daß ber Meister sich erst in der Beschränkung, der Unterordnung des Ginzelnen unter das Ganze bewähre.

Schwieriger ift es, nicht nur nach den Photographien, sondern felbft Ungesichts des Chysabguffes sich von der Behandlung des Körpers und feiner Formen eine bestimmte Rechenschaft zu geben. Die schöne vom Scheitel durch die Are des ganzen Körpers bis zum Standfuße durchgeführte, die ganze Composition beherrschende geschwungene Linie wurde schon bisher als eine wesentliche Gigenthümlichkeit praxitelischer Kunft angesehen, und der Hermes bestätigt die Richtigkeit dieser Auffassung. Es leuchtet aber ein, daß durch diese Reuerung nicht nur der Rhythmus der ganzen Geftalt im Gegenfate zu der Strenge der früheren Zeit wesentlich verändert wurde, sondern daß diesem weicheren Rhythmus überhaupt auch eine weichere Behandlung der Form entsprechen mußte. Es war nothwendig, die den Parthenonsculpturen eigene Großartigkeit der Massen= gliederung durch Einfügung vermittelnder Zwischenglieder zu milbern und in der Durchbildung der Körper der finnlichen Erscheinung mehr Rechnung zu tragen. Daß diesen Forderungen am Hermes im Princip bereits Genüge geschehen sei. foll keineswegs geleugnet werden. Wenn mir jedoch von unbefangener Seite die Frage vorgelegt wurde, ob der Hermes wirklich in jeder Beziehung der hohen Borftellung entspreche, welche ich mir gewiß schon früher von einem praxite= lischen Werke gebildet habe, so findet der in dieser Frage liegende Zweisel wohl darin seine Begründung, daß der Künftler am Bermes noch nicht durchweg diejenige volle Sicherheit in der Ausführung erreicht hat, die nur das Refultat langer Uebung fein kann. Die größte Schwierigkeit liegt dabei in der scharfen und doch wieder garten Begrenzung der Formen, welche das volle Berftandnik bes inneren Getriebes und des Ineinandergreifens der einzelnen Musteln gur Voraussetzung hat, obwohl dasselbe, durch die Umhüllung der Saut dem Auge entzogen, oft nur in leisen Modulationen der Form auf der Oberfläche fichtbar

wirb. Was der Künstler hier geseistet hat, soll vielen, ja den meisten der erhaltenen Werke gegenüber keinem Tadel unterworsen werden. Legen wir jedoch den höchsten Maßstab an, so wird zuzugeben sein, daß eine noch größere Verseinerung und Präcisirung namentlich in der Umschreibung der einzelnen Formen wohl möglich gewesen wäre, möglich als das Resultat derzenigen Meisterschaft, die auch dem größten Genie nicht angeboren sein kann, sondern ihm erst als Frucht langer Arbeit zu Theil wird.

Aber der Kopf? darf sich auch an ihn die Kritik mit ihren Zweifeln und Einschränkungen heranwagen? Wer fich am Reiz der schönen Erscheinung genügen läßt, mag hier der Kritit jede Berechtiqung absprechen. Wer aber in der Form auch ben geiftigen Gehalt fucht, wird fich bas Recht einer unterscheidenden Prüfung nicht nehmen laffen. Ich möchte mich hier auf das Urtheil eines kunstverständigen Freundes berufen, der mir eingestand, daß ihm bei aller Bewunderung des Wertes gerade in Bezug auf den Ausbruck des Ropfes eine gewisse Unklarheit, eine Urt Zweifel jurudgeblieben fei, der fich schließlich in der Frage zusammenfaßte: ift dieser Ropf wirklich der Ropf eines rechten Hermes? Wir find fo gludlich, ein zweites Bild des Gottes in mehrfachen Wiederholungen zu besitzen, das wegen feiner formalen Berwandtschaft mit dem olympischen schon von Treu in der ersten Bublication dieses letteren mit Recht als eine Erfindung pragitelischen Geistes in Anspruch genommen worden ift. Neben ber Statue, die unter dem Ramen des Antinous vom Belvedere bekannt ift, darf befonders das Exemplar von Andros, wenn auch nicht als Oxiginal, doch als Arbeit guten griechischen Meißels herbeigezogen werden. Sehen wir baber bei dem Ropfe desselben bon den Reinheiten der Ausführung ab, die an einer Nachbildung nicht zu erwarten sind, und wir werden nicht in Abrede stellen, daß hier der Gott in ausgeprägterer Weise Hermes ift, als in der Statue von Olympia. Die athletisch durchgearbeitete Stirn, die etwas gebogene Widdernafe, der scheinbar zerftreute, aber abfichtlich gleichgultige Blick, der auf innere Spannung und Aufmerksamkeit hindeutet, der Ausdruck jener besonderen Art des Beobachtens, welches "gang Ohr" ift, in Berbindung mit der Stellung und Haltung, die in icheinbarer Rube und Läffigkeit nur die Kräfte zu ichneller, energischer Thätigkeit sammelt, Alles charakterisirt hier den vielgewandten. vielleicht am wenigsten idealen, aber in allen Lagen des Lebens praktisch bewährten Gott. Wollte man einwenden, dem Bermes von Olympia als Kindes= pfleger eigene der mildere, fanftere Charakter, fo möchte es darum fein, wenn es sich nur um einzelne feinere Ruancirungen des Ausdruckes, nicht um eine über bas Bange verbreitete, wie halb verschleierte Stimmung handelte, die, fo fehr fie uns gefangen nehmen mag, doch nicht als ein Ausfluß der innersten Natur bes Gottes gelten darf: es ift vielmehr bie Stimmung des jugendlichen Runftlers, das noch jugendlich zarte Empfinden des Schöpfers diefes Werkes, welches fich über bem Antlige bes Gottes verbreitet. Wir erkennen hier ben hermes eines Runftlers, der noch zu unbefangen ift, um alle die versteckten Falten in dem verschlagenen Gemuthe des Gottes bereits durchforscht und erkannt zu haben. Es ift damit keineswegs ein Tadel ausgesprochen. Faft ungesucht bietet fich eine tunftgeschichtliche Analogie bar: wenn wir auch in Raphael's

Spasimo di Sicilia ober in der Transfiguration, seinem letzten Werke, ein höchstes in seiner Art erkennen, werden wir darum sein Sposalizio, seine Gradelegung Borghese verachten? Es wird vielleicht nicht wenige geben, welche sich durch die Grablegung in ihrem Empfinden noch stärker angezogen sühlen, als durch die jedenfalls gereistere Frucht des letzten Werkes. Diesen Raphael der vorrömischen Zeit möchte ich mit dem Künstler des olympischen Hermes verzeleichen, und hosse dadurch dem Gesühle derjenigen volles Genüge zu leisten, welche vielleicht der eben ausbrechenden Knospe den Vorzug vor der reich entstalteten Blüthe einräumen.

Was hier auf Grund des in dem Werke herrschenden Empfindens behauptet wird, findet eine überraschende Bestätigung von Seiten der rein formalen Betrachtung. "Neber den Roof des praxitelischen Hermes" hat R. Ketule eine besondere Schrift (Stuttgart, bei Spemann 1881) veröffentlicht, in welcher er den Tubus desfelben mit denen myronischer Röpfe vergleicht. Unfere Anschauung der letteren beruht in erfter Linie auf dem Kopfe des früher im Massimi'schen Besitze befindlichen Discobols, hat aber eine Erweiterung erfahren durch den Ropf der Statue eines Athleten, welcher sich Salböl in die Hand träufelt, in der Gluptothek zu München (R. 165; Mon. dell' Inst. XI, t. 7), mag biefes Werk nun, wie ich behauptete, eine Erfindung des Myron oder, wie Rekuls vielleicht mit Recht annimmt, eines ihm durchaus geistesverwandten Schülers fein. Gewiß wird jeder im erften Augenblicke überrascht sein zu hören, daß der weiche, empfindungsvolle Braxiteles sich an die Kunstweise des noch berben und so ausgesprochen energischen Maron angelehnt habe. Aber die Zusammenftellung der beiden Köpfe des Münchener Athleten und des Hermes von Olympia wirkt schlagend und läßt keinen Zweifel, daß Praxiteles im Kopfe bes hermes, fo sehr er in Ausdruck und Empfindung seine Selbständigkeit wahrt, doch in formaler Beziehung vom Thous des Münchener Kopfes abhängig war. Die hohe und runde Schädelform, das Oval des Gefichtes, die Begrenzung der Stirn durch das Haar, der Bau der Stirn und noch viele andere Einzelnheiten beweisen, daß bei beiden Köpfen "alles gleich oder doch gleichartig" ift. Wenn wir uns nun die confequente Entwickelung der griechischen Kunft vor Augen halten, so kann es keineswegs auffallen, daß ein Künftler in folcher Weise an die Leistungen seiner Borgänger anknüpft, ja sie ausbeutet, soweit es für seine Zwecke dienlich scheint. Aber die Erfahrung lehrt auch, daß zu jeder Zeit die bedeutenoften, die bahnbrechenden Geifter von der Bafis des Gegebenen aus doch schlieflich immer zu Neuschöpfungen gelangten.

Was etwa im vorliegenden Falle als Neuschöpfung zu bezeichnen sei, mag durch den Typus des schon erwähnten Hermes von Andros erläutert werden. In der allgemeinen Anlage desselben sind einzelne Spuren von dem architektonischen Gerüft des myronischen Typus noch vorhanden, die immerhin genügen, ihn als attisch einem peloponnesischen, von Polyklet abhängigen Typus in bestimmter Weise gegenüberzustellen. Aber gerade die architektonischen Ecken und Kanten sind abgeschlissen. Die Kopfsorm ist weniger hoch und tritt unter dem etwas stärkeren Haar weniger bestimmt hervor, das sich über der Stirn nicht in einer einsachen Bogenlinie, sondern in Ecken gebrochen ansetzt und ober-

wärts sich in größere Massen gliebert. Durch die Stellung des Ohres mehr nach rudwärts verschiebt fich das Berhältniß zwischen dem vorderen und hinteren Theile des Ropfes: der hintertopf wird schmaler, die Entfernung vom Ohr gur Nasenspige nimmt bedeutend zu. Das blühende, üppige Wachsthum des olympischen hermes erscheint hier geschmälert, und aus den etwas magerern, aber festeren Gesammtformen treten Augen, Rase und Mund kleiner und schärfer. aber bestimmter individualifirt hervor. Benug, an die Stelle der ftrengen oder, gebrauchen wir einmal einen zu ftarken Ausdruck: schematischen Stilifirung einer älteren Zeit ift eine Auffaffung getreten, welche, ohne ichon naturaliftisch au fein, sich der Wiedergabe der Wirklichkeit nach ihrer Erscheinung im Einzelnen mehr annähert. Wenn sich bemnach für den hermes von Andros ein ähnlicher oder fast noch größerer Abstand von dem olympischen ergibt, als zwischen diesem letteren und dem Münchener Athleten obwaltet, so läßt sich daraus nur die einfache Folgerung ableiten, daß Praxiteles, als er den hermes für Olympia fcuf, sich von fremden Ginfluffen noch nicht fo frei gemacht hatte, wie wir nicht nur für seine späteren Jahre voraussegen durfen, sondern wie wir nach Maggabe des Hermes von Andros (selbst wenn deffen Erfindung nicht direct auf Braxiteles, sondern auf seine Schule zurückgeben follte), als Thatsache annehmen muffen.

Fast drei Jahre später als der Hermes und der Körper des Dionhsos wurde das diefem zugehörige Köpfchen gefunden. "Es ift das," fagt Treu in dem ersten Berichte (Archäol. Zeitung 1880, S. 59), "ein ganz besonderer Glücksfall. Alle anderen noch fehlenden Theile der Gruppe, mit Ausnahme etwa der rechten Sand, hatten wir allenfalls verschmerzen können. Diefer (der Ropf des Dionhsos) allein wäre für uns unersetlich gewesen. Keine moderne Phantafie, kein vergleichendes Studium hätte uns zu zeigen vermocht, in welcher Weise Prariteles einen Kinderkopf gebildet haben mußte." Gewiß richtig, nur daß der lette Sat zu lauten hatte: in welcher Weife der Runftler des hermes den Ropf des Kindes gebildet haben mußte. Wäre das Röpfchen nicht innerhalb der Altis, wenn auch 80 Meter vom ursprünglichen Standorte der Gruppe entfernt gefunden worden und die Zugehörigkeit auch noch durch andere Umftande gefichert, so würde schwerlich Jemand gewagt haben, bloß nach dem tünftlerischen Charakter Ropf und Gruppe mit einander in Berbindung zu bringen: um fo viel erscheint er geringer als diese! Es soll damit nicht in Abrede gestellt werden, was Treu weiter bemerkt, daß erft durch den Kopf, d. h. durch die Haltung des Ropfes die Lebhaftigkeit der Bewegung in der Kindergeftalt ju überraschender Wirkung gelange, ja daß durch diese Lebendigkeit der ganzen Gruppe neuer Reis verliehen werde. Wir haben hier zu icheiden zwischen dem Gebanten, der Idee der Erfindung und der formalen Behandlung des Ropfes an fich sowohl als in feinem Berhältniß jum Körper. Wenn nun ichon das Rind, um das Gewicht des Hermes als Hauptfigur nicht zu schmälern, vielleicht mit Abficht für sein Alter zu klein gebildet wurde, fo ift außerdem wieder der Ropf zu klein im Berhältniß zum Körper: das Gefetz wurde unbeachtet gelaffen, daß die Ropflänge, welche beim Neugeborenen im Raherungswerthe ein Biertel der gesammten Rörperlänge beträgt und beim Erwachsenen auf ein Siebentel berabfinkt, bei einem etwa zweijährigen Kinde noch ein Fünftel erreichen mußte,

während fie in Wirklichkeit beim Dionpfoskopfchen über ein Sechstel herabgeht. Noch verftärkt wird diese Wirkung dadurch, daß auch alle einzelnen Formen in einem ahnlichen Berhaltniffe zu klein gebildet find. Es ift bas Charakteriftifche am Rinderkopfe, daß die Schädelformen groß und gerundet, aber noch weich und bildsam erscheinen und die fleischigen Formen in einer üppigen, fast überschüffigen Külle ebenfalls rundlich hervorquellen. Um Röpfchen des Dionnfos dagegen find die Schädelknochen, durch welche namentlich die Form der Stirn bestimmt wird, schon bis zu einem hohen Grade erhartet und Fleisch und Saut haben ihre Bollfaftigkeit zum größten Theile bereits eingebüßt, wodurch wiederum die für das Kindergesicht so charakteristische Einbettung des Auges zwischen diesen Theilen in ihrer Eigenthumlichkeit ftark geschmälert wird. Die gleichen Beobachtungen gelten auch für die Formen des ganzen, freilich stark verstoßenen Körpers, die wegen ihres Mangels an Fülle und Kundung mehr denen eines Knaben als eines Kindes entsprechen. Endlich muß es überraschen, wie ftark gegenüber der freieren Bildung des Haares am hermes die fadenartige Behand= lung am Röpfchen des Dionhsos absticht, die fast auf archaische Stilifirung aurückweift.

Sollen wir alle diese Ausstellungen für persönliche Schwächen des Künftlers, eines Braziteles erklären? Bei den umfassenderen Anschauungen, welche die neuere Kunft gewährt, mögen wir uns vielmehr einer Beobachtung erinnern, die wir an Madonnenbildern aus der Zeit vor dem Anfange des sechzehnten Jahr= hunderts machen: daß das Chriftuskind in formal künftlerischer Beziehung hinter der Mutter nicht wenig zurücksteht, ja in feiner Körperbildung nicht selten als geradezu migglückt bezeichnet werden muß. Wir machen den Runftlern jener Zeit kaum einen Vorwurf daraus, fondern führen den besonderen Fall auf einen allgemeineren Grund zurück, auf die Thatfache, daß auch die vollendetste Renntniß des reifen, ausgewachsenen menschlichen Rörpers nicht genügt, um auch Ropf und Körper eines Kindes in charakteriftischer Form wiederzugeben. Bildung des Kindes hat ihre bestimmten Geseke, welche besonderes Studium verlangen. Erft die vollendete Runft wußte diefer Aufgabe gerecht zu werden. Die gleichen Ursachen wirkten in der antiken Runst, wenn fie sich auch in anderen Erscheinungsformen geltend machten. Allerdings hören wir, daß, schon bald nach den Verserkriegen, Volhanot in feinen großen Wandgemälden alle Altersftufen vom Säugling und dem noch nicht fprechenden Rinde bis jum Greise zur Anschauung gebracht habe. Aber die in ihren Mitteln beschränktere Bafenmalerei verzichtete vor ihrer Entwickelung jum malerischen Stil auf die Darftellung von Kindern, die fie einfach durch Knabenbildungen ersetzte. Gben fo zurudhaltend erwies fich die archaische Plaftit; und da es keineswegs ausgemacht ift, daß die nur aus flüchtig ftiggirten Zeichnungen bekannte kleine Figur im Weftgiebel des Barthenon in den haratteriftischen Rinderformen durchgeführt war, so bleibt uns als die erfte sicher nachweisbare Kindergestalt die des Plutos in der Gruppe der Eirene. Leider ift der Ropf in dem Münchener Exemplar zwar antik, aber gehört nicht zur Gruppe und trägt einen der alexandrinischen Spoche entsprechenden, etwas genreartigen Charafter, während die Formen des Körpers bestimmt darauf hinweisen, daß auch im

Kopfe das volle Verständniß der Kindesnatur noch nicht wohl erreicht sein konnte.

So nähern wir uns der Zeit des Praxiteles, aus der wir in der Eruppe des Silen mit dem kleinen Dionhsos einen vollendeten Kinderkopf besitzen. Aber auch abgesehen von diesem Beispiele würden wir nach unserer bisherigen Kenntniß des Gesammtcharakters seiner Kunst die Behauptung wagen dürsen, daß es gerade dem Praxiteles habe gelingen müssen, das der Lösung harrende Problem wirklich zu lösen und ein Kind in den echten Formen eines Kindes zu bilden.

Wird diese Behauptung etwa dadurch widerlegt, daß das Dionhsoköpschen der Hermesgruppe unserer Erwartung nicht entsprach? Die bisherigen Erörterungen zeigen uns einen anderen Weg zur Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs. Praziteles fand beim Beginne seiner Laufdahn keinen entwickelten Kinderthpus vor. Er stand der Aufgabe gegenüber, die Menschengestalt überhaupt mit Allem, was sie umgibt, nach den veränderten Anschauungen und Principien seiner Zeit neu durchzubilden: wir sinden ihn an dieser Arbeit beim olhmpischen Hermes und seiner Gewandung. Die Aufgabe war auch in dieser Begrenzung groß genug, um zunächst seine Kräfte vollständig in Anspruch zu nehmen, und deschalb schließt er sich bei dem Kinde, das er, wie schon Treu bemerkt, mehr als Nebenwerk behandelte, jetzt noch der bis dahin geltenden Anschauungsweise einsach an. Sehen wir damals Praziteles noch nicht zu einer Umbildung des Kinderthpus fortgeschritten, so liegt gerade darin der beste Beweis, daß die Gruppe aus einer früheren Zeit stammte, in welcher seine Kräfte noch nicht nach allen Seiten gleichmäßig entsaltet waren.

Wir haben die Hermesgruppe des Praxiteles unter verschiedenen Gesichts= punkten betrachtet und find, was ihre Entstehungszeit anlangt, immer auf das gleiche Endresultat hingeführt worden. Aber felbst wenn ich annehmen wollte, daß die einzelnen Darlegungen keinen oder geringen Widerspruch erführen, wurde ich noch nicht glauben, mich der Zuversicht hingeben zu dürfen, man werde das Gesammtresultat sofort als eine wohlbegrundete Thatsache anerkennen. Schließ= lich, meint vielleicht Mancher, handelt es fich doch nur um allenfalls anfprechende, aber immer nur subjective Vermuthungen. Wie foll der Nachweis geführt werden, daß ein Werk die Jugendarbeit eines Runftlers fei, wenn die Bergleichung mit anderen originalen Werken aus den verschiedenen Lebensaltern besselben Kunftlers fehlt. Ich will hier auf die Berechtigung einer Beweiß= führung aus rein inneren Gründen nicht eingehen. Bielmehr erlaube man mir, mich auf eine alte Erfahrung zu berufen. Mehr als einmal hat fich mir die Beobachtung aufgedrängt, daß, fofern ich irgend ein Problem gewiffermagen inftinctiv aus dem richtigen Gefichtspunkte zu betrachten angefangen und mir eine Lösung zunächst zu subjectiver Befriedigung zurechtgelegt hatte, fich nachträglich und in gang unverhoffter Weise Bestätigungen und Beweise mehr materieller Art ergaben. Die Wahrheit dieser Erfahrungen hat sich auch bei den Untersuchungen über den hermes des Pragiteles bestätigt. Und da die überzeugende Kraft einer Behauptung nicht felten wesentlich verstärkt wird durch die Darlegung des Weges, auf welchem fie sich gebildet hat, will ich die folgende Erörterung mit einer Erzählung beginnen.

Als bei ben neuesten Vermehrungen der Münchener Sammlung von Abguffen classischer Bildwerke die Aufgabe an mich herantrat, für die Vertretung der Kunft bes Praxiteles, abgesehen von dem einzigen Originalwerke, der olympischen Hermes= gruppe, auch durch anerkannte antike Copien seiner Schöpfungen Sorge zu tragen, schien mir, neben dem Eros und dem Sauroktonos, der in fast allen größeren Mufeen borkommende, nachläffig an einem Baumftamm gelehnte Sathr befonderen Ansbruch auf Bertretung in dieser Reihe zu haben. Zwar find wir nicht berechtigt, ihn als den ichon im Alterthum "berühmten" Beriboetos zu bezeichnen: ja nicht einmal der praxitelische Ursprung ist ausdrücklich documentirt. Doch wird er ziemlich allgemein seines Kunstcharatters wegen als praxitelisch anerkannt; und es scheint, nach der Zahl der uns erhaltenen Copien zu schließen. fich kaum ein anderes Werk im späteren Alterthum einer so ausgebreiteten Berühmtheit erfreut zu haben. Aber welche von den ungezählten Copien verdient den Borgua? Wo wir in den Museen dem Sathr begegnen, pflegen wir ihn wie einen alten Bekannten mit einem kurzen Blicke zu begrüßen: wir glauben ihn aus langer Gewohnheit durch und durch zu kennen und versäumen darüber ein genaueres Studium der einzelnen Eremplare. Wohl jeder Archäologe dürfte in Berlegenheit gerathen, wenn er sofort die Frage beantworten follte, welches er für das vorzüglichste halte. Ohne die Mittel, die Frage mit umfassender wissen= schaftlicher Gründlichkeit zu erörtern, versuchte ich fie wenigstens für das augenblickliche Bedürfniß zu lösen. Ich verglich die beiden Marmorstatuen der Münchener Glubtothek und die Photographien eines vaticanischen und eines capitolinischen Eremplars, welche sämmtlich wenigstens nicht zu den schlechtesten gerechnet werden, mit der eines vor etwa zwanzig Jahren in Rom gefundenen, jekt im Louvre aufgestellten Torfo. Freilich fehlen diesem der Kopf, der rechte Arm gang, der linke gum größten Theile, das rechte Bein gang, das linke vom Knie abwärts. Aber der erhaltene Rest erwies sich als in so hohem Make vorzüglich, daß für die nächsten Zwecke der Münchener Sammlung ein Abguß dieses Fragments wichtiger erschien, als der eines vollständigen Cremplares.

Diefer Abguß lud zu einem eingehenderen Studium des Ginzelnen ein. Nach einer von Emil Braun ererbten Braxis lenkte ich meine Aufmerksamkeit nicht in erster Linie auf die am schwerften verständlichen Formen des Nackten, fondern auf das unbelebte Beiwerk, bei deffen Behandlung fich gerade die beften Rünftler am unbefangenften gehen laffen und uns dadurch befondere Gelegenheit geben, fie in der Ausübung ihres Handwerkes zu belauschen. Die Anlage des quer über den Körper laufenden, über der rechten Schulter zusammengeknüpften Thierfelles ift in allen Exemplaren die gleiche; aber am Pariser Torso erscheint fie reicher, voller und, was die Hauptsache ist, lebendiger. Nichts zeigt sich hier von conventioneller Abrundung und Glättung, von jener gleichmäßigen, aber schablonenhaften Sorgfalt, die zwischen Wefentlichem und Unwefentlichem keinen Unterschied macht. Bielmehr ift die Oberfläche scheinbar forglos nur mit der Raspel bearbeitet und etwas rauh gelassen, so daß fie noch in der Photographie wie durch eine Farbe leise abgetont wirkt. In diese Oberfläche sind sodann mit leichter Hand einzelne Haare mehr hineingezeichnet als gemeißelt, welche bewirken, daß wir nicht den Eindruck eines derben Leders, sondern eines mit den haaren gegerbten weichen Thierfelles erhalten. Zu höchster Meisterschaft gesteigert zeigt sich diese verständnißvolle Behandlung am Kopse des Thieres, vor Allem an dem rechten Auge und dessen Umgebung. Hier spielt der Künstler mit den materiellen Schwierigkeiten des Stosses, und wie wir von einer vollendeten Zeichnung sagen, daß sie auf das Papier wie hingehaucht sei, so ist hier die Rauheit des Felles, die Zeichnung der Haare, die Modellirung der Form und selbst bei dem todten Thiere noch in dessen, die Modellirung der Form und zu einer vollendeten Einheit verschmolzen, in höchster Einsachheit, mit dem geringsten Auswande von äußeren Mitteln, aber mit bewußter Sicherheit. Kein Miniaturbild könnte den Eindruck größerer Weichheit und Zartheit erreichen.

Bon hier wandte ich mich zur Prufung des Nackten. Für einen Sathr würden gymnastisch durchwirkte Formen unangemeffen sein, und deshalb find auch an dem Torso die Muskeln an Bruft und Arm weder ftark entwickelt. noch von fester und ftraffer Fügung. Bielmehr finden wir ein gefundes, voll= faftiges Fleisch, und das mühelose, von der Natur begünftigte forperliche Gebeihen kommt außerdem in der weichen Saut und den zwischen Saut und Musteln gelagerten Fetttheilen zum vollendeten Ausdruck. Namentlich aber empfinden wir bei den garten Uebergängen am Ansage des Armes und den feinen Umriffen und Flächen des Oberarmes, was die Griechen unter einem Blühen der Oberfläche des Körpers verftanden wiffen wollen. Unterhalb des Thierfelles beeinträchtigen die ausgesprungenen Ränder desselben einigermaßen die Wirkung. Folgen wir aber ber feingeschwungenen Biegung des Unterleibes, to find hier alle Formen nicht nur weich und gart, fondern in ihren Uebergängen fein, flar und scharf und doch ohne Härte umriffen; nirgends zeigt sich Unficher= heit oder weichliche Verschwommenheit. Bewunderungswürdig ift aber nament= lich die Behandlung der Umgebung des Ansates der Sufte. Sier tritt eine Fülle von einzelnen Formen zu Tage, welche zum Theil nur bei guter und richtiger Beleuchtung, wenn bas Licht von der rechten fchrag über die linke Seite des Körpers fällt, in den zarteften und doch wieder klaren und bestimmten Berbindungen sichtbar werden, so daß fich das Ineinandergreifen der Theile und das ganze innere Getriebe wie im weichen durch die haut durchscheinenden Spiele auf ber Oberhaut zu fpiegeln icheint. In biefem Spiele glauben wir den Gipfel ber Bollendung zu erbliden. Doch ber Runftler, damit nicht zufrieden, läßt noch quer über dieselben einzelne feine Brüche der Saut laufen, die, wie zufällig entstanden, mit so leichter Sand dem Maxmor eingeprägt find, daß schon das Technische der Ausführung unsere Bewunderung erregt, noch mehr aber die mit der wirklichen Natur wetteifernde Wahrheit, die wir, wie Betronius von den Studien des Malers Protogenes fagt, "nicht ohne ein geheimes Schaudern" betrachten können. Sier gewinnen wir erft einen auf wirklicher Anschauung beruhenden Mafftab, um das Urtheil des Quintilian zu verftehen, dem zufolge unter allen Rünftlern Praxiteles und Lysipp fich am meiften der Wahrheit genähert haben. 3wischen einem rein idealen Nachschaffen und einer rein naturaliftischen Nachahmung der Ratur fteht diefe Wahrheit in der Mitte als eine von den Mängeln und Bufalligkeiten ber Wirklichkeit gereinigte Biedergabe der Natur im vollen Reize ihrer forperlichen Ericheinung.

Wohin ich blicke, selbst auf der Rückseite, wo das Thierfell im Gegensatz zu der in jeder Beziehung mittelmäßigen Ausführung der gewöhnlichen Exemplare nur mit derben Meißelhieben stizzirt ist, nirgends vermag ich die geringste Spur zu entdecken, welche die Hand eines Copisten verriethe; überall künstlerische Absicht und ihr gleichkommende Ausführung; überall decken sich beide vollständig. Nicht auf Grund flüchtiger Betrachtung, sondern nach reislichster lleberlegung kann ich nicht umhin auszusprechen, daß ich in dem uns erhaltenen Torso das Original des im Alterthum so berühmten Sathr, ein zweites Originalwerk des Praxiteles erkenne.

Aber ift es nicht eine unerhörte Rühnheit, ohne äußere Beglaubigung einem so verftummelten Werke einen so außergewöhnlich hohen Kang anzuweisen? Etwas gemildert wird diese Ruhnheit durch den Nebenumftand erscheinen, daß der Torso nicht in einem Brivathause, in einer beliebigen Billa der Campagna, fondern in den Ruinen der Kaiferpaläfte des Balatin gefunden worden ift. Die Fundstätte ist nach einer Mittheilung Bietro Rosa's der ansehnliche achteckige Raum mit vier Thuren und vier Nischen, welcher den Durchgang von der Area des Balatin zu dem großen Beriftpl der Flavianischen Bauten bildet (N. VI auf dem Plane in dem Monumenti inediti dell' Instituto VIII, tav. XXIII). An fo bevorzugter Stelle einem Originalwerke zu begegnen, kann uns in keiner Weise überraschen, und von dort aus konnte fich sein Ruhm leicht in die weitesten Kreise verbreiten. Wurde er zudem erft in der Zeit der Flavier, etwa durch Bespafian oder Titus, aus Griechenland nach Rom versetzt, fo erklärt fich daraus auch die geringe Qualität der Copien, unter denen keine auf eine frühere Zeit zurückzuweisen und sich besonders auszuzeichnen scheint: das halbe Dukend wenigstens, welches ich seither noch in Berlin und Petersburg fah, kann nur dazu dienen, den Abstand von dem palatinischen Torso als dem Original in ein glänzendes Licht zu stellen. — Daß dieser Torso in einem ausgefucht schönen. grobfrystallinischen parischen Marmor ausgeführt ist, der die Vorzüge in der Behandlung des Nackten noch besonders bervorzuheben geeignet ist. mag noch beiläufig bemerkt werden.

Neberhaupt dürfte eine gewisse Kühnheit der Forschung setzt mehr als früher gerechtsertigt sein, indem uns durch den olympischen Hermes die Möglichkeit vergleichenden Studiums wenigstens mit einem unbezweiselten Originalwerke des Praxiteles geboten ist. Angesichts dieser Erweiterung unserer Kenntniß seines Kunstcharatters muß das Bedenken schwinden, welches man da und dort gehegt hat, den Satyr als eine Ersindung des Praxiteles anzuerkennen. Gewisse Sigenthümlichkeiten desselben treten bei der Vergleichung mit dem Hermes in ein ganz neues Licht. Ich bemerkte, daß an dem Satyrtorso das Thiersell mit der Raspel bearbeitet sei und die Oberstäche dadurch etwas rauh erscheine. Auch an dem Hermes läßt sich eine ähnliche rauhe Behandlung der Gewandung schon im Shysadyuß erkennen; am Maxmor selbst soll sie noch weit deutlicher hervortreten und den Gegensatz zu den mehr geglätteten Formen des Rackten noch bestimmter zur Geltung dringen: wir haben sonach am Gewande des Hermes und am Thierselle des Torso die gleiche Tendenz einer Nachahmung der Wirklichskeit nach ihrer malerischen Erscheinung. Daß auch das Anlehnen des Satyrs

an einen Baumstamm und die dadurch motivirte Stellung und Biegung des Körpers durchaus prazitelisch sind, hat durch den Hermes nur eine neue Bestätigung erhalten.

Aber auch in der Anlage und Behandlung der einzelnen Formen lassen sich Analogien zwischen Sathr und Hermes nicht in Abrede stellen. Doch wird der echt prazitelische Charakter des Sathrs auch nach dieser Seite noch klarer und unwidersprechlicher hervortreten, wenn wir ihn mit einem andern prazitelischen Werke zusammenstellen, das wir freilich nur in Copien besitzen, dem Sauroktonos, und zwar in der Bronzereplik der Villa Albani, deren Werth gegenüber den Wiederholungen in Marmor man mir meist zu gering anzuschlagen scheint. Hier zeigt sich in der Auffassung, der Anlage, der ganzen Art der Ausstührung, namentlich in den so charakteristischen Partieen am Ansatz der Hüsstührung, namentlich in den so charakteristischen Partieen am Ansatz der Gedanke an einen und denselben Künstler sich nicht länger abweisen läßt. Rur in der Durchbildung des Sinzelnen, der eigentlichen künstlerischen Handschiebe hervor, natürlicher Weise, denn der Sauroktonos ist Copie, der Bariser Torso dagegen Original.

Dürfen wir also in dem Letzteren ein zweites Originalwerk des Braxiteles anerkennen, so ergibt sich nicht nur die Möglichkeit, sondern die Berpflichtung, das eine an dem andern zu messen und durch Bergleichung die Stelle zu bestimmen, welche jedes für sich innerhalb der Entwickelungsgeschichte des Praxiteles selbst einzunehmen hat.

Beginnen wir wiederum bei der Gewandung, so wird wohl jett leichter verstanden und unbefangener gewürdigt werden, was oben über einen gewiffen Ueberschuß, ein Zuviel in der Anlage und Ausführung der Chlamps des Hermes bemerkt worden ift. Denn nun zeigt der Barifer Torfo, wie erft an dem Thierfelle des Sathrs die gleichen Ziele bei größter Bereinfachung der Anlage, bei vollster Klarheit der Disposition und einer sparsamen, aber meisterhaften Un= wendung der technischen Mittel erreicht wurden. Nun erft tritt der volle Gegensat des fertigen zu dem werdenden Meister hervor. — Aehnlich verhält es sich mit der Gesammtanlage der Geftalt. Am Bermes find die Neuerungen des Pragi= teles: das Anlehnen an den Stamm, die dadurch motivirte feingeschwungene Linie der Are des Körpers bereits vorhanden. Aber das Anlehnen ift nur erft ein halbes Aufftügen, und mit der die Ruhe charakterifirenden Bogenlinie des Körpers tritt die Bewegung und Hebung des rechten Armes in einen gewiffen Gegenfat, der noch nicht, wie g. B. an dem Apollino der Tribune gu Floreng durch das Aufliegen des Armes auf dem Ropfe feine ausgleichende Lösung gefunden hat. Beim Sathr bient das Aufftugen jum Ausbrucke des ruhigften Behagens; und das künftlerische Motiv entwickelt sich durch die ganze Geftalt hindurch zu einem harmonisch abgeschloffenen Rhythmus der Linien, über welchen hinaus ein höheres Maß der Vollendung sich nicht wohl denken läßt: der Körper scheint nur bestimmt, die Idee pragitelischer Rhythmit zu sichtbarer Anschauung ju bringen. — Endlich das Berftandnig und die Ausführung der einzelnen Formen! Es ift offenbar, daß hinfichtlich der Auffaffung und Behandlung der Form in beiden Werten die gleichen Tendenzen obwalten. Aber am Bermes

hat das Einzelne einen etwas weichen, unbestimmten Charakter; es sehlt noch die volle Sicherheit der Hand, die nur das letzte Resultat eines tiesen Berständnisses sein kann. Der Sathr ist reicher und schärfer durchgebildet, und dennoch drängt sich das Detail uns nirgends auf und verwirrt unseren Blick; der Künstler weiß das Unwesentliche dem Wesentlichen unterzuordnen, und in dieser allseitigen Beherrschung der Form zeigt er sich uns wieder als der vollendete, fertige Meister.

So bestätigt die Vergleichung der beiden Werke, was zuerst für den Hermes allein lediglich nach der Prüfung seines künstlerischen Charakters behauptet worden war; und in dieser Uebereinstimmung liegt gewiß die beste Bürgschaft für die Richtigkeit der Grundanschauung, daß der Hermes zwar als ein Originalwerk des Praxiteles, aber aus den früheren Jahren seiner künstlerischen Thätigkeit betrachtet und gewürdigt werden muß.

Es ist etwa ein Menschenalter verfloffen, seitdem ein feiner Zeit hoch angesehener enthusiastischer Kunstgelehrter aussprach, "daß es für das richtige und eindringliche Verständniß von Kunftwerken, die ja ihrer Natur nach einer rein poetischen Gedankensphäre angehören, weit weniger nachtheilig sei, wenn man die Stimmung etwas zu hoch nehme, als wenn man fie in eine profaisch nüchterne Betrachtungsweise hinabziehe, da die Abkühlung der Einbildungsfraft ohnehin bald genug exfolge, die Rückkehr zu poetischen Gefühlen und Empfindungen aber nach folden frostigen Auslegungsversuchen felbst denen unmöglich zu werden vflege, die sich in jenen höheren Regionen heimisch fühlen." Auch heute noch theilen vielleicht nicht wenige die gleiche Ansicht, und in ihren Augen kann aller= dings eine Analyse, wie wir fie dem Hermes haben angedeihen laffen, faft wie eine Berfündigung an der Kunft erscheinen. Indessen fehlt es, wie schon angedeutet wurde, auch auf der andern Seite bereits jett nicht an Anzeichen, daß nach einer uneingeschränkten Bewunderung jene Abkühlung der Ginbildungs= fraft sich geltend zu machen beginnt. Ihr wirksam zu begegnen und beftimmte Schranken zu ziehen, kann nur einer hiftorisch-kritischen Würdigung gelingen, die das Kunstwerk aus seiner Folirung heraushebt und die Aufmerksamkeit von dem Werke auf den Künftler zurücklenkt, der es geschaffen. Namentlich wo es fich um die Arbeit eines hervorragenden Meisters handelt, da wird sich wie von selbst unser Interesse auf den Schöpfer desselben übertragen, ja es wird das Interesse für den Künftler überwiegen, sobald wir das Werk als eine einzelne Manifestation eines umfassenden Künftlergeistes zu betrachten anfangen; und hierbei kann sich selbst das scheinbar Widerspruchsvolle ereignen, daß, was dem einzelnen Werke abgezogen wird, dem Schöpfer desfelben wieder zuwächst. Wir mußten bei der Betrachtung des Hermes auf Manches hinweisen, was uns hinderte, ihm die Palme der Bollendung zuzuerkennen. Wenn es uns aber gelungen ift, in dem Sathr ein Werk nachzuweisen, in welchem der Rünftler das Höchfte erreicht hat, was ihm nach feiner Berfonlichkeit und feiner hiftorischen Stellung zu erreichen möglich war, wenn wir ferner aus der Bergleichung geschlossen haben, daß der Hermes eine Jugendarbeit des Rünftlers war, so zeigt fich jest, daß durch die Strenge der analytischen Betrachtung keineswegs ein Maßstab der Beurtheilung angelegt werden follte, den an einen noch in der

Entwickelung begriffenen Rünftler anzulegen man gar nicht berechtigt wäre. Bielmehr erweift fich jest Alles, was wir dem Werte an absoluter Bewunderung abgezogen haben, als eine Rechtfertigung des noch an bestimmte Bedingungen feines Schaffens gebundenen Runftlers. Es ift jest tein Borwurf mehr, daß Praxiteles als ein noch jugendlicher Künftler in der Gesammtcomposition der Gruppe, in der Bildung des Kindes fich noch an feinen Bater, in dem Thpus der Ropfform an myronische Kunft anlehnte. Es ist eben so wenig ein Borwurf, daß er die neuen Brincipien in der Stilifirung der Gewandung, in der Stellung und dem Ahnthmus der Figur, in der Durchbildung der Form noch nicht vollftandig bewältigt, daß er den Charakter des Hermes noch nicht in seiner ganzen Bielseitigkeit ergrundet hat. Wir freuen uns vielmehr des vielen Neuen, das den vielseitigsten Fortschritt nicht nur ankundigt, sondern zu einem nicht kleinen Theile bereits verwirklicht hat; und wir freuen uns um so mehr, wenn wir erkennen, daß es ihm gelungen ift, im Satyr zu vollenden, was er im Hermes fo erfolgreich begonnen. Wir freuen uns endlich an der jugendlichen Liebens= würdigkeit des kunftlerischen Empfindens, das in dem unschuldigen Spiele des Gottes mit dem Rinde jum Ausdrucke gelangt. So fühlen wir uns bei zunehmendem Berktändniß des Kunstwertes immer mehr innerlich erwärmt; und eine folche Wärme des Empfindens werden wir nicht geneigt sein für einen uneingeschränkten Enthusiasmus hinzugeben, dem allerdings die Abkühlung der Einbildungstraft nur zu schnell zu folgen pflegt.

Deutsche Cosonisation.

II.

Treten wir nun von dem Gesichtsvunkt, daß es sich nur um Ackerbau- und Handelscolonien handeln kann, der Frage näher, wo und wie dieselben in's Auge zu faffen find, fo kommt zunächst der Unterschied in Betracht, den Subbe-Schleiden zuerst betont und durchgeführt hat, zwischen Colonisation und Culti= vation. So warm er erstere, namentlich in seiner zweiten Schrift empfiehlt, so legt er doch besonderen Nachdruck auf lettere; er nennt Colonie ein auswärtiges Wirthschaftsgebiet, in welches eine Nation nicht nur Theile ihres Capitals und ihrer Intelligenz überhaupt, sondern dort auch vor allem sich als einheimische Bevölkerung ansiedelt, während Cultivation bedeutet die Erziehung der Naturpolfer durch Arbeit zur Cultur in Ländern, in denen unsere Kasse nicht heimisch werden kann. Treffender mare es vielleicht, ju fagen, daß die Cultivation eine besondere Art der Colonisation ift; denn wenn man in England Indien nicht als Colonie bezeichnet, so liegt dies wohl mehr daran, daß man dies ungeheure Reich als etwas Besonderes betrachtet, mahrend Ceplon und alle übrigen tropischen Besitzungen, in denen auch Europäer nicht heimisch werden, gleichmäßig Colonien heißen und unter dem Colonialminister stehen wie das Capland und Canada. Indeß der Unterschied dieser beiden Arten von Colonien bleibt und auch darin burfte der Berfaffer Recht haben, daß die Nation in Zukunft die culturell bedeutenofte und zugleich die reichste fein wird, welche am erfolgreichsten die Naturvölker und durch fie ihre üppigen Tropengebiete zu cultiviren im Stande fein wird. "Cultivation ift eine ungleich schwierigere Aufgabe als Colonisation, aber auch in verdoppeltem Berhältniß rentabler als diese," sowol an sich, wie für den Sandel des Mutterlandes mit den Cultivallandern, und zwar fteigt diese Rentabilität in dem Maße, als die culturelle Verschiedenheit beider groß ist. Aber dies ist nicht der einzige Vorzug der Cultivation, sie ist auch ent= wickelungsfähiger, benn Cultivallander bleiben felbft bei der höchstmöglichen Entwickelung durch die fremde Raffe ihrer Bewohner fehr verschieden bom Stammlande, chinesische, indische, afrikanische Cultur wird nie europäische werden. Colonien wie Canada und Auftralien bilden mit gewissen Beränderungen eine neue englische Welt, nur bei ihnen kommt die Emancipation in Frage; die Cultivalländer können verloren geben, sie emancipiren sich nicht wegen der Inferiorität ihrer Bewohner, eben beshalb ift der Berkehr mit ihnen für das Mutterland beständiger und dauerhafter. Auf diesem Felde hat Niederland am meisten durch seine Cultur Java's und Madura's geleistet und deshalb feiert Bubbe-Schleiden den Schöpfer diefes Cultur=Suftems, v. d. Bofch, als einen der größten Staatsmänner. Gegner der Colonisation greifen dies Syftem freilich als ungerecht an, weil es die Eingeborenen zwinge, für einen geringen Pflanzer= Tohn ihre Broducte der Regierung zu liefern; auf dem Handel und der Induftrie Hollands ruhe der Fluch des durch die Colonialpolitik großgezogenen Monopol= wefens. Außer mit Europa treibe Holland nur noch mit Java Sandel, die inländische Industrie könne daheim kaum noch mit dem Auslande concurriren und arbeite nur für die oftindischen Besitzungen. Diese Anklagen sind, was vornehmlich die Ungerechtigkeit des Spftems betrifft, unbegründet. Nach Beseitigung der alten oftindischen Gesellichaft führte General Daendels das 3mangsarbeits= fuftem ein, wonach der Handel auf Java freigegeben ward, aber die Eingeborenen nicht nur Producte zu bauen, fondern vielfache Frohnden für die Regierung zu leiften hatten. Während der englischen Besetzung der Infel folgte unter Sir Stamford Raffles das Landrentenfustem, welches den Ackerbau freigab, aber die Annahme fefthielt, daß der Boden der Regierung gehöre, welche ihn verpachtete. 1830 führte Bosch, nachdem die wieder in Besitz der Colonieen gelangten Hollander mehrfach Berfuche in der von Daendels und Raffles ein= geschlagenen Richtung gemacht, das Culturspftem ein; dasselbe ift noch nicht gleichmäßig durchgeführt, wo es nicht besteht, muß die Bevölkerung eine nach den örtlichen Umftänden bemeffene Menge von Producten abliefern, welche die Regierung bezahlt, in dem weitaus größten Theile der Insel aber ift es in lebung. Es geht davon aus, daß die Regierung dem herkommen gemäß auf ein Fünftel der Ernte Anspruch hat, fie vertheilt die Ländereien an die Gemeinden nach beren Bevolkerung, die Borfteber berfelben weisen dann den Ginzelnen ihren Antheil zu, die aber auch Land für ihren Brivatgebrauch im erb= lichen Besitz haben. In manchen Residentschaften ift fast ber ganze Boden Brivat= eigenthum und gahlt nur Grundfteuer, von dem überwiesenen Land gebührt der Regierung die Ernte eines Fünftels, alle Arbeit wird unter Aufficht von ein= geborenen Aufsehern verrichtet, die Oberleitung haben europäische Controleure. Alle Broducte, mit Ausnahme einer bestimmten Quantität, welche im Archipelagus selbst verkauft wird, gelangen in die Sande der Sandels = Matschappy, welche fie gegen gewiffe Procente verfrachtet, indem fie die für die Fahrt nach Indien geeigneten Schiffe in einer beftimmten Reihenfolge miethet. Dies Suftem ift darauf berechnet, möglichft viele für den hollandischen Markt vortheilhafte Producte zu erzielen, aber in einer Beije, welche den Anschauungen der Gin= geborenen entspricht; jede Gemeinde mahlt ihren Borfteber felbst, dieser hat neben fich einen Stellvertreter und mehrere Aeltefte, mit denen er gemeinsam über die Bertheilung der Ländereien und der Arbeit verfügt, die Abgaben bestimmt, die Unterhaltung der Wege und die Ortspolizei leitet. Dies System wirkt vortrefflich, wofür hier nur nicht=hollandische Zeugen angeführt sein mogen. Fried= mann fagt (Die oftafiatische Inselwelt, 1868): "Bölker von ganz verschiedener Cultur konnen nicht nach einer Schablone behandelt werden; wie Berfaffungen nur für gebildete Nationen berechnet find, so ift die Freiheit der Cultur der Welder auf Java eine weder mit dem Boltscharatter, noch mit den alten Sitten und Gewohnheiten zu vereinbarende Einrichtung. Die natürliche Trägheit des Javanen, die er noch, obwohl in geringerem Grade als früher befigt, bewirkt,

daß er nur für die nächsten Bedürfniffe forgt. Nach den beftehenden Gin= richtungen kommt nicht nur den europäischen Märkten der ungeheure Ertrag der indischen Länder an Colonialwaaren zu Gute, sondern der javanische Landmann gewinnt hubsche Summen, die seinen Wohlstand vermehren. Ohnehin ift der Javaner feit undenklichen Zeiten gewohnt, von feinen Borgesetzen bei dem Anbau feiner Felder bevormundet zu werden; da die Bewäfferung nie von einem Einzelnen geschehen kann, sondern von den Bewohnern ganzer Diftricte ausgeben muß, so geschehen die nöthigen Arbeiten auf Befehl des Diftrictsvorftehers, nach bem auch die Aussaat, die Pflügung und Ernte vor fich geht. Das Culturinftem schlieft sich daber nur den althergebrachten Gewohnheiten an, indem es auch bezüglich der Ausdehnung der angebauten Felder und der Wahl der Cultur= gewächse Normen gibt, welche willig befolgt werden und dem Landmann zum Beile dienen." R. Werner (Die preußische Expedition nach Oftafien, II. S. 289) fagt: "Ich erinnere mich nicht, je eine europäische Colonie in so blühendem Buftande gesehen zu haben. So viel steht fest, daß die Hollander das Coloni= firen verstehen wie keine andere Nation, dies können sogar die Engländer nicht in Abrede stellen, obwohl fie ihre Rivalen der Inhumanität zeihen. Letzteres ift jedoch eine ungerechte Behauptung. Die Hollander haben ihre Macht weniger mißbraucht als andere Colonialmächte, fie werden von ihren Unterthanen weder als Despoten gehaft, noch haben fie ihr Unsehen als eine höher stehende Raffe eingebüßt. Die größte Schonung aller religiöfen und focialen Vorurtheile ift einer der erften Regierungsgrundfage und es wird fein Beamter angestellt, der nicht der malapischen Sprache mächtig ift. Der Bauer kann durch Fleiß und Thätigkeit sich nicht allein bequemen Lebensunterhalt, sondern ein Bermögen erwerben, das System bewährt sich mit jedem Jahr mehr, die Broduction der Infel sowie der Wohlstand der Bewohner hebt fich beständig. Anstatt der ewigen Fehden der vielen einheimischen Fürsten, die gegenseitig das Gigenthum ihrer Unterthanen raubten, erfreuen fie fich der Ruhe und Sicherheit des Gigenthums, das Land blüht wie ein Garten, Armuth existirt nicht." Ganz ebenso urtheilen Money (Java, how to manage a colony, 1861) und A. R. Wallace (The Malay Archipelago, 1869 I.)1); letterer erklart das Shftem für das befte, das befolgt werden kann, wenn eine europäische Nation ein Land inne hat, das von einem arbeitsfähigen, aber halbbarbarischen Bolke bewohnt wird. Ohne Befehl der Säuptlinge, welche die Hollander vom Dorfvorsteher bis zum Fürsten beibehalten, ift dort keine sustematische Cultur möglich; freier Mitbewerb der Europäer, den das Syftem allerdings ausschließt, wurde nur Ginführung geistiger Getrante und Opiums zur Folge haben, welche die Eingeborenen verderben, in Schulden bringen und thatsächlich zu Sklaven machen mußte. Das Bolk ift wohl genährt und gut gekleidet, es hat sich an Arbeitsamkeit und regelrechte Bestellung der Felder gewöhnt, Straßen und Wege find vortrefflich, die Regierung hat große

¹⁾ Der einzige Schriftsteller, der das System ungünstiger, wenigstens als "dépourvu de toute grande pensée" beurtheilt, aber Java nicht selbst kennt, P. Leroy-Beaulien (de la Colonisation, p. 286) gibt doch zu, "que cette imposition de travail semble à la population être le fait des anciens souverains, propriétaires du sol aux termes du Coran".

Capitalien angelegt und wenn fie jett ein großes Ginkommen bezieht, fo gefchieht dies in einer Beife, die weit weniger druckend und für das Bolf viel wohl= thätiger ift, als irgend eine Steuer. Die Bevölkerung ift von 51/2 Millionen in 1820 auf 18,799,798 in 1877 geftiegen. Die lleberschüffe der Ginkunfte über die Ausgaben haben Solland nach Belgiens Berluft allein in Stand gesett, fich au halten; fie betrugen von 1869-1878 durchschnittlich 14 Millionen Gulden und wenn fie feit 1874 beträchtlich gefallen find, ja 1879 und 1880 fich fogar ein Deficit von über 3 Millionen ergeben hat, so liegt die Erklärung darin, daß in der Schwindelperiode von 1870/74 die Preise der Producten außerordentlich getrieben und feitdem fehr oft um die Salfte gefallen find, mahrend die Broductions- und Berwaltungskoften fliegen. Auch das ift nicht in Abrede zu ftellen, daß die Cultivation in den hollandischen Kammern von der liberalen Majorität in neuester Zeit keineswegs nach ihrer sachlichen Bedeutung gewürdigt ift, sondern vielmehr vom theoretischen Parteiftandpunkte behandelt wurde. Damit können die Borwurfe gegen die Inhumanität des hollandischen Syftems wohl als widerlegt betrachtet werden, zumal nach dem Agrargesetz von 1870 den Eingeborenen auch Grundstücke auf 75 Jahre in Erbpacht überlaffen werden, was den llebergang zur freien Arbeit vermitteln wird. In Celebes ift durch das System ein geradezu wildes Bolt der Barbarei entriffen und productionsfähig, nuglich für fich und die Welt gemacht. Daß das Shftem fich nur auf die materielle Cultur bezieht und bem fremden Sandel ungunftig ift, indem die Matschappy Agent der Regierung ift, die holländischen Rheder zwar in ihr Interesse gezogen hat, aber die fremden Flaggen differentiell behandelt, kann nicht bestritten werden, kann aber Holland in keinem anderen Sinne gum Vorwurf gemacht werden, als Differentialzölle überhaupt, zumal dieselben jett sehr mäßig find. Was endlich den Einwurf anbelangt, daß um den oftindischen Besitz Riederlands beffen gefammter Sandel fich dreht, fo beweift derfelbe nur, daß ein fo fleines Land boch nicht hinreichende Rrafte hat, um auf die Länge eine fo große Aufgabe durchzuführen. Holland wird durch Java fo absorbirt, daß es seinen übrigen Sandel fast gang an andere Safen hat abtreten muffen.

Für eine ähnliche Cultivation, für welche Hübbe-Schleiden den Deutschen gleichen Erfolg voraussagt, wegen ihrer Befähigung auf fremde Eigenthümlicheteiten einzugehen, ihres Talentes für Verwaltung und Disciplinirung, ihrer unbezweiselten Ueberlegenheit für die Bodencultur, nimmt er vornehmlich Ethiopien in Aussicht, d. h. das westliche Aequatorial-Afrika, welches er aus eigener Ansichauung kennt und uns beschrieben hat. Er führt uns zunächst sehr draftisch den Mißersolg der Franzosen in Senegambien vor, der im Ungeschiek für Colonisation, der Bureaukratie und der Unfähigkeit die Neger richtig zu behandeln begründet ist.). Ihre Wirthschaft fördert die Wilden wie sie sind, anktatt ihre

¹⁾ Ueber biese Unfähigfeit schreibt P. Leroy-Beaulieu im Journal bes Tébats vom 21. Juli 1881, indem er den Mangel an Tradition und folgerichtiger Durchführung eines Systems in Algerien tadelt: "Tous nos règlements sont d'une lenteur et d'une rigueur qui dans une contrée neuve, chez des peuples primitifs sont intolérables. Les préjugés des hommes de loi empêchent une quantité de réformes, en les transportant en Afrique, nous retardons à Teutsche Nundsgau. VIII, 8.

Civilisation zu fördern; man läßt die emancipirten Neger ihre eigenen Wege gehen und bevormundet die Europäer, anstatt die Neger zu bevormunden und die Europäer selbstthätig gewähren zu lassen. Uncivilisirte Stämme lassen sicht micht mit den Codes regieren; dem Engländer sind dem gegenüber gute Richter die Hauptsache und die Ersahrung örtlicher Praxis gibt ihnen leitende Grundsähe: Allen gleiche Gerechtigkeit, aber nicht dieselbe Berechtigung. Mit vollständiger Besreiung von allem Zwange raubt man dem Naturmenschen zugleich die Bortheile der Erziehung, der er bedarf; von der Sklaverei soll der Neger besreit sein, nicht von der Arbeit, die das einzige Mittel ist, ihn zur Civilisation zu sühren. Nicht viel mehr Ersolg haben sie am Aequator in Gabon gehabt, obwohl dort das Klima gemäßigt, die Luft rein, der Boden von höchster Fruchtbareit und waldreich ist und die Bucht von Gabon einen trefslichen Hasen bietet.

So ift der Mittelpunkt des Handels im westägnatorialen Afrika das spanische Cloby, eine Inselaruppe in der sehr gunftig gelegenen Bucht von Corisco geworden. von der nur der füdliche Theil im Besitz der Frangosen ift. Der Sandel ist wesentlich in englischen und deutschen Sanden, Elfenbein, Rautschut und Ebenholz find die wichtigsten Ausfuhrartitel. Die Production aber könnte unendlich gesteigert werden, namentlich durch die Cultur des Kaffees, der dort wild wächft. Die ethiopische Raffe ift wohl uncivilifirt, aber nicht unbegabt; nicht entwickelungsunfähig, sondern nur unentwickelt, der Reger erscheint als ein Kind, beffen Ur= theilslosigkeit in feltsamem Contraft zu feiner herkulischen Gestalt fteht. Er ift vorwiegend gutmüthig, oft muthwillig, aber nicht böswillig, gastfrei, kamerad= schaftlich mittheilsam, bagegen eigennützig, diebisch, lügnerisch; er hat eben kein Bflicht- und Rechtsgefühl und kann jene üble Neigungen nur überwinden durch die Schule der Arbeit, zu der er durchaus tüchtig ift. Es kommt hinzu, daß die ethiopische Raffe unberührt vom Islam und feinem Fanatismus ift, weshalb auch die Missionen, katholische wie protestantische, welche den Ethiopier richtig behandeln, d. h. nicht allein lehren, sondern auch zur Arbeit erziehen, entschiedene Erfolge erzielen 1). Orientalische Sklaverei und die Menschenjagden der Araber find nicht bis dorthin gedrungen. Der Sklavenhandel hat in Weftafrika, wie ein Bericht des Couverneurs der dortigen englischen Besitzungen vom 31 Dec. 1872 erklärt, vollständig aufgehört; es besteht in Ethiopien nur eine Hörigkeit, die ein Abhängigkeitsverhältniß des Familienlebens niederer Stufe ift, wie die gleichfalls herrschende Polygamie; beides find die einzigen Institute, in welchen sich eine Art von organisirter Arbeit darstellt. Es kommt darauf an die Arbeit, bie bewegende Rraft aller Gesittung auf eine höhere Stufe zu heben, das Truft= Shiftem zu beseitigen, eine Urt Trobelgeschaft, das den ganzen Sandel verdirbt: die reichen, productiven Kräfte des Bodens und der Bevölkerung nutbar zu

la fois le développement de la colonisation et nous y choquons inutilement les habitudes des populations indigènes."

¹⁾ Wie Livingkone, E. v. Weber und alle Reisenden, welche Afrika ans eigener Anschauung kennen, legt Hübbe-Schleiden den größten Werth auf richtig geleitete Missionen, wo dieselben nicht mit dem Jalam zu kämpsen haben; aber um in großem Maße zu arbeiten, muffen sie von Handel und Cultivation unterstützt werden, welche die Producte der Arbeit der Einzgeborenen verwerthen helsen.

machen. Alle Factoren der Production, äußere Natur, Capital und Arbeit stellen fich zu Gunften Ethiopiens gegenüber feinen Concurrenglandern, das Klima ift an der Rufte für ein tropisches Land verhältnismäßig gunftig und gestaltet sich um so beffer, je weiter man in das Innere eindringt; gefunde Europäer, die mäßig leben, gedeihen dort wohl. Durch Urbarmachung des unoccupirten Bodens wird nach ethiopischem Recht das Eigenthum an demfelben erworben und derfelbe ift so wenig bebaut, daß man ihn als vollständig unoccupirt bezeichnen tann. Die organisirte Negerarbeit unter Aufsehern eigner Raffe ift vorzüglich: die ethiopische Rasse zeigt, wie ichon Livingstone bemerkte, eine erstaunliche Lebensfähigkeit und Widerstandskraft, das Arbeitsangebot ift unbeschränkt und die Kosten betragen nach unserm Berf. weniger als der dritte Theil der gleichen Arbeit in Oft- oder Westindien. Der Neger erträgt teine militärische Dreffur, aber erträgt Bucht, Strenge und einen gewiffen Zwang; von Sklaverei und körperlicher Züchtigung ift dabei keine Rede. Das llebergewicht des weißen Stammes, den er wie ein Kind den Mann als höheres Wefen anerkennt, ift rein geiftig und foll vor allem auch moralisch sein; benn je weniger der Neger aus fich selbst Wahrheit, Pflicht und Willenskraft kennt, desto mehr imponirt ihm die Uebung dieser Tugenden beim Weißen, mahrend Willfur, Schmache, Ungerechtigkeit denfelben in seinen Augen auf sein eigenes Niveau herabdrucken. Die Engländer haben als Organisation der Arbeit uncivilifirter Bolker das Indenture= Shftem eingeführt, welches eine langer dauernde und icharfer bestimmte Dienst= zeit festseht; der Arbeitsherr übernimmt für die Dienstleiftung mahrend des Contractes Zahlung eines Lohnes und volle Sorge für den Arbeiter. Dies Shitem, das in englischen Besitzungen für die Coulies angewendet ward, eignet sich nach dem Berf. vorzüglich für Ethiopien; es schließt fich an die bestehenden, patriarchalischen Rechtsverhältniffe des Landes an und bietet das Mittel. Taufende von Arbeitern zu ftellen, ähnlich wie in Java. Unter richtiger Behandlung und bei befferer Bflege wird der Reger immer beffere Arbeit leiften und somit höheren Lohn empfangen, was wieder die Möglichkeit reichlicher Nahrung, die Körperkraft und Lebensdauer und die Energie fteigert, fich felbst zu heben. Gegenwärtig ift für ihn das Gefühl der Abhängigkeit das normale; erft mit dem allmäligen Fortschreiten werden ideale Bedürfnisse bei ihm erwachsen, er ein freier Arbeiter und zulet ein freier Gigenthümer werden tonnen.

Um eine folde Cultivation Ethiopiens durchzuführen, find freilich Capitalien erforderlich; nur mit folden läßt sich dort gewinnbringend wirthschaften, mit Reisen gelehrter Forscher läßt sich Afrika nicht erschließen. Indeß für einen erfolgreichen Ansang würden keine zu großen Summen ersordert werden, es ließe sich nach Ansicht unsers Verf. sehr wohl mit 5—600,000 M. beginnen und das Capital dann nach Maßgabe der Fortschritte erhöhen. Eine Handelsgesellschaft, die dies unternimmt, kann alle Ersahrungen der Vergangenheit und Gegenwart benutzen, sie würde ähnliche Vortheile erzielen, wie die bekannten Geselsschaften des 17. und 18. Jahrhunderts, ohne daß ihr ein eigentliches Monopol ertheilt zu werden brauchte. Die Eröße des ersorderlichen Capitals würde sie vorkleislicher Concurrenz sichern, aber sie müßte im Einverständniß mit ihrer Regierung handeln, welche durch Festschung ihrer Statuten das nationale

Interesse mahren wurde. Wer wird die Nation sein, welche die Cultivation Ethiopiens in folder Weise in die Sand nimmt? Dag es Frangosen, Portugiesen, Spanier nicht fein werben, fteht fest; die Italiener, die im Guden von Abeffinien in Schoa Ruß gefaßt, werden nicht das erforderliche Capital aufbringen können, es bleiben die Engländer und die Deutschen. Palmerston erflärte bereits am 26. Febr. 1860 im Unterhaufe: "Ufrita wird eine Quelle des Reichthums, nicht nur für Europa, sondern für die gange Welt in einem Mage werden, daß die Einbildungsfraft es kaum fassen kann." Sir Bartle Frere hat kürglich Blane entwickelt, die zeigen, wie diefer ausgezeichnete Renner Afrika's vollkommen begreift, welche Quelle von Macht und Reichthum das dunkle Feft= land für England werden kann, das Natal und Transvaal nicht einverleibt hat, um einige Millionen Kaffern zu gewinnen, sondern um fich die Wege nach dem Berzen des Welttheils zu sichern. Sollen wir Deutsche, die, wie unser Berf. aus Anschauung bezeugt, die Cultur in Ethiopien bereits mit besferem Erfolg betrieben als die Engländer, zusehen, bis lettere ihrer Schwierigkeiten am Cap Herr geworden und fich dann den Weg in's Innere bahnen, um dort ein neues Indien zu schaffen? hier handelt es sich nicht um Eroberung, hier ift eines der fruchtbarften und zugleich herrenlosesten Länder der Welt, welches nur auf einen Meifter wartet, der es civilifire, verstehe die Quellen seines Reichthums zu faffen und auf das Mutterland abzuleiten. Wenn Paulus im Traum einen Mann aus Macedonien fah, ber ihm zurief: "Romm hernieder und hilf uns", jo können wir ohne llebertreibung fagen, die ethiopische Raffe wartet auf den weißen Mann, der fie durch Cultivation zu einem menschenwürdigen Dasein führe: die Frage ift nur, ob es der Deutsche oder der Engländer sein soll? 1)

Ift also Ethiopien das Gebiet, welches für die Cultivation in erster Linie in Betracht kommt, so ist es für die Colonisation im engern Sinne, für Ackerbau- und Gewerbe-Colonien, die gemäßigte Zone Süd-Amerika's, Süd-Brasilien, Uruguay, Paraguay, die Laplatastaaten; hier liegt das Arbeitsseld für unsere übersküssigien Kräste. Hier sind Gebiete von unermeßlichen Hilfsquellen, die von beutschen Bauern und Gewerbtreibenden nur gehoben sein wollen, und deren Bevölkerung wir so weit überlegen sind, daß wir nicht in dieselbe aufgehen müssen, sondern vielmehr sie unsere Cultur annehmen muß, wenn wir systematisch colonisiren; sindet doch das erwähnte rasche Aufgehen der Deutschen in fremde Nationalitäten selcht bei starker Einwanderung nur gegenüber der angelsächsischen Cultur statt, welche uns praktisch überlegen ist, während unsere Colonisten in

¹⁾ Der frühere Gouverneur von Bengalen, Sir George Campbell, schreibt (Fortnightly Review, 1. Februar 1876): "Wenn man sieht, wie wunderbar geeignet zur Arbeit sich die ethiopische Rasse dwiesen hat, wie traurig ihr Loos in ihrem eigenen Lande ist, wie lentbar, gutmithig und liebenswürdig sie unter civilssirter Aussich ist, so kann man nicht bezweiseln, daß eine Großmacht, die sür Afrika dasselbe leisten könnte und wollte, was England für Indien gethan, der Menschheit einen außerordentlichen Dienst erweisen würde. Afrika könnte ein riesenschaftes Java oder Ceylon werden." Dem gegenüber ist schwertich Gewicht zu legen auf die Behauptung Serpa-Pinto's (Reise quer durch Uspista. Deutsche Ausg., 2 Bde., 1881), daß die Civilsitung der Reger "ein Araum exaltirter Geister in der alten Welt" sei, da er wesentlich von den wilden Stämmen im Innern spricht und gleichzeitig die Buren für Wilde erstärt, die er später so sehr seiert.

ben Oftseeprovinzen, an der Wolga, in Polen und Siebenbürgen ihr Deutschethum erhalten haben. In diesen Gebieten sind nun die Bedingungen ersolgreicher Ansiedlung vorhanden, billiges Land, rentable Arbeit, günftiges Alima. Letzters, das im Norden Brasiliens tropisch ist, ähnelt im Süden und auf der mittleren Hochebene desselben dem Südenropa's und ist im Laplata-Gebiete noch gemäßigter, trobei in Betracht kommt, daß Südamerika durch seine Lage auf der wasserreicheren Halbkugel der Erde im Allgemeinen kühler ist als die gleichen europäischen Breitenarade.

Bas Brafilien betrifft, so handelt es sich für die deutsche Colonisation wefentlich nur um die beiden füdlichsten Provinzen Rio Grande do Gul und St. Catarina (237,000 und 75,000 [km), in benen die beutschen Colonien, Doña Francisca, Blumenau, San Leopoldo, Neu-Petropolis, Teutonia u. A. liegen, zusammen von 120-130,000 Deutschen, überwiegend Ackerbauern, bewohnt. Sie befinden fich durchweg im blühenden Buftande und haben denfelben erreicht, obwohl bis vor Kurzem für die Colonisten unleugbar schwere Uebelstände in dem Barceria = Syftem, der Unterdrückung der Afatholiken und der Berfagung politischer Rechte bestanden. Diese Nachtheile haben offenbar den Erlag vom 3. Nov. 1859 veranlagt, durch den der Minister v. d. Hehdt die Auswanderung nach Brafilien zu hindern fuchte; gleichwohl war berfelbe ein Miggriff, weil er ein Land, welches größer als die Bereinigten Staaten ift, die verschiedenartigften Klimate, die größten culturellen und focialen Gegenfage umfaßt, als ein ein= heitliches Gebiet behandelt. Da nun die erwähnten Schranken, welche Eingeborene und Katholiken vor den Einwanderern und Protestanten bevorzugten, gefallen sind, wird es nothwendig fein, diesen Erlaß aufzuheben, sich mit der Beaufsichtigung ber Auswanderung zu begnügen und den Colonisten durch einen deutsch-brafilianischen Consularvertrag, welcher die commerziellen und socialen Beziehungen beider Staaten befriedigend regelt, ben Schutz beutscher Berufsconfulate in ben Ginwanderungsgebieten zu gewähren. Um eine Maffenauswanderung wird es fich dabei voraussichtlich nicht handeln konnen, denn fo unbedenklich jene beiden Provinzen dem deutschen Ackerbauer und Sandwerker an fich empfohlen werden können, fo gemähren die anbaufähigen Gebiete doch nur einer begrenzten Angahl von Ginwanderern Raum zu ausgedehnter Thätigkeit. Auch betrachten unstreitig die brafilianischen Bolitiker die deutsche Ginwanderung eben wegen ihrer Thatfraft und Gelbständigkeit mit Migtrauen; fie fürchten, daß bei einem rafchen Unwachsen berfelben Unabhangigkeitsgelüfte bes Gubens, beffen Intereffen fo vielfach von denen des Nordens abweichen, jum Durchbruch kommen konnten.

Ein viel weiteres Einwanderungsgebiet eröffnet die Region des La Plata, umfassend die Republiken Argentinien, Aruguah und Paraguah, von denen die erstere mit 2,142,946 □km bei weitem den größten Raum einnimmt und für coloniale Zwecke vor allem in Betracht kommt. Wäre das Land sich selbst über-lassen geblieben, so wäre es noch heute lediglich eine große straßenlose Weide, das Sattelpferd das einzige Berkehrsmittel, Lehmhütten die einzige menschliche Wohnung. Rur den nach der Unabhängigkeit eingewanderten Creolen, Italienern, Schweizern und Deutsch = Russen verankt das Land den theilweisen Fortschritt von der bloßen Viehzucht zum Ackerdau, so daß, während es früher Getreide

einführen mußte, es 1879: 30,000 Tonnen Weizen und 40,000 Tonnen Mais ausführen konnte. Unter den Einwanderern (von 1857-78:544,630) find die Italiener die gahlreichsten; meift als Sandarbeiter beschäftigt, affimiliren fie fich raich der verwandten svanischen Bevölkerung, zumal fie fich bei ihren verschiedenen Dialekten oft untereinander nicht verstehen 1). Die Zahl der Deutschen ift, abgesehen von den Raufleuten in den größeren Städten, gering und dies begreift fich, denn bisher fehlte diesen reichen Gebieten das, was der Colonist zuerft sucht, Ordnung und Sicherheit. Fortdauernde äußere und Bürgerkriege, frivole Repolutionen und Gewaltherrichaft ruinirten alle Inftitutionen und stellten alle Ergebniffe der Arbeit in Frage, während intriguirende Advocaten und Glücksritter Meister des Landes waren und fich auf die Eingeborenen stütten, deren Trägheit den Erfolg der Unfiedler, die fie Gringos nennen, mit Reid faben. Seit Beendigung des paraguahtischen Krieges ift indeß eine verhältnigmäßige Ordnung eingetreten. Mitre, Avellanedo und Roca find weniaftens formell gefetslich zu Bräfidenten gewählt; unter ben beiden letteren ift bas Land entschieden porwärts gekommen, die Feldzüge von Roca und Alfina haben die wilden räuberischen Rampag-Indianer und ihre Berbundeten, die Gauchos, aus denen fich die Geere der Brätendenten vornehmlich rekrutirten, verjagt und ihnen ihre Bferbe abgenommen, ohne die fie ungefährlich find. Zahlreiche neue Unfiedlungen find gegründet, 2252 Rilometer Gisenbahnen gebaut; die wichtigste Linie geht von Rosario über Cordoba nach Tucuman und foll bis zur Grenze von Bolivia fortgeführt werden. Die gewaltigen Strome des Barana und Uruguah find mehrere tausend Meilen für Dampfschiffe fahrbar und längs der Stromschnellen des letteren, welche ficher zu beseitigen find, ift eine Gisenbahn gebaut. Seit die Schiffahrt auf diesen Strömen für alle Flaggen frei ift, hat fie einen großen Aufschwung genommen; 1500 Meilen Telegraphen find gelegt. Der neueste Berichterstatter über diese Gegenden, Gallenga 2), ist der Ansicht, daß, wenn die Ruhe weitere feche Jahre bewahrt bleibe, die Entwickelung diefes großen Landes fast keine Grenzen haben würde. Freilich hange dies von der Bermehrung der Arbeitskräfte ab; aber die Schwierigkeiten, mit denen die Anfiedler zu fämpfen haben, seien lediglich dieselben, welche die Ratur überall in ihrem primitiven Zustande zeige, ehe menschliche Intelligenz und Arbeit Ordnung aus dem Chaos geschaffen. "An fich ift die Laplata-Region von allen am bewunderungswürdigften für europäische Colonisation geeignet; fie ist leichter und unmittelbarer zugänglich als die Republiken des Stillen Meeres, ihr Klima ift gesunder und in der That das schönste, das ich gefunden." (S. 319.)

Vieh= und Schafzucht herrschen noch vor, 1880 zählte Argentinien 20 Mill. Stück Bieh und 60 Mill. Schafe, die auf großen Farms (estancias) gehalten werden. Die Heerden verdoppeln sich durchschnittlich alle drei Jahre unter wenig Kosten für Pflege und gar keinen für Futter, denn der größte Theil der

¹⁾ Betrucc'hi bella Gattina jagt 1867: "L'Italien résidant à l'étranger n'a pas d'habitudes spéciales et caractéristiques. Il ne porte rien de son pays qui ait ce caractère absolu. La fortune et le malheur, la domination de Rome et l'oppression de l'étranger ont donné à la fibre italienne une malléabilité cosmopolite."

²⁾ South America. 2. ed. London 1881.

Republik gehört der Dampas-Region an, d. h. der flachen oder welligen, mit Gras und Kraut bestandenen Landschaft, welche die von den Colonisten wegen ihrer Gefundheit, Fruchtbarkeit und leichten Uebermachung ftets am eifrigften aufgesuchten nordamerikanischen Prairien wiederholt. Im Frühjahr und Sommer glaubt man fich auf eine einzige große Wiese versett zu feben, im Berbft und Winter ift das Gras so hoch, daß die auf dieser Naturweide gezogenen Ninder fo fett werden, wie unsere Mastochsen; die Milde des Klima's gestattet den Beerden den gangen Winter draußen zu bleiben, Schnee ift felten und das Afalfe, eine Art Rlee, gibt 5-6 Ernten als eventuellen Wintervorrath. Die Raffe ift die einheimische, welche 1553 von Europa eingeführt ward, erft in neuerer Zeit hat man mit autem Erfola Kreuzungen mit Durham-Stieren vorgenommen. Die Mildwirthschaft ift noch gering, Alles zielt auf Säute, Wolle und Fleifch= production, welche 1878 eine Ausfuhr von fast 200 Mill. Mark lieferte. Ueber= einstimmende Berichte bezeugen die gunftigen Berhältniffe, unter denen hier die Biehzucht bei hinreichendem Capital betrieben wird; Gallenga besuchte die estancia eines Schotten von 6 D=Meilen, die mit voller Ausrüftung etwa 120,000 £ kostete und 10-15,000 & Reinertrag gibt. Liesenberg 1) berechnet bei einem Unlagecapital von 240,000 Mark einen Reinertrag von 47,440 Mark; Andrieu2) ebenfalls 20 pCt.

"Noch einträglicher ist der Ackerbau, der freilich mehr Arbeit, aber weniger Capital exfordert. Der Ackerbauer braucht hier nicht zu roden, er brennt das Gras ab und setzt den Pflug ein. Die Bodenarten sind schwarze Erde, ähnlich der berühmten der russischen Steppe und gelbgrauer Lehm, beide durchschnittlich $1-1^1_2$ m ties." So schreibt ein Deutscher, der längere Zeit ein großes Landgut in Argentinien mit Exfolg bewirthschaftet und während zwölf Jahren den 30sachen Ertrag als einen mittelmäßigen, den 40-50sachen als einen guten betrachtet3), der Mais gibt 50-100 Körner. Für Ackerbaucolonien kommen vornehmlich in Betracht die Provinzen Santa-Fe, Entre-Rios, Corrientes und Missiones, welche drei letzteren das sog, argentinische Wesopotamien zwischen Aruguay und Parana bilden und einen Flächenraum von eine 11,000 Quadratsftunden mit einer Bevölkerung von kaum 300,000 Seelen haben.

Am zahlreichsten sind die Colonien in Santa-Fc. Gallenga sand sie durchweg in blühendem Zustande, die Farm repräsentirte durchschnittlich einen Werth von 585 L für jede Familie, die meist mit Richts angesangen haben. Land, das für 2 sh. gekauft war, wurde jetzt mit 2 L bezahlt, die Villen und Gärten der Colonisten, ihre Kirchen und Schulhäuser, Wirthshäuser und Cases zeugten von ihrem Wohlstand; denen, welchen das Landleben für das ganze Jahr zu einsörmig ist, dieten die Provinzialstädte Rosario und Tucuman für die Winterzialson Abwechselung. Die Colonien der 1870 gegründeten Central-Argentinischen Landgesellschaft umfassen bereits 116,363 Acker. San-Carlos, begründet durch den Schweizer Beck-Bernard, besitzt ein Gebiet von 21,600 ha, eingetheilt in

¹⁾ Wohin auswandern? S. 34.

²⁾ Exploitation agricole dans le nord de la républ. Argent. Paris 1881.

⁹⁾ Augsb. Aug. 3tg. 28. April 1880.

Concessionen von 34 ha, die mit Erfolg von einer Familie von 2-3 männ= lichen Arbeitern cultivirt werden können. Die Colonie gahlte 1865: 138 Kamilien mit 735 Köpfen, 1870 bereits 370 Familien mit 2045 Köpfen, der Werth der gewonnenen Producte betrug 1,200,000 Mark, der Reinertrag 420,000 Mark. - Cbenso vortheilhaft ift Entre = Rios für den Ackerbau, ein sehr ge= fundes Klima, reich bewäfferter, fruchtbarer Boden sichern dem Landmann ebenso reichen Ertrag wie die leichte Wafferverbindung gunftigen Absat, besonders gedeiht hier Tabak in vortrefflicher Qualität. Undrieu berechnet den Ertrag eines Hektar auf mindeftens 1900 Kilo, und 808 Francs Reingewinn. Tropdem ist es gegen Santa=Fe sehr zurückgeblieben und gewährt fast noch ein jungfräuliches Feld für Colonisation. Neben dem Kornbau bieten Gemufe und Obstzucht ergibige Erwerbsquellen. Apfelfinen und Pfirfiche find in unendlicher Külle vorhanden, obwohl eine rationelle Obstcultur so gut wie unbekannt ift; ebenso ist die Behandlung des Weins noch höchst primitiv, obwohl derselbe edel ift und in allen Theilen des Landes fortkommt. Für den Anbau von Delpflanzen namentlich Raps find die gunftigften Bebingungen vorhanden. Im nördlichen Theile des Landes gedeiht der Delbaum und Reis, auch die Baumwolle würde lohnenden Boden finden: in Tucuman, Salta, Jujuh werden Zucker und Kaffee in bedeutender Menge gebaut, ebendeshalb eignen fich diefe heißeren Gebiete weniger für deutsche Ansiedler. Aber mit diesem vegetabilischen Reichthum, zu dem noch Medicinalpflanzen, Farbehölzer, Kräuter für atherische Dele zu gahlen find, ift der des Landes nicht erschöpft. Salzquellen und Salzlager find in berichiedenen Theilen in folder Mächtigkeit vorhanden, daß fie den Bedarf der halben Welt zu beden vermöchten und statt sie auszubeuten, wurde 1871-73 für 6 Mill. Mark Salz eingeführt! Die Gebirge bieten Gifen, Golb, Silber, Nickel, Rupfer, Edelfteine; Steinkohlen finden fich in den Provinzen Cordoba, San Juan, Mendoza. Betroleumquellen find in Jujun und Chako entdeckt, das Land ift reich an gerbstoffhaltigen Materialien, welche die Verarbeitung der Häute zu Leder begunftigen, die Biehschlächtereien bieten unerschöpfliches Material zur Leimfabrication, das jekt ungenukt verkommt. Alle diese Naturschäke sind wesentlich ungehoben, weil es dazu an der erften Bedingung, an Arbeits= fräften fehlt.

Die natürlichen Verhältnisse Aruguay's sind dem Argentiniens ähnlich, nur ist das Land mehr hügelig und hat neben den Heerdengründen mehr Wald und eine noch größere Mannigsaltigkeit für verschiedene Culturpstanzen; dagegen ist es durch stetige politische Mißregierung tief zerrüttet und von den rasch wechselnen Machthabern ist so gut wie Nichts für seine Hebung geschehen. Trotz seines vortresslichen Bodens ist daher der Ackerban ganz unbedeutend, die Viehzucht auf den endlosen Weidesschen alleinherrschend, ihr größter Consument ist die bekannte Fabrik in Franzentos für gesalzenes und gedörrtes Fleisch und Fleischzertract, die von December bis Mai täglich 1000 Stück Vieh verarbeitet. Eine Besserung der zerrütteten Zustände wird vorausssichtlich nur durch Ausgehen in die Argentinische Republik oder eine starke europäische Einwanderung möglich werden.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in Paraguan. Das Land war be-

kanntlich bis zu feiner Unabhängigkeit eine Domane ber Jefuiten und fiel bann nach einigen Jahren der Anarchie in die Sand eines ihrer Zöglinge, Dr. Francia. ber es von 1814-40 als unbeschränkter Dictator regierte und von allem Bertehr mit der Außenwelt abschnitt. Aber unter feiner Regierung genoß dies füdamerikanische China Frieden, mahrend die beiden anderen La Blata-Staaten fich in ewigen Kämpfen aufrieben und entwickelte fich materiell fehr rasch. Auch der Nachfolger Francia's, Lopez (1841-62), hielt bei gleicher despotischer Willfür leidliche Ordnung; die Bevölkerung war von 97,480 in 1796 auf 1,337,430 in 1857 geftiegen, er verfügte über eine Armee von 62,000 Mann, die Finangen waren wohl geordnet. Aber sein Sohn, ein toller Thrann ohne seine Begabung, benutte diese Macht nur, um ein Schreckensregiment zu führen und mit Argentinien und Brafilien einen Krieg anzufangen, der von 1865-70 das Land verwüftete und faft die gange mannliche Bevolkerung gerftorte. Bei feinem Tode zählte Baraquan auf 9000 Quadratmeilen nur 221,079 Seelen, meift Frauen, Greife und Kinder. Gine folche Entwickelung war nur möglich bei einem Bolke, das wesentlich aus Indianern, zum kleineren Theile aus Halbblut bestand und, burch priefterliche Dreffur jum gefügigen Werkzeug feiner Dictatoren geworden, moralisch und intellectuell auf dem tiefften Standpunkt ftand. Nach langer Anarchie kam der gegenwärtige Präfident Candido Bereiro zur Regierung, ein ehrlicher und fähiger Mann, der von seinem europäisch gebildeten, tüchtigen Minister José Decoud unterstütt wird. Dieser hat den Zustand des Landes wie die Mittel zu feiner Hebung offen besprochen in einer Schrift: Cuestiones politicas y economicas. Asuncion 1877. Die gegenwärtige Lage ist überaus traurig, die Productionsbedingungen find unficher, die Ginkunfte gering, das gange Land hat taum ein halbes Dugend estancias, beren Besiger auf Weiden von oft mehreren Quadratmeilen Taufende von Rühen und Pferden halten. Gleichwohl hängt für Schlachtvieh das Land wesentlich von der Ginfuhr aus Corrientes ab, die Ausfuhr ift gering. Tabak: 875,000 Besoß (= 4 Mark), Mate 1): 400,000 Befos, alle anderen Broducte zusammen nur 200,000 Besos. Die Willfür der früheren Provinzialbehörden hat Taufende zur Auswanderung nach Argentinien getrieben, die Landstreicherei ift eine Beifel des flachen Landes, der Bezug der Waaren wird durch hohe Unkosten erschwert, die an Montevideo und Buenos-Upres gezahlt werden muffen und von Decoud auf 70-80 pCt. beim Confum berechnet werden. Die Schulpflicht fteht nur auf dem Papier, die Berfaffung benachtheiligt Ausländer, was früher als Schutz gegen brafilianischen Einfluß berechtigt fein mochte, heute aber nur die Ginwanderung abschrecken tann. Das Land ift außerdem mit einer unerschwinglichen Staatsschuld belaftet und schuldet Brafilien wie Argentinien schwere Kriegskoften. Dem gegenüber steht allerdings ein natürlicher Reichthum, welcher Baraguah geradezu in erste Reihe unter allen Ländern der Erde ftellt und annehmen läßt, daß dasselbe Raum für 30-40 Mill. Einwohner haben wurde. Gine gludliche Bertheilung von Wald und Baffer, Wiefen und Ackerland, Bergen und Gbenen über das gange Land verbunden mit

¹⁾ Der Paraguay:Thee, Yerba Mate, wird auch in Brasilien und Argentinien gebaut, der Paraguah's aber wird doppelt so hoch bezahlt.

der höchsten Fruchtbarkeit des Bodens durch die fette rothe Erde und einem warmen, aber gesunden Klima gestattet sowohl ausgedehnte Biehzucht und Ge= treidebau als Cultur von Tabak, Kaffee und Baumwolle. Die großen Wälder bergen die werthvollsten Hölzer, die Derbawälder konnten die Welt mit Thee versorgen, der Mineralreichthum ift groß. Alle diese Schäke warten lediglich auf Arme, um sie zu heben. Die Regierung ift sich dessen bewußt und unbestritten von der besten Absicht erfüllt: aber sie kann die Colonisation wegen ihrer Armuth nicht in die Hand nehmen und den Einwanderern nur das Land bieten. von dem ihr über 9/10 gehört. Decoud fieht vollkommen ein, daß, um die Colonisation zu ermöglichen, ben Ginwanderern gleiche politische und fociale Rechte gewährt und die Möglichkeit geboten werden muß, homogene Gruppen zu bilden. Dem Bedenken, daß das Klima deutsche Arbeit im Freien unmöglich mache, widersprechen der deutsche Consul in Asuncion. Mangold und Liesenberg. lekterer auf Grund einer achtzehnjährigen Erfahrung, indem er die klimatischen Berhältniffe genau beleuchtet. Aber es ift nicht zu verkennen, daß die politischen und socialen Zustände trok des besten Willens der Regierung große Schwierigkeiten für die Colonisation bieten, zumal sie erfolgreich nur in großem Maße burch capitalreiche Gesellichaften unternommen werden könnte und in diesem Kalle nicht verfehlen würde, die Eifersucht der Nachbarstaaten, Brafiliens, Uruquan's und vor Allem des für uns immerhin weit wichtigeren Argentiniens, wachzurufen, zumal lekteres und Brafilien in der Kriegsschuld, so werthlos dieselbe dermalen für die Sieger ift, eine Sandhabe gur Einmischung befiten.

Unstreitig find die Berhältniffe in Argentinien entwickelter, namentlich find die Provinzialregierungen bereit, für die Colonisation erhebliche Opfer zu bringen: die von Santa-Ké läkt Einwanderer von Buenog-Apres unentgeltlich befördern, fie gab 1870 jeder Familie freies Unterkommen, ein beträchtliches Stück Land und unverzinslichen fünfjährigen Borichuß in Dieh. Die Engländer haben begriffen, daß die Colonisation auf diesem Boden nur gedeiht und der Ungunft der Bevölkerung, welche in ihrem tragen spanischen Stolz mit Miggunft auf die Einwanderer fieht, nur die Spike bieten fann, wenn fie Der argentinischen Landgesellschaft ist bereits geim Groken angefakt wird. bacht, eine andere Gesellschaft hat jungft im Suden Land für 50,000 Unfiedler in bester Lage gekauft, nach den Mineralichaten, die bisber aus Mangel an Berbindungen nur dürftig ausgebeutet wurden, ftromt englisches Capital. Roch ift hier zu den gunftigften Bedingungen fo viel Land zu erwerben. daß es auf lange Zeit den Ueberschuß unferer Bevölkerung aufnehmen kann; ift dies Ginwanderungsgebiet ferner als Nordamerika, fo kommt bagegen in Betracht, daß daselbst weite Gisenbahnftreden bis nach dem Weften zuruckzulegen find, was hier wegfällt; daß Fracht und lleberfahrt fich mit dem Aufschwung des Berkehrs ermäßigen würden und daß in Amerika gutes Land bereits einen guten Preis hat, während derfelbe im La Plata-Gebiet noch fehr gering ift 1); aber nicht lange dürften diese günftigen Aussichten dieselben bleiben, wenn wir nicht Sand an's

³⁾ Man vergleiche in dieser Beziehung das lehrreiche Buch von H. Semler: "Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Concurrenz in der landwirthsschäftlichen Production" Wismar 1881.

Werk legen. Richt die beutsche Regierung soll die Colonisation in die Sand nehmen, sondern Privatinitiative, welche eine genoffenschaftliche Organisation tüchtiger auswanderungsluftiger Elemente schafft; es muß fich eine über ganz Deutschland verzweigte, capitalmächtige Gesellschaft bilben, beren natürlicher Sit hamburg als Ausgangspunkt der bereits bestehenden beiden füdamerikanischen Dampferlinien ware. Sie hat intelligente Agenten auszusenden, welche bas zu erwerbende Land prufen, die nöthigen Bertrage deshalb abichließen, fpater die Colonisation leiten und überwachen; ist so der Grund gelegt, so wird deutsches Capital und deutsche Intelligenz fich von felbst dorthin wenden; haben fich, wie Gallenga bezeugt, die wenigen deutschen Anfiedelungen im La Plata = Gebiet in ihrer Nationalität so gut behauptet wie die brafilischen Colonien, so wird dies um fo leichter, je ftarter der Nachschub ift. Es handelt fich um eine Eroberung, nicht mit Schwert und Hinterlader, sondern mit Bflug und Sacke. Die Regierung hat den Colonisten nur ihren Schut zu gewähren, ihnen vertragsmäßig Gleichberechtigung zu fichern, Berufsconfulate zu errichten, die gleichsam als Colonialämter fungiren und als sichtbares Zeichen ihrer fcukenden Sand einige Kriegsschiffe in dortigen Gewässern zu stationiren. Und welche lohnendere fried= liche Aufgabe könnte unsere aufblühende Marine finden? Es wird gang unnöthig fein, dieselbe deshalb zu vermehren; aber sie wird gerade durch die Colonisation erft ihren rechten Rückhalt gewinnen.

Umfichtig, aber mit aller Energie follte diese Aufgabe in Angriff genommen werden, von deren Erfüllung unfere Zukunft wefentlich abhängt; wir haben die Tüchtigkeit, das Geschick, das Capital, die drei Factoren, auf denen der Erfolg der Colonisation beruht. Soll es allein an Energie und Thatkraft fehlen, die gunftige Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen? Soll Deutschland abermals zu spät kommen, zusehen, wie seine Concurrenten die Sande auf Ethiopien und die La Plata-Gebiete legen und daheim in unfruchtbarem Barteihaber und ftaats= focialistischen Experimenten seine Rraft verzehren, statt unseren wirthschaftlichen Horizont zu erweitern, unferer Jugend ein großes neues Arbeitsfeld zu eröffnen, den frankenden Säften Abzug nach Außen zu gewähren, wo fie Gebiete befruchten würden, welche nur auf die bildende Menschenhand warten und ein Neu-Deutschland werden können, wenn wir nur zu handeln wiffen? Was die Engländer benken, wenn unsere Capitalisten dasselbe thun, wie die ihrigen, kommt nicht in Betracht: von einem Conflict mit der englischen Regierung kann dabei nicht die Rede fein und die englischen Kaufleute find ichließlich zu gute Rechner, um nicht gerne neue abnahmefähige Culturgebiete erfteben zu feben. Wir verlangen keine differentielle Bevorzugung für unsere Aussuhr nach benselben, wir vertrauen darauf, daß wir sie uns felbst zu sichern wissen werden. Also worauf warten wir noch? "Die Nation, die am meisten colonisirt, ist die erste und wenn sie dies heute nicht ift, wird fie es morgen fein," fagt mit Recht B. Leron-Beaulieu. Die innere Reform foll gewiß nicht vernachläffigt werden; aber hand in Sand mit ihr muß die Ausdehnung unferes Wirthschaftsgebietes gehen, ohne welche wir in Gefahr find zu versumpfen, mit der aber wir nicht nur wirthschaftlich, fondern auch geiftig gefunden werden.

Giuseppe Vasolini.

Von

· Dr. O. Hartwig.

Vor zwanzig Jahren beschäftigte man sich in Deutschland eingehender mit Italien und seinen Staatsmännern als heutigen Tages. Satte uns doch auch Italien im Anfang der fechziger Jahre dieses Säculums in politischer Beziehung überholt. Die Italiener waren dem Ziele ihrer staatlichen Einigung viel näher gerückt als wir, deren patriotisches Gefühl und politisches Denken durch die in Folge des italienischen Krieges von 1859 jedem Deutschen ganz greifbar gewordenen Schäben der Bundesverfassung zwar lebhafter angeregt war, die wir aber doch noch weit von der Einmüthigkeit entfernt waren, die sich in fast allen Kreisen ber italienischen Baterlandsfreunde schon sicher und selbstbewußt herausgebilbet hatte. Diese Einmüthigkeit und die von den Patrioten Italiens bei der Unification ihres Baterlandes eingehaltene Methode übte jetzt auf das politische Denken unseres Volkes eine Rückwirkung aus, welche dem Einflusse entsprach, den nach dem Zeugnisse der besten italienischen Historiker ein halbes Jahrhundert früher die unter dem Druck der Napoleonischen Fremdherrschaft in Deutschland gezeitigten patriotischen Ibeen auf die Entwickelung des italienischen Nationalgefühls ausgenbt hatten. Ein begeisterter und sachkundiger Bermittler italienischen und deutschen Lebens, Hermann Reuchlin, wurde damals auch nicht müde, die Borurtheile zu zerftreuen, welche in Deutschland gegen Italien vielfach noch gehegt tourden und die aus einer ganz andersartigen Vergangenheit herstammend zum Theil aus politischen Gründen künstlich wachgehalten wurden. Durch seine treffliche italienische Geschichte, durch kurze Biographien und Charakteristiken hervorragender italienischer Batrioten und ungezählte kleinere Aufsäke und Correspondenzen in allen möglichen deutschen Blättern hat Reuchlin wohl vor Allen dazu beigetragen, das moderne Italien und seine politischen Beftrebungen uns verständlich zu machen, mögen auch manche Andere, wie z. B. A. v. Reumont, ihn an Kenntniß des literarisch-artistischen Italiens und der diplomatischen Aleingeschichte seiner Zeit weit übertroffen haben.

Seitdem wir Deutschen aber nun selbst unsere politische Einigung burch= gesetzt und den Italienern zur Bollendung der ihrigen die wesentlichsten Dienste geleistet haben, ist das Interesse an der Entwickelung der Dinge jenseits der Alpen bei uns sehr zurückgegangen. Wir haben genug mit uns selbst zu thun und sind uns vielleicht in zu schrossem Gegensatz gegen frühere und kaum vergangene Spochen unserer Geschichte schon allzusehr zum alleinigen Gesetz unserer Entwickelung geworden.

Bei dieser unter uns jett so verbreiteten Stimmung mag es daher vielleicht als ganz unzeitgemäß erscheinen, wenn im Folgenden auf Grund eines sehr ausgibigen Materials das Leben eines ausgezeichneten Italieners auch nur in flüchtigen Zügen zu zeichnen versucht wird, der auf die Geschicke seines Vaterslandes dreißig Jahre hindurch einen, wenn auch nicht gerade bestimmenden Ginssus ausgesibt und in wichtigen Spochen als Minister von Pius IX. und Victor Emanuel an hervorragender Stelle gestanden hat, immerhin jedoch durch seine ganze Persönlichseit noch interessanter ist als durch das, was er als Staatsmann geleistet.

I.

Der Graf Giuseppe Pasolini Dall'Onda war geboren zu Ravenna am 8. Februar 1815. Er gehörte keiner der Familien an, deren Ahnen ichon im Mittelalter sich hervorgethan hatten, und deren Sohne zu den Begründern, Förderern und Unhangern des Königreichs Italien gablen. Doch läßt fich bie Geschichte der Familie Pasolini bis in's 13. Jahrhundert hinauf verfolgen. Bietro Defiderio Pafolini, der Bater Giufeppes, befaß einen bedeutenden Grundbesitz in der Rabe von Ravenna und Imola. Sein Ontel, Antonio Codronchi, der den erzbischöflichen Stuhl von Ravenna bekleidete, war von Navoleon I. zum Großalmosenier des Königreichs Italien ernannt worden und ftand in naben Beziehungen zum Raifer, ohne fich beshalb boch in feiner Würde als hoher Prälat der römischen Kirche etwas zu vergeben. Ein großer Theil der Hinterlaffenschaft diefes Kirchenfürsten ift an Giuseppe Bafolini, beffen Bater in dem Sause feines Onkels mehrere Jahre zur Erziehung verweilte, übergegangen. Giuseppe Bafolini, der seine Mutter verlor, als er noch nicht drei und ein halbes Jahr alt war, wurde von seinem siebenten Jahre an in die Jesuitenschule zu Reggio in der Emilia geschickt, in der er fieben Jahre verblieb. Er mar in den späteren Jahren mit dem hier genoffenen Unterricht nicht fehr zufrieden. Obwohl fein Gegner des Studiums der lateinischen Sprache beklagte er doch, daß hier Nichts gelehrt worden sei als diese Sprache. Da die Gesundheit des Jesuiten-

¹⁾ Giuseppe Pasolini. Memorie raccolte da suo figlio. Imola. 1880. Das vorzüglich ausgestattete Buch enthält eine Menge von Neden, Dentschriften und Privatauszeichnungen Pasolini's nicht nur, sondern auch zahlreiche, unedirte Privatorbriese der hervorragendsten Staalsmänner Italiens, die uns die interessantessen Ginblicke in das geistige Leben dieser Männer estatien. Diese Documente sind durch eine Erzählung der äußeren Lebensdaten Pasolini's und durch eine Schilberung seiner inneren Entwickelung verdunden, welche zwar die pietätsvolle Liebe des Sohnes eingegeben hat, die sich aber doch nicht von der Wahrheit entsernt. Ich möchte sein Buch in dieser Beziehung mit dem Leben des Prinzen Albert von Martin vergleichen. Wer die geistige Atmosphäre kennen sernen wist, in der so manche der besten Erneuerer und Bezwänder des modernen Italiens ausgewächsen sind, dem rathen wir neben den Ricordi von Wassind diese Wasselio diese Memorie, von denen 1881 eine zweite Aussache unsstage erschienen ist, nicht zu überkeben.

abalings nicht die beste war, nahm ihn sein Vater zu sich nach Ravenna, wo er fich groker persönlicher Freiheit erfreute und fich vorzugeweise mit Landwirthicaft beschäftigte. Daß dazu die im Collegium genoffene Bildung nicht ausreichte, fahen bald der Bater und der Sohn ein, und fo wurde beschloffen diesen eine Universität begieben zu lassen, wo er Mathematik und Naturwissenschaften studiren folle. Hierzu wurde die Universität von Neapel gewählt. Am 17. December 1834 traf Basolini in dieser Stadt ein, um bei Gussone Botanik, bei Villa Mineralogie und bei Scacchi Zoologie zu treiben. Es waren dieses in ihren Kächern ausgezeichnete Lehrer. Ihrer Tüchtigkeit entsprach der Fleiß ihres Schülers. Tagelang sammelte er mit Billa Mineralien an den Abhangen des Befung, ober fuchte mit Scacchi den Golf von Neavel auf Seethiere ab. Für feine praktischen Intereffen fand der junge Landwirth aber in der Campagna felice, in der die Ratur dem Menschen so vieles ohne Arbeit darbietet und die Bodenbewirthschaftung fast noch auf derselben Stufe wie im Alterthum steht, wenig ober gar keine Förderung. In Briefen an seinen Bater spricht fich der zwanzigjährige, reiche junge Mann, der schon in der Jesuitenschule den Ramen Il Riflessivo getragen hatte, aus der lebenspollsten und schönsten Stadt der Welt mit Betrübniß hierüber aus und schlägt seinem Bater vor, ihn auf Reisen gehen zu laffen, um andere Länder und deren Cultur kennen zu lernen. Auf diese Bitte hatte ohne Aweifel der Rath eines gebildeten Landwirths. des Baron Crud, welcher bei Massa Lombarda eine blühende Gutsverwaltung leitete und mit zahlreichen Gelehrten und Staatsmännern in Berbindung ftand, bestimmenden Ginfluß ausgeübt. Mit schwerem Bergen ließ der Bater feinen einzigen Sohn im April 1836 in die Ferne ziehen. Für das Berhältniß von Bater und Sohn und das gange Denten und Empfinden des Baters find die rührenden Zeilen, die dieser seinem Sohne unmittelbar nach dessen Abreise nachfandte, zu charatteriftisch, als daß ich mich enthalten könnte, fie hierher zu feten: Addio, il mio amatissimo Guiseppino; vi abbraccio con tenerissimo affetto, vi prego da Dio le più scelte grazie e copiose benedizioni de rore Coeli et de pinquedine terrae, e conchiudo con le parole del buon vecchio Tobia al di lui figlio: Omni tempore benedic Deum et pete ab eo ut vias tuas dirigat, et omnia consilia tua cum ipso permaneant 1). Der Baron Crud, ein Schweizer von Geburt, gab dem jungen Romagnolen, den er als einen verdienstvollen, seine Altersgenossen in der Beimath weit überragenden jungen Mann bezeichnet, gablreiche Empfehlungsbriefe mit. Es befanden fich unter ihnen folche an Decandolle in Genf, an die Professoren Mirbel, Richard und Juffieu in Paris, an den Herzog de Broglie und den Grafen Apponni. Andere Empfehlungsschreiben waren an Elie be Beaumont, Edmond de Boiffier und den berühmten englischen Geologen Charles Liell gerichtet. Solcher Männer fich würdig zu bezeigen, war das ernfte Beftreben des Empfohlenen,

^{1) &}quot;Lebe wohl, mein theuerster Joseph; ich umaxme Dich mit zärtlichster Liebe und bitte Gott, daß er Dir besonders gnädig sein und Dich reichlich segnen möge "mit dem Thaue des Himmels und dem Fett der Erde" und schließe mit den Worten, die der gute alte Tobias an seinen Sohn richtete: Und danke Gott alte Zeit, und bete, daß er dich regiere und du in allem deinem Bornehmen seinem Worte folgest."

der neben feinen Studien wohl fich um die Politik bekummerte, die Parlaments= verhandlungen besuchte, fich aber fonft nicht durch Paris zerftreuen ließ. Großen Eindruck machten auf den Reisenden der blübende Zustand der englischen Landwirthichaft und die erste Gifenbahn, die er in Belgien fah. Die Ufer des Rheins imponirten doch auch dem Staliener durch ihre Schönheit; nicht minder die Gisfelber der Schweiz. Die Sehnsucht des Baters nach feinem Sohne machte diefen taub gegen die Aufforderung, den Winter in Paris zuzubringen, und trieb ihn früher, als er wohl felbst gemocht hatte, nach der heimath gurud. Der Schluß des letten Briefes an den Bater lautet: "Glauben Sie an meine innigfte Liebe für Sie, der Sie der einzige Mensch find, auf den mein Berg mit voller und ganzer Liebe vertrauen kann. Ihr Segen ift für mich, und wird das immer fein, eine Garantie für den Schutz des himmels; diefer Gedanke - es ift eine Wahrheit und keine poetische Floskel - hat mich immer begleitet und mir Muth gegeben auf den Gipfeln der Alpen und auf den Wogen des Meeres." Die erworbenen Unschauungen und Kenntnisse hatte der Reisende durch ein forgfältig geführtes Tagebuch zu fixiren gesucht.

Wer das Leben kennt, das so viele junge italienische Edelleute führen, wie fie statt ihre Güter zu bebauen oder bem Staate ihre Rrafte zu widmen, bas Bflafter der großen Städte treten, ihr halbes Leben in den Caffe dei Nobili, in den Theatern u. f. w. zubringen, klatschend, politisirend, nur nicht arbeitend, der wird den Ernft und den Gifer doppelt ju ichagen miffen, mit dem diefer Cavalier seinen einmal erkannten Lebensberuf ichon in jungen Jahren anfaßte und bis zu seinem Tode treu fefthielt. Rein Wunder aber auch, wenn er kein Wort mehr hafte, als das, womit man flanirende junge Edelleute in Italien bezeichnet: Signorino. Er schreibt seinem Sohne: "Ein junger Mann kann machen, was er will, nur muß er den Namen eines Signorino fliehen." Mit welcher eifernen Consequenz Basolini stets das, was er sich aneignen wollte, anfaßte, mag man aus feiner Methode, die deutsche Sprache zu erlernen, erseben. Uls er schon Minister gewesen war und mehr als fünfunddreißig Jahre alt sich 1851 im Bade Schingnach in der Schweiz aufhielt, wo seine Frau die Cur brauchte, schloß er sich täglich zwei Stunden lang mit dem Schulmeifter des Ortes, der kein Wort einer anderen Sprache als der deutschen kannte, ein, um von ihm Deutsch zu lernen. Er brachte es dann auch so weit, daß er deutsche Bucher lefen konnte und fich spater am Rhein unter Anderen mit den Beinbauern über ihre Methoden der Weinbereitung unterhalten konnte, wenn ihm natürlich auch nicht alle Kunftausdrücke derfelben geläufig waren.

Rach Haufe zurückgekehrt, widmete sich Pasolini der Verwaltung der Güter seines Vaters, welche er bald ganz selbständig übernehmen mußte, da dieser schon im Sommer 1839 starb. Der Tod seines geliebten Vaters war für ihn ein kaum zu ertragender Schicksalsschlag. Auf den leicht erregbaren, bald zornig aufslammenden, bald melancholisch vor sich hindrütenden jungen Mann machte er einen so tiesen Sindruck, daß er nie wieder daß Zimmer betrat, in dem er seinen Vater mit dem Tode ringen gesehen hatte und aus dem er selbst bei diesem Anblick krampshaft bewegt hatte entsernt werden müssen. Seine Gesundheit scheint schon damals einen nie wieder ganz überwundenen Stoß erhalten zu

haben. Zur Kräftigung derfelben mußte er von der Romagna nach dem Arnothale übersiedeln, wo ihn in Florenz eine nahe Verwandte, die durch ihr Liebesverhältniß zu Bhron so bekannte Gräfin Guiccioli, mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt pflegte. Warum sein Sohn in seinen Memoiren dieser merkwürdigen Frau, welche später in Paris als Marquise de Voissh die Häupter der legitimistischen Partei in ihren Salons versammelte, gar nicht gedenkt, vermag ich nicht zu sagen. Zedenfalls hat sich die Gräfin Guiccioli damals um den blassen, herzleidenden Mann nach einem ganz unverdächtigen Zeugnisse die größten Verdienste erworben. Ihre Mühen wurden auch mit dem besten Erfolge gekrönt, so daß ihr Schützlige, seiner persönlichen Neigung allein solgend, zu einer Ehe mit einer vortressslichen jungen Dame aus Mailand schreiten durste.

Antoinetta Baffi war die Tochter eines in Mailand durch seinen Charafter wie durch seine Kenntnisse hochangesehenen Mannes. Ernst, dem Glauben seiner Bater treu ergeben, war Paolo Baffi ein um fo warmerer Freund der Unabhängigkeit Italiens. Ihn mählten 1848 die Mailander zu ihrem Bodefta, als fie es unternommen hatten, das Noch der öfterreichischen Fremdherrschaft abzuschütteln. Ihm war es aber beschieden, den wiedereinruckenden Defterreichern den Schlüffel der Stadt zu überreichen. Als er gefaften Muthes dem Reldmarschall Radetti entgegenschritt und fich seines Auftrags mit Würde entledigte, tonnte er doch eine Thräne nicht gang unterdrücken. Da fagte ihm der bewunderungs= würdige Greis: "Ich begreife, was Sie in diesem Augenblicke leiden muffen." Die Tochter dieses Mannes, Antoinetta, welche achtzehnjährig, 1843, dem Grafen Bafolini ihre Sand zu einer überaus glücklichen Che reichte, war diefes Baters würdig. Alle, die fie gekannt haben, find ihres Lobes voll; die Liebenswürdigkeit und heiterkeit ihres Wefens, verbunden mit einem scharfen Berftande und einer unbedingten Singebung an die Interessen ihrer Familie sowohl als ihres Bater= landes, wurden nicht nur von ihrem Manne in den geheimsten Aufzeichnungen nach ihrem Tode und von ihrem Sohne gefeiert; fie war von Allen, die ihr nabe traten, verehrt, von den Freunden ihres Mannes nicht am Wenigsten.

Nachdem Bafolini seine junge Frau über Genf nach Baris geführt hatte. bezog er mit ihr feine Besitzung Montericco bei Imola. Zu den Gaften des jungen Baares gehörte ber Bischof bieser Stadt, der Cardinal Maftai Ferretti. Die qut katholische Religiosität des Chepaares, seine freie und patriotische Gesinnung, die vielfältigen Renntniffe, die sich Basolini schon erworben hatte und die er durch ein ununterbrochenes Studium zu vermehren bemüht war. Alles das machte den wohlwollenden, ernsten, gerechten Kirchenfürsten, der die Welt auch gesehen hatte, den Aufenthalt unter dem gaftlichen Dache von Montericco zu einem sehr angenehmen. Der Cardinal Maftai hielt damals die Zuftande in Rirche und Staat für fehr verbefferungsbedürftig. Wo er konnte, fuchte er nachzuhelfen; die verwahrlofte Disciplin der Geiftlichen seiner Diöcese ftellte er her, gegen die Armen war er hilfreich. Mit der papftlichen Berwaltung in der Romagna war der Cardinal nichts weniger als zufrieden und sprach bieses feinen Freunden auch unverhohlen aus. Das Buch Maffimo d'Azeglio's "I casi di Romagna", das für gang Italien und über dasselbe hinaus die unerträgliche Mistwirthschaft des Priefterregiments in der Romagna und

das durch fie erzeugte Sectenwesen damals brandmarkte, hatte der Bischof von Imola gelefen und für fich behalten. Das Glaubensbekenntniß der italienischen Batrioten, das Cefare Balbo in den "Speranze d'Italia" formulirt hatte, ftectte die junge Frau Pasolini dem Cardinal zu. Darauf verlangte er andere Bucher von ihr. Den tiefften Gindruck machte aber auf ihn das Buch Gioberti's über ben "Primato morale e civile degli Italiani", das ihm Basolini selbst gab. Das war fo recht ein Buch nach bem Bergen des gläubigen und patriotischen Rirchenfürsten, der seiner guten Absichten ficher war und bei seinem phantaftifchen Wefen und wenig geordneten und ausgebreiteten Wiffen den Wechfel ber Zeiten nicht zu erkennen vermochte. Als er 1846 zur Wahl eines neuen Bavites nach Rom reifte, nahm er diese und andere Schriften ahnlichen Inhalts in feinen Roffern mit nach Rom, um fie dem neu gewählten Bapfte zur Beherzigung zu überreichen. Er konnte fie fur fich behalten, da er felbst gegen allgemeines Erwarten zum Statthalter Gottes auf Erden gewählt wurde, wie ihm Bafolini beim Abschiede von Imola, "zum Beften der gesammten Kirche und diefes armen Ataliens" gewünscht hatte. Rein Bunder, daß bei diesen intimen Beziehungen beider Manner ber Gine ben Andern bald zu seinem Rathgeber in politischen Dingen nach Rom berief. Che fich Bius IX. entschloft, einen Staatsrath gu schaffen, conferirte er wiederholt mit Basolini; als diese Einrichtung in's Leben getreten war, wurde er als Bertreter der Proving Ravenna in dieselbe berufen. Es war tein Blud verheißendes Symptom für die Zukunft dieses Staatsraths, daß an feine Spige der Cardinal Antonelli geftellt wurde. Schon im Mai 1847 notirt Basolini: "ber Bapft bentt am Gerechteften von Allen; aber Alles, was er nicht auf das Bestimmteste anordnet, wird soviel als möglich verzögert." Dem fortgesetten, in den Formen ftets unterwürfigen, in der That aber um fo gaberen Widerstande eines aus den geübteften Intriguanten gebildeten geiftlichen Sofftaates waren noch gang andere Leute erlegen als der ichon etwas eitele Bifchof von Smola, der felbst zwar gewissenhaft bald eine Beute von wenig lautern Männern werden mußte, die an das Gewissen des Oberhauptes der gesammten Chriften= heit zu appelliren verftanden. Nicht unempfindlich gegen die Schmeicheleien ber Bolksgunft, angftlich und ichwach gegen bas Gefchrei der Gaffe, gab er leicht dem in larmenden Demonstrationen fich aussprechenden Boltswillen nach, während er fich ben begrundeten, gemäßigten Borftellungen feines verantwortlichen Raths gegenüber fehr zögernd, ausweichend und bald renitent verhielt. Bald war er bann auch fo weit, daß er in den wichtigften Fragen fich die Entscheidung gegen feinen Willen bon seinen energischeren und schlaueren Dienern hinterrucks entreißen ließ. Es mag hier an den folgereichsten Borgang aus den erften Jahren des Bontificats von Bius IX. etwas ausführlicher erinnert werden, da die Geheim= geschichte desselben in unseren "Memorie", so viel ich weiß, jum erften Male öffentlich erzählt wird.

Dem ersten papstlichen Ministerium, an dem Laien Theil nahmen, vom 12. Februar 1848 gehörte Pasolini als Minister für Handel, Ackerbau und schöne Künste an. Der Papst hatte seinen Freund dazu ernannt, ohne ihn vorher zu fragen, und war sehr erstaunt, als dieser zögerte, einen so hohen Posten anzunehmen. Doch gab Pius IX. seinen Vorstellungen insoweit nach, daß er noch Deutsche Kundschau, VIII, s.

zwei Laien außer ihm zu Ministern berief. Nach dem Manne, der diesem Ministerium seine politische Richtung gab, wurde es schlechtweg das Ministerium Basolini genannt. Diesem Ministerium war eine übergus schwierige Aufgabe zugefallen, die sein Leiter keinen Augenblick verkannte. Er schrieb damals an einen Freund: "Ich bin einer der Borpoften, die dazu dienen, das Feuer au bampfen und dem Sieger den Weg zu zeigen. Meine Bolitik ift ihrem Ziele nach eine Constitution und awar eine, die uns jett noth thut, die italienische Constitution: das einzige Mittel dazu: die Berföhnung, die am besten durch Beeinfluffung des Bapftes zu erreichen ift, der, wenn er auch in diesem Augenblicke eine directe Einwirkung eines Laien wie ich nicht wurde ertragen können, doch einer indirecten, wie Jedermann, juganglich ift. Und diefer Bapft, diefer Bius IX., obwohl er sich in Folge seiner nervösen Reizbarkeit und seiner unglaublichen Erregbarkeit, in die ihn ein jedes religiose Bedenken, bas ihn ohne Befinnen zum Märthrerthum treiben konnte, verfett, alle Augenblicke furchtbar machen kann, ift doch ein Mann von einem bewunderungswürdigen Bergen, dem, was man auch darüber fagen mag, in kurzer Zeit Freuden und Schmerzen fo fehr das Gemüth erschüttert haben, daß man nicht ohne Rummer daran denken kann: dann hat er unter seinen Geiftlichen keinen, auch nicht Einen, der fich auf ber Höhe ber Situation befände und ihm beistände und rathen könnte. Auf ber anderen Seite ift das gange Land so zu sagen auf den Beinen, und was kann es bei einem ungeschickten Acte, der ihm den Argwohn einflökte, daß es in seinen Erwartungen getäuscht werde, geben? Und doch werden täglich solche ungeschickte Magregeln getroffen, und mußte ich nicht fagen, daß fie unter meiner Zustimmung oder wenigstens ohne meinen Widerstand getroffen werden?" Bei der wichtigen Enticheidung, Die nabe bevorftand, konnte fich einem folden Fürften gegenüber diefes und ein ähnliches am 8. März gebildetes Ministerium nicht behaupten. Der Unabhängigkeitskrieg war entbrannt. Sollte sich der heilige Bater an ihm betheiligen und einer katholischen Macht, wie Defterreich, mit den Waffen ent= gegentreten? Papfte des 16. und 17. Jahrhunderts hatten aus Gewiffens= bedenken keinen Augenblick hierbei gezogert. Der Conflict, in den jeder Bontifer in seiner Doppelstellung, als Oberhaupt der katholischen Kirche und als Beherrscher des Kirchenstaates, so leicht kommen konnte, war für viele, selbst nachreformatorische Papfte, gar nicht fo ichrecklich gewesen. Die Schluffelfoldaten waren unzählige Male gegen Kaiser und Könige, Fürsten und Republiken zu Welde gezogen, allerdings in der Regel ohne daß der Segen des himmels ihre Baffen begünftigt hatte. Aber felbft auf einen Sof, beffen Politik nur von der Tradition bestimmt wurde, übte die fortgeschrittene Sittlichkeit der Zeit ihren Einfluß aus, von der persönlichen Stellung dieses Bapftes ganz abgesehen. Ja. ein Mann wie der Cardinal Antonelli, dem Gemiffensbedenken gewiß keine ichlaflose Racht bereitet haben würden, wenn ein öfterreichisches Armeecorps von den papstlichen Truppen aufgerieben worden ware, empfand doch, daß der Bapft jett seine Stellung als Oberhaupt der katholischen Kirche nicht compromittiren durfe. Die Breffion, die der öfterreichische Gesandte auf ihn ausübte. und seine Abneigung gegen das Laienelement in der Regierung des Kirchenstaates, um von Anderen zu ichweigen, waren boch zu dieser Zeit, in der in Rom die

Gefahr einer Bolksemeute schon drohend genug war, nicht stark genug gewesen, ihn auf die österreichische Seite zu treiben, wenn nicht jene Erwägung der Welkstellung des Papstthumes den kalten, von keinen patriotischen Aspirationen berührten Rechner gegen jeden übereilten Schritt vorsichtig und sicher gemacht hätten. Anders stand freilich der Papst, der mit seiner Nation fühlte. Als er sich von seinem Ministerium, dessen Haupt der Cardinal Antonelli war, vor die Entscheidung gestellt sah, seine Ginwilligung zu einer sörmlichen Kriegserklärung gegen Oesterreich zu geben, ließ er seine Truppen, unter denen sich zwei seiner Nepoten besanden, zwar nach Ferrara vorrücken, ja ließ sie sogar den Po übersichreiten, war aber nicht zu bewegen, ein Kriegsmanisest gegen Oesterreich zu erlassen.

Das gesammte Minifterium verlangte nun feine Entlaffung, als der Papft auf eine an ihn am 24. April gerichtete Eingabe am 29. mit einer lateinischen Allocution an die Cardinale gegntwortet hatte, die einen Krieg gegen Desterreich verurtheilte. Der Papft mar gang verwundert über diefen Schritt feines Minifteriums; er sei migverftanden in Folge bes Lateins, erklärte er, bat wiederholt um Bertrauen und verficherte, er werde in einer italienisch geschriebenen Ansprache die Bedeutung und den Sinn der lateinischen Allocution zur Zufriedenheit erklären. So verficherte er am 30. April Morgens seinen Miniftern. Um Abend des 1. Mai ging Bius IX. mit Pasolini und Recchi, einem anderen seiner Minifter, in den Garten des Quirinals spazieren. Das Gespräch drehte fich natürlich um die wichtige Frage des Tages. "Ihr werdet mit der Ansprache aufrieden sein," fagte der Papst mit heiterer und ruhiger Stimme, "und es kann Migverftändnisse nicht mehr zwischen uns geben. Ich will Guch die Correctur= bogen berfelben zeigen." Er rief einen Bedienten herbei und schickte denfelben in die Druckerei des Quirinals, um den Abzug holen zu laffen. Der Bebiente fam mit der Melbung gurud, der Sat fei noch nicht vollendet. Gin zweites Mal wurde er abgesendet, kehrte aber mit derselben Nachricht guruck. Als berselbe das dritte Mal mit der Ertlärung weggeschieft mar, der Bapft werde nicht eber den Garten verlaffen, bis er die Correctur habe, kehrte er gar nicht wieder. Mittlerweile war es spät geworden und Recchi forderte feine Beiligkeit auf, fich gurudgugieben, damit er fich nicht erfalte: "Die Bogen werden ja morgen dasselbe fagen, wie heute," fügte er zum Troft bei. Aber das thaten fie nicht. Um 2. Mai Morgens war eine papftliche Unsprache in den Strafen Roms angeschlagen, in der jene Allocution lediglich bestätigt wurde. Bius IX. hatte also feinen Miniftern die Unwahrheit gesagt? Reineswegs. Er hatte den Cardinal Bentini beauftragt, eine Proclamation auszuarbeiten, in der ausgeführt war, daß der Papst als Haupt der Kirche keinen Krieg gegen ein katholisches Bolk führen könne, daß er aber als italienischer Fürst die Pflicht habe die Rechte und Ansprüche seiner Unterthanen ju schüten und zu vertheidigen. Den Entwurf dieser Ansprache hatte der Bapft selbst durchcorrigirt und in die Druckerei gesendet. Das hatte Cardinal Antonelli, der als Präfect der papstlichen Balafte im Quirinal wohnte, erfahren. Er, ber die Minifter, feine Collegen, zu einer Entscheidung eifrig getrieben, bann aber feine Entlassung nicht genommen hatte, weil er als Geiftlicher zum Gehorfam gegen den Papft verpflichtet fei,

hat dann in der Nacht vom 1. auf 2. Mai auf eigene Faust die päpstliche Ansprache durch eine von ihm versaßte ersett und dieselbe dann sofort in Rom anschlagen lassen! Man weiß nicht, ob man sich bei diesem Vorgang mehr über die Schwäche des Papstes, der sich so etwas ruhig gefallen ließ, oder über das falsche Spiel Antonelli's wundern soll, der seinen Collegen noch wiederholt sein Bedauern über das Scheitern ihrer Hoffnungen und über die Enttäuschung, die ihnen der Papst bereitet habe, aussprach. Daß der Vorgang sich aber so, wie hier erzählt ist, wirklich zugetragen, kann ich nach der Erzählung eines Kundigen bezeugen. Existirt doch auch der Entwurf Pentini's mit den eigenhändigen Correcturen des Papstes noch.

II.

Das Ministerium Basolini war zu Ende. Doch damit waren die perfonlichen Beziehungen zwischen dem ehemaligen Bischofe von Imola und feinem Freunde nicht abgebrochen. Der Bapft ernannte seinen ehemaligen Minister zum Mitalied der erften Rammer (Alto consiglio) und Bicepräsidenten berselben. und diefer beging, wie er felbst fagte, den politischen Selbstmord, diefe Stellung anzunehmen. Die Soffnung, immer noch etwas Gutes für Italien wirten gu können und seine persönliche Anhänglichkeit an den Bapft, dem er guten Willen nicht absprechen wollte, bestimmten ihn dazu. Er war es auch, der dem Oberhaupte der katholischen Kirche die Wahl des Grafen Bellegrino Roffi zum Premierminister anrieth, obwohl dieser mit einer Brotestantin verheirathet war. Es ift bekannt, wie das Leben dieses bedeutenden Mannes durch Mörderhand endete, wie rathlog der Bapft jest daftand, da feine geiftlichen Berather ihn im Stiche ließen, und er fich nur wieder an Pafolini und feine Freunde wenden konnte. Es ift ferner bekannt, wie sich die Ereignisse überstürzten, der Bapft am 25. November mit der Gräfin Spaur aus Rom nach Gaëta floh und die Republik in Rom proclamirt wurde. Es kann hier die Stellung, welche Basolini zu diesen Borgangern einnahm, nicht im Detail erzählt werben. Er verließ zwei Tage, nachdem die vom Papst im Boraus ercommunicirte constituirende Versammlung eröffnet war, am 7. Februar 1849 die ewige Stadt, um fich mit seiner Familie in langfamem Tempo nach Florenz zu begeben. hier kaufte er im folgenden Jahre vor der Porta a Pinti, da wo die Abhänge des Fiefolaner Berges in die Thalebene oberhalb der Stadt herabsteigen, eine geräumige Villa Fontallerta fammt großem Grundstücke, um fich hier mit feiner Familie bleibend niederzulaffen. Doch hat er feinen alten Serrn und Gebieter, der fich ihm ftets wohlwollend zeigte, noch öfters wiedergesehen. Mehrere Male hat ihm Basolini in Rom in den folgenden Jahren seine Aufwartung als Privatmann gemacht. fpater hat er als Confaloniere von Ravenna den Papft auf deffen Reise nach der Romagna officiell empfangen und eingehende Unterhaltungen mit ihm gepflogen. Als der Papft, nachdem die Zeiten sich gründlich geändert hatten. vernahm, daß Pasolini auf den Wunsch seines Königs die Bräsidentschaft des in Rom tagenden italienischen Senats übernommen habe, fagte er, man möchte glauben mit einem Anfluge von bitterem humor: "Sehet doch, ob ich nicht Recht hatte. Auch Bictor Emanuel muß, wenn er etwas Gutes haben will, unter meinen

alten Freunden suchen gehen." — Fragt man nach einem analogen Verhältnisse zwischen einem Souverän und einem Staatsmanne, so wird ein Jeder von selbst an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und den Freiherrn von Bunsen benken, so wenig auch der geistreiche und phantasievolle Gelehrte dem romagnolischen Grundbestker ähnlich gewesen sein mag.

Aber Basolini mar nicht nur Grundbesiter. Das italienische Bolk, soweit es nicht an die Scholle gebunden und durch schwere, harte Arbeit, große Armuth und die Sumpfluft seiner Site auf einer fehr niederen Stufe der menschlichen Entwickelung festgehalten ift, hat durch die Ratur seines Geburtslandes doch Bieles por dem unfrigen voraus. Die unvergleichliche Schönheit ungahliger Striche Italiens, die Berbindung von Land und Meer, das man fast von jedem hohen Berge Mittel= und Unteritaliens am Horizonte ichimmern fieht, die Frucht= barkeit vieler feiner Aecker und die Mannichfaltigkeit der Broducte derfelben. welche die lange Reihe von nordischen Pflanzen bis zur tropischen Baumwolle und der Dattelpalme Afrika's durchlaufen, fie vermögen doch das geistige Leben eines Bolkes leichter in Bewegung zu feben, als die Guter, die wir an unferer Beimath preisen. Und wie reigt nicht uralte und neuere Cultur, die dem Italiener auf Schritt und Tritt in die Augen springt, sein geschichtliches und afthetisches Bermögen an! In offenen Sallen locken die Statuen des Alterthums; Die Gotteshäufer ichimmern mit Marmorpracht in die Straffen der palaftreichen Städte hinein, ihr Inneres ift bedeckt mit den Gemalben von Meistern. Und welche Fulle der Schönheit umfluthet den Besucher, wenn er in die Raume tritt, die der Runft ausschlieflich gewidmet find. Der Mensch muß von einer unglaub= lichen Stumpfheit des Empfindens fein, dem nicht, wenn er die Sale des Palago Bitti ober die Stangen des Baticans durchichreitet, eine Stimme gufluftert : "Bier ift heiliger Boden." Und wie anders, als uns diesseits der Berge, unmittelbarer, greifbarer, tritt bem Italiener die Lehrmeifterin des menschlichen Geschlechts, bas Alterthum, in seiner Jugend entgegen! Schon die Sprache vermittelt ein verwandtschaftliches Gefühl. Locale Anschauungen, die Ueberrefte des Alterthums felbft beleben farbenreich, was uns nur ein graues Bild, wenn nicht gar bloße Gedächtniffache bleibt. Wenn Bafolini von Floreng nach Rom fährt, feine Rutiche am trasimenischen See halten läßt, aussteigt und dann am Blutbache feinen Livius aus der Tafche zieht, um feine Buben die Beschreibung der Schlacht lefen zu laffen, wirkt und haftet boch eine folche Lecture anders, als die grundlichste exegetische Erörterung des besten Schulmonarchen.

Es ist hier nicht der Ort, die Frage zu erörtern, wie es nun doch gekommen ist, daß die Italiener die geistige Segemonie, welche sie beim Beginne der modernen Zeit inne hatten, an nordische Bölker haben abtreten müssen, und warum es ihnen schwer werden wird, sich dieselbe wieder zu erobern. Es ist und bleibt eine unbestreitbare Wahrheit, daß es jedem Italiener viel leichter wird, sich jene Summe von Kenntnissen, Anschauungen, Lebensgewohnheiten und seinen Sitten zu erwerben, die wir von dem Begriffe eines gebilbeten Menschen nicht zu trennen vermögen, als uns Nordländern. Man möchte sagen, wie die Culturpslanzen auf einem bearbeiteten Felde rascher und kräftiger wachsen als auf einem wüsten Acker, so gedeihen auch die Menschen leichter und schöner auf

einem Boben, wo alte Cultur lebendige Spuren zurückgelassen hat, während die Stätten, an den sie gänzlich ausgerottet ist, den Malarialandschaften zu vergleichen find, zu denen sie auch in der Wirklichkeit nur zu oft werden.

Diese angeborene Leichtigkeit, sich rasch und sicher eine Menge von Kennt= niffen anzueignen und der Formen der Gesellschaft höher gestellter Kreise Berr zu werden, dazu das perfonliche Selbstbewußtsein, das gleichfalls ein Product alter Cultur ift, erklärt es auch, warum fo viele einfache Abvocaten, Mediciner. Professoren u. f. w. fich bier relativ leicht in die höchsten Staatsftellen empor zu schwingen im Stande find. Mag diesen Emporkömmlingen vielfach das folide, ausgebreitete Wiffen unferer höheren Beamten fehlen, fie werden fich doch felten blokstellen und in den Kormen des öffentlichen und vrivaten Berkehrs sich stets ihrer Stellung gewachsen zeigen. Wenn nun aber bei einem Italiener vornehme Geburt, folide Renntniffe, reiche Lebenserfahrungen zusammenkommen, dann kann man sicher sein, in ihm einem Manne zu begegnen, der nicht nur für den Berkehr des täglichen Lebens, sondern auch für intimere Beziehungen, sobald er nur vorurtheilsfreies, absichtsloses Entgegenkommen bemerkt, die denkbar liebenswürdigften Formen und ein wahrhaft humanes Intereffe mitbringt. wurde auch irrig sein zu glauben, daß den personlichen Beziehungen derartiger Männer das, mas wir mit dem Ausdrucke heralich bezeichnen, fehlte. Wer das bezweifeln follte, der mag gar oft hinter höflichen Formen, wie überall, Gleich= gultigkeit. Spott oder noch Schlimmeres lauern sehen, es wurde gang verkehrt fein, das nur überall hinter denfelben zu fuchen. Ebenfowenig fehlt hier aufrichtige Theilnahme, verftändnifvolles Gingeben und gang echte treue Freundschaft.

Durch unsere "Memorie" werden wir in ein Freundesleben eingeführt, wie es wärmer, hingebender, aufrichtiger auch bei uns heutigen Tages nicht vorkommt.

In vielen italienischen und deutschen Zeitungen war ein Kreis von italienischen Staatsmännern, die man unter dem Spiknamen der "Conforteria" qu= fammenfakte, der Gegenstand unausgesekter Angriffe. Man liebte, fie als die kleinen Rachbeter des großen Cavour, als blinde Anhänger Rapoleons III. und als verschämte Papalini hinzustellen. Das Lettere namentlich seit der Zeit, als Die italienische Regierung den deutschen Culturkampf nicht ohne Weiteres nach Italien verpflanzen wollte. Bon noch gehäffigeren Anklagen, an denen ihre politischen Rivalen im engeren Sinne es nicht fehlen liegen, wollen wir gang schweigen. Es ift richtig, daß diese Staatsmänner die Macht Napoleons III. überschätt haben, daß sie in ihrer Politik mehr nach Frankreich als nach Deutschland gravitirten. Macht das ihrem politischen Können gerade nicht große Chre, fast die ganze Welt theilte übrigens ihre Vorurtheile — um so größere doch ihrem Bergen. Die meisten dieser Männer gehörten einer Generation an, welche die Zeit vor 1846 in Italien noch mit erlebt und dann das Zugrundegeben ihrer politischen Hoffnungen in den Jahren 1848-50 bis zur Neige ausgekoftet hatten. Daß das getheilte Italien nicht allein dem öfterreichischen Militärftaate gewachsen sei, war für fie zum unbedingten Glaubenssatz geworden. Um so dantbarer waren fie nun dem Manne, der unter großen Schwierigkeiten allein that= träftig ihnen zur Abschüttelung ber Fremdherrichaft beigeftanden hatte, bem Mann, der zwar nicht uneigennüßig, aber doch zum Eigennuß durch die von ihm beherrschte Nation sast gezwungen, sich ihnen auch nach 1859 stets als einen Helser in der Noth bewährt hatte. Zu dem engeren Kreise der persönlich auf's Innigste mit einander befreundeten Häupter dieser "Consorteria" gehört Pasolini. War er zum Theil durch Zusall mit einzelnen zu ihr zählenden Piemontesen schon seit der Jugend bekannt geworden, so hatte ihn sein langer Aufenthalt in Florenz mit den vorzüglichsten Patrioten Toscana's in Verdindung gebracht. Gino Capponi, Ridolfi, Cambrah-Dignh, Ricasoli, Peruzzi, alle waren oder wurden seine persönlichen Freunde. Aber am intimsten von allen stand er doch mit dem Manne, den man wohl auch als den leitenden Geist der Consorteria ansehen dars, mit dem Bolognesen Marco Minghetti.

Seit welcher Zeit fich Basolini und Minghetti kannten, weiß ich nicht, Diefer, 1818 in Bologna geboren, hatte anfangs Naturwiffenschaften ftudirt, bann fich aber mit philosophischen und nationalökonomischen Studien beschäftigt. Er war wohl auch Advocat in feiner Baterftadt gemefen. 3ch habe ihn wenigstens einen ebemaligen avvocatuccio nennen hören. Nachdem er größere Reifen in ber Schweiz, Frankreich, England und Deutschland gemacht hatte, kam er mit Bafolini 1847 in die papstliche Consulta, in der er Bologna vertrat. Dreikig Rabre alt wurde er auf dringende Empfehlung Pafolini's Minister der öffentlichen Arbeiten in dem Cabinet vom 8. März 1847. (Auf Betreiben Bafolini's ernannte ber Minifter des Innern, G. Recchi, ben fruberen Argt und fpateren Bremierminifter Bictor Emanuels, & Carlo Farini, zu feinem Generalfecretär.) Damals icheint Basolini Minghetti noch nicht allzu lange nahe gestanden zu haben. Erst in Briefen von 1850 reden fie einander mit "Du" an. Pasolini adressirt wohl mit leicht durchsichtiger Anspielung an: Marce frater. Seit dieser Zeit bis jum Tode Pasolini's ift ihr Berhältniß ein gleich warmes, intimes geblieben. Der jungere Freund wurde bald der leitende. Bafolini, der in den Nahren der Reaction seine Studien im größten Umfang wieder aufnahm, ließ fich hierbei pon Minghetti brieflich und perfonlich berathen. Minghetti erichien 1851 als ersehnter Gast in Kontallerta, dem Baradies der Gaddi, wie die Billa im 16. Jahrhundert hieß; die Runftichate von Florenz befichtigten die Freunde gufammen auf's Eingehenoste, schrieben ihre Eindrücke des Abends nieder, um dann bis tief in die Nacht hinein philosophische, politische und ftaatswiffenschaftliche Probleme zu besprechen. Im folgenden Jahre wird auf dieselbe Beise Imola, Rimini, Forli, Faenza und Bologna von den Freunden gemeinschaftlich ftudirt; 1854 Ravenna.

Ist Pasolini allein mit Frau und Kindern, von denen er die beiden Söhne im Latein selbst unterweist, zu Hause, dann werden die Classifter aller Zeiten und Völker gelesen und excerpirt. Die Bibel alten und neuen Testaments, Cicero, Sallust, Macchiavelli, Dante, die Trecentisten und Cinquecentisten u. s. w. Naturwissenschaftliche und politische Werke sind in reichen Auszügen aus der damaligen Lectüre in seinem Nachlasse vertreten. Am Abend werden moderne Autoren z. B. auch Schiller's "Don Carlos" gemeinschaftlich gelesen. Und daneben wird die Berwaltung der Güter nicht vernachlässigt. Reue Bewirthschaftungspläne werden ausgearbeitet, die Feldsolge geändert, die Gehöste neugebaut, die

Inspectoren der Güter mit speciellen Inftructionen versehen, neue Ackergeräthe, Pflanzen= und Viehsorten eingesührt, kurzum eine rationelle und intensive Gutseverwaltung nach allen Richtungen hin ein= und durchgeführt. Pasolini, der ein leidenschaftlicher Freund schöner edler Pferde war, beritt tagelang seine Besitzungen und ordnete dann selbst Alles an. Er bekümmerte sich dabei um seine Beamten und Tagelöhner und sorgte für deren materielles Wohl in ausgiediger Weise. Betrieb Pasolini die Landwirthschaft um ihrer selbst willen, so war sie ihm doch noch mehr; sie war ihm ein Bild von höheren Dingen, und ein Glied in seiner Lebenskette.

Wie so viele bedeutende Männer sah er in ihr die beste Vorschule für den höheren Staatsdienst; in ihr führe alles Gewaltsame, Einseitige, Unpraktische zum Verderben; so auch in der Staatskunst; die nothwendige Rücksichtnahme auf so Vieles, die Combination der außeinanderliegenosten Elemente sei beiden gemeinsam, eindringender Scharssinn, weitgehendes Wissen sein der dort erforderlich; aber beide zeigten doch auch die Unvollkommenheit alles menschlichen Könnens aus Voultichste. Denn wie der Landwirth troh aller aufgewandten Ueberlegung und Mühe von dem Wetter des Himmels abhänge, so auch der Staatsmann. Die Landwirthschaft führe daher auch vor allen Erwerbsarten den Menschen zu einer frommen Aufsassiung des Lebens hin.

Dachte er ein Gleiches von der Staatstunft?

III.

Sein Leben lang hat Basolini Staatsamter und Würden nicht gesucht, sondern fie nur aus Bflichtaefühl oder auf Bitten Anderer, der Fürften, die er achtete, der Freunde, die er liebte, mit innerem Widerstreben übernommen und fie ftets wie eine Last getragen. Bor Allem gilt dieses von der zweiten Beriode feines staatsmännischen Wirkens. Seine Bescheidenheit und Schuchternheit ließen ihn sich als der gestellten Aufgabe nicht gewachsen erscheinen. Bor Allem fehlte ihm aber der politische Chraeiz, ohne den das Bflichtgefühl auch des patriotischften Staatsmannes nach ftarkerer Anftrengung erlahmt und zusammenbricht. Dazu tam wohl auch noch ein Anderes, was ein deutscher Memoirenschreiber mit Bezeichnung auf den jüngeren Bernstorff so formulirt hat: "Ein Mann wie dieser war zu reich von Innerm zum vollkommenen Staatsmann. Es ist wohl Reiner zu diesem Namen gekommen, ohne mitunter das Gemeine zu dulden und zu thun. Die ftete Berfolgung gewiffer Zwecke im äußeren Leben verträgt fich nicht wohl mit einer Zartheit und Reinheit, die viel lieber den Zweck aufgeben, als in feiner Erreichung ein höheres Gefühl verleken wurde, noch mit einem moralischen Etel vor der Claffe von Menschen, die gerade darum die tauglichsten Werkzeuge find, weil sie weniger innere Würde haben." 1) Man weiß ja, auch der ita= lienische Staat ist nicht zu Stande gekommen, ohne daß seine Staatsmanner

¹⁾ P. sagte cinmas im Privatgespräch: La decisione che ho presa, politicamente è un sproposito; lo capisco; ma almeno si è veduto che sono un uomo di cuore. Questo mi basta. Nella fama di grande uomo politico, non so perchè, per me c' è qualche cosa di antipatico, e non ci aspiro, non la cerco.

durch schwere sittliche Conflicte hindurch geschritten wären. Für Pasolini lag in seiner persönlichen Stellung zu Pius IX., gegen den er nicht offen noch verstehlen aufzutreten gewillt war, ein erschwerendes Moment. Trothem genoß er im entgegengesetzten Lager volles Vertrauen.

Nachdem er noch bei Bius IX. auf deffen Reise in die Romagna 1857 die Einführung von Reformen in der Berwaltung vergeblich befürwortet hatte, nahm er doch gegen Ende des Jahres das wiederholt ausgeschlagene Chrenamt eines Gonfaloniere (Bürgermeifter) feiner Baterstadt Ravenna an. Sofort schritt er gu gründlicher Reform in der Stadtverwaltung, baute die Straken und Keldwege der Commune aus und brachte die Berbindung Ravenna's mit der Haupteifen= bahnlinie durch die Romagna mittels einer Zweigbahn nach Castel Bolognese, in Rom zu Stande. Seine Stellung als Gonfaloniere in Ravenna verhinderte ihn jedoch nicht, 1858 Biemont zu befuchen, wo er bei einem Diner, das Alfons La Marmora ihm zu Chren gab, den Grafen Cavour zum erften Male fah. Dieser lud den ehemaligen liberalen Minister Bius' IX. auf den folgenden Morgen 5 Uhr früh zu einer Besprechung ein. Nachdem Basolini ihm über die Auftande der Romagna eingebenden Bericht hatte erftatten muffen, eröffnete Ca= vour ihm feine Unfichten und Aussichten über den im nächsten Jahre mahrschein= lich außbrechenden Unabhängigkeitskampf. "Mir ftanden die Haare zu Berge bei diefer Neuigkeit", sagte Basolini später, als er von diefer ersten Unterredung mit bem Schöpfer der italienischen Ginheit sprach.

Cavour hatte richtig gerechnet. Raum brach im folgenden Jahre ber Sturm log, so fiel auch die papstliche Herrschaft in der Romagna und der Emilia in Trümmer. Nachdem Basolini den papftlichen Delegaten Ricci aus Ravenna hinausgeleitet hatte, und hier eine provisorische Regierung proclamirt worden war, legte Basolini sein Gonfalonierat nieder und reiste nach Toscana, später nach Turin ab. Nachdem er aus Rücksicht auf seine Bergangenheit jede amtliche politische Stellung für den Augenblick abgelehnt hatte, traf er an dem Tage, an welchem Cavour nach Abschluß des Friedens von Villafranca in Turin anlanate, mit dem großen Staatsmann zusammen. Er fand biefen außerft aufgebracht gegen Napoleon. "Was Wunder," fagte er höhnisch; "er hat ein Hochzeitsgeschent 1) geben wollen: die Lombardei und nichts weiter." "Und die Festungen hat er Defterreich gelaffen?" frug Basolini. "Die Festungen? Was Festungen! Er wurde Mailand, Turin ausgeliefert haben. Er war müde . . . es war heiß" . . . und damit schleuderte er das Tintenfaß weit fort. "Und welche Instructionen sollen wir jetzt unseren Commissaren in Mittelitalien geben? Was soll man an Compagni, Azeglio, Farini schreiben?" fuhr er fort. "Was Farini betrifft," erwiderte Pasolini, "so lassen sie dem gar nichts fagen. Die Lage der Bergog= thumer ift schrecklich; aber jest ist für Farini der rechte Augenblick da: man muß ihn handeln laffen." In der That war nach dem Abschluß des Friedens von Billafranca Farini der erfte, der Muth faßte und einen Ausweg zur Fortsekung der italienischen Unification fand.

¹⁾ Anspielung auf die Berheirathung der Tochter Bictor Emanuel's mit dem Prinzen Napoleon, Better des Kaisers.

Un dieser arbeitete auch Bafolini jett mit. Zunächst in nicht officieller Weise. Er begab sich mit dem Marchese C. Bevilacqua nach Baris, um dort, two damals die Geschicke Italiens entschieden wurden, für die Zukunft der Romagna zu wirken. Nach Florenz zurückgekehrt, verhandelte er dann im Namen des Covernatore der Romagna officiell mit der provisorischen Regierung von Toscana über den Zollanschluß der beiden Provinzen. Seinem Drängen ist es besonders zuzuschreiben, daß die trennenden Zollschranken so rasch, ichon am 10. October, in gang Oberitalien fielen. Es ift interessant, daß man in den Briefen Basolini's aus dieser Zeit dem Worte "Zollverein" begegnet, ein Fingerzeig, woher ihm die große Bedeutung der Abschaffung der Zollgrenzen aufgegangen Nachdem Bafolini einmal wieder an der Staatsverwaltung officiell und activ Antheil genommen hatte, war es mit seiner Muße auch balb vor= liber. Mehrere Anerbietungen, 3. B. Gefandter Staliens in London zu werden, fclug er aus. Die Unnahme einer Bicepräfidentenstelle im Senate konnte er dagegen nicht versagen: ebensowenig vermochte er nach dem Rücktritte M. d'Uze= alio's im Berbste 1860 ben Bosten eines Couverneurs in Mailand auszuschlagen. Diefes Amt war für ihn wie gemacht. Bei feiner vorurtheilsfreien, durch und durch liberalen und patriotischen Gesinnung, bei den intimen Beziehungen zu angesehenen mailander Familien, bei den Mitteln, die ihm eine nicht nur würdige, sondern sogar glänzende Repräsentation gestatteten, war Basolini in Mailand, wo Garibaldi feine glühendften und gahlreichften Anhänger gahlte, der befte Bertreter des monarchischen Staliens 1). Doch verblieb er nicht lange dort. fein Freund Minabetti im Herbste 1861 das Ministerium des Innern verließ. verlangte auch er seinen Abschied von einem Amte, das er nur zeitweilig an= Aber Victor Emanuel ließ einen folden Diener nicht fo genommen habe. leicht fahren. Auf den ihm perfonlich vom Könige ausgesprochenen Wunsch, der für ihn ein Befehl war, daß er, wenn er Mailand verlaffen wolle. Gouverneur der Broving Turin werden moge, nahm er diese Stelle an. Da der Bräfect der Hauptstadt des Reiches sich weder in die politischen noch polizeilichen Angelegenheiten der= felben zu mischen hatte, so glaubte Basolini, daß es ihm felbst unter einem Mini= fterium Rattaggi möglich fein werde, dem Wunsche seines Königs zu entsprechen. Mit welchem Erfolge Pasolini 1861-62 seinem Amte vorstand, kann man daraus erschließen, daß der Rönig ihn mit der Neubildung feines Ministeriums betraute. nachdem Rattazzi durch sein zweideutiges und schwaches Regiment das junge Reich nach Innen und Außen compromittirt hatte und nach der Niederwerfung Garibaldi's auf dem Aspromonte die Revolution icon an die Thure klopfte. Pafolini bildete auch ohne große Schwierigkeiten bas Ministerium vom 8. De= cember 1862, an deffen Spige der schon tief leidende Farini um feines namens willen gestellt wurde. Aber er selbst wollte nicht in dasselbe eintreten. "Tausend Brunde" schienen ihm bagegen zu sprechen. Sie überwand aber nach und nach fein Busenfreund Minghetti, der damals bei ihm wohnte. Basolini übernahm. jedoch mit der von vornherein ausgesprochenen Absicht, fich sobald als möglich

²⁾ Literarhiftoriker wird wohl bie l. l. S. 304 n. f. gegebene Erzählung über die Entstehung ber "Promessi sposi" intereffiren.

dieser Laft wieder zu entledigen, das Ministerium der auswärtigen Angelegen= heiten. Un ihn wandte fich sofort der leitende Staatsmann Breukens, der erft feit einem Vierteliahre bort das auswärtige Umt übernommen hatte und ließ wegen eines möglichen Krieges awischen Defterreich und Preußen seinem Collegen in Turin auf den Bahn fühlen. "In Betreff Staliens malte fein 3meifel ob," lautete die Antwort Bafolini's. "Italien wurde immer mit den Feinden Defterreichs gehen." Weitere Confequenzen hatte diese Anfrage jedoch nicht. Gegenfat, in dem damals die preußische Bolitik mit der der Weftmächte in der polnischen Frage stand, mußte es einem italienischen Staatsmanne unräthlich erscheinen laffen, fich näher mit Breufen einzulaffen. Denn noch schienen bie Bugel Europa's in den Banden des ichweigsamen Berrichers an der Seine gu ruhen. Aber was plante diefer Mann, wie dachte er über die Bollendung der Unabhängigkeit Italiens? In Studien über das Leben Cafars vertieft, brütete er darüber nach, wie er die Rheingrenze und Belgien erwerben konne. Unficher und unentichloffen eine Gelegenheit berbeizuführen, die ihm diese Frucht in den Schof fallen laffen muffe, wollte er Stalien, das er anhalten und loslaffen konnte, dazu in Reserve haben. Um über diese dunkelen Gedankengange eines grübelnden Beiftes einige Klarheit zu erhalten, wurde der Jugendfreund desfelben, der Graf Arcfe, vom italienischen Ministerium auf Kundschaft nach Paris ausgesendet. Aber die Antwort, die der Bertrauensmann von Paris zuruck brachte, obwohl fie den guten Willen des Raifers für Italien von Neuem conftatirte, lautete doch so unbestimmt und dilatorisch, daß man nicht klüger war als zuvor. Da Farini's Leiden in kurzer Zeit folche Fortschritte machte, daß man ihn nicht einmal mehr nominell im Minifterium belaffen konnte, benutte Bafolini diefe Gelegenheit, fich gleichfalls aus demfelben gurud zu ziehen. Der Ronig war nur fcmer zur Abschiedsbewilligung zu bewegen. Bafolini wurde wieder Brafect von Turin. Doch damit hatte feine Thatigkeit in der hohen Bolitik noch nicht fofort ihren Abschluß gefunden. Die polnische und bald die dänische Frage beschäftigte die Diplomatie 1863 auf's Angelegentlichste. Die europäischen Mächte waren fämmtlich ifolirt. Nur Rugland und Breugen ftanden in intimen Beziehungen. Das Bündniß der Westmächte war sehr gelockert, seitdem die englischen Staatsmänner von übergroßem Bertrauen gegen Rapoleon III. zu allzugroßem Migtrauen gegen ihn übergegangen waren. Sie suchten daher fichere Fühlung mit Defterreich zu bekommen; die Folge davon war die Erkaltung der Beziehungen zu Italien. Diese zu milbern und das Berhältnig von England und Frankreich wieder zu beffern, war der Zweck zweier Reifen Bafolini's nach Paris und London. Mit Lord John Ruffell und anderen englischen Staats= mannern jum Theil ichon feit langen Jahren perfonlich bekannt und befreundet, schien Basolini dem Raiser Napoleon III. der Mann zu fein, der Migverftändnisse auszugleichen im Stande ware. Aber es waren ichon mehr als Migverftandniffe, was die früheren Bundesgenoffen trennte. Daneben machte fich das neue Clement, das der europäischen Staatenordnung ein ganz verändertes Aussehen geben follte, immer felbständiger und fräftiger geltend, fo daß die früheren Combinationen kaum noch von Werth blieben. Nicht durch Frankreich, sondern durch Deutsch= land, jum Theil im heftigften Widerftreit gegen Frankreich, follte Italien jur

Bollenbung seiner nationalen Ginheit gelangen. Der schwäckliche Bersuch Frankreichs, die römische Frage durch die Berlegung der Hauptstadt nach Florenz hinauß zu schieben und gleichzeitig ihrer Lösung näher zu sühren, hat Italien Richts genüht, wohl aber zwei große Städte, Turin und Florenz, tief geschädigt und das Ansehen der liberal-conservativen Partei dort untergraben. Ihm siel auch Pasolini zum Opfer. Nachdem er für die Berlegung der Hauptstadt nach Florenz gestimmt hatte, legte er die Präsectur von Turin nieder und zog sich in's Privatleben zurück (1864). Aber die großen Ereignisse von 1866 rissen ihn doch wider seinen Willen aus demselben heraus. Er konnte dem Drängen seines Freundes Ricasoli nicht widerstehen und nahm die Stelle eines königlichen Commissärs in Benedig an. Als solcher hatte er die italienische Verwaltung in

Benedia einzurichten.

In dieser seiner Eigenschaft empfing Basolini am 7. November 1866 den König Victor Emanuel bei seinem Einzuge in die ehemalige Beherrscherin der Meere. Nur wer Benedig kennt, kann fich eine Borftellung von dem phantastischen Schauspiele machen, das sich an diesem Tage in der Lagunenstadt abfpielte. Selbst alte graue Staatsmänner wie Lord John Ruffel, die doch Mancherlei und Größeres in ihrem Leben gesehen hatten, konnten fich in dem allgemeinen Enthusiasmus der Rührung nicht erwehren und erklärten diesen Tag für einen der schönsten des Nahrhunderts. Man weiß jekt aber schon leider, daß die großen Hoffnungen, welche die Benetigner damals auf das Wiederaufblüben ihrer Stadt auch in materieller Beziehung fetten, fich nicht verwirklicht haben und fich der Natur der Dinge nach auch nicht verwirklichen konnten. Bas Pasolini damals thun konnte, um den llebergang der Stadt aus der öfterreichischen Herr= schaft in die italienische, der natürlich nicht ohne größere Störungen und Verlufte für Biele bewerkstelligt werden konnte, zu erleichtern, hat er redlich gethan und Benedig mit dem Rufe verlaffen, daß er Niemandem wehe gethan habe. Denn wenn er auch, nachdem feine Stellung als königlicher Commiffar nach Inftal= lirung einer regelrechten Berwaltung schon Anfangs December abgelaufen war, als erster Bräfect von Benedig dort geblieben war, so nahm er doch nach dem Sturze bes Minifteriums Ricasoli am 10. April 1867 befinitiv seinen Abschied. Das Dankeswort für seine Verwaltung, das ihm die Municipalität von Venedig nachrief, war wohl mehr als der Ausdruck phrasenhafter Höflichkeit.

Der Mann, der schon so oft den Staatsmann wider Willen gespielt hatte, kehrte jett zu seinen "Landgütern, seinen Studien und seinen Pserden", wie er sich einmal ausdrückte, zurück. Aber seine Lieblingsbeschäftigungen mit diesen hatten ihn niemals abgehalten, seine Schuldigkeit als Staatsbürger zu thun; "und sie werden es auch nicht," so versichert er 1860 einem Freunde, "sobald ich sehe, daß ich nur etwas Gutes schaffen kann." Es war Etwas in diesem Italiener, das uns lebhaft an bedeutende Männer unserer Freiheitskriege erinnert, welche den kategorischen Imperativ in ihrer Brust, ganz wie er, an ihre Söhne hätten schreiben können: "Denke niemals an Deinen Bater, mag er leben ober todt sein, ohne Dich dabei des Wortes zu erinnern: die Pflicht." Dieses Pflichtsgesühl war es denn auch, das ihn nach den herbsten Schickslägen in seiner Familie, als seine Krast schon ganz gebrochen erschien, doch noch bestimmte, 1876

bie Präsidentschaft bes Senates zu übernehmen. Er hatte hierauf hinzielende Anträge wiederholt abgelehnt. Als ihn aber Minghetti 1876 von Neuem dringend bat, und der König an ihn telegraphirte: "Sie würden mir persönlich einen Gesallen (cosa grata) thun, wenn Sie die Präsidentschaft annähmen, das Ministerium theilt dieses lebhaste Berlangen (desiderio). Biele freundliche Grüße. B. E.", antwortete er, dieses Verlangen sei für ihn Besehl, dem er sich in sosvigere Ergebenheit süge (un ordine al quale si inchinava con pronta devozione). Dieser seiner letzten öffentlichen Stellung machte nicht sein Wille, sondern der Tod ein rasches Ende. Nachdem er schon schwer leidend noch seiner Obliegenheit als Senatspräsident, der Standesbeamter der königlichen Familie ist, genügt und die Leiche der Herzogin von Genua in die Gruft auf der Superga übergeführt hatte, kehrte er todmüde nach der Komagna zurück. Am 4. December 1876 verschied er im Hause seiner Wäter zu Kavenna.

Basolini war niemals ein besonders kräftiger und gesunder Mann gewesen. Ein Berg- und Leberleiden icheint er von feinem Bater ererbt zu haben. Sein sehr geregeltes Leben, viel Bewegung zu Pferde in der frischen Luft der Felber und Balber feiner Beimath hat das Leiden doch viele Sahre gurudigehalten. Man begreift, warum ein Mann mit dieser Constitution nicht lange in öffentlichen Stellungen verbleiben konnte, mit benen Aufregung und Aerger einmal ungertrennlich verbunden find. Doch wußte Pasolini diese noch immer leidlich au ertragen, fo lange er Rube und Behagen in feiner Familie fand. Seine ausgezeichnete Frau war ihm eine wahre Lebensgefährtin geworden. Satte er dann und wann wohl Sorge um das Gelingen der Erziehung feiner Rinder, deren Leben wiederholt durch schwere Krankheiten gefährdet war und von denen er eine Tochter in Rom verloren hatte, fo fcwanden doch auch mit der Zeit diese Rummerniffe. Da schmetterte im letten Jahrzehnt seines Lebens ein Blitftrahl fein häusliches Glück zusammen. Der zweite Sohn, Enea, war ein schmucker Reiterofficier geworben. Gin ernfter Sinn, lebhafter Batriotismus, tiefes Pflichtgefühl fpricht aus allen feinen Briefen. Aus bem Benetianischen war er mit seinem Regiment 1866 nach Foggia, und von dort später mit einem Commando von zwanzig Lanciers nach Rossano in Calabrien verlegt worden. Er follte Antheil an dem Rampfe gegen das Brigantenthum nehmen, das die waldreiche, vielfach fast unzugängliche Landschaft schwer heimsuchte. Gin vorauglicher Reiter, wie sein Bater, ift er der Erfte gewesen, der den Silawald mit Cavallerie paffirt hat. Aber die übergroßen Unftrengungen, die fich der junge Mann in seinem Dienste zugemuthet hatte, die veranderte Lebensweise in diefer uncultivirten Gegend, deren Bevölkerung noch gang mittelalterlich lebt und benkt, die schlechte Luft, die hier vielfach herrscht, hatten ihn so heruntergebracht, daß er um längern Urlaub bitten mußte. Trot der aufopfernden Pflege, die ihm feine gange Familie widmete, ftarb er am 17. April 1870. Dem Bater und ber Mutter schlug diefer Berluft eine Todeswunde: die Mutter begann fofort ju frankeln. Badereisen nach Deutschland, der Besuch von Ems, halfen nicht viel, doch schien ihr Zuftand nicht hoffnungslos. Da verschied fie plötlich nach turzem Untwohlsein im August 1872 in der Billa Fontallerta, die sie fich zu ihrem ständigen Wohnsit furg zubor erwählt hatte.

In unseren Zeiten, in denen sich Nationen und Religionen schärser scheiden und unvermittelter gegenüber stehen, als vor einem Menschenalter, meint man wohl auch Differenzen und Nüancen im Empfinden der Menschen den großen Fragen und Ersahrungen des Lebens gegenüber nach Bölkern leichter scheiden zu können. Gewiß lassen sich Verschiedenheiten in äußerlichen Dingen dabei nachweisen, namentlich wenn die Empfindung nicht tief ist und sich an hergebrachte Schemata hält. Wo aber ein warmes Herz schlägt und selbständiges Denken dasselbe regulirt, da brechen die wahrhaft menschlichen Empfindungen überall mit derselben Naturwahrheit und Schönheit durch. Die ewigen Probleme, an denen sich das "trozige und verzagte Ding" abmüht, sie treiben die "Lieder des Leides" überall in gleichen Accorden zum Himmel empor, mögen auch die Keime des Textes hier etwas anders lauten als dort.

Dies empfand ich lebhaft, als ich die Aufzeichnungen durchflogen hatte, die dieser Romagnole nach dem Tode seines theuern Weibes für sich gemacht hat. Pasolini war kein Dichter, sondern mehr: ein Mann von treuem und weichem Herzen, starkem Pflichtgefühl und reinem Wollen. Das macht nicht nur diese Blätter, sondern die Betrachtung des ganzen Lebens dieses Tresslichen auch zu einem ästhetischen Genusse.

Und dem Leben entsprach der Tod. In sehnsüchtigem Ausschauen nach seiner "Toinette" fühlte er ihn am 4. December 1876 über sich kommen, nachsem er die religiösen Pflichten eines gläubigen Katholiken erfüllt hatte. "Besorge erst unsere Kinder, dann komme zu mir." hatte Toinette auf ihrem Todtenbette zu dem untröstlichen Manne gesagt. Nachdem er das Erste gethan, folgte er dieser Stimme, der er sterbend gedachte.

Die Ergebnisse und Aufgaben der Elektrotechnik.

Von **E. Koffmann**.

Bei allen bisher betrachteten Anwendungen des elettrischen Stromes wird

~~~

bemfelben keine große Arbeitsleiftung übertragen; es genugen vielmehr zu feiner Hervorbringung Clettricitätsquellen von fo geringer Stärke, wie fie durch die gewöhnlichen galvanischen Batterien geliefert werden. Schon früh hat man aber die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, Mittel zu finden, um Glektricität in folcher Starte zu erzeugen, daß fie an der Stelle des Dampfes gur Leiftung ichwererer Arbeiten benutt werden fann. Man hat in der That durch Einstellung mehrerer Tausend von Batterie-Glementen elettrische Strome von mächtiger Stärke erzeugt; und die erften Physiker und Mechaniker früherer Jahrzehnte find bemüht gewesen, Motoren herzustellen, durch welche die Umwandlung folder Strome in ftarke bewegende Rrafte bewirkt werden kann. Die Urfache, weshalb alle diese Bersuche zu keiner praktisch verwerthbaren Löfung der Aufgabe führten, lag weniger in technischen als in ökonomischen Gründen. Schon die Betrachtungen, welche das Mener - helmholk'iche Gefek von der Erhaltung der Kraft nahe legt, zeigen unschwer, daß die Berwendung der galvanischen Batterieftrome nicht in befriedigender Beise zum Ziele führen konnten: denn die zu einer Kraftleiftung nöthige Kraft kann nur durch Berbrauch einer anderen Kraft entstehen. Bei der Dampfmaschine wird die Arbeit durch Berbrennung der Rohle, bei der elektrischen Batterie dagegen durch Berbrennung von Metallen in Säuren gewonnen: ein solches kostspieliges Brennmaterial

Gin folder Weg ift jest durch die 1867 von Dr. Werner Siemens erfun-

wird aber nie die Kohle zu ersetzen im Stande sein. Bevor man der Elektricität daher schwere Arbeitsleiftungen übertragen konnte, mußten erst ganz neue Wege ausgedeckt werden, um auf wohlseilere Weise zur Erzeugung starker elektrischer

bene dynamo-cleftrische Maschine eröffnet worden.

Ströme zu gelangen.

Schon früher wußte man mittels magnet elektrischer Maschinen, deren Wirkung auf der raschen Umdrehung einer Anzahl von Inductionsspiralen um ein entsprechend angeordnetes System permanenter Magneten beruht, durch die dabei eintretende magnetische Induction elektrische Ströme von solcher Stärke zu erzeugen, wie sie sonst nur durch eine größere Anzahl von Batterieelementen

bervorgebracht werden konnten. Bur Berwendung im industriellen Großbetriebe maren diese Maschinen in Folge mancher Unzuträglichkeiten, welche die Bermendung permanenter Magneten von erheblicherer Große mit sich führte, aber nicht geeignet. Dr. Werner Siemens fand nun, daß man bei ber herftellung elettrifcher Strommaschinen der dauernden Magneten gang entbehren könne, wenn man fich ftatt berfelben eines Suftems von Glektromagneten, b. h. von weichen Gifenkernen mit Drahtumwickelung bedient, und wenn gleichzeitig durch geeignete Borrichtungen die Drahtumwickelungen der Glektromagneten mit denjenigen der Inductionsspulen in leitende Berbindung gebracht werden. Der so conftruirten Maschine hat Siemens den Namen "dynamo elettrifche" Maschine gegeben, weil bei derselben lediglich durch mechanische Kraft, welche die Inductions= spulen in Umdrehung versett, Glektricität erzeugt wird. Die Maschine vermag aber nicht nur durch bloke mechanische Kraft Elektricität hervorzubringen, sondern auch umgekehrt Elektricität wieder in mechanische Kraft umzuseken. Fügt man nämlich in den Stromfreis einer ftromerzeugenden (primaren) bynamo-elektrischen Maschine eine zweite (secundare) Maschine von gang gleicher Construktion ein, fo findet an dieser Maschine ein Vorgang ftatt, der demjenigen in der ftromerzeugenden Maschine umgekehrt ift. Bahrend in der primaren Maschine der Arbeitsverbrauch bei Ueberwindung der abstogenden Wirkung der Inductions= fpiralen auf die Elektromagnete sich in Elektricität umgesett: wird in der secun= baren Maschine burch Abstogung der gleichnamigen Glettricitäten wieder Arbeit gewonnen, welche fich bei der Einrichtung der Maschine in rotirende Bewegung umfett und zu mechanischen Arbeitsleiftungen jeder Art verwandt werden fann.

In der vervollkommneten Form, welche die dynamo-elektrische Maschine inzwischen durch Berbesserungen des Italieners Pacinotti, des Franzosen Gramme und eines Ober-Ingenieurs der Siemens & Halske'schen Fabrik, v. Hesner-Alteneck, erlangt hat, ist sie die Brücke zu einer großartigen Entwickelung neuer Gebiete der Elektrotechnik und zur Einführung vieler technischer Anwendungen der Elektricität in den industriellen Großbetrieb geworden. Es ist jetzt die Möglichkeit geboten, Arbeitskraft zu jedem Betrage in elektrische Ströme von unbegrenzter Stärke umzusehen und die mächtigen Wirkungen dieser Ströme wieder zur Arbeitsleistung im Großen zu benuhen. Insbesondere sind der Answendung der Elektricität zur Herselung chemischer Processe, zur Lichte und Wärmeerzeugung, und zur Nebertragung mechanischer Arsbeitskraft hierdurch Ziele von bisher ungeahnter Bedeutung gestellt worden.

Unter den elektro-chemischen Industrien ist es vor Allem die Galvanoplastik und die Elektro-Metallurgie, welche von der Einführung des dynamo-elektrischen Maschinenbetriebes ausgedehnten Ruhen gezogen haben. Wenn man eine metallische Lösung der Einwirkung des elektrischen Stroms ausseht, so lagern sich die in Folge der chemischen Zersehung entstehenden metallischen Niederschläge auf die zur Einführung des elektrischen Stroms dienenden Gegenstände, beispielsweise auf Platten und dergleichen, in der Weise ab, daß der metallische Riederschlag alle Strukturzeichnungen des Gegenstandes, welchen er bedeckt, genau wiedergibt. Man ist dadurch in den Stand geseht, ein gegebenes Modell beliebig oft auf galvanoplastischem Wege zu reproduciren, sei es, daß

neue Objecte von genau denselben Formen gewonnen, sei es, daß die in die Flüssigkeit eingeführten Gegenstände mit einer dünnen Schicht metallischen Niederschlags überzogen werden. In der Bildhauerei, der Goldarbeiterkunst, der Ornamentik, der Kupfersteckerei und der Thydographie gestattet die Galvanoplastik somit eine sehr genaue Wiedergabe von Modellen und Sticken 2c.; in der Metallindustrie können Vergoldungen, Versilberungen, Vernickelungen, Verzinkungen u. s. w. am besten und billigsten durch galvanoplastisches Versahren hergestellt werden. Vielen Künsten und Industrien ist die Galvanoplastis somit ein wichtiges Hilsmittel geworden, welches mächtige, neue Industrien hervorgerusen hat, und dem die Technik der betressenkunste und Gewerbezweige zum nicht geringen Theil die jezige Vervollkommnung verdankt.

In der Metallurgie ift die dynamo elektrische Maschine durch deutsche Suttenwerte, in erfter Linie durch das Suttenwerk zu Ofer am Barg, ju einem neuen zukunftsreichen Berfahren der Metallgewinnung im Großen nutbar gemacht toorden. In Ofer find ichon feit mehreren Jahren fünf große Siemens'iche dynamoelektrische Maschinen Tag und Nacht in unausgesetztem Betriebe, beren jede mit geringen Roften durch elektrolytische Zersehung von Rupfererzen in 24 Stunden 5 bis 6 Centner metallischen Rupfers von folcher Reinheit liefert, wie fie bei anderen Berfahrungsweisen nicht erreicht werden konnte. Ginen noch bedeutenderen Umfang hat diese Art der Metallbereitung bei der norddeutschen Affinerie in Hamburg gewonnen, deren feit 1875 bestehende elettrolytische Abtheilung fich gleichfalls mit der Herstellung von Rupfer in absoluter Reinheit bei gleichzeitiger Gewinnung von Edelmetall beschäftigt. In den Jahren 1877 und 1878 ift auf diefe Beise ein großer Theil der eingezogenen deutschen Scheidemungen auf elektrischem Wege geschieden, wobei nicht weniger als 115,000 Kilogr. reines Rupfer, über 33,000 Kilogr. Silber und 25,5 Kilogr. Gold gewonnen wurden. 1880 wurden auf gleiche Weise 1200 Kilogr. Feingold hergestellt. Die Kupferproduction der genannten Anftalt beträgt bei täglich 24 ftundiger Arbeit zur Zeit schon 1600 Kilogr. täglich.

Das elektrolytische Bersahren zur Gewinnung von Rohmetallen hat gegenwärtig auch bei zahlreichen anderen metallurgischen Fabrikationsskätten des Inund Auslandes Eingang gesunden.

Unter anderen elektro-chemischen Processen ist als einer der interessantesten die Wirkung der Elektricität auf reinen Sauerstoff zu nennen. Wenn dieses Gas dem Einsluß elektrischer Funken oder Ströme ausgeseht wird, so verliert es an Bolumen, gewinnt stark opydirende Gigenschaften und nimmt einen Geruch an, wie man ihn nach starken Blitzschlägen wahrnimmt, und welcher ihm den Namen Ozon gegeben hat. Seitdem die Fortschritte der elektrischen Technik die Herstellung des Ozons auf billige Weise ermöglichen, wird dasselbe in der Industrie zu den verschiedensten Zwecken verwendet. Auf der Pariser Ausstellung erregte unter anderen für die Ozongewinnung bestimmten Apparaten ein von Eisenmann in Berlin hergestellter Apparat die Ausmerksamskeit, durch welchen mittels des Ozons ein vollkommen neutraler, d. h. geruchsund geschmackloser, von allen Nebenproducten, namentlich von dem so schädlichen Fuselöl freier Spiritus hergestellt werden kann. Das Bersahren besteht darin,

daß vor der Deftillation ein kräftiger Strom ozonisitter Lust durch den exwärmten Branntwein mehrere Stunden lang hindurch getrieben wird. Dabei verbrennt das Ozon alle Verunreinigungen, wobei die lustförmigen Verbrennungsproducte durch den Luststrom vollständig herausgeblasen werden. — Eine andere originelle Verwendung des Ozons ist durch den Stettiner Pianosortesabrikanten Kens eingesührt worden. Es ist bekannt, daß Musikinstrumente, die nicht aus ganz vorzüglich getrocknetem Holz gesertigt sind, in seuchtheißen Klimaten sehr bald undrauchdar werden; serner, daß Geigen bei hohem Alter eine edlere Klangsärbung annehmen. Kens hat nun den Katurproces des Altwerdens des Holzes durch Behandlung mit Ozon mit Ersolg künstlich nachgeahmt und durch sein Versahren ein Holz gewonnen, welches dem Einsluß der Temperatur in hohem Grade widersteht, sich sehr verhärtet und eine erhöhte Kesonanzsähigkeit erhält.

Man wird gewiß bald davon hören, daß das Ozon, dessen Gemische Verwandtschaft zu vielen Stoffen so mächtig ist, auch noch zu anderen industriellen Zwecken Verwendung findet, ebenso wie es außer Zweisel steht, daß die chemisschen Wirkungen des elektrischen Stroms in dem Maße, als es durch den Großebetrieb elektro-dynamischer Maschinen gelingt, Elektricität zu wohlseilerem Preise herzustellen, auch anderen neuen Anwendungen für die Technik werden nugbar gemacht werden.

Die Bärme- und Lichtwirkungen des elektrischen Stroms in Form der elektrischen Glüh- und Funkenerscheinungen sind schon frühzeitig zu elektrischen Zündungen berwandt worden, um alle die Gefahren und Nachtheile fernzuhalten, welche mit der Zündung auf mechanischem Wege verbunden sind. Das Wesen der elektrischen Jündung dietet eine Analogie mit der Telegraphie insofern dar, als man hierbei auf elektrischem Wege an entsernten Orten Wärme und Funkenwirkungen, in derselben Weise wie der Telegraphie mechanische oder chemische Wirkungen, hervordringt. Die Verwendung der Elektricität zu Jündungen ist jetzt sür militärische Zwecke, bei Sprengung von Minen und Torpedos, zum Abseuern von schweren Geschühen u. s. w. ebenso unentbehrlich, wie sie sür die Arbeiten des Friedens zum Sprengen von Felsen bei der Anlegung von Gisenbahnen und Straßen, beim Bergbau und zu vielen anderen Zwecken förderlich ist.

Außerdem werden die elektrischen Wärmewirkungen zu industriellen Arbeiten in mannigsacher Weise benutt. So ist von Plante in Paris ein Bersahren der Gravirung mittels elektrisch erglühter Metallspiken eingeführt worden, durch welches gewisse Gravirungen schneller und leichter, als durch andere Methoden, bewirkt worden können. Bei der Gravirung auf Glas bietet das elektrische Versahren namentlich Vorzüge vor dem Sandgebläse, mit Hilse dessen man die bekannten gravirten Scheiben hergestellt, durch welche jetzt die Berliner Pferdebahnwagen mehr oder weniger verunziert werden.

Die Metallurgie ist durch Dr. William Siemens in London kürzlich durch ein neues Verfahren der elektrischen Schmelzung bereichert worden. Durch den von einer dynamo-elektrischen Maschine gelieferten Strom hat derselbe in einem "elektrischen Schmelzosen" in einer halben Stunde zwei Kilogr. Stahl bei

Aufwendung von nur fechs Kilogr. zur Erzeugung der Elektricität verwendeter Kohle jum Schmelzen gebracht. Da diefer Rohlenverbrauch ein weit geringerer ift, als bei der Schmelzung auf offenem Teuer, fo eröffnet fich hierdurch ein neues vortheilhaftes Berfahren der Metallbereitung, namentlich für folche Gifeninduftriebezirke, welche nicht fo glücklich find, Rohle in unmittelbarer Rabe zu gewinnen. Da jum Betriebe der dynamo-elettrifden Mafdine aber nur Graft nöthig ift, wie fie in Gebirgsgegenden durch Bafferläufe in ausreichender Menge gur Berfügung fteht: fo wird die elektrische Schmelzung fich in folden Diftricten. unter Benukung der billigen Waffertrafte, in noch wohlfeilerer Beife bewertftelligen laffen. Es liegt fomit nicht nur in der Möglichkeit, fondern ift fehr wahrscheinlich, daß ein späteres Zeitalter die Werkstätten der Metallbereitung aus den rauchigen Induftrieftädten in die reine Luft der Bergregionen versetzen und das intereffante Schauspiel bieten wird, wie die Industrie ohne Zuhilfenahme von Beizmaterial mittels ber Elektricität, lediglich burch die natürlichen Rrafte des Waffers, das Feuer gewinnt, welches zur Unterhaltung der Schmelzöfen der Butunft erforderlich ift.

Die schon in der Gegenwart bei Weitem entwickeltste Anwendung elettrischer Wärme- und Lichtwirkungen ist der Technik aber auf dem Gebiete der elettri-

ichen Beleuchtung gewonnen worden.

Was man gewöhnlich unter elektrischem Licht versteht, beruht auf einer höchst eigenthümlichen Erscheinung des elektrischen Stroms, welche zuerst im Jahre 1813 von dem englischen Phhsiter Davh beobachtet wurde und von ihm den Namen Davh'scher Lichtbogen erhielt. Wenn man nämlich einen geschlossenen Stromkreis an irgend einer Stelle unterbricht und an der Unterbrechungsstelle die Entserung der Enden des Leiters nicht zu groß werden läßt, so entsteht daselbst eine glänzende Erscheinung, der elektrische Lichtbogen. Das weitere Studium dieses Phänomens hat zu der Erkenntniß geführt, daß der Lichtbogen durch glühende Theilchen gebildet wird, welche von dem einen Ende des Leiters, namentlich vom positiven Bole, sortgerissen und zum anderen Ende übergesührt werden. Da metallische Enden des Leiters sehr rasch schmelzen, so schalte man für Beleuchtungszwecke zwei Kohlenspitzen in den Stromkreis ein und läßt zwischen diesen diehtbogen sich entwicklen.

Für die Stärke und Beständigkeit des elektrischen Lichtes ist es von Bebeutung, daß die Kohlenspisen stels in einer gewissen Entsernung, etwa 3 bis 5 Millimeter von einander bleiben. Um diese Entsernung der Kohlenspisen selbstthätig zu reguliren, sind schon frühzeitig Apparate hergestellt, welche man in Frankreich elektrische Lichtregulatoren genannt hat und in Deutschland mit dem wenig zutressenden Namen "elektrische Lampen" bezeichnet. Bei den älteren elektrischen Lampen, wie solche namentlich von Foucault, Siemens, Servin, Jaspar und vielen Anderen in sehr zweckmäßigen Constructionen herzestellt wurden, trat es als ein Mangel hervor, daß vermöge des Systems der Stromzusührung von einer dynamo-elektrischen Maschine immer nur ein elektrisches Licht unterhalten werden, daß dagegen eine Theilung des Lichts, d. h. die Unterhaltung einer größeren Anzahl Lichter aus einer Stromquelle, nicht stattsinden konnte. Der Russe Paul Zablochkoss ließ daher die elektrische

Lampe ganz bei Seite, indem er 1877 seine aus zwei parallelen Kohlenstäben bestehende Kerze in die elektrische Beleuchtungstechnik einführte und dadurch zuerst die Unterhaltung von etwa 4 Lichtern in einem Stromkreise ermöglichte. Mittels der elektrischen Kerze wurde in dem prächtigen, an der großen Oper in Paris belegenen Stadtheile von 1877 bis 1878 zum ersten Male eine allgemeine Straßenbeleuchtung sür dauernden Gebrauch ausgesührt. Gleichzeitig ließ die Reichspostverwaltung eine Beleuchtungsanlage nach demselben System zur Beleuchtung der Schalterhalle der Postpacketannahme in der Spandauerstraße in Berlin aussühren, welcher bald andere Einrichtungen solgten. Der hierbei erzielte Ersolg war ein durchschlagender. Man konnte sich bei der elektrischen Beleuchtung wie am Tage bewegen und entsernte Gegenstände wie bei Tageslicht erkennen. Das schöne, nur dem Sonnenlichte vergleichbare Licht gibt alle Farben wie bei Tage wieder und die etwa in der Kähe brennenden Gasslammen tragen nur dazu bei, den Abstand zwischen Gas= und elektrischer Beleuchtung noch stärker hervortreten zu lassen.

Dadurch, daß es Siemens & Halske 1879 gelang, auch unter Verwendung von elektrischen Lampen (Regulatoren) durch das sogenannte Dissernzialsshiftem des elektrischen Lichts eine Theilung des Lichts zu ermöglichen, ist in der Beleuchtungstechnik ein weiterer Schritt nach vorwärts gethan worden. Ginem mit der Anwendung der Jablochtoffichen Kerzen noch verdundenen llebelstande, daß nämlich die Lichter bei eintretenden Aenderungen der Stromstärke leicht verlöschen, und daß das Verlöschen eines Lichtes zugleich die Unterbrechung aller anderen in demselben Stromkreise liegenden Lichter zur Folge hat, wurde hierdurch abgeholsen: es können bei dem Disservalschsten bis zu 25 Lampen in einen Stromkreis gebracht werden, ohne daß durch die Vorgänge in der einen Lampe die Thätigkeit der übrigen Lampen irgendwie beeinslußt wird. Schon jetzt hat das Disservalial-Licht daher die Jablochkossischen Theil verdrängt.

Die wenigen Jahre, welche seit diesen Berbefferungen verfloffen find, haben genügt, dem elektrischen Lichte schon eine allgemeine Berbreitung zu berschaffen. Die nächste Folge der durch die dynamo-elektrische Maschine ermöglichten billigeren Herstellung elektrischer Einzellichter ift es gewesen, daß die elektrische Beleuchtung zu denjenigen Zwecken, denen fie fchon bor der Erfindung der dynamo-elettrischen Maschine diente, und wobei eine Concurrenz mit dem Gaslichte nicht in Frage kommt, einen erweiterten Gingang gefunden hat. Dies ift namentlich im Seewesen, bei der Kriegsmarine und zu militärischen 3 wecken der Fall. Da das elettrische Licht bei Nacht auf Entfernungen bis ju 8 Kilom. Gegenftande, wie Schifffahrtszeichen, Fahrzeuge, Ruften, Saufer, Menschen u. f. w. genau erkennbar macht, so wird dasselbe bei Leuchtthurmen, auf Schiffen und zu militärischen Operationen immer mehr verwendet. Für die auf See befindlichen Schiffe kann das elektrische Licht die ungemein hohe Leucht= weite bis zu 50 Kilom. erlangen, eine Leiftung, die durch keine andere kunft= liche Lichtquelle erreicht worden ift. Bei der Marine und bei der Küftenver= theidigung findet die elektrische Beleuchtung auf Kanonen- und Torpedobooten zum leberwachungs- und Aufklärungsdienft, auf den großen Kriegs- und Sandelsschiffen zur Erleuchtung des vorliegenden Weges Verwendung. Bei Benutzung von Lichtressektoren kann es mit Vortheil verwandt werden, um eine telegraphische Correspondenz, sei es durch Lichtsignale oder durch das Photophon, diese schon stührt beschriebene merkwürdige Erfindung, zu unterhalten.

Welche geheimnisvollen Wirtungen das elektrische Licht, wie Dr. William Siemens in London durch die von ihm angestellten interessanten Bersuche erwiesen hat, auf das Leben der Pflanzen ausübt, ist in der letzten Zeit häusig der Gegenstand von Erörterungen in der Tagespresse gewesen. Dr. Siemens hat erwiesen, daß die elektrische Beleuchtung dieselben physiologischen Wirtungen wie der Sonnenschein auf die Pflanzen ausübt, namentlich, daß sie Neise sehr beschleunigt, daß die gezogenen Früchte dabei vollkommen fortspslanzungsfähig sind und in Bezug auf Aroma und Geschmack nichts zu wünschen übrig lassen. Die die zieht gewonnenen Ersahrungen führen zu der Erwartung, daß der elektrische Gartenbau nicht nur eine physiologische Merkwürdigkeit bleiben wird, sondern daß ihm auch eine industrielle Zukunst bevorsteht.

Bom praktischen Standpunkte beachtenswerther find aber die Fortschritte. welche die elektrifche Beleuchtung in Concurreng mit dem Gas-Lichte fich in neuester Zeit errungen hat. Binnen weniger Jahre find allein in Deutschland Sunderte von elettrischen Beleuchtungganlagen zur Beleuchtung von Bahnhöfen, Hallen, Straffen, öffentlichen und Brivathäusern entstanden: viele berartige Einrichtungen find gegenwärtig in der Anlage begriffen. Auch mit der Ginführung des elettrischen Lichtes als Mittel der allgemeinen Stragenbeleuchtung ift jett der Unfang gemacht. Den Nachrichten englischer Zeitungen zufolge hat der Magistrat der englischen Stadt Cockermouth in der Grafichaft Cumberland im vorigen Jahre einen Bertrag mit einer Gesellschaft geschloffen, bemaufolge diese Gesellschaft die Beleuchtung der Sauptstraßen der Stadt durch elettrifche Lampen übernimmt; nur für kleine Winkelgaffen ift die Beleuchtung mit Delgas vorbehalten. Dafür hat die Stadt jährlich 5400 Mark zu gablen, d. i. 50 Mark weniger, als die Gasgesellschaft verlangte; tropdem erhält die Stadt neunmal mehr Licht, als fie bei der Gasbeleuchtung haben würde. Auch in Berlin wird voraussichtlich in diesem Jahre die erste elektrische Stragenbeleuchtung zur Ausführung gelangen.

Eine noch gefährlichere Concurrenz ist dem Gaslicht aber durch die im letten Jahre erfolgte technische Bervollkommnung einer Beleuchtungsmethode extacksein, welche schon früher als elektrisches Glüh= oder Incandeszenzlicht bekannt war. Wenn man einen Platindraht oder einen dünnen Kohlenstad in beliebig viele Theile theilt und zwischen dickere Leitungen einlegt, so gerathen beim Durchgange des elektrischen Stromes die dünnen Platindrähte dadurch, daß sie der Glektricität einen verhältnismäßig großen Widerstand entzgegensehen, ins Erglühen; man erzielt eine Anzahl Glühlichter, welche zwar nicht die starke Intensität des elektrischen Lichtbogens, aber immerhin noch die Leuchtkraft mehrerer Gasslammen haben. Es ergibt sich hieraus, daß durch elektrische Glühlichter eine sastlammen haben. Es ergibt sich hieraus, daß durch elektrische Glühlichter eine fast beliebige Theilung des Lichtes in schwächere Einzellichter erzielt werden kann: eine Eigenschaft, welche diese Beleuchtungsaut betonders für häusliche Zwecke geeignet macht. Unter den Technikern, welche

sich seit einigen Jahren die Herstellung von Glühlichtlampen für den praktischen Gebrauch zur Aufgabe gemacht haben, ist es namentlich der durch die Erfindung des Phonographen bekannte Amerikaner Sdison, dessen beharrliche Arbeiten am meisten dazu beigetragen haben, diese neue Beleuchtungsart zur praktischen Geltung au bringen.

Die Cbifon'iche Blühlichtlampe befteht aus einem aus Bambusfafern bergestellten dunnen Rohlenstäbchen in Sufeisenform, welches, damit es beim Blühen nicht verbrennt, in eine luftleere Glasglocke paffend untergebracht ift. Der Breis biefer Lampen hat bei fabrikmäßiger Berftellung auf ben niedrigen Betrag von etwa 1,20 Mark festgesett werden konnen. Was den Werth des Edison'ichen Spftems ausmacht, find aber nicht allein die Lampen, sondern in Berbindung damit die Borrichtungen jur Zuführung des elektrischen Stromes, welche eine solche Einfachheit erlangt haben, daß fie für die Praxis kaum noch viel zu wünschen übrig laffen. Der zum Betriebe erforderliche elektrische Strom wird an einer Centralftelle durch große dynamo-elettrische Maschinen erzeugt, von hier aus in diden, unterirdischen Leitungen in die Hauptstraßen, durch dunnere Abzweigungen in die Nebenstraßen und durch noch kleinere 3weig= leitungen in die Säuser und Zimmer geführt. Jede Feuersgefahr, welche baraus entstehen konnte, daß der elektrische Strom ju ftart wird und die Drabte fich erhitzen, wird fern gehalten durch besondere, in allen Abzweigungen von den Sauptkanälen bis jur letten Zimmerverzweigung angebrachte Borrichtungen, deren Wirkung darin besteht, daß in dem Momente, wo die Erwärmung der Drahte eine gewisse Grenze überschreitet, ein Bleidraht schmilzt und den Strom an der betreffenden Stelle unterbricht. Un der Zuleitung ju jeder Wohnung find Megapparate angebracht, welche den Berbrauch an Elektricität angeben. Durch Regulatoren ift es sogar ermöglicht, die Intensität des Lichtes wie beim Auf- und Zuschrauben eines Gaslichtes beliebig zu andern.

Nachdem die Beleuchtung durch elektrische Glühlichter schon durch mehrere Anlagen in Nordamerika und England, wobei das elektrische Licht zu denselben Preisen wie das Gaslicht geliefert wird, sowie durch die Schaustellungen auf der Parifer Clettricitäts=Ausftellung prattifch erprobt ift, hat dasselbe inzwischen in Deutschland ichon bei größeren Anlagen Gingang gefunden. Seit bem 5. Januar 1882 hat die General = Direction der Reichs = Gisenbahnen auf dem Centralbahnhofe in Strafburg im Eljaß eine elettrifche Beleuchtung mit Blühlichtlampen zur Beleuchtung der Wartefale, Reftaurationsräume und Berwaltungsbureaus mit Lampen in Stärke von 1 bis 16 Basflammen in Benutung genommen und damit einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Ferner wird der große Apparatsaal des Haupt-Telegraphenamts in Berlin feit dem Februar 1882 allabendlich durch elektrische Glühlichtlampen erleuchtet und beansprucht nach den vorliegenden Berichten zum Betriebe der die Glektricität liefernden Dampf= maschine nur eine Kraftquelle von 6 Bferdekräften. Mit einer andern Berwendung des elektrischen Lichtes zur Erleuchtung der in den Gisenbahnzugen laufenden Boftmagen ift zur Zeit die Reichs-Boftverwaltung beschäftigt. Schon jest hat man auf den Locomotiven der Eisenbahnzuge versuchsweise mit Erfolg fleine dynamo-elettrische Maschinen zur Unterhaltung elettrischer Ginzellichter angebracht, welche bei Nacht die Bahnstrecken auf weite Entsernungen hin erleuchten und die Sicherheit der Eisenbahnzüge erhöhen. Es würde gewiß vortheilhaft sein, solche ambulante Beleuchtungseinrichtungen noch weiter dadurch nuzdar zu machen, daß man sie nicht nur zur Beleuchtung der Postwagen, sondern auch zu derzenigen aller übrigen Wagen des Zuges mit verwendet.

Als einen nothwendigen Ersat für das Gas wird man in der Zukunft die elektrische Beleuchtung zweisellos überall da zu schätzen wissen, wo die Gasbeleuchtung, wie an Theatern und anderen öffentlichen Gebäuden, mit nicht zu vermeidenden Gefahren verknüpft ist. Man muß vollkommen der von Dr. Werner Siemens kürzlich ausgesprochenen Ansicht beistimmen, wonach eine geeignete Combination von elektrischen Lampen und elektrischen Glühlichtern so ganz besonders geeignet für die Theaterbeleuchtung erscheint, daß aller Voraussicht nach ein Theater ohne diese Beleuchtung in einiger Zeit kaum noch denkbar sein wird.

Mit der zunehmenden Ginführung des elettrischen Lichtes beginnen die Borurtheile mehr und mehr zu weichen, welche gegen die elektrische Beleuchtung ebenso jekt in manchen Rreisen noch herrschen, wie sich eine solche bei der Ginführung bes Gaslichtes vielfach auch gegen diefe Beleuchtung geltend machten. Gine nicht zu unterschätzende Gegnerschaft ift dem elettrischen Lichte namentlich aus den Kreisen der Damenwelt durch den Umftand erwachsen, daß das Licht, weil es in feiner Farbung dem Tageslichte mehr nahe kommt, auf manche für das röthliche Gaslicht berechnete Toiletten ungunftig einwirkt. Es ist aber eine leichte Sache der Toilettenkunft, wie fie bisber folche Farben und Aleidungsftucke bevorzugte, welche beim rothlichen Gaslichte im Gegenfate zur Tagesbeleuchtung gewinnen, fünftig folche Toilettengegenstände zu mählen, bei denen dasselbe im Scheine ber elektrischen Lampe der Fall ift. Wie leicht diefen Anforderungen gu entsprechen ift, ergeben die aus letterer Zeit vorliegenden Barifer Modeberichte. in denen bereits vollständige Regeln über Toiletten, welche bei dem elettrischen Lichte brillante Wirkung hervorbringen, geben, und welche in der Reichhaltigkeit ber bezüglichen Mittel zeigen, daß auch dem Schönheitsfinn unter der Berrichaft des elektrischen Lichtes jede Rechnung getragen werden kann.

Wenn sonach die Abneigung gegen die elektrische Beleuchtung immer mehr im Schwinden begriffen ist, so hat dieselbe dagegen sich eine ganz rückgaltlose Anexkennung wegen ihrer gesundheitsfördernden Wirkungen erworben. Diese bestehen namentlich darin, daß das elektrische Licht in geschlossenen Räumen keinen Sauerstoff, diesen für die Athmung so nothwendigen Bestandtheil der Luft, verbraucht und keine Berbrennungs-Nebenproducte erzeugt, wie sie beim Gaslichte so schällich wirken.

So gehört wahrlich kein kühner Flug der Phantasie zu der Annahme, daß das elektrische Licht binnen weniger Jahrzehnte auf weiten Gebieten einen vortheilhaften und willkommenen Ersat für das Gaslicht bieten und als das Beleuchtungsmittel der Zukunft anzusehen sein wird.

Auch die Roften der elektrischen Beleuchtung werden mit ihrer allgemeineren Ausbreitung immer mehr und mehr finken. Wenn man jest einen Bergleich zwischen den Kosten der Gas- und elektrischen Beleuchtung zieht, jo wird meift vergessen, dabei auch die Frage aufzuwersen: wie sich der Kostenpunkt stellt, wenn Jeder, wie er jetzt sich meist eine eigene Kraftquelle zur Erzeugung der Elektricität sür die elektrische Beleuchtung halten muß, auch eine eigene Gasanstalt im Hause zu halten gezwungen wäre. Man läßt außer Acht, daß die Kosten sich ganz anders und viel wohlseiler stellen werden, sobald eine centrale Anlage die umliegenden Bedarssstellen mit Elektricität auf ähnliche Weise versieht, wie jetzt das Gas von den Gasanstalten den zu beleuchtenden Käumen zugeführt wird.

Solche centrale Anlagen zur Erzeugung und Fortleitung ber Elektricität würden aber auch zu vielen anderen industriellen und häuslichen Zweden nutbar gemacht werden können. Die Erörterung hierüber führt uns zu einer Schlußbetrachtung, welche geeignet ift, eine weite Perspective auf eine Anzahl noch unbebauter Gebiete wichtiger Anwendungen der Elektricität zu eröffnen.

TT

Bekanntlich ist Erzeugung mechanischer Kraft durch die Dampsmaschine nur dann ökonomisch, wenn man sie zur Massen-Hervordringung starker Kräfte benutt. Die Berschiedung der gewerblichen Productionsverhältnisse, welche dadurch seit der Einführung der Dampsmaschine in dem Uebergange von der Klein- zur Großindustrie entstanden ist, würde in etwas wieder ausgeglichen werden können, wenn es gelingt, auch kleine Motoren zum Gebrauch für den Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden in ökonomischer Weise herzustellen und in Betried zu erhalten. Es leuchtet ein, daß dieses Ziel erreicht wird, wenn es gelingt, mechanische Kraft an einzelnen Mittelpunkten im Großen billig zu erzeugen und an entsernte Bedarssstellen in einem gewissen lumkreise gegen mäßige Preise zu vertheilen. Hierzu bietet die Kraftübertragung durch Elektricität ein einsaches und praktisches Mittel dar.

Schon im Laufe der letten Jahre hat die Uebertragung mechanischer Kraft durch Elektricität auf zahlreichen Gebieten Anwendung gefunden. In erfter Linie find hierbei die elettrifchen Gifenbahnen gu nennen, deren Betriebs= weise gewiß den meisten Lesern durch das auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1879 von Siemens u. Halste ausgeführte Modell einer elettrischen Eisenbahn, ferner durch die elektrischen Bahnen zwischen dem Unhalter Gifenbahnhofe und dem Kadettenhause in Lichterfelde, durch die bis jest noch als Bersuchsbahn betriebene elektrische Gisenbahn zwischen Charlottenburg und dem Spandauer Bock, sowie durch die ebenfalls von Siemens u. Halske in Betrieb gesette Bahn auf der vorjährigen Barifer Glektricitätsausstellung bekannt ift. Der elettrifche Bahnbetrieb beruht auf dem einfachen Gedanken, daß der durch eine dynamo = elettrifche Maschine erzeugte Strom entweder durch Bermittelung ber Schienen oder einer befonderen Drahtleitung einem auf den Schienen laufen= ben Wagen zugeführt wird, wo der Strom feinerseits eine zweite unter dem Wagen angebrachte dynamo = elektrische Maschine in Umdrehung versett, welche diese Umdrehung den Wagenrädern mittheilt. Seitdem Dr. Werner Siemen? im Jahre 1880 in der Februar = Sitzung des Glektrotechnischen Bereins das Project eleftrischer Gisenbahnen in allen Gingelheiten zuerft entwickelte, find außer den schon vorstehend bezeichneten Bahnen auch im Auslande, namentlich in Frankreich und Amerika elektrische Gifenbahnen nach Siemens'ichem Sufteme entstanden. In Paris ift man jest im Begriffe, den Blan elettrischer Stadt= eisenbahnen, welcher in Berlin an dem Widerstande der betheiligten Sausbefiter vorerft scheiterte, wieder aufzunehmen. Auch zur Schlepperei bei der Ranal= schiffahrt hat man die Nebertragung von Betriebskraft durch Glektricität in Aussicht genommen. Auf bem Landgute Sermaize in Frankreich werden ichon feit mehreren Jahren elektro-dynamische Maschinen, welchen der elektrische Strom burch die Maschinenkraft einer im Sommer außer Betrieb stehenden Buckerfabrik zugeführt wird, dazu benutt, um Pflüge und andere landwirthschaftliche Maschinen, Borrichtungen jum Rubenausladen u. f. w. zu betreiben. Unter anderen mit Erfolg in die Bragis übergegangenen Beifpielen der elektrifchen Kraftübertragung ift die Unwendung dynamo-elettrischer Maschinen zum Betriebe von Fahrstühlen und Aufzugsvorrichtungen, wie sie in Deutschland von Siemens u. Halske, in Amerika von Stephan D. Field zur Aussührung gebracht find, jum Betriebe von Rrahnen in Docks, jur Uebertragung ber Bewegung einer Welle auf eine andere im Maschinenbetriebe u. f. w. zu nennen: alles Unwendungen, welche zeigen, einer wie großen Entwickelung die Berwendung der Elektricität zur Uebertragung mechanischer Kräfte noch fähig ift.

Stellen wir uns nun bor, wir hatten eine Centralftation, wo Dampf- oder Wafferkraft bis zur Stärke von etwa 100 Bferdekraften thatig ift, um mehrere dynamo-elektrische Maschinen in Bewegung zu seten, und dag der in der Centralftation erzeugte elektrijche Strom durch geeignete Leiter in eine Angahl von Räumen gebracht wird, wo Licht oder mechanische Kraft gebraucht werden foll. Wenn Beleuchtung der einzige Zweck mare, fo murde auf diese Weise eine Menge von Elektricität gewonnen werden konnen, welche nach den Berechnungen von Dr. William Siemens in London theoretisch - und ohne daß ber mit den Borrichtungen zur Brechung und Milderung der blendenden Lichtftrahlen durch matte Gläser u. f. w., sowie mit der Theilung des Lichtes eintretende Kraft= und Lichtverlust in Rechnung gezogen wird - eine Leuchtkraft von 125,000 Kerzen liefert. Diefe Leiftung würde gleichbedeutend fein mit der von 6520 Argand= Gasbrennern, je von einer Leuchtfähigkeit von 20 Rergen, die bei einem ftundlichen Gasberbrauch von 6 Rubikfuß im Gangen 37,000 Rubikfuß Gas in der Stunde für diefelbe Lichtwirfung erfordern. Hierzu wurde man 33/4 Tonnen Rohlen nöthig haben, mahrend das elektrische Licht höchftens ebensoviele Centner beansprucht. Zieht man den Verluft bei der Theilung und Zerftrenung des Lichtes mit in Rechnung und berücksichtigt man ferner, daß wir bei Benutung bes elektrischen Lichtes auf ein größeres Aequivalent an Leuchtkraft, als jest bas Bas bietet, Unspruch machen: fo werden fich die Koften der Bas- und elektrischen Beleuchtung zwar mehr nähern; immerhin wird die Kostenvergleichung aber noch Bunften des elektrischen Lichtes ausfallen. Wir können dieselben Ginrichtungen, oder einen Theil derselben auch zur llebertragung von mechanischer Kraft benuten, indem wir an den Bedarfsftellen bynamo - elettrifche Maschinen in den Stromfreis einschalten, welche fich, sobald der Strom durch die Maschine circulirt, in lebhafte Umdrehung versetzen und jede beliebige Arbeit, wie eine

Dampfmaschine, leiften können. Sierbei ift nun zu berücksichtigen, daß die zur Arbeitsübertragung benutte secundare Maschine auch ihrerseits bei der Umdrehung einen allerdings weniger kräftigen elektrischen Strom erzeugt, welcher dem von der primaren Maschine ausgehenden Strom entgegengesett ift und denselben daber in gewiffem Umfange schwächt. So kommt es, daß durch die im entfernten Blate aufgestellte fecundare Maschine etwa nur die Sälfte, unter aunstigen Umftanden auch 60 -70% derjenigen Rraftleiftung wiedergegeben wird, welche zur Erzeugung des elektrischen Stromes bei der primären Maschine perbraucht worden ift. Auf den erften Blick erscheint dieser Berluft an Rraft beträchtlich: vergleichen wir aber die Serstellungskoften einer geringeren Menge von Kraft bei den kleineren Dampfmaschinen einerseits und den größeren Dampsmaschinen in Berbindung mit elektrischen Maschinen andererseits, so wird das Ergebniß, was den Rohlenverbrauch betrifft, weit gunftiger fein. Bum Betriebe einer kleinen Gaskraft- oder Dampfmaschine ift der ftundliche Rohlenbedarf auf nicht weniger als 8 Pfund für die Pferdekraft zu berechnen, während aum Betriebe einer 100 Pferdefrafte ftarken, nach ökonomischen Brincipien arbeitenben Dampfmaschine 21/2 Pfund Rohle für die Pferdekraft ftundlich genügen. Nehmen wir nun den ungunftigsten Fall an, es wurden nur 45% der auf der Centralftation verfügbaren Rraft bei der elektrischen Kraftübertragung auf der entfernten Stelle wiedergegeben: fo würde fich der ftündliche Rohlenverbrauch bei der Nebertragung der Kraft durch Elektricität auf  $2\frac{1}{2} \times \frac{100}{45} = 5.0$  Bfund. ober um 30% niedriger ftellen, als wenn eine Gastraft= ober Dampfmafdine direct verwendet ware. Sierzu tommt noch, daß die elettrische Maschine sowohl den Borqua des leichteren Gewichtes als der Reinlichkeit hat.

Nachdem die Haupteinwendung, welche man früher gegen eine solche Art der Bertheilung der Kraft erhoben hatte, nämlich die Schwierigkeit der Fortsteitung des Stromes auf längere Entfernungen und die Regulirung des Stromes in der Weise, daß er in jedem Zweige nur in bestimmter Stärke durchpassfiren kann, inzwischen beseitigt ist: kann die Herstellung von Einrichtungen zur Erzeugung der Elektricität im Großen zum Zwecke ihrer Bertheilung an die Bedarfsstellen behufs der Hervorbringung von Licht und mechanischer Arbeit nur noch eine Frage der Zeit sein.

Welche tieseingreisenden Aenderungen in den wirthschaftlichen Lebensverhältnissen würden aber hierdurch hervorgerusen werden! Mechanische Maschinenkraft,
jetzt mehr oder weniger ein Privilegium der Großindustrie, wird in dem Zeitalter der Elektricität, dem wir entgegenzugehen scheinen, durch Bermittelung des
elektrischen Stromes in die Werkstätten der Handwerker geseitet werden können;
dem Kleinbetried und der Hausindustrie würde ein Mittel zum Eintritt in den
wirthschaftlichen Concurrenzkamps wieder gegeben werden: die Elektricität würde
somit ein wirksames Heilmittel gegen die unleugbaren socialen Mißverhältnisse
gewähren, welche die Einsührung der Maschinenindustrie zugleich mit ihren großartigen wirthschaftlichen Ersolgen geschaffen hat.

Wenn schon die Erzeugung von Elektricität durch Berbrennung von Kohle zum Zwecke der Berpflanzung mechanischer Kraft nach sernen Orten ökonomische Ergebnisse liefert: um wie viel mehr muß dies der Fall sein, wenn anstatt des koftspieligen Materials der Rohle diejenigen Rraftquellen benutt merden, welche die Natur noch in fo großer Fülle unentgeltlich bietet! Es ift berechnet worden, daß beim Riagara-Fall in jeder Stunde 100 Millionen Tonnen Waffer aus einer Bohe bon 150 Fuß herabfallen, eine Arbeitsleiftung, welche durchschnittlich 16,800,000 Pferdekräfte repräsentirt und jetzt keine andere Wirkung hat, als die Wassertemperatur am Fuße des Falles um etwa ½ Centigrad zu erhöhen. Um dieselbe Kraftwirkung durch Kohle zu erzeugen, würden etwa jährlich 266 Millionen Tonnen Kohle erforderlich fein, d. i. ein Quantum, welches dem jährlichen Confum an Rohle auf der ganzen Erde gleichkommt. Wie dieses Beispiel zeigt, werden viele Taufende von Millionen Pferdeträften durch die Wafferfalle, die Gefälle der Gebirgswaffer und durch die Strömung der Fluffe reprafentirt, welche ohne erhebliche Schwierigkeiten für den Dienft der Menschheit nutbar gemacht werden könnten. Dag diese Kräfte jest unbenutt liegen, ift jum Theil eine natürliche Folge des Rohlenüberfluffes, beffen wir uns erfreuen, der aber keineswegs unerschöpflich ift. Die englischen Rohlenlager g. B. werden bei dem jegigen Confum schon in etwa 250 Jahren ganglich erschöpft sein. Aber auch so lange sich die allmälige Erschöpfung der Rohlenlager noch nicht fühlbar macht, werden sich diejenigen Bezirke den Kohlenrevieren gegenüber in nachtheiliger Lage befinden, ju denen die Rohle erft eine kostspielige Reise jurudzulegen hat, bevor fie in mechanische Kraft verwandelt werden kann. Für diese Gegenden bietet die elektrische Kraftübertragung schon jest das Mittel, sich durch Ausnutzung brach liegender Naturkräfte vermittels der Glektricität einen Grat für die ichmargen Diamanten zu verschaffen.

Die elettrische Arbeitsübertragung der Raturkräfte ift ichon jest an vielen Betriebsftellen zur Thatsache geworden; und so klein diese Anfänge jett auch noch find, so ift doch mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß im nächsten Jahrhundert ein Netz von Leitungsdrähten nicht nur Häuser und Straßen mit Licht, sondern auch die brennstoffarmen Landstriche mit der nöthigen Kraft in einer Beife verforgen wird, daß fie in Bezug auf die Betriebetraft die Concurrens mit den Ländern, in denen die Natur durch Rohlenlager unermegliche Rraft= quellen in der Erde gelagert hat, nicht mehr zu schenen brauchen. Nach Berechnungen des englischen Physiters Sir William Thomsen wurde beispielsweise eine Leitung von nur 11/4 Centimeter Durchmeffer ein Areal von etwa 500 Kilometer im Halbmeffer, alfo einen Flächenraum, wie er etwa dem Deutschen Reiche entspricht, von einem Bafferfalle, beispielsweife dem Rheinfalle bei Schaffhaufen, mit Betriebetraft von 21,000 Bferdefraften verfeben konnen. Die Roften für die Pferdekraft wurden bei einer folchen Anlage den Betrag von 40 Mark jährlich nicht einmal erreichen!

Die Technik wird voraussichtlich aber auch im Stande sein, Mittel zu finden, nicht nur, um die Glettricitat von folden Stellen, wo Naturfrafte gur Berfügung stehen, direct durch metallische Leitungen nach entfernten Orten zu icaffen, sondern auch, um die Glettricität an diesen Stellen in Apparaten angufammeln, mit benfelben nach den Bedarfsftellen gu transportiren und bort zu beliebiger Arbeit wieder zu verwenden. Die Auffpeicherung ber

Kraft des Sonnenscheins, des Windes und des Wassers, um dieselbe zum Gebrauch an entfernten Orten und zu späteren Zeiten zu benutzen: ein solches Problem, wie es in der neuesten Zeit schon theoretisch gelöst und der praktischen Ausführung nahe ist, hat gewiß auch der Phantasie eines Jules Verne noch nicht vorgeschwebt.

Im Kleinen geschieht eine solche Kraftaufsveicherung schon durch sogenannte "Accum ulatoren", wie sie von Blante erfunden und von Faure in ver= vollkommneter Form bergestellt sind. Der Grundgedanke dieser Apparate beruht darauf, daß Blei, welches unlöglich in Schwefelfaure ift, eine febr fauerstoffreiche Berbindung, das Bleisuperoryd, besonders leicht unter dem Ginfluß des elektrischen Stroms bilbet; bringt man nun zwei Bleiplatten in verdünnte Schwefelfaure, welche man durch den elettrischen Strom in Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt, so wird die Blatte, welche mit dem positiven Bol in Berbindung steht, vom Sauerstoff an ihrer Oberfläche angegriffen und in Bleiornd verwandelt; die mit dem negativen Bol in Berbindung stehende Blatte, an der fich Wafferstoff abscheidet, wird dagegen, wenn sie oxydirt war, zu metallischem Blei reducirt. Nachdem man diefe Beränderung der Platten durch den primären Strom herbeigeführt hat, ift der Apparat geladen. Entfernt man nun die primäre Stromquelle und verbindet beide Bleiplatten, so erhält man einen fecundaren Strom: das Bleisuperornd sucht den Wafferstoff der Schwefelfaure an fich zu reißen, die Platte besorydirt sich und wirkt dabei wie der positive Pol einer Batterie, mahrend die reducirte Bleiplatte sich nunmehr orydirt, den Sauerstoff aufnimmt, und dabei den negativen Bol der Batterie bildet.

Neueren Nachrichten zufolge werden derartige Accumulatoren auf der Eisenbahn zwischen Jondon und Brighton, sowie zwischen Franksurt und Hanau schon dazu verwandt, um, nach dem sie geladen sind, die Wagen der Eisenbahnzüge während der Fahrt mit elektrischem Licht zu versehen. Um im Großen außegeführt und zur Ansammlung der Elektricität im Großen benuht zu werden, sind sie schon wegen des Gewichts der Bleiplatten und der damit zusammenhängens den Schwierigkeiten des Transports gewiß noch ungeeignet: sie zeigen aber den Weg, wie durch chemische Wirkung und Gegen wirkung Elektricität für den Bedarf an sernen Orten und zu entsernen Zeiten aufgespeichert werden kann.

Alle diese Betrachtungen ergeben, daß wir in späteren Jahrhunderten getrost unser letztes Stück Kohle verbrennen können, ohne zu Grunde zu gehen. Unsere Industrie wird dann mittels der Elektricität dennoch ihre Motoren haben. Die Züge werden nach wie vor über den Schienen dahinstliegen, die Schiffe werden die Fluthen durchsurchen und die Maschinen werden auch dann noch in Bewegung gesetzt werden. Es werden noch Krast, Wärme und Licht zur Verfügung stehen, und zwar ohne Kohle, ohne Verbrennung, ohne Kauch und sogar, was noch wunderbarer ist, ohne grobe sinnlose Wahrnehmung!

Ist die Elektricität erst zu solchen Aufgaben berusen, dann gibt die Bergangenheit Bürgschaft dafür, daß Deutschland die wirthschaftliche Stellung, welche es sich durch seine Natur und die Betriebsamkeit seiner Bewohner errungen hat, auch in der Zukunst aus Mangel an technischem Wissen nicht aufgeben wird.

# Volitischer und gemeiner Mord in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

### Bon Franz von Holkendorff.

Eine eigenthümliche Berkettung von Umständen offenbart sich in der Thatsache, daß in einem und demselben Jahre eine schrankenloß regierte Monarchie
im östlichen Europa und jenes Staatswesen jenseits des atlantischen Oceans,
das sich gern als daß freieste der Welt bezeichnen hört, ihr Regierungshaupt durch
Mörderhand verloren haben. Auch in anderen Staaten, in Deutschland, Spanien,
Italien und England sind mörderische Angriffe auf daß Leben der Herrscher in
jüngster Zeit unternommen worden. Aber nur in der großen amerikanischen
Republik und in zwei Autokratien, in Rußland und der Türkei, hatten solche
Angriffe den beabsichtigten Erfolg.

Zwischen dem rufsischen Kaisermord und der Tödtung des amerikanischen Präsidenten bestehen jedoch einige Unterschiede, die ohne Schwierigkeit zu entedeten sind. Gab es nach der Ermordung des russischen Czaren in Paris und in London unter den Socialdemokraten einige Berblendete, die das Geschehene öffentlich mit Genugthuung begrüßten und vermuthlich eine nicht geringe Anzahl solcher, die den Petersburger Word mit innerlichem, aber vorsichtig verhehltem Wohlgefallen betrachteten, so ist nach dem Tode des amerikanischen Präsidenten nirgends ein Zeichen des Beisalls hervorgetreten. Die herannahenden Iden des März waren in Petersburg auserkoren, um das Werk jahrelang wühlender Verschwörung zu vollenden. Und auch der Sultan Abdul Asiz schient Guite au ohne Gehülsen auf, als er seine Wasse gegen das Staatsoberhaupt erhob.

Es ist gewiß, daß bei dem russischen und türkischen Fürstenmord die Mitverschuldung allgemeiner, rechtlich zwar gleichgültiger, politisch aber höchst wichtiger Factoren des öffentlichen Lebens, eine deutlich ausgeprägte, in einem fehlerhaften Regierungssystem gipselnden Staatskrankheit sich offenbarte. Kann man aber sagen, daß in Nordamerika die Ermordung des Präsidenten lediglich ein

unvermitteltes Werk bes Ginzelwillens gewesen sei? War die Individualität bes Mörders, der den Präsidenten umgebracht hat, völlig losgelöft von allen öffent= lichen Berhältniffen, die fonft auf die Willensrichtungen und Bestrebungen Ginzelner einzuwirken pflegen? Darf man fagen, daß eine republikanische Berfassung, die es ermöglicht, daß die beiden höchsten Staatsamter, des Präfidenten und Bicepräfidenten, wie bereits einmal im Berlaufe der beiden letten Jahrzehnte vorkam, an Männer von völlig entgegengesetten politischen Grundsätzen vergeben werden, den Barteifanatismus in derfelben Weise zum Morde herausfordere, wie die Thatsache, daß in Despotien mit dem Tode des Monarchen eine Umwälzung aller Berhältniffe gehofft zu werden pflegt? Oder ware die Behauptung zuläffig, daß krankhafte Organisationen der Gesellschaft nicht bloß in ruffischen Geheimbünden oder türkischen Saremskabalen, sondern auch in einem unnatürlich gefteigerten Individualismus auf dem Boden republikanischer Staats= verfassung gelegentlich bervortreten können?

Diese Fragen verdienen eine gründlichere Untersuchung, als ihnen an dieser Stelle gewidmet werden kann. Vor allen andern Dingen kame es auch darauf an, über das Borleben, den Entwickelungsgang und den Seelenzustand des amerikanischen Mörders soviel Zuverläffiges in Erfahrung zu bringen, daß eine gründliche Brüfung der Sachlage sowohl nach ihrer psychologischen, als auch ihrer politischen Seite ermöglicht wurde. Trot ihrer beispiellosen Zeitdauer scheint der Criminalproceg gegen Guiteau doch nicht Alles, was wiffenswerth

ist, an das Tageslicht gebracht zu haben.

Faft immer ift es ein thörichtes, nicht felten ein unwürdiges Unternehmen, wenn (meistentheils in deutlich erkennbarer Absicht) die Missethat politischer Morder ganzen Parteien zugeschoben ober gar der Bolksgesammtheit moralisch jur Laft gelegt wird. Was Garfield anbelangt, so muß ausdrücklich anerkannt werden, daß das nordamerikanische Bolk sich in der Aufrichtigkeit seiner Trauer, in der Bethätigung fittlicher Entruftung, durchaus ebenburtig erwies neben europäischen Nationen, die ihren Abscheu gegen den Fürstenmord kundgaben.

Eine davon völlig verschiedene Aufgabe aber ift es, nicht vom juriftischen und moralischen, wohl aber bom politischen und focialen Standpunkt aus diejenigen Berhältniffe zu prufen, die als veranlaffende oder förderliche bei der psychologischen Seite eines Mordes oder irgend welcher verbrecherischen Thätig-

teit überhaupt in Betracht gezogen werden muffen.

Bon einem folden Standpuntte ausgehend, wird man vermuthen durfen, daß in Despotien zu allen Zeiten trot furchtbarfter Strafen ein ftarkerer Unreiz zur Ermordung eines Machthabers gegeben war, als in freiheitlich regierten Staaten; und hinwiederum, daß das Leben eines republikanischen Präfidenten, der durch den Candidaten einer Gegenpartei nothwendig im Ralle seines Todes ersett werden foll, verhältnigmäßig gefährdeter ift, als die Stellung eines conftitutionell regierenden Erbfürsten, beffen Tod mit dem Rufe "vive le roi!" verfündet wird.

Von einem folchen Standpunkte ausgehend, hat man auch in Nordamerika die Reflegerscheinungen zu würdigen, die aus der Gesammtheit der öffentlichen Buftande in verbrecherisch veranlagte Seelen hineingeworfen werden.

Wo in bestimmten Entwickelungsepochen republikanischer Staatswesen mit der Lockerung althergebrachter leberlieferungen in der Gesellschaft das Bewußtsein schwindet, daß das Bolk unter, nicht über dem Geseh steht, steigert sich nothwendig auch Wilkür und Missethat der einzelnen Bolksglieder. Der Rechtsewahn des Einzelnen tritt an die Stelle gesehlicher Rechtspslicht. Der zunehmenden Ohnmacht des Gesehes entspricht zunehmende Neigung zu gewaltsamer Selbsthilse dis zu dem Punkte, wo eine gewaltsame Dictatur berusen wird, durch Ausnahmegesehe die Gesellschaft zu vertreten.

Daß in Nordamerika gelegentlich Symptome des krankhaft gesteigerten Individualismus in bedenklicher Weise und in weitaus stärkerem Maße hervortreten, als in älteren europäischen Culturstaaten, war von jeher in dem Borkommen der Lynchjustiz ausgesprochen und offenbarte sich auch in dem höchst beachtungswürdigen Borgange, daß gerade ein an Disciplin gewöhnter Sergeant aus der zu Guiteau's Bewachung bestimmten Mannschaft eigenmächtig das Kächeramt an sich zu reißen suchte. Der Sergeant Mason seuerte eine Kugel in die Berbrecherzelle, um denjenigen zu tödten, welcher des Gerichtes harrte und schon damals, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, einem schimpflichen Tode am

Galgen nicht entgehen konnte.

Dieser Grundzug einer mit gesteigertem persönlichen Selbstgesühl, mit tief eingewurzeltem Rechtswahn oder gar mit dem verblendenden Glauben göttlicher Berufung zusammenhängenden Reigung zur Selbsthilse auf Kosten des Gesetzscheint sich gerade bei den Tödtungsverbrechen innerhalb des Gebietes der Bereinigten Staaten vergleichungsweise häusig zu offenbaren. Borsichtige Beurtheiler sind freilich genöthigt, zweierlei anzuerkennen: daß nämlich außerordentliche tief greisende Unterscheidungen zwischen nördlichen und südlichen Bereinsstaaten zugelassen werden müssen; sodann aber auch, daß gerade in Amerika die strasstatistischen Erhebungen höchst unvollkommen und mangelhast zu nennen sind. Immershin sind durch Untersuchungen von Nordhoff und Redsield, also von amerikanischer Seite, Thatsachen ermittelt worden, die, unter dem Borbehalt gelegentlicher Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten in den Einzelheiten, ein Urtheil über die Unsicherheit des Lebens gegenüber gewaltthätigen Angriffen ermöglichen.

Redfield's in einem Buch über "Tödtungsverbrechen" enthaltene Angaben sind auch in den Berichterstattungen englischer Agenten amtlich benutzt worden. Ihre Zuverlässigkeit ist daher im Großen und Ganzen nur insosern zu bezweiseln, als das in ihnen entrollte Bild eher in zu hellen Farben gemalt sein könnte. Redfield's Zahlenangaben stammen theils aus dem vorletzen, 1870 aufgenommenen Census der Bereinigten Staaten, theils aus jahrelang sorgfältig gesammelten Zeitungsberichten, vornehmlich jener süblichen Unionsestaaten, in denen strafstatistische Arbeiten völlig sehlen. Nach der Natur der Berhältnisse ist es in dünnbevölkerten, weit ausgedehnten Staatsgebieten, wie Texas, Louisiana, Tennessee, Arkansas durchaus wahrscheinlicher, daß Mordthaten von den Berichterstattern kleinerer Localblätter übersehen werden und hinter der Ziffer der wirklich verübten Missethaten zurückbleiben; während in den nördlichen Unionsstaaten schwere Berbrechersälle mit allen Einzelheiten von der "Sensatopresse" großer Industriestädte gleichsam in Plakatschriftzeichen

verkündet und in den publicistischen Abelstand telegraphischer Meldungen erhoben werden.

Betrachten wir daher Redfield als zuverlässigen Gewährsmann, so steht seft, daß die Ziffer der verbrecherischen Tödtungen in den Bereinigten Staaten eine unerhört große genannt werden darf und solglich die Sicherheit des mensch=lichen Lebens gegenüber mörderischen Angriffen eine sehr geringe ist.

Genauer sprechend, hätte man freilich zu sagen, daß diese beklagenswerthen, schwerlich irgendwo bestrittene Thatsachen lediglich der Mehrzahl der Sübstaaten als eine Hinterlassenschaft ehemaliger Stlaverei oder des damit zusammenhängenden Reitpeitschenritterthums zur Last salten. Allein es ist klar, daß in jedem Großstaate Europa's gleichfalls provinzielle Berschiedenheiten in den Berbrechenserscheinungen hervortreten; daß jeder Staat in seiner Gesammtheit die politische und moralische Berantwortlichseit für die innerhalb seiner Grenzen verübten Missethaten zu übernehmen hat und daß die Bereinigten Staaten den Borwurf unzulänglicher Beschüßung der wichtigsten Lebensgüter in besonderer Hinsicht auf die Südstaaten der Union ebenso wenig völlig von sich ablehnen könnten, wie die italienische Staatspraxis die in Sicilien bisher herrschenden Ausnahmeverhältnisse des Raubwesens aus dem Bereiche ihrer Berantwortlichseit dadurch ausschieden darf, daß auf die glücklicheren Zustände von Toscana, Piemont oder der Lombardei verwiesen wird.

Ift in den Südstaaten der Union eine ungewöhnliche Verbrechenstendenz gegeben, so muß sich diese ohnehin auch im Norden fühlbar machen. In den Vorzimmern des Präsidenten oder der Senatoren zu Washington gibt es kein Merkmal und kein Mittel, den gefährlichen Südländer, in dessen Taschen der geladene Revolver steckt, von dem friedliebenden Nordländer zu unterscheiden. In demselben Maße, wie sich nach natürlichen Entwickelungsgesetzen mit der Zeit die Beziehungen zwischen dem Norden und Süden mehren, wird auch der Norden die Schäden südstaatlicher Verwahrlosung tieser empfinden.

Redfielb versichert: Seit dem vierten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts haben in der Union durch Mord und Todtschlag mehr Menschen ihr Leben gesendet, als in den Heeren der beiden 1861 bis 1864 kämpsenden Parteien, während des blutigsten Bürgerkrieges, den die neueste Zeit gesehen hat. Seit dem Ende diese Bürgerkrieges sind in den Südstaaten vierzig Tausend Menschen verstrecherisch getödtet worden. Drei dieser Südstaaten, Texas, Kentucky und SüdsCarolina hatten im Jahre 1878: 734 vorsähliche Tödtungen zu verzeichnen, unsgerechnet 522 Personen, die durch Schußs oder Stichwunden schwer verletzt worden sind, wovon in Ermangelung näherer, die erste Berichterstattung ersänzender Nachrichten mindestens fünszehn Procent als hinterher gestorben vermuthet werden dürsten.

Alles in Allem genommen, zeigt sich, daß in den südlichen Unionsstaaten Mord und Todtschlag durchschnittlich in fünf= bis sünfzehnsach größerer Ber= hältnißzahl, als in den Nordstaaten auftreten. Während in der Gesammtbe- völkerung der ältesten Neu-England-Staaten der Nordostküste die Sicherheit des menschlichen Lebens in rechtlicher Hinsicht ungefähr die gleiche ist, wie in ihrem Mutterlande und eine vorsähliche Tödtung etwa auf eine sechstel Million Seelen

gerechnet werden kann, kommt in füblichen Staaten bereits auf 4000 bis 6000 Seelen ein Berbrechen gegen das Leben. In Texas rechnete Redfielb auf eine Bevölkerung von 818,000 Seelen (nach dem Census von 1870) während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren nicht weniger als 7000 Töbtungsverbrechen.

Daß in gewissen Großstädten an der nordöstlichen Küste, zumal in Newhork, mörderische Angrisse eine größere Berhältnißzahl, als die durchschnittliche der Nordstaaten aufzuweisen haben, versteht sich von selbst. Für Newhork wird der jährliche Durchschnitt gewaltsamer Tödtungen auf 53 angegeben, was im Hinblick auf die Alluvialbildungen der dortigen Stadtbevölkerung geringfügig genannt werden müßte, wenn diese Zisser der Wirklichkeit entspräche und die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung eine gleich große in Newhork wäre, wie in London, Paris und Berlin.

Im Allgemeinen scheint sich auf dem Boden der neuen Welt, trot größerer Almäligkeit klimatischer Uebergänge im Gebiete der Union, die in Europa bestätigte Ersahrung zu wiederholen, wonach in nördlichen Regionen Eigenthumseverbrechen, in südlichen Angriffe auf die Person vergleichungsweise häufiger auftreten.

Gine Einwirkung klimatischer Berhältnisse auf die Höhe der Berbrechensziffern wird sich um so weniger bestreiten lassen, als sich sogar in der Selbstmordstatistik der Einsluß der Jahreszeiten deutlich genug herausgestellt hat. Wie weit jene Einwirkung aber reicht, läßt sich schwerlich annähernd abschäßen, zumal klimatische Factoren sich mit gesellschaftlichen Bedingungen unlöslich mischen. Zeigen sich doch beispielsweise in Virginien die Verbrechenserscheinungen in günstigerem Lichte als in Kentuch, das unter denselben Breitegraden gelegen ist und die politische Vergangenheit der Sklaverei mit Virginien theilt.

In gewissen anderen Staaten, wie beispielsweise in Indiana, Illinois und Ohio (welchem letzteren Präsident Garsield bekanntlich angehörte), mischen sich sübliche Berbrechenstypen mit nördlichen. So hat Indiana zwei Staatsstrafanstaten. In dem nördlichen Zuchthause besanden sich 1878 nur 49 des Mordes oder Todtschlags schuldige Personen, in der südlichen Anstalt von Jeffersonville hingegen 84. Unter solchen Umständen ist sicherlich die Berufung auf klimatische Einstüsse einzuschränken, da nicht übersehen werden darf, daß in Indiana, Illinois und Ohio eine besonders zahlreiche Schicht solcher Einwohner besteht, welche aus dem Süden zugewandert sind und ihre gesellschaftlichen Ueberlieserungen in die späteren Ansiedlungen übertrugen.

Aehnlich verhält es sich mit der Betheiligung bestimmter Bevölkerungssichichten an den amerikanischen Tödtungsverbrechen. Auch dabei sind manche statistisch angedeutete Berbrechensneigungen gegeben, die als selbständige Factoren kaum anerkannt werden dürsten, wohl aber im Zusammenhang mit anderen Ersicheinungen zu würdigen sind.

Zunächst die gewaltige Thatsache einer in breitem Bette einströmenden Einwanderung, die sich dis jeht fast ausschließlich dem Norden zuwendete. Ist die Noth des Einheimischen überall eine starke Quelle des Berbrechens, um wie viel mehr die Noth des Eingewanderten, der das moralische Gegengewicht localer Ueberlieserungen verlor! Ein sehr starker Procentsah der in Newhork, Benn-

fulvanien. Massachusetts verübten Tödtungsverbrechen fällt der eingewanderten Bevölkerungsclaffe gur Laft, mahrend andrerfeits das Glement der fremdlandifchen Einwohner in den Südstaaten verhaltnigmäßig geringer an den Tödtungsverbrechen betheiligt ift, als dasjenige der Einheimischen; anscheinend ein Widerfpruch, der sich aber in einfacher Weise dadurch löft, daß die verhältnikmäßig geringfügigen Bruchtheile ber den Südstagten zufließenden Einwanderung in die beffere Lage des Ackerbauers oder kleinstädtischen Sandwerkers übergeben, mahrend im Rorden beschäftigungslose oder von Sause aus verbrecherische Ginwanderer in den Großstädten oder Industriebezirken ihre unsichere Eriften zu halten fuchen. Der Nationalität nach stehen aus leicht begreiflichen Gründen unter den nördlichen Berbrechern Frländer an der Spike. Ihnen folgen die Deutschen. Bemerkenswerth ift aber, daß die vergleichungsweise weniger bedeutende Buwanderung von Italienern ein verhältnikmäßig sehr gablreiches Contingent zu der Gruppe der Tödtungsverbrecher stellt: ein Beweis, daß die gesellschaftliche und nationale Anlage des Italieners, die im Berlaufe der Jahrtaufende unter einem füdeuropäischen Himmel geformt wurden, wenigstens längere Zeit hindurch dem wesentlich anders gearteten Rlima der amerikanischen Rordostküfte Widerstand Leiftet.

Noch wichtiger als der Gegensatz des Einheimischen und Fremden, scheint auf amerikanischem Boden die Gegenüberstellung der Rassenverhältnisse, soweit diese auf der Hautsarbe beruhen. An und sür sich läßt sich in keiner Weise behaupten, daß die schwarze Rasse in den Abkömmlingen afrikanischer Neger, trot ihrer niederen Rangstellung in gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Hinscht, moralisch den Angehörigen der kaukasischen Rasse im Bereiche der Strafstatistik den Borrang einzuräumen hatte. Allein derzenige Thpus der Töbtungsverbrecher, welcher sür die gesammte amerikanische Bevölkerung, und vornehmlich für die Südstaaten, als der charakteristische bezeichnet werden muß, beruht zu einem großen Theile auf gesellschaftlichen Formationen, die durch das Nebeneinanderwohnen und die politische Gemeinschaft verschiedener Rassen seiten Jahrhunderte ausgebildet wurden.

In sämmtlichen Staaten, in benen ehemals Sklaverei bestand, wiederholt sich vermuthlich die Erscheinung, die für Kentucky, Süd-Carolina und für Texas bezeugt wird: Es ist gerade die höher stehende Rasse, in der verbrecherische Leidenschaften am häusigsten in gefährlichster Form hervortreten und in dieser weißen Rasse wiederum diezenige Schicht der Bevölkerung stark betheiligt, die als die politisch leitende bezeichnet werden kann.

In Kentucky, das nach dem Census von 1870 1,321,011 Sinwohner zählte, war schon 1835, wie Bischof Smith bezeugt, der Mord (im Sinne des amerikanischen Gesehes genommen) ungewöhnlich häufig. Bei halb so großer Bevölkerung zählte man damals hundert Mordthaten auf das Jahr. Mit der Bevölkerung haben sich auch, ohne daß die moralische Cultur mit dem zunehmenden Reichthum gleichen Schritt gehalten, die schwersten Missethaten verdoppelt.

Hinsichtlich der Rasse zeigte sich (1878) Folgendes: 120 Weiße wurden durch Weiße getödtet, 24 Schwarze durch Weiße, 46 Schwarze durch Schwarze, 8 Weiße durch Schwarze, deren Anzahl etwa 16 Procent der Weißen ausmachte.

Aehnlich in Süd-Carolina, wo Mord fünfzehnmal häufiger vorkommt, als in Massachietts. Unter 109 Mordthaten sind als Verbrecher und Opfer gleichzeitig 45 Weiße und 35 Schwarze betheiligt, während 24 Schwarze und nur 5 Weiße durch die Hand eines der anderen Kasse angehörigen Verbrechers sielen. Da 1870 die sarbige Vevöllerung 415814 neben einer weißen Vevöllkerung von 298607 betrug, so sind diese Zahlen in ganz besonderem Maße bezeichnend für die Sittenzustände jenes ehemals als aristokratisch gerühmten Staatswesens.

Wie in Kentuch liegen die Dinge auch in Texas. Gerade die herrschenden Classen sind durch Sklaverei verderbt worden, wobei auch deren gewaltsame und plögliche Aushebung nichts verbessert, sondern zunächst nur verschlimmernd gewirkt zu haben scheint. So lange der Sklave einen Geldwerth für den Herrn hatte, schonte man ihn gleich den Hausthieren. Gegenwärtig dürste die Niederschließung von Farbigen wenigstens dann als politischer Mord auszusafzen, wenn es gelegentlich der Wahlen zu Gewaltthätigkeiten kommt.

In dieser Thatsache zahlreicher gegen Schwarze verübter Mordisaten einersseits und verhältnißmäßig seltener Angrisse der Farbigen gegen die weiße, ehemals herrschende Bevölkerung andrerseits zeigte sich bereits neben den positiven Unterlagen der Verbrechenserscheinungen die Bedeutung eines negativen Factors: Kann es einem Zweisel unterliegen, daß es in den Südstaaten der Mangel einer guten Strasjustiz ist, der für solche Zustände einen Theil der Verursachung ausmacht?

In allen Sübstaaten steht die Todesstrase auf dem Papier der Gesetssammlungen. Aber die Justiz, die den Mörder ereilen sollte, ist unter allen Umständen eine unsichere, und — was mit den demokratischen Ueberlieserungen der amerikanischen Republiken im schneidigsten Widerspruch steht — eine völlig ungleiche, je nach der Hautsarbe der angeschuldigten Personen. Die Gleichheit nur vor dem Wahltische und in den Abstimmungen der Volksversammlungen, das Privilegium dagegen war den Gerichten und in den Abstimmungen der Geschworenen herrschend! Der Schwarze, der sich an einem Weißen vergriff, wird fast mit Sicherheit gehängt, der Weiße im gleichen Falle saft mit Sicherheit freigesprochen.

Als eins der schwersten Gebrechen in den politischen Zuständen der Bereinigten Staaten erweist sich, vornehmlich im Hindlick auf die Südstaaten, die Unsicherheit der Rechtspsiege. Die republikanischen Staatsformen in den ehemaligen amerikanischen Sklavenländern sind für die Rechtssicherheit nicht leisstungsfähiger, als die Ausnahmezustände der russischen oder türkischen Absolutie.

Daß das Schwurgericht seine Aufgaben versehlt, wo die Staatsgesellschaft durch schroffe Gegensätze in ihren gesellschaftlichen Schichtungen zerrissen wird, ist ein Ersahrungssatz, der sich auch in Nordamerika bewährt. Derselbe Individualismus, der, unnatürlich gesteigert, in den Mordthaten Einzelner als vermeintliches Recht der gewaltsamen Selbsthilse sich offenbart, äußert sich auch in den freisprechenden Wahrsprüchen der Geschworenen, indem er sich über das Gesetzenbet und dem Gesammtwillen der gesetzgebenden Volksgewalt die eigene subjective Meinung über Recht und Unrecht unterschiebt.

Während sonst die zunehmende Häufigkeit der Verbrechen den Richter zu größerer Strenge in der Anwendung des Strasgesehes zu stimmen pslegt, kann man mit Beziehung auf die südstaatliche Praxis sagen: Je mehr Mordthaten, desto wahrscheinlicher die Freisprechungen!

Betrachten wir die Reihe beinahe glänzender Aussichten, die fich einem amerikanischen Mörder, wenn er wirklich entbeckt würde, vor Gericht darbieten.

Zunächst die Wahrscheinlichkeit, daß er der Untersuchungshaft entgeht und gegen Bürgschaftsleistung im Betrage von fünfhundert bis tausend Dollar in Freiheit geseht wird. Es fehlt nicht an Beispielen, daß nach seiner Freilassung aus der Haft, der Angeschuldigte, bevor er noch abgeurtheilt wird, einen neuen Mord begeht. Aus Kentuch berichtet Redfield: "Reil und Gohart gerathen in Streit und ziehen die Messer. Neil tödtet Gohart. Gohart's Mutter tritt dazwischen, um ihrem Sohne das Leben zu retten. Neil ersticht auch diese. Ihr zweiter Sohn wird verwundet. Am solgenden Tage wird Reil gegen Erstegung einer Caution von zweitausend Dollar, d. h. um tausend Dollar für jede der getödteten Personen in Freiheit geseht."

Auf freien Tug belaffen, bemüht fich nun der Angeschuldigte, feine Zeit auszunühen, um feine spätere Freisprechung vorzubereiten. Er fucht fich seinen Abvocaten, einen Specialiften, der es gründlich verfteht, feinen Clienten logzubringen. Die Belastungszeugen finden es gelegentlich rathsam oder vortheilhaft, zu verschwinden, was namentlich in den füdweftlichen Staaten und in den Grenzdiftricten außerordentlich leicht ift. Gine Stizze des Borverfahrens in Miffiffippi lautet, wie folgt: "Der Mörder erlegt, wenn er festgenommen wird, eine Caution von fünfhundert bis dreitaufend Dollar. Die Berhandlung der Sache zieht sich durch mehrere Schwurgerichtsperioden hindurch, das Gras wächst über bem Grabe des Erichlagenen. Das öffentliche Interesse erlischt. Einige Zeugen wandern aus. Weitere Vertagungen werden bewilligt, um anderen Zeugen Gelegenheit zu geben, neue Begenden zu befichtigen. Gin Entlaftungszeuge jedoch, welcher angeblich gehört hat, daß der Erschlagene Drohungen gegen den Mörder ausstieß, bleibt immer zu Sause und verabscheut das Herumschweifen. Major U., Oberft B. und General C. vertheidigen den Angeklagten. Die Jury wird gebildet. Gibt es unter den Geschworenen ein paar ausgediente Mörder ober gar ein halbes Dugend, defto beffer; denn diese haben menschliches Mitleid, wo es an den Hals geht."

lleber denjenigen, der mit dem Galgen bedroht ift, entscheidet ein Schwurgericht, in welchem bereits moralisch Gehängte sihen, die ihr eigenes Gewissen beruhigen, indem sie die zur Berurtheilung ersorderliche Einstimmigkeit hintertreiben. Daß solche, die im Berdacht des Mordes stehen, oder gegen den klaren Wortlaut des Gesehses von der Anklage des Mordes freigesprochen wurden, ihrerseits als Geschworene hinterher vereidigt wurden, ist in Süd-Carolina vorgekommen. Der Todtschläger oder Mörder erscheint nun vor Gericht. Der Beweis, daß der Erschossen gerade seiner Schußwunde erlag, mag schwer genug zu erbringen sein, wenn man bedenkt, daß bei gewaltsamen Todessällen sachverständige Aerzte von Amtswegen nicht einzutreten haben und in dünnbevölkerten Gegenden kaum zu beschäffen sind. Die Belastungszeugen sind abwesend. Natürlich!

Denn erwiesenermaßen sind in Texas Personen nur deshalb ermordet worden, weil sie gegen einen Angeklagten Zeugniß ablegten. In demselben Staate wurden im Berlauf eines einzigen Jahres sechzehn Sicherheits- oder Polizeibeamte wäherend der Ausübung ihres Dienstes umgebracht.

Die Bertheidigung beginnt. Gibt es keinen anderen Ausgang, so bleibt als nahezu unfehlbares Universalmittel die Berusung auf Nothwehr. Da Zedermann Wassen trägt, ist eigentlich Zedermann in jedem Augenblicke in dem Wahn, seinerseits bedroht zu sein. Obgleich das Geset in mehreren Staaten die Nothtwehr durch die Forderung einschränkt, daß der Angegriffene erst dann sich wehren darf, wenn er nicht entstiehen kann, so kümmern sich die Geschworenen, denen die öffentliche Meinung zur Seite steht, um solche Rechtsregeln nicht. Unter zehn des Mordes angeklagten Personen werden im Süden neun freigesprochen. Die Theilnahme des schönen Geschlechts ehrt den Helden des eriminellen Dramas. Zuweilen wird sogar die Gerichtsstätte selbst zum Schauplat eines Mordes. Alls in einer Grafschaft des Staates Kentuck ein Criminalproces verhandelt wurde, bei welchem Thomson und Davins betheiligt waren, entspann sich ein Kampf vor dem Richter im dichtgedrängten Gerichtssaal, bei welchem drei Personen getödtet und andere verwundet wurden. Die betheiligten Familien gehörten der sog, guten Gesellschaft an.

Unter solchen Umftänden begreift man die Thatsache, daß in ganz England und Wales mit ungefähr 27 Millionen Einwohnern noch nicht das Doppelte jener Mordziffer erreicht wird, die in Kentucky mit einer Bevölkerung von  $\mathbf{1}^{1}/_{4}$  Mill. gegeben ist.

Nehmen wir indessen an, daß von zehn Angeklagten einer wirklich verurtheilt wurde. Seine weiteren Aussichten sind dann immer noch nicht schlecht zu nennen. Es kann geschehen, daß er bei Nachtzeit durch eine Bande bewasseneter und mastirter Freunde aus schlecht bewachten Grasschaftsgesängnissen befreit wird: eine Art negativer Lynchjustiz im Gegensaße zu solchen Fällen, in denen der Pöbel Untersuchungsgesangene aus ungezügelter Rachsucht hinmordet.

Als letztes Hilfsmittel bleibt endlich die Begnadigung durch den Staatssgouverneur, der nach übereinstimmenden Berichten in westlichen und südlichen Unionsländern ausgibigen Gebrauch von seinem Vorrecht macht, wenn ein Gentleman das Unglück hätte, zum Tode verurtheilt zu werden.

Unter solchen Umständen begreift man zweierlei. Einmal, daß in den Augen denkender amerikanischer Politiker der Fortbestand des Schwurgerichts keineswegs als überall gesichert erscheint, und sodann, daß die öffentliche Meinung dem Probleme der Todesstrase eine nur geringsügige Ausmerksamkeit zuwendet. Die Anhänger dieser Strase können sich dabei beruhigen, daß in äußersten Fällen schwere Berbrecher der Volksrache und der Lynchjustiz troh beschlossener Abschaffung der Todesstrase zum Opfer sallen würden. Die Gegner der Todesstrase beruhigen sich damit, daß eine souveräne Jury entscheidet, und bei vorhandenen grundsählichen Bedenken gegen die Capitalstrase einsach freispricht. Bom Standpunkt europäischer Betrachtung aber könnte von der Abschaffung der Todesstrase wenigstens in solchen Staaten nicht die Rede sein, in denen jede Sicherheit der Gefängnisse mangelt.

Nächst der Unvollkommenheit der Strafrechtspflege ist es die im Süden der Bereinigten Staaten allgemein verbreitete Sitte des geheimen Waffentragens, wodurch Mord und Todtschlag am meisten gesördert werden. Schon ältere Gesetze verboten zwar, wie es scheint, nicht ohne Ersolg jenes surchtdare Bowiesmesser, das der Praxis der Indianerkriege entstammte und nebenher zum versbrecherischen Bauchausschlichen gegen friedliche Bürger verwendet ward. An seine Stelle trat ein kaum minder gefährliches, nur minder augenfälliges Taschenmesser mit breiter Klinge, vor Allem aber der versteckt gehaltene Revolver, dem Jahr aus Jahr ein zahlreiche Opfer sallen. Rechnet man die Mordthaten, die alljährlich durch Kevolver bewerkstelligt werden, zusammen, mit Selbstmorden und Berunglückungen, herbeigesührt durch das gleiche Mittel, so ist man bersucht, zu sagen, daß von allen Ersindungen der neuesten Zeit die amerikanische Ersindung des Drehpistols die verhängnißvollste und schädlichste gewesen ist, und Umerika insbesondere diesen Ersinderruhm auf das Theuerste zu bezahlen gehabt hat.

Mr. W. Huffel berichtete der "Times" schon im Jahre 1861 aus dem Staate Mississspie in draftischer Weise über die dortigen Zustände:

"Als mein Tagewerk beendet war," sagt er, "ging ich in's Freie und setzte mich in den Schatten eines Baumes neben einen Gentleman, der mir über die Praxis der Rausereien berichtete. Ohne die geringste Tendenz der llebertreibung und in natürlichster Weise berichtete er eine Blutthat nach der andern, schrecktiche Trauerspiele, aufgeführt in den Schenktuben der Wirthshäuser und in nahe gelegenen Straßen neben uns. Mag auch das Eigenthum hinreichend gesichert sein, das Leben ist jederzeit in Gesahr, da eine fehlgehende Pistolenkugel Jedermann auf öffentlicher Straße bedroht. Mancherlei werthvolle Thatsachen brachte ich in Ersahrung. So wurde ich beispielsweise gewarnt, mich nicht unkluger Weise auf Taschenpistolen mit kleinem Kaliber oder sechsläusige Taschenzevolver im Falle eines Handgemenges zu verlassen, weil, wenn auch der Gegner tödtlich verwundet würde, er dennoch, bevor er todt umfinkt, auf mich einstürzen und mit seinem Schlachtmesser mich ausschlich erwundet, während er nach Einzahme einer guten, diesen Blaupille sofort bewußtlos umfinken würde.

"Viele Belege für den Werth solcher praktischen Belehrungen wurden beigebracht, von denen besonders eine mich packte. Wenn ein Gentleman, mit dem du in Streit geräthst, seine Hand in der Richtung der Hosentasche bewegt, oder hinter den Rücken zurückzieht, so mußt du ihn niederschlagen oder schleunigst losschießen; denn seine Absicht ist, entweder seinen Sechsläuser zu ziehen, oder sein Messer herbeizuholen, oder dich durch das Futter der Tasche hindurch zu erschießen. Letzere Praxis gilt freilich als ziemlich unanständig." So weit M. Russel.

Richt nur im Gerichtsfaal und auf Tanzplätzen, sondern auch in gesetzgebenden Bersammlungen, und vornehmlich bei politischen Wahlen entladen sich gelegentlich die Schußwaffen. In der Wahlkammer von Louisiana glitt dem Präsidenten vor etlichen Jahren das Pistol aus der Tasche und entlud sich während der Sitzung. Ein ehemaliger Gouverneur von Tennessee, der seine Wiederwahl in öffentlicher Versammlung bestritten sah, zog gegen seinen Wit-

bewerber den Revolver. Rein Wunder, daß der "Bicksburg Berald" vom 25. Mai 1879 für Mifsiffippi täglich einen Mord rechnet. Ein unbedachter und unwillfürlicher Griff nach dem Taschentuche fann unter Umftanden tödtliche Folgen haben. Darf man erstaunt fein, wenn folche Sitten fich fogar auf die Schuljugend und in die Unterrichtsanstalten verpflanzen? In einer Schule zu Houston in Texas fand man bei genauer Untersuchung Schulknaben, die bei uns in den niedersten Classen siken würden, mit versteckten Waffen ausgerüftet. Beispiele gefährlicher Schiefwunden, die fich Schulknaben in den Unterrichts= anftalten beibringen, liegen vor. Sogar in weit vorgeschrittenen Staaten, wie Benninlbanien, findet fich berartiger Unfug. Befonders ausgezeichnet durch Blutthaten find in den füdlichen Ländern Sonn- und Fefttage, die Weihnachtszeit oder das Gintreffen herumziehender Runftreiterbanden. In folchen Fällen findet fich das Landvolf in kleineren Städten zusammen. Sind dann die Röpfe durch Branntwein erhitt, so liefern sich ganze Parteien Gefechte, die aus den benkbar geringfügigften Streitigkeiten hervorgeben. Zuweilen bleibt ein halbes Dugend Menschen auf dem Kampfplat liegen. Noch blutiger verlaufen, wenn die Gemüther auf das Aeuferste gespannt sind, politische Bahlbewegungen, bei benen die Raffenfrage eine Rolle spielt.

Angesichts dieser Massenerscheinung frevelhafter Lebensvernichtung in den stüdlichen Unionsstaaten erscheint es außerordentlich schwer, zu bestimmen, wie viele der alljährlich vorkommenden Fälle als gemeine Berbrechen, wie viele andere als politische Mordthaten anzusehen sind. Europäische Begriffe sind auf den

gegenwärtigen Zustand amerikanischer Sitten kaum anwendbar.

Was als politisches Verbrechen dem gemeinen Verbrechen gegenübergeftellt werden kann, ist noch heute eine ungelöste Streitsrage. Im Zusammenhange der europäischen Cultur hat jedoch die Erscheinung des politischen Verbrechens vornehmlich dadurch eine bestimmte Gestalt gewonnen, daß der Ginzelne als Vertheidiger wirklicher oder vermeintlicher Volksrechte, als Unwalt der Freiheit, das Kächeramt gegen wirkliche oder vermeintliche Despoten an sich reißt, indem er sich gegen unrechtmäßig erscheinende Gewalt aussehnt.

Davon kann in einer so start demokratischen Republik, wie sie sich in Nordamerika darstellt, nicht die Rede sein. Denn alle Gewalten gehen aus der Wahl des Bolkes hervor. Der Mörder, der das Leben Abraham Lincoln's vernichtet, konnte als Südländer allenfalls in ihm einen siegreichen Feind seines eignen Baterlandes nach dem kurz zuvor beendigten Bürgerkriege erblicken. Der Mörder Garsield's dagegen repräsentirt in seiner Person die Auslehnung des Einzelwillens gegen das durch freie Willensbethätigung des Volkes geschaffene Geseh. Lincoln, als Befreier jener Millionen von Negern, die bis dahin in Sklaverei gehalten worden waren, mag die Rachsucht derer ausgestachelt haben, die die Knechtung schwarzer Menschen als ein Stück heiliger Weltordnung verehrt hatten. Garfield hatte Niemandes Rechte gekränkt. Aber er hatte die souveränen Interessen der Stellenjäger bedroht.

Schwerlich wird von irgend Jemand geleugnet werden, daß Guiteau in der Rangstuse der gemeinften Mörder eine der niedrigsten Stellen einnimmt. Will man in diesem Falle von politischen Motiven reden, so könnte man höchstens

sagen, sie sein jener Politik der Gemeinheit entsprungen, die den Egoismus der Aemterjagd und die Corruption der Parteiinteressenten zu einem demokratischen Staatsprincip erhebt.

Guiteau repräsentirt den südweftlichen Mörderthpus derer, die ihre That nicht bloß entschuldigen, sondern, in offner Verhöhnung der Rechtspflege, beschönigen und die öffentliche Meinung durch Frechheit zu ihren Gunsten zu stimmen suchen, und für den schlimmsten Fall sich damit trösten, monatelang der Gegenstand täglicher Berichterstattung für eine Nation von fünfzig Millionen Menschen gewesen zu sein. Solche Menschen gehören in den nördlichen Unionsstaaten glücklicher Weise zu den seltenen Exemplaren. Aber sie sind im Süden nicht selten. Der Unterschied zwischen Guiteau und hunderten von südstaatlichen Männern ist kein größerer, als der Unterschied zwischen der Person eines Präsidenten, dessen Tod auf der gesammten Erdobersläche beklagt wird, und der Person eines Schwarzen, der im Vertrauen auf die Schwäche der Rechtspflege niedergeschossen wurde, ohne daß sein Name in den Zeitungen- genannt ist.

Rann man folde Thaten, die auf europäischem Boden nur noch in irischen Agrarmorden ihre Anglogie finden, nach unseren Begriffen nur als gemeine Berbrechen ansehen, so muß doch gleichzeitig anerkannt werden, daß darin ein farker Bufak focialpolitischer Motive ftectt, und daß die moralische Berantwortlichkeit für solche Miffethat sich über die Person der Mörder weit hinaus erstreckt. Während in Frland der agrare Mord von armen, bisher unterdrückten Landbauern ausgeht und fich gegen den Grundbefiger und feine Agenten richtet, wurzelt die Mordlust der Amerikaner vornehmlich in den besseren, grundbesikenden Claffen der Sübstaaten. Wir haben bereits erwähnt, daß die höher stehende tveike Rasse ihre Stellung gegenüber der schwarzen Bevölkerung mikbraucht. Die Menschenverachtung offenbart sich in der geringschätzigen Frage: Was liegt an einem Rigger? Boll Selbstgefühl blickt derjenige, der fich als freier Mann fühlt, auf den bezahlten Diener der staatlichen Ordnung, auf den Sicherheitsbeamten und Boligiften. Redfield bemerkt, daß die Stellung eines Criminalpolizei-Beamten in Texas ebenjo lebensgefährlich ift, wie der Dienft in der Feldarmee vor dem Feinde.

Und dennoch stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß der Charakter des Südländers in den Unionsstaaten sich durch Züge des Sbelmuths, der Gastfreundschaft, der Freigebigkeit und lebhastesten Chrygefühls vortheilhaft auszeichne.

Eben deswegen darf man vermuthen, daß in der Massenhaftigkeit der Tödtungsverbrechen bei den Amerikanern die Naturanlage der Einzelnen eine geringere Kolle spielt, als die Nachwirkung einer fehlerhaften, durch Sklaverei verdorbenen Gesellschaftsanlage, die zu einer Hälfte, soweit die Weißen in Vetracht kamen, aristokratisch, zur andern Hälfte, soweit es den Schwarzen galt, thrannisch beschaffen war.

Gegenüber solchen Zuftänden ist die staatliche Ordnung auf lange Zeit hinaus ohnmächtig. Der demokratische Apparat des souveränen Schwurgerichts erweist sich ihnen gegenüber ebenso ohnmächtig, wie der despotische Apparat willkürlicher Polizeigewalt in Rußland gegenüber dem Nihilismus. Es scheint sogar, als ob die Häufigkeit des Berbrechens in den südskaatlichen Bevölkerungen als ein

natürlicher Uebelstand angesehen wird, den man erträglicher sindet, als maßvolle Einschränkungen eines zur Wildheit ausgearteten Freiheitsgefühls.

Rur zweierlei könnte aller Wahrscheinlichkeit nach allmätige Abhilfe verheißen: das Einströmen europäischer Einwanderung oder nordstaatlicher Ansiedler in das bisher minder beachtete Gebiet der Südstaaten und die Ausrottung jenes Corruptionssystems, das Präsident Garsield zu bekämpsen enticklossen war. In diesem Sinne ist die Reinigung des Staatsdienstes in der amerikanischen Union, die Wiederherstellung der das Staatsamt umgebenden Würde, nicht nur eine Sache der politischen Resorm, sondern auch in Wahrheit eine Lebensstrage für Taussende. Erst wenn das Richteramt in Amerika über die gewaltsame Selbsthilse der Pöbelhausen und die Selbstüberschätzung der Einzelnen in den Südstaaten zur gesicherten Herrschaft gelangt, können jene Erscheinungen des socialpolitischen Mordes aus der Gesellschaft verschwinden. Roch gegenwärtig aber steht, in der Presse wirkend, die öffentliche Meinung oft genug nicht auf Seiten des Gemordeten, sondern vielmehr auf Seiten des Mörders.

Die Strafrechtszuftänbe der Neuen Welt interessiren nicht nur Amerika. Auch Deutschland wird davon berührt. Hunderttausende von unsern Landssteuten suchen jenseits des Oceans eine neue Heimath. In Freude und Leid berührt uns ihr Schicksal. Es scheint unvermeiblich, daß der Strom deutscher Auswanderung in späteren Zeiten auch die südlichen Unswanderung zu Nordamerika, sind wir aber auch für uns selbst in der Lage, von der transatlantischen Strafstatistik Nutzen zu ziehen. Manche Warnung richtet sich an die Staaten der Alten Welt. Hat doch die Mehrzahl der europäischen Staaten ebenfalls im Verlauf des letzten Jahrzehnts ein bedauernswerthes Wachsthum schwerer Versbrechen erlebt. Können uns Amerikaner nicht belehren, was wir zu thun haben, um des Uebels Herr zu werden, so ersehen wir doch aus der amerikanischen Statistik mancherlei, was uns von voreiligen Schritten abhalten kann.

Die Erfahrungen, die wir uns von Reuem aneignen dürfen, obwohl sie keineswegs neu zu nennen sind, lassen sich in der Hauptsache auf solgende Punkte zusammendrängen. Wir sinden in Amerika die alte Lehre bestätigt, daß für sich allein genommen, schwere Strasen und harte Gesetze unfähig sind, die Verdrechen zu vermindern. Obwohl in den Südskaaten die Todesstrase reichlich angedroht wird, sind Mordthaten dennoch häusiger, als in solchen Nordskaaten, in denen die Todesstrase abgeschafft wurde. Wichtiger als die Höhe der Strase ist die Sicherheit der Entdeckung begangner Verbrechen und die Zuverlässigkeit der Rechtspstege.

Wir ersehen sodann weiter, daß äußerliche Kirchlichkeit keinen Maßstab der Bolksgesittung abgibt. Kirchlichkeit und Strenge der Sonntagsseier herrschen in den südlichen Unionsstaaten. Aber auf dem Heimwege vom Gottesdienst knallen gelegentlich die Revolver. So wahr es ist, daß unter allen Gegenwirtungen gegen verbrecherische Antriebe echte Religiosität die mächtigste ist, ebenso wahr ist es, daß die Wiederbelebung oder Aufrechterhaltung kirchlichen Formelwesens sür die Hebung der Bolksmoral nichts beizutragen vermag.

Erfahren wir doch in Suddeutschland gleichfalls, daß in derfelben Zeit,

in welcher der Klerus seine politische Macht augenscheinlich vermehrte, grade das Verbrechen des Meineids in stärkerem Maße anwuchs.

Und weiter: die Häufigkeit schwerster Verbrechen steht im directen Verhältniß zu den Wucherungen des gesellschaftlichen Classenhasses, der in Amerika Fardige und Weiße, Freigelassene und Freigeborene, bei uns Nichtbesitzende und Besitzende, Andersgläubige und Andersmeinende von einander scheidet. Wer den Wind des Hasses aussäet, wird den Sturm des Verbrechens ernten. Jede Politik, welche gesellschaftliche Interessen aus Herrschlucht ermuntert, darf nach ihrem Endresultat als verbrecherische Politik bezeichnet werden.

Und endlich noch Eines: Die Zunahme der schwerften Verbrechen ist nicht bloß bedingt durch Erziehungssünden der Familie und der Unterrichtsanstalten, sondern auch durch sehlerhafte Entwickelungsprocesse des öffentlichen Lebens. Plötliche Steigerung politischer Rechte unreiser Volksmassen ohne vorangegangene entsprechende Erhöhung sittlicher Vildungsfactoren bewirkt nicht nur staatliche Mißstände, sondern auch sittliche Entkräftung. Ansangs ungesehen und unbemerkt, wachsen allmälig Selbstsucht und Rechtswahn der Einzelnen, bis die Grenzmarken der Verbrecherwelt überschritten werden.

Die bedeutsamste Lehre, die uns durch amerikanische Strafrechtszustände gepredigt wird, ist diese:

Das politische Leben großer Bölker kann auf die Dauer niemals von den höchsten sittlichen Interessen der Menschheit losgetrennt werden. In unseren Schulen ist es zu einem Gemeinplatz geworden, daß die römische Republik und die französische Monarchie durch den Verfall der Sitten dem Untergange entgegengeführt sind. Jeder Schüler vernimmt, daß die Bürgertugenden verfallen, die ehrwürdige Ueberlieserung moralischer Reinheit geschwunden, die Freiheiten des Volkes durch Habzucht und Verweichlichung zerstört waren, bevor der erste römische Kaiser die Früchte der Entartung in schrankenloser Herrschaft ausspeicherte.

Aber ebenso wichtig wie dieser historische Lehrsat ist dessen Umkehrung. Die Berletzung der politischen Moral zerstört auch ihrerseits die gute Sitte des Bolkslebens. Völlig unhaltbar ist die Annahme, daß Mißgriffe und Frevelthaten der Machthaber sich auf öffentliche Angelegenheiten beschränken lassen, ohne die Nechtsgüter der Einzelnen zu berühren. Wer die öffentliche Moral beleidigt, wer seine Nebermacht mißbraucht gegenüber dem schwachen Nachbarstaat, wer seine wirthschaftliche Neberlegenheit gegenüber seinen Mitmenschen rücksichtsloß außnutz, erschüttert in seiner Kurzsichtigkeit auch die Grundlagen, auf denen das Recht jedes Ginzelnen, der Friede des bürgerlichen Hauses beruht.

Das letzte Echo, das die Ausschreitungen der Parteien, die Willfür der Despoten und der Machtmißbrauch der Regierenden aus dem Hintergrunde kommender Geschlechter hervorrusen, ist das Berbrechen der Einzelnen. Nicht nur für das Privatleben, auch für die politischen und kirchlichen Parteien, sür Regenten und Dictatoren, gilt zum Heile der Menscheit das Wort, welches alle anderen gesellschaftlichen Satzungen in sich schließt: Du sollst nicht begehren beines Rächten Recht!

## Wissenschaftliche Zustände der Gegenwart.

Rebe zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Atademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1882

gehalten bon

E. du Bois-Reymond \*).

Wenn Friedrich's des Großen und Leibniz' Gedenktag die Akademie in die Zeiten ihrer ersten Entstehung und ihrer Wiedergeburt versetzen, so lenkt die heutige Feier den Blick auf die Gegenwart.

Wer, seiner Natur nach ein Atademiker alten Schlages, am liebsten fern vom Lärm des Marktes, vom Hader der Agora, ja vom erfreulichen Gedränge des Lehrsaales ein beschauliches Leben führte, nur bedacht auf Häufung von Wissenschaften, Lösung geistiger Aufgaben, Erweiterung des inneren Gesichtskreises: der sehnt sich jeht wohl manchmal nach der ungestörten Ruhe, dem behaglichen Halbdunkel einer mittelalterlichen Benedictinerzelle. Glückliche Mönche von Monte Casino, von Montserrat! Wohlgeborgen im trüben Gewoge der Bölkerssluth, saht Ihr aus Eurer stillen Höhe herab auf die Welt, deren Kampf und Qual Euch nicht ansocht.

Aber längft sind die Pforten gesprengt, gesallen die Mauern. Mißtönig bescheint der grelle Tag Gerümpel und Staub in Faust's Studierzimmer. Das unerdittliche Heute duldet kein friedseliges Traumleben mehr. Wir brauchen keinen Mephisto, uns in's wirkliche Leben zu locken: mit tausend bald derben, bald schmeichelnden Händen packt es uns, und statt des Zaubermantels ist uns das Dampfroß genug. Wir haben nur Mühe, diesen Forderungen zu widersstehen; im Strudel, der uns mit sich reißt, unsere Besinnung zu behalten: die uns auferlegte äußere Arbeit zu verrichten, und doch der inneren Arbeit treu zu bleiben, welche unser eigenster Beruf ist. Wir können nicht mehr, wie Unsersgleichen in früherer Zeit, frei persönlichen Neigungen solgen, nur die Gaben pslegen, die etwa ein Gott uns verlieh. Bon Kindheit an gehören wir dem Staat. Zebe Ausnahmsstellung schwand. Prüfungen, Kriegsdienst, Bürger-

<sup>\*)</sup> Aus ben Sigungsberichten der Afademie mitgetheilt bom Berfaffer.

pflichten sind Allen gemein; und sogar der Politik sich nicht ganz zu entziehen erscheint als Gebot, mag man auch den unverhältnißmäßigen Plat tadeln, den ihre unfruchtbaren Aufregungen, ihre Eintagstriumphe, ihr widriges Parteigezänk im heutigen Culturleben einnehmen.

Und wie wenig erquicklich ift, in mancherlei Hinsichten, diese Lebens jüngste Gestaltung! Die Hydra krankhaft gesteigerten Nationalgesühles erhebt rings Haupt um Haupt, und entzweit sogar die disher als Glieder Einer Gemeinde sich sühlenden Gesehrten verschiedener Länder. Bölker, die für ihren Ruhm noch nichts thaten, als gesegentlich sich wacker schlagen, machen laut prahlend den Borrang solchen streitig, die ein Jahrtausend geistigen Schaffens hinter sich haben. Statt dynastischer drohen ungleich gräßlichere Rassenkreige, ohne daß Resigionsekriege viel anders als dem Namen nach aufhörten. Wurden nicht die beiden letzten Jahre Zeugen einer Bewegung, deren Schmach wir bei uns für so unswällich hielten wie Folter, Hexenprocesse und Menschenhandel? Dabei unterfängt sich sentimentale Ignoranz, deren immerhin wohlmeinendes Treiben sich von verläumderischer Angeberei und strässlichem Hexen in seiner Wirkung nicht unterscheidet, wissenschaftliche Untersuchungsmethoden als frevelhaft zu brandmarken, welche Robert Hoose im Schoße der alten Royal Society, der gottessfürchtige Haller unbedenklich übten.

Aber auch die neuere Entwickelung des wissenschaftlichen Lebens selber läßt wenig ansprechende Züge erkennen. Bis zum Verschwinden selten ward beim nachwächsenden Geschlecht langathmiges, idealen Zielen aufopfernd zugekehrtes Streben. Auf hohen Ruhm verzichtend bringen tausend emfige Arbeiter täglich zahllose Einzelheiten hervor, unbekümmert um innere und äußere Vollendung, nur bemüht, einen Augenblick die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und den besten Preis sür ihre Waare zu erschwingen. An Stelle edler Hetärien trat in oft sehr gehässiger Form rücksichtsloser Kamps um's Dasein. Die Einen blicken auf die Anderen mit den Empfindungen von Goldgräbern, jedoch mit weniger Vertrauen, denn in den Diggings herrscht eine Art Recht. Wer einen reichen Claim erwarb, kann ihn ruhig außbeuten, ohne daß Andere sich in den Mitbesit drängen.

Der Strom der Erkenntniß spaltet sich in immer zahlreichere, immer unsbedeutendere Rinnsale, und läuft Gesahr, in Sand und Sumpf sich zu verlausen. In der vorwärts treibenden Haft gilt jeder Stillstand zum Uebers oder Rückblick sür Zeitverlust. Mit der geschichtlichen Betrachtung ging einer der fruchtbarsten Keime des Großen verloren, Carlyle's Herosworship; mit der zusammensassen den Uebersicht die Möglichkeit, die einzelnen Zweige der Wissenschaft miteinander zu vergleichen, den einen den anderen erhellen und befruchten zu lassen. An Stelle gesunder Verallgemeinerung aber regt sich wieder in Deutschland die erbsliche Neigung zu ungezügelter Speculation. Im Abschen der salschen, mätzen hilosophie erwachsen, mässen wir erleben, daß das uns folgende Geschlecht, welsches wir strenge geschult zu haben glaubten, in Fehler zurücksält, von denen das Geschlecht vor uns sich zürnend abwandte.

Allgemein endlich klagt man, daß, je freigebiger Laboratorien und Seminare ausgestattet seien, je reichlichere Mittel zu wissenschaftlichen Reisen und Unter-

nehmungen aller Art sließen, um so gleichgültiger verhalte sich die Jugend gegensüber Schäßen und Spenden, die zu unserer Zeit, ach! uns so hoch beglückt hätten; und um so seltener werden Erscheinungen, die über die Mittelmäßigkeit hinausragen.

Ju diesen bedenklichen Zeichen in der Wissenschaft selber kommt noch die Umgestaltung des menschlichen Daseins durch die neuere Entwickelung der Technik, welche die durch die Entdeckung Amerika's, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst herbeigeführte weit übertrifft. Die Fülle der dabei in's Spiel kommenden Mittel und Kräfte wirkt durch unzählige Verkettungen auf alle Kreise und Schichten der Gesellschaft zurück, und der endliche Sieg des Utilitarismus, dessen gehren ohnehin der Menge stets einleuchteten, scheint nah.

So sieht man für die reine Wissenschaft mit Besorgnis einer schlimmen Zeit entgegen, ohne bestimmte Hoffnung auf baldigen günstigen Umschwung. Fast ist es, als wohnte man einer allmälig unaushaltsam sich vollziehenden Wandlung bei, wie die Erdoberstäche sie in geologischen Urzeiten ersuhr, wo im Gesolge geographisch-physitalischer und klimatischer Aenderungen eine sogenannte Schöpfungsperiode einer anderen wich, — und die Rolle der untergehenden Schöpfung speriode einer anderen wären gleichsam aus der früheren in die neue Schöpfung vereinzelt herüberragende Gestalten von fortan zweiselhafter Berechtigung zum Dasein, wie Thier= und Pstanzenwelt einige bieten. In der That, man braucht kein sehr seines Ohr, um die mißgünstigen Fragen zu vernehmen: Wozu diese starren Formen inmitten eines unbekümmert daran vorbeizrauschenden Lebensstromes? Inmitten allgemeiner Demokratisirung, wozu ein goldenes Buch? Oder um das epidemische Wort auszusprechen, wozu ein Gestehrtenring?

Das sind die Betrachtungen, in denen sich heutzutage einer der modernen Heraklite ergehen könnte, ein Abept jener zum Pessimismus sich zuspitzenden Weltweisheit, welche man als neueste Phase des deutschen Philosophirens preist. Uns Berliner Akademikern wird es vielleicht gestattet sein, bei unseres Stifters Optimismus zu bleiben.

Um den heutigen Zustand der Wissenschen, des einzelnen Forschers, der gelehrten Körperschaften richtig zu beurtheilen, muß man sich gleichsam aus dem Gewühl der Einzeltämpse auf eine Höhe begeben, von der man den Gang der Schlacht, den Zusammenhang der fortschreitenden Massen, den sich schließenden steizeichen Kreis, den sich verwirklichenden Plan übersieht; und eine moderne Bölkerschlacht ist schwerer mit dem Blick zu umsassen, als ein Homerschafterschlacht ist schwerer mit dem Blick zu umsassen, als ein Homerschafterschlacht ist schwerer mit dem Blick zu umsassen, als ein Homerschafte Scharmühel. Bom richtigen Standpunkte zeigt sich dann das tröskliche, ja erhebende Gegentheil von dem, was bei engem Gesichtskreise zum Theil schief und unvollständig ersaßt, im Borigen beklagt wurde. Nie war die Wissenschafterufernt so reich an den erhabensten Berallgemeinerungen. Nie stellte sie in ihren Zielen, ihren Ergebnissen eine großartigere Einheit dar. Nie schritt sie rascher, zweckbewußter, mit gewaltigeren Methoden voran, und nie fand zwischen ihren verscheidenen Zweigen lebhaftere Wechselwirkung statt. Endlich nie hatten Akademien überhaupt einen so offenbaren Beruf, und übte wenigstens die unstrige einen größeren Einsluß.

So ungerecht ist die Anschuldigung, die heutige Wiffenschaft zersplittere fich in Einzelheiten, daß man bis auf Newton's Zeit zuruckgehen muß, um einem Beispiel einer ahnlichen Erweiterung unserer theoretischen Borftellungen zu begegnen, wie sie der Lehre von der Erhaltung der Energie und von der Bewegung, die wir Wärme nennen, entsprang. Wie damals der Fall der Körper, die Bewegung der Gestirne, Brechung und Beugung des Lichtes, Capillarität, Ebbe und Fluth als Aeußerungen derselben Eigenschaften der Materie erkannt wurden, jo umfaßt, durch die Arbeiten unserer Generation von Forschern, jest ein Princip die Gesammtheit der dem Bersuch, der meffenden Beobachtung und der Rech= nung zugänglichen Erscheinungen: Mechanik, Akuftik, Optik, den Proteus Clektricität, die Wärme und die spannkräftigen Phanomene der Gase und Dämpfe. Dies Princip ist nicht bloß, wie die allgemeine Schwere, ein gegebener Erfahrungsfat, es trifft gusammen mit der letten Grundbedingung unseres Intellects. Daher fein heuriftischer Werth; beshalb reicht es weit über den Bereich seiner strengen Bewährung hingus. Es erlaubt den Aether zu wägen und die Atome zu meffen. Der durch die Sonnenstrahlung unterhaltene Kreislauf der Gewäffer auf Erden gehorcht ihm wie der durch dieselbe Strahlung bewirkte Kreislauf der Materie durch Pflanze und Thier. Bor- und rückwärts den "Corridoren der Zeit" entlang, wie jüngst der Königliche Aftronom von Frland in kühner Metapher sich ausdrückte 1, führt es den Weg, und beantwortet jene für den Denker fehr praktischen Fragen nach Anfang und Ende der Welt, mit Angabe der Fehlergrenzen, als handelte es sich um Messung im Laboratorium. Aber diefelbe Zauberformel läßt fich auch zu praktischer Auskunft im gewöhnlichen Sinne herbei, und zeigt dem Maschinenbauer, wie er mit der kleinsten Menge Rohle den verlangten Erfolg in Gestalt mechanischer Kraft, elektrischen Stromes ober Lichtes erzielt.

Die anorganische und die organische Chemie, von Anbeginn geschieden, erkennen jetzt in der Quantivalenz der Atome einen AUes beherrschenden Grund=

gedanken an.

Wie Mechanit und Physit in der Erhaltung der Energie, die Chemie in der Werthigkeitslehre ihren Leitstern fanden, so wurde das Gebiet des Lebens durch die Descendenztheorie zu Einem Bilde zusammengefaßt, welches die unermesliche Gestaltenfülle der Gegenwart mit den unscheindaren Spuren entlegenster Vergangenheit in einem Rahmen vereint. Der Bann der Cuvier'schen Anschauungen, dem sich Johannes Müller widerstrebend sügte, ist gebrochen. An Stelle des leblosen Systems der älteren Schule schwebt uns jener Darwin'sche Baum vor, in dessen immergrüner Krone der Mensch selber nur ein Zweig ist. Wie zu Sammlungen ausgestopster oder in Weingeist bewahrter Thiere zoolosische Gärten und Stationen, zu Herbarien botanische Gärten, so verhält sich zur älteren Wissenschaft die neue Kunde von Pflanze und Thier, die Viologie. Sine gleichsam zu den einzelnen Lebenssormen auseinandergefallene Entwickelungszeschichte, sührt sie durch Paläontologie und Geologie zurück dis zur seurig klüssigen Jugend unseres Planeten, und reicht hier in der Nebularhypothese der Lehre von der Erhaltung der Energie die Hand, während Anthropologie, Ethno-

graphie, Urgeschichte die Brücke schlagen zur Linguistik, der Erkenntnistheorie und ben historischen Wiffenschaften.

Die Betrachtung der Lebensvorgänge an sich, die Phhsiologie, hat die Larvenhülle des Vitalismus abgestreift, und sich als angewandte Physit und Chemie entpuppt. Während der ersten Hälfte des Jahrhunderts gaben sich die Phhsiologen in Deutschland, wie in England und Frankreich zum Theil noch heute, nur mit Morphologie und höchstens Thierversuchen ab; seit einem Menschenalter sind bei uns alle geistigen und instrumentalen Silfsmittel des Physikers, alle Künste des Chemikers im physiologischen Laboratorium einzebürgert, und erhielten sogar daraus manchen Zuwachs. Nichts beweist besser die rege Wechselwirkung der verschiedenen Wissenszweige in der Gegenwart, als das Versuche über Urzeugung der Chirurgie zum größten Fortschritt verhalsen, der ihr seit Ambroise Pare gelang, der Pathologie zur Einsicht in das Wesen der verheerendsten Insectionskrankheit, der Lungentuberculose.

Auch Bissenschaften, deren Kreise früher kaum je sich schnitten, näherten sich einander. Die Siege der inductiven Methode machten Historiker und Sprachsforscher wie Thomas Buckle und Max Müller begierig, sich derzelben Vortheile zu bemeistern, da sich denn ergab, daß zwischen ihrer Thätigkeit und der des Natursorschers im Grunde kein so großer Unterschied ist: natürlich nicht, denn Induction ist in der Praxis nur scharssinig angewendeter gesunder Menschenderstand. Dem Ineinandergreisen archäologischer und naturwissenschaftlicher Bemühungen verdanken wir eine grundlegende Errungenschaft der Neuzeit, die von den dänischen Gelehrten Forchhammer, Steenstrup, Thomsen, Worsaae im Berein geschaffene Lehre von den Urzuständen der Menscheit, welche ost reizsvoller ist, als wirkliche Geschichte.

Es ware überflüffig, dies Bild weiter auszumalen. Wie es ift, genügt es jum Beweise, daß nur trüglicher Anschein uns die heutige Wissenschaft in lauter einseitig geführte, gegen einander abgegrenzte Einzeluntersuchungen aufgelöst zeigt, und daß die Behauptung, ihr fehle es an allgemeinen Gedanken, den Wald vor Bäumen nicht fieht. Aber freilich, daß in den nächsten Jahrzehnten nicht gleich wieder Theorien folcher Tragweite an's Licht treten werden, wie Erhaltung der Energie und Abstammungslehre, ift ichon beshalb wahrscheinlich, weil kaum eine dritte gleich folgenschwere Theorie denkbar ift. Daher mag fich wohl wieder= holen, was Dove etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts fagt: "Dem Impulse, welchen die Naturwissenschaft zur Zeit Newton's durch das Zusammen= wirken jener großen Talente erhielten, entspricht nicht ein ebenso rascher Fortschritt in der folgenden Beriode. Es bedurfte einer Zeit, jene Gedanken, welche in den verschiedenen Gebieten auf eine fo großartige Weise angeregt worden waren, zu verarbeiten, fie im Detail der Erscheinungen zu rechtfertigen, das fkiggirte Schema durch den Inhalt zu erfüllen, welchen schärfere Beobachtungen in immer größerem Reichthume darboten." 2

Zugleich mit den zu verarbeitenden allgemeinen Gedanken entstanden nun auch noch Untersuchungsmethoden wie Spectralanalbse und Chronoskopie, welche ehedem ganz ungeahnte Aufschläffe ermöglichen. Den beobachtenden Wissenschaften führen nicht nur der gleichkalls über jeden früheren Begriff gesteigerte Welt-

verkehr, die so viel häufigeren wissenschaftlichen Reisen eine überschwengliche Fülle neuen Stoffes zu, sondern auch in den zoologischen Stationen erschloß sich ihnen eine für lange Zeit unerschöpfliche Fundgrube. Die in großem Stil, auf den verschiedensten Punkten des alten Culturbodens methodisch betriebenen Ausgrabungen überschütten die Alterthumsforscher mit einem lebermaß von Funden, welches den Fleiß von Generationen heraussordert.

Was kann da erwünschter sein, als daß Scharen von Arbeitern, die sich an Lösung beschränkter Aufgaben genügen lassen, mit rastloser Geschäftigkeit alle Pläte besetzen? Warum soll es nicht im Betriebe der Wissenschaft, wie in dem einer Fabrik, Leute am Schraubstock geben, die vortressliche Dienste leisten, wenn sie auch nicht wissen, was aus dem Stücke wird, an dem sie seilen, Werkführer, die es einzusügen verstehen, doch über die Bestimmung des Ganzen noch im Unstlaren sind, und noch weiter blickende, tieser eingeweihte Meister?

Was Wunder sodann, daß in der erstaunlich angewachsenen Menge der Berusenen nicht Alle außerwählet und gleich reines Herzens, nicht alle Gäste der Hochzeit werth sind? Ueber Mangel an hervorragenden Talenten bei gehobenem allgemeinem Stande der Bildung klagt auch die Kunst; abgesehen von Zusäligkeiten in der Erzeugung von Talenten liegt vielleicht nur Täuschung vor durch die unmerkliche Abstusung so vieler Mitbewerber. Der Uebersluß an dargebotenen Hilfsmitteln entwerthet diese naturgemäß nach bekannten Gesehen der Statik der Leidenschaften. Endlich wenn dei bedenklichen gesellschaftlichen Zuständen nicht bloß absolut, sondern auch relativ mehr junge Leute sich sinden als sonst, denen Wissenschaft nicht die hohe, die himmlische Göttin, sondern eine milchende Kuh ist: so verschlägt das dem großen Ganzen wenig. Hier, wie in vielen anderen menschlichen Dingen, sprechen ethische und äfthetische Forderungen leider erst in zweiter Linie mit.

Bielmehr kommt Alles darauf an, daß etwas, weniger darauf, wie es geleistet werde. Ze sleißiger und an je mehr Stellen aus irgend welchen Beweggründen geschafft wird, um so schneller geht die scheinbare Stockung vorüber, um so sicherer und breiter wird für neue große Ausstellungen der Grund gelegt. Mag es Jahre dauern oder Jahrzehnte, der Tag erscheint, wo nicht mehr zerstreut durch einen Schwarm vor Allem Erledigung heischender Fragen, die Forschung ihre Kräste zum Angriff auf die höchsten uns jetzt vorschwebenden Ausgaben sammelt: Was ist Schwere? Was Elektricität? Was der Mechanismus chemischer Verbindung? Und was die Zusammensehung der bisher unzerlegten Stosse? Sie wird sie lösen, denn je unbedingter wir Grenzen des Katurerkennens sehen, um so zuversichtlicher bauen wir auf die Möglichkeit des Erkennens innerhalb dieser Grenzen. Jenseit jener Ausgaben thürmen sich dann andere; und so wiederholt sich in's Unbestimmte der periodische Wechsel im Entwickelungsgange der menschlichen Erkenntniß.

Das unvergleichliche Schauspiel, zu welchem Paris die gebildete Welt im vorigen Herbste lub, zeigte nicht nur, daß trot dem Bölkerzwift die Wissenschaft ihre verbindende Kraft noch übt, sondern es lehrte zugleich besser als alle Worte, daß, wenn die blendende Entsaltung der Technik in der Neuzeit den Sinn für die reine Wissenschaft abstumpft, sie anderweitig diesen Schaden tausendsach ver-

gütet. Die elektrischen Apparate von vor dreißig Jahren faßte ein mäßig geräumiges Zimmer; die heutigen, freilich meist in mehreren Exemplaren vorhanden, füllten ein Weltausstellungsgebäude. Zu hrn. Wiedemann's Lehre vom Galvanismus und Elektromagnetismus bemerkte Gilhard Mitscherlich, nichts zeuge beredter von der Macht des Menschengeistes, als dies mit lauter Thatsachen, welche Physiker schusen, erfüllte Buch. Tief in Gedanken durche wandelte man, dies Wort erwägend, den von elektrischem Licht durchblitzten, von elektrischen Triebwerken durchsauften Zauberpalast der Elhsälchen Felder.

Man fpricht von Amerikanismus in unfreundlichem Sinne, indem man damit den chnisch auf den Schild gehobenen Utilitarismus meint. Aber wer empfand nicht für das alte Europa patriotische Beklemmungen bei den Wundern des Telephons, des Phonographen? oder bei der Kunde von der durch Afaph Sall mit Alvan Clark's Objectiven bestätigten Entdeckung der Aftronomen von Laputa? 3 Raft kein Rahr vergeht, ohne daß uns die Zeitungen von einer neuen großartigen Stiftung für Zwecke ber reinen Biffenschaft Rachricht geben, welche amerikanischer Bürgerfinn durch Privatmittel, wie fie diesseit des Waffers nur England kennt, in's Leben rief. Die Namen amerikanischer Geschichtschreiber, Denker und Sprachforscher werden mit den besten genannt, und find befonders diefer Akademie werth und theuer. Wir muffen uns an den Gedanken gewöhnen, daß, wie der volkswirthichaftliche Schwerpunkt der civilifirten Welt wohl ichon jett, nach Art des Schwerpunktes eines Doppelfterns, zwischen Altem und Neuem Continent im Atlantischen Ocean liegt, fo auch der wiffenschaftliche Schwerpunkt mit der Zeit fich ftark nach Weft verichieben werde. Genug, Europa mag sich hüten, daß seiner Wiffenschaft der ihm durch die Chauvins aller Nationalitäten aufgezwungene Militarismus nicht gefährlicher werde, als der amerikanischen der Utilitarismus.

In einem Punkt indeß, darauf können wir wohl rechnen, wird uns die Hegemonie sobald nicht entwunden. Das Zusammenwirken einer in sesten Formen stets zur Bollzähligkeit ergänzten, die Sesammtheit des Wissens möglichst vertretenden, vom Staate getragenen Körperschaft, deren Alter und ruhmvolle Vergangenheit ihren Entscheidungen Sewicht verleihen, ist ein auch durch die größten Mittel und Anstrengungen nicht über Nacht zu schaffendes Moment. Seniale Ersinder, einzelne noch so verdienstvolle Gelehrte und Forscher vermögen im wissenschaftlichen Leben einer Nation Akademien nicht zu ersehen. Natürlich war die Hauptsache, daß das Telephon ersunden wurde; bezeichnend ist doch, daß dessen Erklärung Mitgliedern unserer Akademie vorbehalten blieb.

Bur Zeit der Gründung der älteren Afademien machten diese fast allein die wissenschaftliche Welt aus. In den Universitäten hatten die sogenannten prosessionellen Facultäten noch ganz die Oberhand über die philosophische, in welcher classische Philosogie vorwog. Die Afademien verkehrten wohl unter sich, wirkten aber kaum anders als durch Preisaufgaben auf die ihnen sehr fremd gegenüberstehende Außenwelt. Auch noch bei den vergleichsweise idhalischen Zuständen der ersten Hälfte des Jahrhunderts dursten sie mehr auf Ersüllung ihres inneren Beruses, ihre eigenen wissenschaftlichen Arbeiten sich beschränken.

Bei dem massenhaften Zudrange von Kräften aller Art und jedes Kanges, Seutsche Kundischau, VIII. 8. der atomisirenden Zersplitterung der Arbeit um uns her, bei den ungeregelten Anmaßungen, dem kurzen Gedächtniß, dem überhandnehmenden banausischen Treiben des heutigen Geschlechtes ward den Akademien neben dem inneren noch ein wichtiger äußerer Beruf. Ihres Amtes ist es, in der Theilung der Arbeit den Zusammenhang, in der Flucht der Tageserscheinungen die Einsicht in das Werden der Erkenntniß zu wahren. Neben den gefährlichen Berlockungen der Technik sollen sie den reinen Reiz der Wissenschaft zur Geltung bringen. Deren Heiligthum, die Methode, ist in ihrer Hut; in Deutschland aber, wo die falschen Götter verworrener Speculation immer wieder willige Baalsdiener sinden, liegt ihnen noch besonders ob, diese Götzen, wo sie eingeschmuggelt werden sollten, aus dem Tempel zu wersen und deren Priester von sich zu stoßen.

Die nothwendige Ergänzung einer Wirkung der Akademien nach außen ift nicht minder lebendige Rückwirkung von außen auf die Akademien, eine Wechselwirkung, zu der es schneller und schlagfertiger Organe bedarf. Solchen Anforderungen "dieser raschen wirbelfüß'gen Zeit" genügten die altehrwürdigen, aber etwas schwerfälligen Formen nicht, in denen unsere Körperschaft sich seit Jahrzehnten behaglich bewegte. Es versagten den Dienst unsere träg und unregelmäßig erscheinenden "Monatsberichte", welche im Kampf mit zahllosen um

Bicht und Luft ringenden Fachzeitschriften erfticten.

Die Akademie hat daher in ihren Einrichtungen und ihrem Geschäftsgange ziemlich eingreisende Aenderungen getroffen, welche im vorigen Jahre die Sanction ihres unmittelbaren Beschützers, Seiner Majestät des Kaisers und Königs, ershielten. Sie hat unter Anderem die Zahl ihrer Classenstützungen auf Kosten der Gesammtsitzungen verdoppelt, und um mit der Entstehung neuer Zweige der Wissenschaft einigermaßen Schritt zu halten, die Zahl ihrer ordentlichen Mitzglieder um vier erhöht.

Dem schon länger bewährten Beispiel ihrer berühmten Pariser Schwefter folgend entschloß sie sich sodann nicht ohne Widerstreben zu einer Art der Bersöffentlichung ihrer Berhandlungen, welche durch wöchentliche "Sitzungssberichte" dem Bedürsniß schneuster Bekanntwerdung der Mittheilungen sowohl von Mitgliedern der Akademie, wie von Fremden genügt. Doch bleibt bei unserer Einrichtung die Möglichseit, im gleichen Rahmen auch wie früher aussührlicheren und minder dringlichen Darlegungen Platzu gewähren. Das Aeußere der neuen "Berichte" soll, wie hoffentlich ihr Gehalt, der ersten wissenschaftlichen Körperschaft des Reiches sich würdig zeigen; und um dem mathematisch = naturwissenschaftlichen Leserkreise den ihn näher angehenden Theil des Stoffes der Sitzungsberichte in bequemerer Form darzubieten, beschlöß die physitalisch = mathematische Classe einen Auszug aus diesen Berichten unter dem Titel: "Mathematische Classe einen Auszug aus diesen Berichten unter dem Titel: "Mathematische und naturwissenschaftliche Mitthei= Lungen" zu veranstalten.

Nicht leicht bleiben gegenwärtig, wenigstens in der Naturwissenschaft, irgend bedeutende und zugängliche Fragen länger unbearbeitet. Stellung von Preisfragen und Krönung der besten Antwort passen baher weniger für unsere Zeit, als die bei den praktischen Engländern übliche Belohnung hervorragender, schon veröffentlichter Leistungen. Theils wegen des Wortlautes der Vermächtnisse,

benen sie die Mittel zu mehreren ihrer Preise verdankt, theils aus anderen Gründen hat indeß die Akademie im Wesentlichen die erstere Art der Preisevertheilung beibehalten. Nur wird sie sortan in größeren Zwischenräumen höhere Preise ausschreiben, und wenn eine Preisstrage nicht befriedigend beantwortet wurde, steht es in ihrer Macht, dem Urheber einer nicht über drei Jahre alten hervorragenden Leistung auf gleichem Gebiet die Preisssumme als Ehrengabe zu überweisen.

Für das Wesen der Akademie ift es entscheidend, daß sie unter dem Schutze des Staates, daß seine Auctorität hinter der ihrigen fteht, soviel dies in wiffenichaftlichen Dingen bentbar und wünschenswerth ift. Der Staat bekundet fo den Antheil, den er an der Wiffenschaft als folder, an idealen Beftrebungen nimmt. Er druckt dies junächst durch die Mittel aus, die er der Akademie ju wiffenschaftlichen Zwecken zur Berfügung ftellt. Im Getofe der großen Zeit= ereignisse fand es zu wenig Beachtung, daß eine der erften Anwendungen, welche der preukische Staat von feinen erweiterten Silfsquellen machte, eine Erhöhung der jährlichen Dotation der Akademie war. Von dem dadurch bewirkten Umfcwwung in den Berhältniffen der Akademie zeugen die Werke, welche nun faft jährlich auf allen Wiffensgebieten mit unferer Unterftützung erscheinen; die Untersuchungen aller Art, von epigraphischen und diplomatischen bis zu mitrographischen und paläontologischen Studien, zu denen wir die Mittel hergeben; das Dampfichiff ber zoologischen Station in Reapel, in beffen Koften wir uns mit dem Staate theilten. Um die Atademie kruftallifirt find mehrere literarische Unternehmungen, beren Ruhm auf fie guruckfällt, wie auch Stiftungen und Inftitute, deren Mittel ihr zu Gute kommen, fofern fie mehr ober minder un= mittelbar darüber verfügt. Faft nie find wir ohne Reisende, die in entfernten Welttheilen in unserem Namen und Auftrage theils sammeln, theils an Ort und Stelle die Natur ober Denkmäler des Alterthums befragen. Die Namen der Reisenden der humboldtstiftung, um nur von diefer zu reden, Benfel, Schweinfurth, Buchholz, Hildebrandt, Sachs, Fritsch, sind im Munde aller Kundigen, und zum Theil mit äußerst wichtigen Erfolgen verknüpft. Die Akademie wird sogleich die Berichte vernehmen, welche ihr über den Fortgang jener Unternehmungen und die Thätigkeit eines Theils der ihr verbundenen Stiftungen und Inftitute nach unferer neuen Geschäftsordnung heute zu erstatten find. Die Behauptung, daß ihr Einfluß nie großer war, als in diesem Augenblick, wird durch die stattliche Reihe dieser Berichte vollauf bestätigt.

Die erste aller Akademien, jene platonische, von der unlängst Hr. Curtius an dieser Stelle ein beredtes Bild entwarf 5, entstand in einem Freistaat. Seitzdem brachte kein republikanisches Gemeinwesen eine dauernde und bedeutende Schöpfung der Art hervor. Rach Hrn. de Candolle's Statistik stellte von Mitte des vorigen dis zu Mitte diese Jahrhunderts die Schweiz das relativ größte Contingent zu den auswärtigen und correspondirenden Mitgliedern der Pariser und Berliner Akademien und der Rohal Societh 6; sie selber gründete keine Akademie. Der Ursprung der Kohal Societh verliert sich in die Stürme der Commonwealth 7; doch waren es nicht Cromwell's Puritaner, welche menschlichem Wissen eine Stätte bereiteten, und der Ramen der jungen Gesellschaft, der auf die anderen

gelehrten Bereine Englands, sogar die Göttinger Gesellschaft überging, verräth das Bestreben, sich an monarchische Institutionen anzulehnen. Daß Bolksherrschaft Akademien nicht fromme, davon zeugen Bailh's und Lavoisier's blutige Häupter, Condorcet's düsteres Ende. Bollends im socialdemokratischen Staat, der nur das gemeine Küglichkeitsprincip kennt, wäre sür sie kein Platz.

Nicht bloß weil in Preußen Staat und Krone stets Gins waren, führt unsere vom Staat unterhaltene, beschützte und gestützte Körperschaft den Titel einer Königlichen mit besserem Recht, als mehrere sich so nennende gelehrte Gesellschaften. Keine von diesen hatte zum Herrscherhause ihres Landes so stetige innige Beziehungen. Der Hohenzollern eigenste Schöpfung, durch gute und böse Zeiten von Preußens Königen auf Händen getragen, zählte die Berliner Atademie sogar deren größten zu ihren Mitarbeitern. Ost schon wurde hier diesen Erinnerungen freudig dankender Ausdruck gegeben; heut erscheint ein Wort am Platze, welches außsprechen zu dürsen unser stolzes Borrecht ist.

Raiser Wilhelm als den sieghaften Helden, den Wiederaufrichter des Reiches Deutscher Nation, den Schiedsrichter des Welttheils, den mächtigsten Ariegsherrn und wahren Friedensfürsten, als eine der wunderbarsten Gestalten zu preisen, von welchen einst die Geschichte erzählt, ist Anderer Beruf. An uns ist es zu sagen, was geringeren Wiederhall in der Welt sindet, aber in den Augen derer, die an Dingen des Geistes theilnehmen, doch auch ein Lorberblatt in seinem Kranze bedeutet, — daß auf solcher Höhe des Daseins, im Drange so gewaltiger Staatsactionen, unter dem Druck so verzehrender Sorgen, in der Spannung so weltbewegender Fragen, Kaiser Wilhelm, im Geiste seines Hausen, für seine Atademie der Wissenschaften stets ein freundlich offenes Ohr gehabt hat.

### Anmerkungen.

- ¹ (©. 270.) Robert S. Ball, A Glimpse through the Corridors of Time. Lecture delivered at the Midland Institute, Birmingham, October 24, 1881. ℑπ: The Popular Science Monthly. New-York 1882. vol. XX. p. 479.
- 2 (S. 271.) Die neuere Farbenlehre mit anderen chromatischen Theorien verglichen. Programm vom kgl. Friedrich-Wilhelms-Chmnafium. Berlin, 1836. 4º. S. 4.
- \* (S. 273.) Afaph Hall entbeckte im August 1877 mit dem Washington Refractor zwei Marsmonde, durch Madan in Ston Phobos und Deimos getaust, von denen Phobos etwa 4/3 Marsdurchmeiser vom Mittelpunkt des Planeten entsernt ihn in etwa 71/2 Stunden umkreist, während der etwa 31/2 Durchmeiser entsernte Deimos dazu etwa 30 Stunden braucht. Man erinnerte sich jogleich in England, daß in Gulliver's Reisen Swift die Astronomen der schwebenden Spiel Laputa, dei deren Schilberung er sich übrigens als roher Utilitarier gibt, zwei Marsmonde entbecken läßt, deren einem 3 Durchmesser entsernten er 10, dem anderen 5 Durchmesser entsernten er 211/2 Stunden Umlaufszeit zuschweiter (Gulliver's Travels etc. P. III. Chap. III, in: The Works of Dr. Jonathan Swift etc. Edindurgh 1768, vol. V. p. 102. 103).
- 4 (S. 273.) E. du Bois: Reymond, Ju den Berhandlungen der Berliner physiologischen Gefellschaft, Sihung vom 30. November 1877 (Archiv für Physiologie, 1877. S. 573. 582); Helmholh in den Monatsberichten der Berliner Atademie, 1878. S. 488.
  - 5 (S. 275.) Sigungsberichte ber Afabemie, 1882. St. IV. 26. Januar. S. 13.
  - 6 (S. 275.) Histoire des Sciences et des Savants depuis deux Siècles. Genève 1876. p. 176.
- $^{7}$  (©. 275.) Arabella B. Buckley, A short History of Natural Science etc. London 1876. p. 124 sq.

### Nahrungssorgen.

Von Salvatore *F*arina 1).

Mus bem Stalienischen von Ernft Dohm.

I.

Als mein Sohn zur Welt kam, war mein Schwiegervater ganz außer Kand und Band. Kaum hatte er das Schreien des Keugeborenen vernommen, da packte er mich an einem Arm und sah mich verzückten Blickes an; dann zog er mich hinter sich her, als wäre ich ein widerspenstiger Vater, der sich weigerte, seine Nachkommenschaft anzuerkennen.

So kam ich, unvorbereitet auf die Freude, bis an die Schwelle unserer neuen Liebe. Dort wollte mein Schwiegervater mich veranlassen, einen Augensblick draußen stehen zu bleiben, während er, auf Grund seiner großväterlichen Ersahrungen, hineingehen wollte, um das Geschlecht sestzustellen. Allein auf das dadurch entstandene Geräusch, welches drinnen gehört worden war, öffnete sich die Thür, und der Arzt rief leise hinauß: "Still! Es ist ein Junge!"

Ich wollte zur Thür hinein; allein mein Schwiegervater, wie immer maßlos im Ausdruck seiner Empfindungen, fiel mir um den Hals, so daß ich kaum noch athmen konnte. Darauf ließ er mich los und sagte halblaut: "Still! Es ift ein prächtiger Junge!"

Wir traten ein. Kaum hatte meine blasse Evangelina mich erblickt, als sie in ihrem Bett mich anlächelte und die eine Hand mir entgegenstreckte. Ich eilte zu ihr, küßte sie auf die Stirn und flüsterte ihr einige Worte zu, die nur wir Beide verstanden. Gleichzeitig aber sandte ich einen prüsenden Blick in's Zimmer und auf meinen Schwiegervater, theils aus Eisersucht, daß er sich nicht eher als ich meines kleinen Geschöpfchens bemächtigte, noch mehr aber aus Furcht, daß er in seiner großväterlichen Begeisterung durch einen gar zu herzhaften Kuß oder sonst eine handgreisliche Liebkosung ihm einen Schaden zusüge. Ich natürzlich sühlte mich berusen und befähigt, meinen Sohn auf dem Arm zu tragen!

<sup>1)</sup> Man vergl. "Deutsche Rundschau", December 1881, S. 454 ("Bor seiner Geburt"). Die Rebaction.

Aber wo war mein Sohn?

Der ungeduldige Großvater war auf den Fußspizen an die neue Wiege herangeschlichen und hatte mit der größten Vorsicht ein Stückhen vom Saum der Musselingardine hochgehoben. Evangelina betrachtete ihn mit spöttischem Lächeln; ein gleiches Lächeln des Einverständnisses zeigte der Arzt und noch mehr Frau Gertrud.

"Wo ift er?" fragte ich leife.

Evangelina warf mir einen liebeseligen Blick zu, und das Deckbett ein wenig lüstend zeigte sie mir an ihrer Seite ein kleines Körperchen in schneeweiße Linnen gewickelt, und ein rosiges Gesichtchen, das aus den Spizen eines übermäßig weiten Häubchens hervorguckte.

Ich erkannte ihn: er war es, mein Sohn!

Kaum fühlte ex, wie die etwas fühlere Luft des Zimmers unter die Decke drang, als er die Augen öffnete. Ich rief ihn bei seinem Namen "August", und er sah mich ohne Staunen an. Nun ward ich dreister und streckte die Hand aus, da streiste ich mit einem Finger eine zarte und sammetweiche Wange. Er war ein artiges Kind; er ließ sich streicheln ohne zu schreien, und ich ermangelte nicht daraus zu schließen, daß er einen geduldigen und nachgibigen Charakter haben müsse.

Ich konnte mich nicht satt sehen an ihm: er war so hübsch! Als ich endlich das Haupt erhob und, obgleich ungern, meinen Sohn unter dem Deckbett wieder verschwinden ließ, sah ich mir gegenüber, am andern Kande des Bettes, seinen Großvater, der ihn mit offenen Augen und offenem Munde lautlos betrachtete.

"Haft Du ihn nun genug besehen?" fragte er mich. "Ich bächte, nun könntest Du auch mir einmal das Bergnügen gönnen!"

Und da ich ihm kein Gehör gab, sondern ihm sagte, daß unserem August die Wärme wohlthätig und es besser sei, ihn in Kuhe zu lassen, streckte er die Arme aus, und mit einer Miene, die einen Stein hätte erweichen können, packte er mein kleines Geschöpschen und nahm es auf den Arm. She ich es verhindern konnte, hatte er seine Beute ergriffen, trug sie im Jimmer auf und ab und war durchaus nicht geneigt, sie mir zu überlassen. Ansangs sah ich der Sache mit einiger Aengsklichkeit zu, dann folgte ich ihm Schritt vor Schritt wie ein Bettler, und zuletzt, da ich sah, daß mein Sohn es sich gesallen ließ, ohne zu schreien, skellte ich mich dicht neben Evangelina, nahm ihre Hand in die meine und lächelte mit ihr, dem Arzt und Frau Gertrud.

Das ging ganz gut, solange mein Schwiegervater sich begnügte, das Enkelschen anzuschauen, ihn "seine Wonne, seine Liebe" u. dgl. zu nennen, ihn anzuscheseln, ihn leise auf den Armen zu schaukeln und ihm die Wangen mit den Fingerspissen zu streicheln; als er aber, gesesselt von dem Zauber dieser Aeuglein, welche ihn erstaunt anstarrten, hingerissen von einem Lächeln dieser vermeintslichen kleinen Kosenlippen, ihm einen Kuß geben wollte, bekundete mein Sohn durch ein heftiges Geschrei, daß ihm die Küsse des bärtigen Geschlechts nichts weniger als angenehm seien. Schleunigst eilte ich zu seinem Schuß herbei, da ich von meinem Schwiegervater eine Wiederholung des Attentats besürchtete;

allein der arme Mann war ganz zerknirscht und wußte nicht, was er thun sollte, um den ungeduldigen kleinen Herrn zu beruhigen.

"Gib ihn mirl" sagte ich sehr ernst zu ihm. Und ich sagte es ihm nicht nur, sondern ich gab ihm zu verstehen, daß er dem Bater gegenüber sofort ruhig zu gehorchen hätte.

"Gib ihn mir!" wiederholte ich dringend. Mit höhnischer Miene sah er mich an und — gab mir das Kind

War es Zusall oder eine Art von Wunder? Ich möchte mich nicht rühmen; aber mein Sohn beruhigte sich augenblicklich, schlug seine kleinen Augen auf und heftete sie wie verzückt auf mein Antlitz. Wohl fühlte ich die Demüthigung, die für den armen Großvater darin lag; allein in diesem Augenblick sah ich nichts, wollte ich nichts sehen, als die lieben kleinen Augen meines Sprößlings.

Ein Gelächter störte mich in meiner Betrachtung, ohne mich übrigens aufsturegen: mein Schwiegervater wollte sich rächen. Aber auch der Arzt lachte, ebenso Evangelina und schließlich auch Frau Gertrud. Da sah ich mich um.

"Sieh Dich im Spiegel an!" flüsterte mein Schwiegervater.

Dicht neben mir hing der Wandspiegel meiner Frau; ich brauchte nur den Kopf zu wenden, als auch ich mich versucht fühlte, mich selbst auszulachen. Niemals hätte ich geglaubt, daß es mehr als eine Art gebe, seine erstgeborene Nachkommenschaft auf dem Arm zu tragen, noch weniger, daß es eine gebe, die lächerlicher wäre als alle übrigen. Gerade diese hatte ich erwählt; ich werde mich aber nicht damit aushalten zu beschreiben, was unbeschreiblich ist, wie alles Erhabene.

Genug, mein Sohn schaute und läckelte mich an — ich schwöre: er hat mich angeläckelt, und ich war der glücklichste Papa, den je ein Standesamt gesehen hat. Um nicht auch meinerseits die Thorheit zu begehen, mein eigen Fleisch und Blut durch einen Kuß zu Thränen zu rühren und doch meine väterlichen Rechte zu wahren, dachte ich einen Augenblick daran, mir in Aller Gegenwart den Bart abzunehmen oder mich von meinem Schwiegervater raftren zu lassen; allein ich fand einen Mittelweg, der, wenn er auch kein eigentlicher und wirklicher Kuß war, doch einem solchen auf ein Haar glich. Mit den unerhörtesten Borsichtsmaßregeln gelang es mir, alle die mehr oder weniger glatten Theile meines Untlies mit Augusts Gesichtchen in Berührung zu bringen.

Sei es, daß die laue Temperatur ihn an die Annehmlichkeiten seines bisherigen Lebens erinnerte, oder daß meine Rase ihn die zarten Berührungen ahnen ließ, welche ihn in der Außenwelt erwarteten: jedenfalls "ist es ein Factum", wie wir Advocaten sagen, daß mein Sohn bei seinem Eintritt in's Leben von seinem Genius mit einem väterlichen Kuß begrüßt wurde. Ich erwarte von der gegnerischen Partei den Gegendeweis.

An diesem Tage bestand die Gegenpartei aus meinem Schwiegervater, der, tropdem August nicht nur der Wärme sich ersreute, sondern auch meine Nase mit seinen Lippen gepackt hielt und das Köpschen schüttelte, dennoch behauptete, diese Gunstbezeugungen gälten eher jedem Andern, als dem eiteln Narren von Bater. Ich ließ ihn reden, soviel er wollte.

"Rümmere Du Dich um feine Umme!" ichalt mein Schwiegervater. "Es

ift schabe, daß er noch keine Praxis hat! Meine Evangelina hat es gleich nach ihrer Geburt ganz ebenso gemacht."

Ich sah mein blasses Weibchen an, die auf ihrem Lager lächelte, dann meines Schwiegervaters Nase und rief kopsschütztelnd aus: "Unmöglich! Es kann nicht fein!"

Ich brachte fie Alle zum Lachen. Die Erste, die aufhörte zu lachen, war Frau Gertrud, die geschäftig auf den Fußspihen hin und her lief und endlich vor mir stehen blieb, um mir mit der ganzen Würde eines wirklichen Beistandes den Kleinen aus der Hand zu nehmen.

"Nein, liebe Frau," sagte ich zu ihr, indem ich zum ersten Mal meine väterlichen Rechte geltend machte, "es macht mir Spaß, ihn noch ein wenig zu tragen, und ich behalte ihn noch. Ihn Ihnen zurückzugeben, habe ich keine Lust."

Sofort holte die treffliche Frau aus einem Winkel ein Täßchen mit lauem Zuckerwasser, winkte mir, mich vor einem Tischhen niederzulassen, stellte das Täßchen hin und tauchte in dasselbe eine Art Lutschbeutel, den sie mir in die Hand drückte mit den Worten: "Lassen Sie ihn daran saugen!"

Erstaunt über ihre Dreistigkeit sah ich sie an. Als ich aber begriff, um was es sich handelte, setzte ich mich, nahm, so gut es gehen wollte, meinen Jungen auf den linken Arm und schickte mich mit der freien Hand an, ihm die Amme zu ersetzen.

Augusts Mahlzeit währte ziemlich lange. So oft ich den Lutschbeutel in das Zuckerwasser tauchen mußte, blickte ich verwundert um mich, als wollte ich sagen: "Welch ein Nimmersatt! Und welch eine Amme!"

Mein Schwiegervater setzte sich dicht hinter meinen Stuhl, stückte ruhig die Ellenbogen auf die Lehne und faß ein Weilchen ohne zu sprechen da. Er beguügte sich meinem Sohne zuzunicken, Gesichter zu schneiden und etwas tölpisch zuzulächeln; endlich, als August nicht genug bekommen konnte, rief er ihm zu: "Weißt Du, kleiner Spitzbube, daß Du saugst wie ein Alter? Wer hat Dich gelehrt, so zu saugen? Die Mama war's sicher nicht; wer also war's? Du wirst uns doch nicht glauben machen wollen, daß ohne ordentlichen Unterricht ein Sterblicher, und wäre er auch ein Talent wie Du, zur Welt kommen könne, um seinen Großvater an seiner eigenen Weisheit irre zu machen! Wer also hat Dich so zu saugen gelehrt? Ich seh ein — es ist nicht anders, es ist ein Geheimniß."

Mein Sohn machte den ausgedehntesten Gebrauch von seiner Freiheit: er schloß seine Aeuglein, neigte das Köpschen an meine warme Brust und schlief ein. Nun sagte ich, wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist, dem ungläubigen Großvater, daß August bei den Engeln weile, und legte ihn mit unendlicher Borsicht an die Seite der selig lächelnden Mutter.

#### II.

Der erste Ammendienst bei meinem Sohn währte zwei volle Tage, und ich versah ihn gewissenhaft bis zur letzen Stunde, im Streit mit meinem Schwiegersvater, der seinen Theil daran beanspruchte.

Was aber fah ich am dritten Tage, als ich zur Stunde der erften Mahl=

zeit, die Uhr in der Hand, an das Kopfende des Bettes trat, um meinem Sohne zu melden, daß es Zeit sei, zu taseln? Tief bewegt und mit ausgebreiteten Armen, in welche mein aufgeregter Schwiegervater sich warf, sah ich unsern kleinen Engel an der Brust seiner Mutter liegen, welche bald uns, bald ihn lächelnd ansah. Wir standen kurze Zeit in Betrachtung versunken vor dem reizenden Schauspiel, ohne Furcht, dem Säugling lästig zu fallen, welcher sich kaum herbeiließ, das Köpfchen zu heben, um seine erste Umme um Entschuldigung zu bitten.

Entzückt von diesem Bilbe hatte ich kaum bemerkt, daß mein Schwiegervater nicht mehr wie zuvor in meinen Armen lag. Er nahm das Tischchen, trug es in einen Winkel, setzte das Täßchen mit Zuckerwasser auf den Schrank und sagte mit heiterer Miene und luftigem Ton: "Au' der Kram ist künftig überflüfsig, und ich bin recht froh darüber."

Der Aermste war eisersüchtig! Er konnte nicht begreifen, daß mein Sohn, das Fleisch und Blut seines Töchterchens, mir mehr als ihm angehören sollte. Meine Nachsicht war sicherlich groß, allein er mißbrauchte sie. Und als ich ihn scherzend beschwor, doch einige Rücksicht auf mein Wochenbett zu nehmen, erhob er seine Hände zur Decke des niedrigen Zimmers mit einer drolligen Bewegung, über die ich aber nicht lachen konnte, da es mir beinahe schien, als käme ich gar nicht in Betracht, und als hätte mein Sohn sein Dasein nur sich selber zu verdanken.

Allein ich fand es gerathen, diesem Scherz ein Ende zu machen; ich that, als nähme ich das, was er sagte, um meine väterlichen Rechte herabzusehen, für Ernst, stellte mich immer erregter und sagte schließlich: "Unsere väterlichen Rechte sind nicht allzu weit her; unsere Kinder gehören uns höchstens so weit, als ihre Mütter damit einverstanden sind. Mein Sohn gehört — ich leugne es nicht — Evangelina mehr an als mir, ebenso wie Evangelina ihrer seligen Mutter mehr angehörte als Dir."

Mein Schwiegervater wollte "Diftinctionen" aufstellen, gerade wie ein Abvocat, um mir zu beweisen, mit dem Knaben sei es ein ander Ding.

"Wie fo?" fragte ich ihn.

"Es ist etwas ganz Anderes," stammelte ex; weiter wußte er nichts zu sagen.

So ging es zwei, drei Tage lang: er rührte sich nicht vom Fleck; es warteten tausend Geschäfte auf ihn, allein er konnte sich von seinem Enkelchen nicht trennen.

Endlich erklärte der Arzt, es gehe Alles vortrefflich, August gedeihe wundersbar und die Mutter sei völlig außer Gefahr. Er gab noch einige strenge Versordnungen und kam nicht mehr wieder.

Frau Gertrud kam noch einige Tage, mehr um Evangelina zu unterweisen, welche bei gutem Willen und bewundernswerthem Berständniß sich unter unseren Augen zu einer vollkommenen Kindespslegerin heranbilbete.

Zuleht kam auch die gute Frau Gertrud nicht mehr; nur mein Schwiegervater blieb wie angewurzelt. Oft dachte er an seine Geschäfte; dann sagte er: "Wer weiß, wie die Sachen liegen mögen? Gewiß hat in meiner Abwesenheit der Teufel sein Spiel! Morgen reise ich. Redet mir nicht mehr zu, noch länger zu bleiben; es würde vergeblich sein!"

Aber unerschrocken wagten wir Beide morgen von Neuem den Sturm: "Bleib' doch noch heute, nur heute noch!" — Und der Aermste blieb, blieb noch den einen Tag und ging auch am nächsten nicht. Am Freitag Morgen, den er selbst zur Abreise bestimmt hatte, erwachte er in ganz absonderlicher Laune. Er war wirklich zu bedauern; an diesem Morgen kam Alles zusammen. Man denke! Es fand sich — Gott weiß, wie — daß der Kosser zu klein war und einige Kleidungsstücke, die ganz bequem die Keise von Monza nach Mailand mitzemacht hatten, nicht ebenso gut für die Kücksahrt von Mailand nach Monza Platz sanden. Mein Schwiegervater verlor die Geduld; er versuchte in aller Eile den Kosser auf sein früheres Maß auszuweiten, indem er wohl zum zwanzigsten Mal auf den Deckel kniete, um ihn zu schließen, und die Hände gen Himmel hob, daß es einen Stein hätte rühren mögen. Alles umsonst! Der Kosser blieb unerbittlich: er war immer noch um gute zwei Finger breit zu eng.

"Das geht mit dem Teufel zu!" murmelte er zwischen den Zähnen. "Das ist ja eine Richtswürdigkeit! Der ganze Kram ist doch von Monza hergekom=

men; warum will er jett nicht wieder zurück?"

Evangelina, welche inzwischen das Bett verlassen, wohnte lächelnd dieser drolligen Scene bei; sie trug den Kleinen auf dem Urm und setzte sich geräusch= los neben mich.

"Bersuchen wir's noch einmal!" sagte mein Schwiegervater mit der Ruhe der Berzweiflung. "Lassen wir diese unglückseligen Hemden bis zuletzt, und benutzen wir diese verdammten Socken zum Aussüllen! — Du reizender Engel! — Du meine Freude — meine Liebe — mein Schatz!"

Der arme Großvater, der jeht erst Evangelina's Gegenwart bemerkt hatte, sprang hoch und versetzte dem Kosser einen Fußtritt, indem er zugleich den kleinen August liebkoste. So war er plöhlich verändert; die Falten seiner Stirn glätteten sich, und seine Augen blickten sanst und heiter. Wem hatte er das gütige Lächeln, diese angenehme Lustigkeit zu verdanken? — Meinem Sohn!

Nachdem er seine Liebkosungen und Schmeichelnamen an August verschwenbet, ohne daß dieser eine Miene verzogen hätte, begann er von Neuem die Bor-

bereitungen zu seiner Abreise.

"Wart'!" sagte ex, indem ex so dastand, daß ex keinen Blick von dem Jungen verwandte, und bald den Koffer, bald seinen Enkel anredete — "wart', Du Schelm! Du haft mir heiß genug gemacht! Was hast Du denn davon? — Du Liebling! Bist Du dem Großvater gut? Ja? — Gib mir einen Kuß! — Und Du, hör' auf, ich hab's satt; oder ich laß' Dich sier und gehe ohne Dich nach Monza! Wilst Du das, verdammter Lump? — Uha! Jeht, denke ich, mußt Du Dich schließen lassen! Wirst Du?"

Mit diesen Worten kniete er zum einundzwanzigsten Mal auf den Koffer; derselbe schien noch einigen Widerstand leisten zu wollen, dann aber ließ er sich schließen, und der Alte schien ob dieser unerwarteten Nachgibigkeit weniger beruhigt als verdrießlich.

"Großpapa geht!" sagte er, indem er aufstand und einen Seufzer und noch

einige Liebkosungen dem Aleinen zuwandte. "Weißt Du auch, daß Großpapa geht?"

Die tible Laune meines Schwiegervaters kehrte wieder; allein es war Freitag, und es konnte nicht anders kommen, wie er selber sagte. Nachdem endlich der Koffer sich hatte schließen lassen, bemerkte mein Schwiegervater zu seinem neuen Schrecken — er war die fleischgewordene Unordnung — daß er drauf und dran war, ohne seine Cravatte abzureisen. Er lief in allen Zimmern umber, um das verdammte Tuch zu suchen, das sich — Gott weiß, wo — sinden mußte und "natürlich" — das war sein eigenes Wort — natürlich sich nirgend sand. An wie viel unmöglichen Orten kann ein vernünstiger Mensch eine versteckte Cravatte suchen! Ich wäre nie darauf gekommen, hätte ich es nicht selbst gesehen, wie dieser Viedermann den Deckel von der Zuckerdose aufhob in der Hossinung, ein unsichtbarer Zauberkünstler könne sich einen Scherz gemacht haben.

Endlich hatte Evangelina den erleuchteten Einfall, er habe vielleicht aus Bersehen die Cravatte in den Koffer gepackt. Das war ein Licht in der Nacht! Ja, meine Herren, die Cravatte befand sich in dem Koffer, welcher zur Strafe für seinen Eigenfinn von seinem Herrn einen Fußtritt bekommen hatte.

Allein die Widerwärtigkeiten meines Schwiegervaters hatten noch kein Ende; es war nicht umsonst Freitag, und — er selbst hatte es ja gesagt — es mußte so kommen!

Rach dem Fahrplan sollte der Zug um halb zwölf Uhr abgehen; es war also Zeit genug, gegen elf Uhr von Hause fortzusahren, um, ohne sich abzuäschern, zu rechter Zeit auf dem Bahnhof zu sein. Nun war es aber, als unsere unsehlbare Pendeluhr drei Viertel zeigte, nach der ebenfalls unsehlbaren Taschenzuhr meines Schwiegervaters erft eben Halb vorbei.

Welcher follte man glauben?

"Meine Uhr." brummte der arme Reisende, "geht auf die Secunde; Euer altes Möbel wich gehn Minuten früher los sein!"

"Hätte fie," erwiderte Evangelina mit einem entschuldigenden Blick auf unsere einzige Uhr, "hätte fie Gemüth und Verstand, so würde sie gerade das Entgegengesetzte thun. Allein sie zeigt die Römische Zeit, die Deine dagegen wird die von Monza angeben."

"Und da ich nicht nach Rom, sondern nach Monza gehe, hat meine Uhr Recht."

"Sie hat hundertmal Recht!" rief ich lachend aus.

"Nein, tausendmal!" antwortete mein Schwiegervater.

Sie hatte es sogar nicht einmal; der eigenfinnige Reisende kam gerade zu rechter Zeit auf dem Bahnhof an, um zu sehen, wie der Billetschalter ihm vor der Rase geschlossen wurde.

Zu meiner großen Verwunderung nahm er die Sache von der scherzhaften Seite. "Am Ende," sagte er mit ungewohnter Heiterkeit, "hat sie vielleicht Recht, und es ist besser, daß ich heute nicht reise; es ist Freitag — — "

"Das Mindeste, was Dir hätte zustoßen können," unterbrach ich ihn lachend, "wäre gewesen, daß die Locomotive entgleiste und auf Mailändischem Gebiete

die Stämme der Maulbeerbaume bedrohte, welche sich beeilt hatten, bei Seite

zu gehen, um fie vorbei zu laffen."

Mein Schwiegervater sah nicht aus wie Einer, dem die Reise verdorben ist oder der ein Kennen verloren und nun mutterseelenallein mit seinem Koffer nach Hause zurücksehrt; leicht und schnell schritt er unter den Augen der Steuersbeamten einher, welche sich begnügten, den Koffer in der Hand zu wägen und in der unschuldsvollen Miene des Biedermannes Grund genug zu finden, ihn ruhig seines Weges ziehen zu lassen.

"Beut ift mir doch nichts geglückt!" rief der Alte aus.

"Es wird Dir Alles glücken, wenn Du noch eine Woche bei uns bleibft, um unsern kleinen August über die Taufe zu halten."

In diesem Augenblick gab mein Schwiegervater keine Antwort; sobald er aber sein Enkelchen wiedergesehen und bessen weinendes Stimmchen vernommen hatte, warf er Kosser und Mantel in den Winkel, zog seine Handschuhe aus, hauchte sich in die Finger, um sie zu erwärmen, und sagte: "Eine Woche? Das geht nicht, mein guter Epaminondas, unmöglich; Du weißt, ich habe Tausenderlei in Monza zu thun. Wenn Du aber willst, daß ich Deinen Jungen über die Tause halten soll, so laß ihn nächsten Sonntag tausen; dann thu' ich's, mein heiliges Wort darauf —"

"Bravo, Papa!" rief die bleiche kleine Mutter aus. "Bravo, Papa! Soeben schreibt mir Tante Simplicia aus Pavia, daß sie wieder gesund und gern bereit ist herzukommen, um die Bathenstelle zu übernehmen."

"Bir werden ihr telegraphiren, daß sie sofort kommen soll," fügte ich hinzu. Mein Schwiegervater sagte kein Wort. Er hatte sich die Finger so weit erwärmt, daß er den Aleinen streicheln konnte, ohne daß dieser schrie; an etwas Weiteres dachte er nicht. Für ihn war die Tause nur ein guter Vorwand, noch bei uns zu bleiben.

Solange er glaubte, die heilige Handlung solle ohne ihn, allein unter den Auspicien der Tante Simplicia vor sich gehen, sprach er von ihr nicht ohne sich kleine frivole und keherische Scherze zu erlauben. Jeht nicht mehr, jeht war die Tause ihm etwas Schönes und Erhabenes. Er wollte, daß wir sie mögelichst feierlich einrichten und den Freunden leckere Speisen vorsehen sollten. Er bezahlte Alles.

### III.

Am Sonntag früh kam Tante Simplicia an. Ich bemerkte fogleich, daß sie ihre Pathenpflicht sehr ernst nahm. Sie war nicht eine Tante wie andere Tanten; sie war sogar nicht einmal eine einsache Frau; sie war ein ganzes Nonnenkloster, ein ganzer Orden, und in ihrem kleinen Kofferchen trug sie, wie es schien, Alles, was zum christlichen Glauben gehörte.

Tante Simplicia hatte uns ein Mädchen gewünscht. Mein Schwiegervater wußte es; nach seiner Auffassung war schon dieser Bunsch ein Verbrechen, welches zu vergeben er kaum geneigt war. Allein als er hörte, wie die Frau Gevatterin den Himmel zum Zeugen anrief, daß der kleine August dem Groß-

vater sprechend ähnlich sei, da bemerkte ich auf den Lippen des Alten ein glückseliges Lächeln, welches den gangen Tag über nicht aufhörte.

Ich will mich nicht auf die Einzelnheiten der Tause einlassen. August hatte nicht gerade die Weisheit mit Löffeln gegessen; allein er ließ sich mit bewundernswerther Ruhe in das geweihte Wasser tauchen und gestattete dem Großvater, in lateinischer Sprache für ihn dem Teusel und allen seinen Lüsten zu entsagen.

Was mich an diesem Tage Wunder nahm, ist, daß die Taufgäste, nachdem sie meinen Sohn mit Erstaunen betrachtet und alle seine körperlichen und geistigen Borzüge gerühmt, doch endlich einmal damit aushörten und daran dachten, von der auswärtigen Politik zu sprechen oder sich die Taschen mit Consect zu füllen. Auch meinen Schwiegervater ärgerte es; und nachdem er wohl zum vierten Mal mit seinem Enkelchen im Arm auf und ab gegangen war, um Jedem zu zeigen, wie der Kleine ungewiegt schlief, merkte er an der zunehmenden Gleichsgiltigkeit der Gäste, die an die Stelle der früheren Zärtlichseit trat, daß es Zeit sei, den Kleinen wieder in die Wiege zu legen. Er that es; dann setzte er sich schmollend und maulend in eine Ecke.

Nun kam der Augenblick des Scheidens. Einstimmig meinten Alle, sie könnten nicht fortgehen, ohne noch einmal den kleinen Täufling in der Wiege gesehen zu haben; da begann es im Antlih meines Schwiegervaters wieder hell zu werden. Sie traten paarweise in's Schlafzimmer, die Herren von mir, die Frauen von Evangelina geführt, und Ale gleicher Weise gefolgt von dem seier-lich gestimmten Großvater. Sie umkreisten die Wiege, und sich ein wenig niederneigend, rief halblaut der Eine: "Wie hübsch er ist!" — der Andere: "Hat man je einen so reizenden Jungen gesehen?" — und ein Dritter: "Welch süßer Schah! Geradezu zum Anbeißen!"

Ich glaubte keine Silbe bavon, und bennoch schlug mir bas Berg.

Was mich noch an diesem Tage in Erstaunen setzte, war daß, nachdem die Gefellschaft fort, der Lärm so vieler fremder Stimmen verstummt, die Beleuch= tung der Zimmer erloschen war und wir uns zu Dreien ftill um die Wiege versammelt fanden, wir auch nicht einen Schatten jener trüben Stimmung verspürten, welche fonft jedem Fefte zu folgen pflegt. Im Gegentheil wollte es, als ich mit dem Licht in der Hand durch das Zimmer ging und die Stühle in Unordnung fah, mir fast icheinen, als lage die Gesellschaft meiner Freunde weit hinter uns; fo fonell waren die Eindrücke derselben aus meinem Gedächtniß getilgt. Ich brauchte vielleicht nur ein wenig die Ohren zu spigen, um noch draußen die Stimme eines unserer heiteren Gaste zu hören; ich hätte mich nur ju buden brauchen, um hier den Rork einer Alasche, dort ein verlorenes Studchen Confect vom Boden aufzulesen - und dennoch mußte ich mich fragen, ob es wirklich in meinem Sause ein Fest gegeben hatte. Dies tam daber, daß mein, daß unfer Teft anders als die anderen gewesen war, und daß, während alle Jene in unserem Zimmer sich mit uns freuten und uns mit Schmeicheleien überhäuften, Evangelina und ich an andere Dinge dachten und Jenen wie aus der Ferne zusprachen und zulächelten.

Am folgenden Morgen ging Alles auf's trefflichste: ber Koffer ließ sich widerstandslos schließen, die Cravatte brauchte nicht gesucht zu werden, die Uhren

aingen gang gleichmäßig, mein Schwiegervater gab uns einen trübseligen Scheibetuß, "seinem Geschöpfchen" deren ein ganzes Dugend und verließ entschlossen unfer Saus; auch tam er zu rechter Zeit, gute fünf Minuten bor bem Schluß bes Schalters auf dem Bahnhof an. Faft schien es mir, als wollte er fich beklagen, daß er zu früh gekommen sei; allein er fagte nichts. Wie aber wandte er die kostbaren Minuten an, die ihm noch blieben?

"Mein Junge," fprach er feierlich zu mir, "mein Junge, ich binde ihn Dir auf die Seele!"

Bott im himmel! Beinahe hatte ich ihn gefragt: "Wen?" Allein ich hatte ihn volltommen verstanden, und da er auf seine Uhr sah und bemerkte, daß er noch zwei Minuten Zeit habe, so benutte er diese, mir die größte Sorgfalt einzuschärfen: ich möchte ja zusehen, daß er sich nicht erkälte, indem er zu fehr der frischen Luft ausgesetzt würde; ich möchte ja recht geduldig sein und ihn recht viel liebkosen, denn kleinen Kindern thaten die Liebkosungen noth; ich möchte ihm von Zeit zu Zeit einen Theelöffel Cichoriensprup geben; vor Allem aber "möchte ich ihn recht lieb haben".

Mit offenem Munde fah ich ihn an. Da schrie ein Beamter uns in die Ohren: "Einsteigen nach Sesto, Monza, Seregno, Como!" Doch unentwegt warf der Alte einen zweiten Blick auf die Uhr; dann wandte er fich - ja, er wandte sich nochmals zu mir, um alle seine Wünsche und weisen Lehren von A bis 3 mir nochmals zu wiederholen, fo daß ich die Abfahrt des Großvaters schon mit Schmerzen erwartete, um nur endlich seine väterlichen Vermahnungen los zu fein!

"Einsteigen nach Sefto, Monza, Seregno, Como!"

"Schnell, schnell!" rief ich ihm zu, ihn ein wenig antreibend. "Schnell! sonst werden die Thuren geschlossen und Du hast das Fahrgeld umsonst bezahlt. - Glückliche Reise!"

Im Wartesaal zeigte er dem Schaffner seinen Fahrschein, und noch ehe er den schmalen Gang betrat, wandte er sich um, lächelte mich an, hob den einen Finger in die Sohe und rief mir zu: "Bergif auch die Cichorie nicht!"

# IV.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles — sagen die Philosophen. Und ich, der ich mich an so Bieles habe gewöhnen muffen, stehe nicht an zu wiederholen: Der Mensch gewöhnt sich an Alles, ausgenommen vielleicht Kolik und Zahn= ichmerzen, obgleich die Philosophen das nicht fagen. Unter allen Gewohnheiten der Welt aber gibt es, wie ich versichern kann, keine einzige, welche schneller haftet als die, gludlich zu sein. Ich weiß nicht, ob man baraus schließen soll, daß das Glück, oder daß das Unglück der natürliche Zuftand des Menschen fei, da eine ununterbrochene Befriedigung durch die Gewohnheit nachläft und verblagt, und ich möchte fast glauben, daß beide abstracte und einander widerfprechende Thesen von demselben Abvocaten mit gleicher Beredsamkeit vertheidigt werden können. Allein ich wiederhole mit Bestimmtheit, daß der Mensch sich an nichts leichter als an das Glück gewöhnt.

Diese Gedanken kommen mir nicht jest zum erften Mal; als neugebackener

Bater gingen sie mir schon einmal durch den Kopf. Und doch, als ich heut am Kamin meine zum Wanken erschütterte Philosophie überdachte und nach Beisspielen, sie neu zu stügen, suchte, entnahm ich das nächstliegende und beste jener fernen und glücklichen Zeit meines jungen Baterglückes.

Höchst erstaunt über die Größe der väterlichen Wohnung, konnte August niemals unsere vier Zimmer durchwandeln, ohne die gespannten Blicke rings umher streisen zu lassen. Fing er an zu weinen, so brauchte man ihm bloß einen versilberten Leuchter, eine Tasse, eine Fensterscheibe oder sonst etwas Blankes nahe zu bringen, und sogleich war er vor Bewunderung zum Schweigen gebracht. Steckte ich Abends das Licht an, so war er im Stande, auf sein Abendbrot zu verzichten, um desto länger und ungestörter die geheimnisvolle Flamme zu betrachten, die in Papa's Hause brannte. August war erst vierzehn Tage auf der Welt, und doch war mir zu Muthe, als hätte ich ihn immer gehabt. Sein rundes Gesichtchen erschien mir wie das Antlitz eines alten Jugendfreundes, sein Stimmchen weckte ein Echo in meiner Brust; sein Weinen klang wie ein Freudenzuf; seine dummen Augen, das Wackeln seines Köpschens, das Strampeln seiner Beinchen, die sich der Windeln entledigen wollten — Alles das rief mir längst vergessene Bilder, Bilder, bei denen ich nur zu stücktig geweilt, süße, wonnige Vilder in's Gedächtniß zurück.

Diese vierzehn Tage neuen Lebens erweiterten sich wunderbar, fie erfüllten mein ganzes vergangenes Leben, bis es mir zulegt unmöglich fcien, daß ich jemals anders gelebt habe, und daß wir Beide, mein Sohn und ich, uns erft seit Kurzem kennten. So oft ich mitten in der Nacht in meinem Bett aus einem bofen Traum erwachte, in welchem ich aufgehort hatte, Bater zu fein, und wenn ich dann mein Ohr anspannte, um den fanften Athemaiigen meines unschuldigen Rleinen zu lauschen, folgte ich fast widerstandslos der Fluth meiner Gedanken, welche die Richtung nach jener Zeit nahmen, in der ich noch nicht Bater war. Allein ich folgte ihnen wider Willen; es war mir, als lage mein Baterglück wie ein Schatz am Wege, und ein Räuber konnte kommen und ihn mir ftehlen — darum wollte ich ihn nicht aus den Augen verlieren, und des= halb ging ich rudwärts, ohne einen Blick von ihm zu verwenden. Aber immer weiter trugen mich die Erinnerungen: alle meine Schmerzen fühlte ich heftiger, und wie abgeschmackte Thorheiten erschienen mir alle meine Freuden. Es war Etwas, das Allen fehlte: mein Kind. Wie viel heitrer trug ich jetzt den wiedergefundenen Schatz meines neuen Glückes forglos dem Labyrinth der Zukunft entgegen!

Auf seiner Reise durch's Leben zeigte mein Sohn fich von tausend verschiesenen Seiten: nach einem Jährchen — er war kaum entwöhnt — begnügte er sich ein wenig zu springen; dann wagte er die ersten wankenden Schritte zu versuchen; dann kroch er unter dem Tisch durch, ohne sich zu bücken, und legte sein Krausköpschen auf mein Knie. Auf einmal war er als Renommier-Fuchsauf der Universität, trug einen wuchtigen Stock in der Hand, erfüllte die Straßen von Pavia mit seinen nächtlichen Heldenthaten, spielte Billard und zerbrach sich den Kopf über sein Examen im canonischen Recht. Dann kehrte er als »Doctor utriusque« nach Mailand zurüch zum großen Erstaunen meines Schwiegervaters.

der immer einen Ingenieur aus ihm machen wollte. Er war ein Schutz der Waisen und Wittwen — der Spitzbube! Dann verliebte er sich in eine achtzehnjährige Schöne; ich gebe meine Zustimmung, er verheirathet sich und versichafft mir Großvatersreuden.

Und ich? Es war mir fürder unmöglich, von mir allein zu träumen. In jedes meiner Luftschlösser setzte ich einen Schloßvogt, und das war er. Meine Kundschaft, mein Ruf als Advocat, meine Einnahmen und Ersparnisse — es schien mir unmöglich, an all' das zu denken ohne den herzigen Jungen, der vor zwei Wochen zur Welt gekommen war.

Ich leate einen meiner Finger in seine kleine Hand; er drückte ihn mit all'

feiner Rraft und fah mich an.

"Bleiben wir vereint!" — sagte ich scherzend, um der blassen Mutter ein Lächeln zu entlocken. Und leise fügte ich im Ernst hinzu und mit einer Festigsteit des Vorsatzes, die mir geeignet schien, das Schicksal herauszusordern: "Bleiben wir vereint — — bis daß der Tod uns schiede!"

V.

Ich hatte stets an den Tod gedacht, und ich denke noch an ihn, allein unsendlich weniger. Das schreckliche Bild desselben begann mit dem Dasein meines Sohnes mehr in den Hintergrund zu treten; allmälig verblaßte es zu einer Nebelgestalt im weiten Horizont und in einer Entsernung, in welcher sie mir nicht mehr furchtbar erschien.

Wenige Monate zuwor hatte ich jeden Augenblick ein anderes Leiden: erst war ich schwindssüchtig, dann schlagssüssig, plöhlich in einer weniger qualvollen Biertelstunde wassersichtig. Meine Evangelina hatte mir manche Krankheiten vertrieben; doch blieb mir manche nicht eingestandene, in ihren schleichenden Folgen nicht ganz so gefährliche wie Schwindsucht oder Wassersucht, aber doch gleich bedenkliche zurück, und bei manch scherzhafter Anspielung der Meinen auf ein Tizian'sches Greisenalter sagte ich mir leise, daß ich ein solches sicher nicht erreichen würde. Mein frühzeitiger Tod sollte mich vorbereitet sinden, darum dachte ich so viel an ihn. Ich hatte mir sogar vorgenommen, meinen letzten Willen zu Papier zu bringen; es sollte mein Testament sein mit Ersparung der Notariatsgebühren, und wenn es unterblieben ist, so geschah dies nur, weil die mein Leben bedrohenden Krankheiten so mild und leise auftraten, daß sie mich mitunter in den Traum eines, Wethusalems Jahre überdauernden Alters einswiegen mußten.

Da kam mein Sohn, und alle trüben Gedanken gingen mir aus dem Sinn. Ich fühlte mich stark, gesund und lebensfrisch. Leicht war ich überzeugt, daß die Wassersucht sich nicht an den Papa eines kaum zur Welt gekommenen Geschöpschens heranwagen würde, und daß mein Leben mindestens auf so lange, als das Knäblein mich nöthig brauchte, gesichert sei, ich also wenigstens noch gute zwanzig Jahre vor mir hätte. Der Tod hatte mir eine Terminsvertagung bewilligt, und ich war als Advocat froh, sie erlangt zu haben. Alle Kranksten waren vergessen, ebenso auch mein handschriftliches Testament. Hatte icht einer Leiten waren vergessen, ebenso auch mein handschriftliches Testament. Hatte ich

nicht jett einen Leibeserben?

Wie aber die menichliche Ratur Alles auszugleichen liebt, jo kam auch mir bisweilen der entgegengesetzte Gedante. Allen meinen unerbittlichen Plagegeiftern hatte ich sonft eine stoische Ergebung entgegengesett. "Ihr feid euer fo viele." hatte ich ihnen gefagt, "und fo andauernd; aber mehr als einmal kann ich doch nicht an euch fterben." Jett bagegen fühlte ich wohl, daß all' mein Stoicismus mir nichts helfen wurde. Satten meine Qualgeifter nicht großmuthig die Waffen gestreckt: ich hatte mich sicherlich nicht darein ergeben, meinen Sohn zu verlaffen und bis zur Stunde der Abreise in's Jenseits beinahe rubig zu leben. Bei alledem war ich gang glücklich und gewöhnte mich an mancherlei Dinge, bei denen ich mich vortrefflich befand. Ich fühlte mich behaglich in meiner Bauslichkeit, und bald gewann ich die Ginficht, daß, wer eine Bauslichkeit befitt, niemals in's Cafehaus ju geben braucht, um die Zeitung ju lefen und mit Freunden zu politisiren. Nach dem Frühstück und dem Mittagessen ging ich aus, einen Rug von Evangelina auf den Lippen und einen Sandedruck meines Sohnes auf dem Zeigefinger meiner Rechten. Stolz und aufrecht schritt ich einher, meinen Schritt beschleunigend, wenn ich die breiten Schultern einer Umme vom Lande erblicte, Die einen Kleinen auf dem Arme trug: fobald ich fie eingeholt, ging ich wieder langfamer, um das fremde Kind mit Muße zu betrachten. Allein so viele mir auch unterwegs begegneten, es war doch Keiner jo hubsch wie der meinige. Fand ich Einen, weiß wie Schnee, blond gelockt wie ein Liebesgott und blauäugig, so schrieb ich biese Borzüge zunächft seinem entwickelteren Lebensalter ju; wenn ich dann aber felbst einsah, daß mein Sohn weder schneeweiß noch blond und vielleicht noch weniger ein Lockenkopf werden fonnte, ba er von alledem kein Borbild in der Familie hatte, fand ich schließlich in August einen Zug von Erhabenheit, welcher dem Andern abging. Alle Säuglinge, die auf den Strafen von Mailand die Januarsonne genoffen, schauten mich neugierig an. Manche fahen elend und traurig genug aus, und boch lächelten fie mir gu, weil ich über die Schultern ihrer wohlbeleibten Ummen hinweg mit ihnen Scherz trieb, und Alle, gefund oder schwächlich, arm oder reich, faben aus als wollten fie mir zurufen: "Ginen ichonen Gruß an August!"

Ich fehrte zuruck nach Saufe, wo meine fuße Wonne mich erwartete: ber

rofige Knabe und seine bleiche lächelnde Mutter.

## VI.

Gines Tages aber weinte August hestig und klammerte sich sest an den Busen seiner armen Mutter, welche bleicher als sonst und mit verweinten Augen da saß.

"Was ift denn los?" stammelte ich und blieb, bestürzt und auf eine Unglücksbotschaft vorbereitet, auf der Schwelle stehen. Evangelina neigte das Haudt und betrachtete mit thränendem Auge den weinenden Knaben.

"Was ift benn?" fragte ich noch bringender und ängftlicher.

"Ich weiß es ja nicht!" erwiderte die Aermste, und beugte sich noch tiefer herab, um mir ihre Thränen zu verbergen.

"Was hat er denn? Was fehlt dem Kinde?"

"Ach, nichts — — nichts" — ftammelte die arme Mutter.

Mir zitterten die Knie; Evangelina sah mich an. Vielleicht ahnte sie tief in meinem Vaterherzen eine Angst, welche noch größer war als ihr eigener Schmerz; sie legte ihren Arm um meinen Hals, zog mich dicht an sich, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und Thränen und sagte mit beklommener und tonloser Stimme: "Das Kind hat Hunger!"

Zuerst verstand ich sie nicht. Ich sah bald sie, bald den Kleinen an und wiederholte fast gedankenlos: "Er hat Hunger!" Als ich aber das bleiche Antlit meines Weibes betrachtete, da verstand ich die stumme Sprache ihrer Thränen; ich verstand sie schweigend und gepreßten Herzens. Ich beugte mich über Evangelina, trocknete mit dem Taschentuch ihre Thränen, küßte sie, dann den Kleinen...

Dann begab ich mich auf die Suche zum Arzt, zu Frau Gertrub und zum Apotheker an der Ecke, und Jeder versprach mir zu morgen eine Amme. Als ich wieder nach Hause kam, kratte ich mich hinter dem Ohr, durch welches drei Worte inhaltsschwer aus dem Munde des Apothekers zu mir gedrungen waren.

"Sie wollen eine Amme, die in Ihrem Haufe wohnen foll?" hatte er mich

gefragt.

"Gewiß," hatte ich ihm geantwortet, "meine Frau würde sich nicht von bem Kinde trennen können."

Der weise Apotheker meinte, meine Frau sei zu bedauern, thäte aber sehr gut daran, weil es, wenn es anginge, besser sei.

"Wenn es anginge!" Diese drei Wörtchen, die meiner Sitelkeit schmeichelten, weil sie in mir die Borstellung erweckten, ich sei schon ein Absvocat mit reicher Kundschaft, blieben in meinem Ohre haften, und sie waren es, um derentwillen ich mich hinter dem Ohr kratte. Ich verhehlte meine Angst und meine Besürchtungen der armen Evangelina keineswegs. Als sie ersuhr, daß drei Ammen sich um die Stre stritten, unsern Kleinen zu nähren, küßte sie ihn zunächst, dann lächelte sie und sagte: "Ich bin's zusrieden."

Die Glückliche! Mir ließen die drei Worte des Apothekers keine Ruhe. Einen großen Theil der Nacht verbrachte ich damit, in meinem dunkeln Kämmerlein die Kosten meines Vorhabens nach allen Seiten zu berechnen. "Ich muß mich verrechnet haben," sagte ich, "oder so eine Amme ist doch kostspieliger, als ich mir dachte. Vielleicht ist die Milch so theuer! Indessen was kann da sein? Ich werde etwas weniger essen, wir werden nicht mehr in's Casehausgehen, mit Gottes hilfe werde ich, wenn's nöthig ist, aushören zu rauchen — — "

Im Dunkeln stellte ich die Zissen zusammen, addirte, subtrahirte — —. D Wonne! mir blieb noch ein kleiner Rest. Allein ich mochte dem trösklichen Ergebniß dieser Arithmetik nicht trauen; keine der vier Species stimmte bei der schrecklichen Probe auf die Worte des Apothekers. Hier mußte ein Versehen sein. Ich sing nochmals von vorn an, addirte, subtrahirte, und immer blieb mir ein kleiner Rest. Endlich fand ich Schlaf und den Frieden.

## VII.

In den ersten Stunden des nächsten Morgens kündete ein heftiges Klingeln einen außerordentlichen Besuch an — wahrscheinlich eine der drei Ammen, oder am Ende gar alle Drei zugleich! Ich selbst stand auf, um zu öffnen, und erblickte zu meinem Erstaunen eine rothwangige und gesundheitstrozende Masse, welche den ganzen Raum der Thür ausfüllte. Das dicke Bauerweib hatte ihren ohnehin schon mehr als üppigen Körper durch ihre Kleidung — sie trug u. A. mindestens drei Köcke über einander — höchst imposant in Scene gesetz; sie trug ein seidenes Kopstuch und ein Paar riesiger Ohrringe, welche um das Vollsmondsgesicht herumbaumelten.

"Ich bin die Amme," sagte sie, indem sie unaufgesordert in das Borzimmer trat und dasselbe mit neugierigen Blicken musterte. "Mich schickt der Apotbeker — — —"

Ich hörte weiter nichts. Mir war, als hätte mir im Augenblick Jemand die riesigen Ohrbommeln des Frauenzimmers eingehängt — so klangen mir die drei Worte des Apothekers im Ohr.

"Treten Sie näher," sagte ich, meine ganze Würde zusammennehmend, "treten Sie nur näher, liebe Krau."

"Liebe Frau," nannte ich fie nicht ohne hintergedanken; ich fühlte mich biesem Riesenweibe gegenüber kleiner, und es schien mir angebracht, den Colog aus dem Gesichtspunkt beschiebenerer Berhältnisse zu behandeln.

"Bin ich hier recht bei dem Advocaten — — dem Advocaten — — Acidi?"

"Placidi — — —"

"Na, Placidi oder Acidi ift ganz gleich. Sind Sie der Advocat?"

"Ja, ich bin's."

Ich faßte sie in's Auge, um zu sehen, wie sie diese Mittheilung aufnähme; allein nichts als ein leichtes Lächeln zeigte sich auf der glatten Obersläche des Fleischlumpens von Gesicht. Ich ging weiter, und sie folgte mir; spähenden Auges bemerkte ich, daß sie sich fortwährend umsah und beim Durchschreiten des Speisezimmers die Tischdecke antastete, um den Stoff zu prüsen. Ich versprach mir nichts Gutes.

"Ift es erlaubt?" fragte ich an der Schwelle des Schlafzimmers, um der etwas ungeschlachten Person zu zeigen, wie sie sich bei uns zu benehmen habe. Sie verstand den Wink ganz gut; sie warf mir einen flüchtigen Blick zu, blieb stehen und trat erst ein, nachdem Evangelina gerusen hatte: "Zerein!"

Dennoch war sie unverbesserlich; kaum eingetreten, prüste sie mit schnellem Blick die Wiege, das Bett, den Schrank und die Gardinen und trat dann kerzengerade vor meine hoch erröthende Gattin. All' ihren Muth zusammenraffend, fragte Evangelina: "Wie heißen Sie, liebe Frau?"

"Benedetta heiß' ich, Benedetta Corti. Mein Mann ist Fuhrmann, aber er ist nicht daheim; meinen Sohn hat der Herr zu sich genommen, deshalb gehe ich als Amme. Es ist das zweite Mal, daß ich zu Herrschaften will."

Von ihrem verstorbenen Sohn hatte sie mit großer Seelenstärke gesprochen; bei dem Wort "Herrschaften" richtete sie nochmals einen slüchtigen Blick auf den Schrank. Was hätte ich jetzt darum gegeben, vergoldete Möbel und einen großen Geldschrank im Schlafzimmer zu haben, nur um diesen Coloß vom Lande mit meinem Neichthum erdrücken zu können!

"Alfo auch Ihr erftes Kind ift Ihnen geftorben?"

"Ja, gnädige Frau," antwortete dieses Weiß, "wir armes Volk vertrauen auf des himmels Barmherzigkeit, die uns nicht verläßt."

Des Himmels Barmherzigkeit — das heißt mit anderen Worten: die Sterblichkeit der Kinder! Und so denken und sprechen gar viele Mütter vom Lande, ohne besonders harten Herzens zu sein: sie lieben ihre Kleinen, so-lange dieselben leben; über ihren Berlust trösten sie sich mit der Barmherzigkeit, welche der Himmel gegen das arme Volk übt. Das Elend hat seine Logik, und der Mensch tröstet sich leicht mit einer Redensart.

"Und Sie können fogleich antreten?" fragte Evangelina.

Benedetta Corti lächelte, wobei sie zwei Reihen großer aber blendend weißer Zähne sehen ließ, und sagte: "Ja, ich weiß noch nicht — — je nachdem."

Ich verstand sie, Evangelina ebenfalls. "Wir wollen sehen," sprach ich, indem ich mich niedersetzte und den Körper rückwärts anlehnte, wie bei einer Audienz einem Clienten gegenüber, "wir wollen sehen! Was verlangen Sie?"

So geradezu auf's Korn genommen, hatte Benedetta Corti einen Augenblick der Schwäche; sie wiegte sich auf ihren Hüften, betrachtete die Stühle und die Bilderrahmen und fand in ihrer Berlegenheit um eine Antwort keine bessere als diese: "Sie haben mich geholt, und ich bin gekommen — ich bin nicht Schuld daran!"

Ich durchschaute die Sache und fagte nichts; Evangelina aber fragte: "Wie viel sollen wir Ihnen geben?"

"Ja, das ist so 'ne Sache — — das Haus ist klein, aber ganz nett," antwortete Benedetta, "Sie meinen doch, wie viel monatlich? — Fünfunds dreißig Lire — haben mir auch die anderen Herrschaften gegeben. Die Herrschaften wissen wohl, was Brauch ist?"

Evangelina und ich, wir sahen einander bedeutend an. "Ja, wir wissen's," erwiderte ich, "aber es ist doch immer besser, sich zu verständigen."

Benedetta war ganz meiner Meinung. "Also 35 Lire monatlich," begann sie, "hundert Lire beim ersten Zahn; wieder hundert Lire, sobald der Junge anfängt zu lausen, und schließlich fünshundert Lire, wann er entwöhnt wird — haben mir die anderen Herrschaften gegeben."

Evangelina verwandte kein Auge von mir; ich parirte diesen kräftigen Hieb, ohne mit den Augen zu zwinkern. Mein Entschluß war gefaßt.

"Finden Sie das viel?" fragte mich Benedetta Corti.

"Es scheint mir gerade genug, aber viel gewiß nicht," erwiderte ich mit Würde. Es machte mir Spaß, diesen ländlichen Coloß, was man so sagt, "hineinfallen" zu lassen. Sie ging auf den Leim, und nachdem sie, allerdings mit einer komischen Unsücherheit, einige prüsende Blicke umher gethan, verlangte sie noch zwei Anzüge für jede Jahreszeit, goldene Ohrringe, ein eben solches Medaillon und einen silbernen Kopsput — weiter nichts!

"Haben Sie auch nichts vergessen?" fragte ich, indem ich mich niedersetzte. "Soviel ich weiß, nein," lautete die unverfrorene Antwort.

"Dann sind wir ja einverstanden," fuhr ich fort.

"Wirklich? — — Darf ich morgen antreten? — — Soll ich vielleicht bem Kleinen fogleich etwas geben?"

"Nein, es ift nicht nöthig; wir werden es uns überlegen und Ihnen durch ben Apotheker Bescheib sagen lassen."

Benedetta Corti fiel aus den Wolken, allein sie that sich keinen Schaden. Sie lächelte, machte meiner Frau eine tiese Verbeugung und ging seierlichen Schrittes hinaus. Auf der Schwelle wandte sie sich um, bat mich, keine Umstände zu machen, und verschwand.

Ich war mit mir zufrieden und eilte heiter lachend an das Lager meiner Evangelina. Die arme Mutter aber drückte das weinende Geschöpschen an's Herz und bedeckte es mit Liebkosungen und Thränen.

## VIII.

Sie sprach nichts, allein mein Herz las in dem ihren. Auch ich schwieg und ließ sie ruhig weinen; ich dachte, die Thränen würden ihr Erleichterung schaffen. Nach einiger Zeit schien es mir genug der Thränen und der Augenblick gekommen, ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Ich beugte mich über unsern Kleinen, um mir Muth zu machen; denn jetzt fühlte ich, wie meine Heiterkeit einer tiesen Kührung wich, welche mir die Kehle zuschnürte. Ich wollte reden, und begann zu schluchzen. Ia, ich schluchzte — ich schwe mich nicht, es zu gestehen — ich schluchzte gerade in dem Augenblick, in welchem ich ein Mittel gesunden zu haben glaubte, die Thränen der armen Mutter zu trocknen. Dieses Mittel sollte darin bestehen, ihr vorzustellen, unserem Kinde werde die Land-luft sehr wohlthun. In dieser Vorstellung schien mir einiger Trost zu liegen, obsichon ich die bittere Fronie desselben wohl fühlte.

Evangelina war nichts weniger als eine Heldin: sobald sie aber augenscheinlich wahrnahm, daß sie auch nicht das Weib eines Helden sei, wuchs ihr der Muth, und sie ward plöglich eine Andere. Ich hatte diese Ersahrung schon öster gemacht und machte sie jett von Neuem. Sie küßte wiederholt den Kleinen, trocknete ihre Thränen mit dem Taschentuch und zeigte mir geröthete aber thränenleere Augen.

"Epaminondas," sagte sie, "nicht also! Du sollst Muth haben. Es ift mir schmerzlich, Dich weinen zu sehen!"

"Ein großer und starker Mann," erwiderte ich, "ein Mann in Amt und Würden soll Muth haben; er soll die Dinge nehmen, wie sie sind, darin hast Du ganz Recht. Uebrigens schaden ein paar Thränen selbst einem Abvocaten nichts — wenn nur seine Clienten sie nicht sehen! Und die meinen können sie nicht sehen, die sind in weitem Felde — Gott weiß, wo!"

Ich wollte scherzen, wie man sieht; es gelang mir nur schlecht. Indessen hatte Evangelina unser kleines Kerlchen zum Schweigen gebracht. "Sind wir nicht reich genug?" sagte sie, und dann zu August, von dem sie kein Auge wandte: "Papa und Mama sind recht traurig! Du wirst weit fort gehen; uns wirst Du vergessen und Diesenige lieb haben, welche Dich nährt!"

Darauf sagte ich: "Die Landlust wird ihm wohlthun. So viele steinreiche Leute geben ihre Kinder zur Ernährung auf's Land, aus Gesundheitsrücksichten, weil der Sauerstoff die Lungen erweitert. Frage die Aerzte: sie werden Dir Alle fagen, daß Landluft für Kinder das Beste ist, und daß der Sauerstoff — — —"

Evangelina lächelte wehmüthig und sagte kein Wort; dennoch verstand ich sehr wohl, was sie mir erwidern wollte. "Mein lieber Spaminondas," wollte sie sagen, "hat nur gesürchtet mich zu betrüben; darum hat er den Vorschlag nicht selbst gemacht. Uch, und die Liebkosungen der Mutter thun dem Kleinen so wohl!"

Ich seuszte heimlich und schwieg. Später hatten wir uns so weit gesaßt, auf das Thema Benedetta Corti zurückzukommen und über sie und uns schlechte Wiße zu machen.

"Fünfunddreißig Lire monatlich!" rief ich aus. "Wäre das nicht genug gewesen, mir das Rauchen für immer abzugewöhnen? Vielleicht hätte ich noch ein andres Opfer bringen müssen!"

"Und die hundert Lire beim erften Zahn! Woher hätten wir denn die nehmen follen?"

"Und die anderen Hundert beim Laufenlernen?"

"Und die letzten Fünfhundert? Und den filbernen Kopfput und die goldenen Ohrbommeln?"

"Und die zwei Kleider für jede Jahreszeit?"

Wir drückten uns die Hand und lachten leise, um den Aleinen nicht aufzuwecken. "Armer August!" sagte ich, zu dem lieben Schläser mich wendend, "du wirst nicht das Unmögliche von Papa und Mama verlangen, du wirst sie gleich lieb haben und gesund, stark und gut werden; du wirst, ohne dich bitten zu lassen, den ersten Jahn bekommen, wirst die ersten Schritte machen ohne zu sallen und ohne deine armen Aeltern in deinen Fall zu verwickeln. Nein, du wirst kein Ungethüm von Amme wie Benedetta Corti — — "Da kam mir plöglich ein ganz neuer Gedanke, und ich fragte meine Frau: "Gesetzt, wir hätten diesen Colos vom Lande zu uns in's Haus genommen: wie hätten wir's angesangen, ihn zu ernähren? Hast Du wohl daran gedacht?"

Evangelina, die natürlich nicht daran gedacht hatte, blickte mich erstaunt an. Mein komischer Schreck erregte ihr ein Lächeln, und ich nahm den abgerissenen Faden meiner Ansprache an August wieder auf: "Nein, du wirst kein Ungethüm von Amme haben wie Benedetta Corti, die, um dich zu nähren, vielleicht deinen Bater aufgesressen hätte, sondern eine Junge, Frische, Höche, die dir freundlich zulächeln und süße Nahrung reichen wird. Du wirst ganz nah in einem Dorse wohnen, die reine Landlust athmen, und wir werden alle Augenblicke kommen, dich zu sehen."

Das waren in der That beruhigende Gedanken, und Evangelina winkte mir mit den Augen ihren Dank.

Eine Stunde später meldete ich dem Apotheker an der Straßenecke, ich hätte mich getäuscht; ich hätte geglaubt, es würde gehen, es ginge aber nicht. Zugleich ersuchte ich ihn, mir Eine auszusuchen, die weniger colossal als Benedetta Corti, aber dafür hübscher und jugendfrischer wäre und in der Nähe von Mailand wohnte. Der brave Apotheker schien über die Aenderung meines Planes durchaus nicht erstaunt; er war sogleich bereit, meinen Wunsch zu erfüllen, er

habe mir Gine vorzuschlagen, eine "verheirathete Frau" aus Musocco, die er sofort holen lassen werbe.

Balb nachdem ich heimgekehrt, erschien auch sie in Begleitung ihres Mannes, und mit ihr schien die heitere Laune bei uns einzuziehen. Sie hieß Marianna und war eine kleine, weiße, stramme Verson.

"Ich bin die Amme!" Mit dieser, wie es scheint, amtlichen Anrede führte auch sie sich ein; allein sie begleitete dieselbe mit einem freundlichen Lächelln und sügte hinzu: "Wenn es Ihnen beliebt," worauf sie nochmals lächelte. Uns Beiden, Evangelina und mir, genügte ein Blick auf das nette Persönchen und ein Wint des Einversändnisses, uns für sie zu entscheiden. Wir richteten einige Fragen, bald an den Mann, bald an seine Frau; allein immer antwortete die Frau, während der Mann, selbst wenn er geradezu gestagt war, ohne etwas zu sagen dastand, die Marianna lächelnd für ihn Untwort gab. Das niedliche Geschöpfichen lachte über Alles; ihr kleiner Mund schien nur zum Lächeln geschaffen, und ließ dabei zwei Keihen kleiner und blendend weißer Bähnchen sehen. Alls ich sie schließlich fragte, ob es weit sei bis nach Musocco und ob man es ohne allzu große Anstrengung zu Fuß erreichen könne, antwortete sie lachend, es seien nur ein paar Schritte. Rach einer Biertelstunde waren wir über Alles einig, und Marianna besorgte das leckere Mahl sür August, welcher dabei gar nichts zu lachen fand.

Es wurde beschlossen, daß die "Frau" ein paar Tage bei uns bleiben, der Mann aber nach Musocco zurückfehren und später mit einem kleinen Wagen wiederkommen sollte, um sein Weib und den Säugling abzuholen.

"Ift's Euch fo recht?" - fragte ich ben Gatten.

"Sehr recht," antwortete die Gattin auf meine Frage und wandte sich dann an ihren Cheherrn mit dem Besehl, jeht zu gehen und nach zwei Tagen mit dem Wagen zurückzukehren. Und dabei lachte sie in Einem fort.

"Wie heißt Ihr Mann?" fragte ich fie.

Diesmal schien der Herr das Unpassende zu empfinden, eine unmittelbar auf ihn sich beziehende Frage durch seine Gattin beantworten zu lassen. "Joses!" sagte er, bei dem Klang seiner Stimme über und über erröthend; "Joses heiß' ich, zu dienen!"

Maxianna lachte, wie über den wizigsten Spaß. Auch wir lachten, Josef aber wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und that, als ob auch er lache, wobei er seine blendend weißen Zähne sehen ließ. In Wahrheit aber lachte er nicht, er wäre dessen in einem solchen Augenblicke nicht

fähig gewesen.

"Ich gehe," sagte er. Aber das war leichter gesagt als gethan! Einen Diener machen, sich umwenden, die Thür erreichen, sich nochmals umkehren — — o Gott! wie sauer wird Einem doch das Leben in so einem herrschaftlichen Hause gemacht! Der Aermste wußte nicht, was er mit sich ansangen sollte; er schaute hierhin und dorthin, nach einem Vorwand suchend, noch eine Frage an seine Frau zu richten.

"Ich gehe," wiederholte er, ohne andern Erfolg als, seine Berlegenheit zu vergrößern, da er sich nicht von der Stelle rührte. Jett nahm Marianna unsern August von der Brust, legte ihn mit Anstand zu seiner Mutter in's Bett, stellte sich gerade vor ihren Mann hin und sagte lachend zu ihm: "Nun geh' boch! Worauf wartest Du noch?"

"Ich gehe schon," sagte Josef zum dritten Mal, und nun ging er wirklich, aber rückwärts, uns unverwandt anblickend und sich in Einem fort verbeugend, dis er schließlich mit dem Fuß an die Schwelle stieß. Da machte er plöglich Kehrt, strich sich das Haar von der Stirn und verschwand. Marianna schlug ihr glockenreines Lachen auf, sagte: "Mit Erlaubniß!" — und folgte ihrem Gatten aus dem Zimmer.

Allein im Zimmer fühlten wir, meine Frau und ich, zunächst das Bedürfniß uns zu umarmen — vielleicht aus Nachahmungstrieb, da in demselben Augen-

blick Josef und Marianna im Vorzimmer genau dasselbe thaten.

"Mein Josef," sagte Marianna, als sie wieder eintrat, "mein Josef ist ein schückterner, wie Sie wohl gemerkt haben werden, aber er ist ein guter Junge." Sie sagte das, ohne zu lachen, und fügte hinzu: "Jetzt ist er fort!" — Auch dabei lachte sie nicht. Als aber meine Frau ihr sagte: "Man sieht wohl, daß er Sie lieb hat," da sand Marianna ihre ganze Heiterkeit wieder.

"Das will ich meinen!" erwiderte fie, und begann von Neuem zu lachen und

zu trällern.

Marianna war augenblicklich ganz heimisch bei uns; weder wir noch unsere Möbel imponirten ihr, sie nahm August auf den Arm, trug ihn den ganzen Taa herum und leate überall mit Hand an.

Die arme Evangelina ließ sie keine Minute aus den Augen. Stets hatte sie einen Vorwand, hinter ihr her zu sein, und hatte sie keinen, so that sie es dennoch ganz mechanisch. Immer war ihr zärtlicher Blick auf den Kleinen gerichtet, und streckte das Kind, wie verlangend, das Händchen nach der Mutter aus — das war eine Wonne, eine Seligkeit! Allein man mußte ihn an Marianna gewöhnen, damit es ihm später nicht zu schwer würde.

"Später!" - dachte ich. "Uebermorgen! Armes Mutterherz!"

August war artig und Marianna sehr nett. Er wird sich bei ihr gefallen und sie gern haben. Es schien zweisellos, daß unser Knabe, auch abgesehen von dem Nahrungsbedürsniß, gern bei seiner Amme sein würde.

"Ich hoffe, daß er sich an fie gewöhnen wird!" fagte Evangelina.

"Ich hoffe es ebenfalls," sagte ich, und war deffen sicher.

### IX.

Die beiden Tage slogen schnell dahin. Unter fortwährendem Lachen beschrieb Marianna uns ihr Dorf, führte uns durch das Labhrinth ihrer Verwandtschaft und zählte uns die Nachbarn, Nachbarinnen sowie die häusigen Besucher des Stalles auf. Bei dem Stall angelangt, sand sie so bald kein Ende: sie gab uns eine beinahe zärtliche Beschreibung der einzigen weißen Kuh und des Pserdes mit der Blässe, so daß es mir war, als sähe ich die beiden "lieben Thiere" leibshaftig vor mir stehen; sie schilderte uns haarklein ihre Spinngesellschaften, die Unterhaltungen in denselben, die Ehen und die Liebschaften, welche alljährlich dort angeknüpst werden. Marianna schwahte gern und angenehm, und wenn

sie von ihrem Stall redete, so glaubte man ihn vor sich zu sehen mit seinem Strohdach, seinem einzigen Fensterchen, dessen Kahmen mit Zeitungspapier zugestopst war; man glaubte die grauen Spinnrocken sich hin und her bewegen, die leuchtenden Augen der Berliebten in dem Schatten der Dunkelheit glänzen zu sehen und durch all' das Geschwätz und Geklätsch hindurch die wehmüthig ernste Stimme der Kuh zu vernehmen. Ich vernahm dann im Geiste noch eine andere Stimme, die meines lieben Kindes; wußte ich doch nur zu wohl, daß mein armer August in diesem Stall den Rest seines ersten Winters würde verstringen müssen.

An dem Morgen des Tages, an welchem Josef mit dem Wagen kommen sollte, um seine Frau und unsern Kleinen zu holen, bemerkte ich, daß Evangelina in geschäftiger Unruhe sich durch alle Zimmer, bald hier, bald da, zu thun machte. Sie lief hin und her, packte Hemdhen und Windeln, Windeln und Hemdhen, Händeln und Bollenzeug zusammen und knüpfte die Packtet ganz zwecklos bald zu, bald wieder auf. Vielleicht hätt' ich's ebenso gemacht; da ich aber nur müßig dabei stehen durste, hatte ich August auf den Arm genommen und gab ihm mit leiser Stimme weise Verhaltungsregeln. Ich bat ihn artig zu seinen, gesund zu bleiben, Marianna und Josef recht lieb zu haben, aber auch den Bapa und die Mama nicht zu vergessen!

Bei jedem Wagengerassel auf der Straße fühlte ich meinen Athem stocken; dann suchte ich Evangelina mit meinen Blicken und sah, daß auch sie unbeweglich

und athemlos auflauschte.

Josef verspätete sich. Endlich kam er, als wir ihn kaum noch erwarteten, ganz geräuschlos an. Er versicherte seiner Frau, er habe geklingelt, aber so leise, daß Niemand es hörte; zu schücktern, nochmals zu läuten, wollte er auf dem Hausflur sein Schicksal abwarten, welches sich auch nach einer halben Stunde sein erbarmte, indem es ihm durch eine Wasser holende Magd die Thür öffnen ließ.

Und der Wagen? War ihm vielleicht ein Rad gebrochen? Oder hatte das Pferd mit der Blässe sich beschädigt? Fast hoffte ich es einen Augenblick lang. Leider war nicht das geringste Unglück geschehen; dem Pserde ging es sehr wohl, und der Wagen stand unversehrt zu unserer Versügung; lediglich um unsern Hausmeister nicht zu belästigen, der ihm den Thorweg hätte aussperren müssen, hatte Josef Wagen und Pserd bei einem Gastwirth draußen vor dem Thor gelassen.

Die Stunde tam, es mußte geschieden sein. Die alte Bendeluhr schien es

sehr eilig zu haben, unser Kind von uns gehen zu sehen!

Evangelina nahm August auf den Arm, brachte sein Häubchen und die Spihen seines Hemdens in Ordnung, damit er sich doch vor den Leuten sehen lassen könne, küßte ihn ein, zwei Mal, gab Marianna hundert Verhaltungseregeln und küßte den Kleinen noch zehn Mal. In diesem Augenblick erschien sie mir wie ein Heldenweib.

"Sie werden sehen, daß es ihm sehr gut gehen wird," versicherte Marianna zu wiederholten Malen.

"O gewiß! Ganz gewiß!" setzte Josef mit voller Stimme hinzu; "es wird ihm sehr gut gehen."

Ich fühlte mein Blut stocken, nahm Svangelina's Hand in die meine und sagte in stürmender Hast: "Nun geht — — schnell, schnell! — — Wir kommen recht balb, um zu sehen, wie's steht! — — —"

Die Amme verstand mich; sie zog ihren Mann am Rockschoß mit sich fort und ging die Treppe hinab. In diesem Augenblick vermochte Evangelina sich nicht länger aufrecht zu halten. Sie siel mir um den Hals und benetzte mein Antlitz mit Thränen; dann riß sie sich plötzlich los und lief auf den Haußstlur — sie wollte ihr Kind noch einmal sehen, allein die Amme war schon die Treppe hinunter.

"Soll ich sie zurückrufen?" fragte ich mit zitternder Stimme.

"Ja! — oder lieber Nein; es ist besser, daß ich ihn nicht sehe, ich würde mich nicht trennen können. Es ist auch wohl sür ihn besser, daß er mich nicht weinen sieht; es könnte ihm am Ende schaden."

Ich ließ sie dabei und hütete mich wohl, ihr ihre liebenswürdige Einbildung zu zerstören. Wir gingen zum Fenster, um ihm nachzuschauen — sieh, da kommt er, Marianna hält ihn im Arm! Das gute Frauenzimmer hob ihn mit beiden Armen hoch; wahrscheinlich forderte sie ihn auf, nach dem Fenster im vierten Stock hinauf zu blicken, er aber kümmerte sich nicht darum. Noch sehen wir das rosige Gesichten, dann das weiße Kleidchen, dann den äußersten Saum und die blauen Schleisen desselben — — endlich nichts mehr, außer den neugierigen Augen der Nachbarn an den Fenstern gegenüber. Da nahm ich mein Weib in den Arm und zog sie mit sanstem Zwange von der Fensterbrüftung zurück; dann schloß ich das Fenster mit der einen Hand, mit der andern sührte ich sie fort.

"Evangelina!" rief ich.

"Epaminondas!"

"Wie ift Dir?"

Sie lächelte wehmüthig, als wollte fie sagen: "Du kannst Dir wohl benken, wie mir zu Muthe ist!"

"Er ist fort," so suchte ich sie zu trösten — "aber doch nicht weit; wir werden ihn recht oft sehen können — — wöchentlich — täglich."

Evangelina hörte mir nicht zu; widerstandsloß war sie mir in mein Studirstübchen gesolgt und hatte nur im Borübergehen einen trostlosen und matten Blick in daß Schlaszimmer geworfen. Plöglich fragte sie mich: "Wo liegt Musocco?"

"Lom Thor aus nur wenige Kilometer, zehn Minuten mit der Eisenbahn, zu Fuß, wie Du selbst gehört hast, nur "ein paar Schritt". Wir werden den Weg gern und oft machen — wenn Du willst, schon morgen."

Evangelina achtete nicht auf meine Rede, sie war an die Wand getreten, wo eine Karte von Italien hing; auf dieser suchte sie Musocco. Wehe! Musocco war nicht darauf; der Zeichner der Karte hatte kein Kind in Musocco!

"Hier muß es liegen," sagte ich, das Verschen des Geographen mit dem Rothstift verbessernd. "Siehst Du? Hier ist Rho, da ist Mailand, Musocco liegt in der Mitte." Evangelina betrachtete den Punkt, den ich mit dem Nothstift auf der Karte bezeichnet hatte, dann sah sie mich an und lächelte.

"Es ift talt!" fagte fie fröftelnd.

Es war wirklich kalt in unserer verlassenen Wohnung.

X.

Wohl eine Stunde lag ich wachend aber still im Bett und betrachtete trot der Dunkelheit der Nacht die mir wohlbekannten Gegenstände in unserem einsamen Zimmer; sie sahen alle traurig aus, denn die Wiege war leer. Ich überließ mich gänzlich meiner trüben Stimmung, indeß Evangelina schlummerte. Kaum war sie erwacht, da rief ich ihr, damit sie mir nicht die schwarzen Gedanken von der Stirn lesen und ebenfalls davon erfaßt werden sollte, mit heiterer Stimme zu: "Liebste Evangelina, wollen wir heut Morgen nach Musocco?"

So hatte sie nicht Zeit, ihrer mutterlichen Beängstigung zu gedenken, ohne

bas wirksamfte Mittel dagegen in Sänden zu haben.

"Bir muffen ftart sein," antwortete sie mit zitternder Stimme. "Es ist vielleicht besser, noch zu warten und dem Kinde Zeit zu gönnen, sich an seine

neue Lebensweise zu gewöhnen."

Bei diesen Worten sah sie im Geift unsere liebe kleine Unschuld in einer großen Kammer in einer Wiege aus Weidengeslecht liegen, zur Seite eines riefigen mit einer rothgeblümten Decke geschmückten Bettes; sicherlich erschien das Alles vor ihrer Phantasie, denn plötzlich seufzte sie: "Wie mag er nur die Nacht zugebracht haben?"

"Gehen wir nach Mufocco?" fragte ich wiederum.

"Es ift boch wohl besser, noch zu warten. Wenn August uns sieht, weint er sicher, leibet, wird am Ende gar krank" — — —

Allein der Gedanke war einmal angeregt und so verlockend, daß jeder Widersstand dagegen verstummen mußte, und als ich zum dritten Male fragte: "Gehen wir nach Musocco?" — da waren wir saft schon vor der Thür und unterwegs. Wir reisten, aber nicht, wie ich, um meinen Vorschlag recht schon auszumalen, gesagt hatte, die Hauptstraße entlang unter wilden Akazien, sondern, um schneller sortzukommen, auf der Eisenbahn. Unser Erscheinen auf der Straße von Musocco setzte die Bewohner des Fleckens in das größte Erstaunen. An vielen Fenstern wurden die aufgeregten Gesichter neugieriger Mädchen sichtbar, und aus einer Thür sah ich ein Köpschen hervorlugen und vernahm die Worte: "Das sind die Herrschaften von Marianna, sie gehen zu ihr."

Eine gutmuthig aussehende Frau lief an uns vorüber.

"Ich wette," sagte ich etwas ärgerlich, "ich wette, die läuft zu Marianna, um sie zu benachrichtigen, damit sie nicht von den Herrschaften überrascht werde, sondern Zeit habe, unsern Kleinen einigermaßen in Scene zu setzen."

Meine Frau seufzte und sagte kein Wort. "Uebrigens," setzte ich binzu,

"finde ich es ganz natürlich."

Wir gingen auf's Gerathewohl vorwärts; an einer Ecke blieben wir stehen, da wir den Weg nicht kannten. Da rief ein altes Weib uns zu: "Auf dieser Seite, das dritte Haus!"

Ich sah mich um, verwundert, daß Jeder im Dorse wußte, wer wir waren und wohin wir wollten. Die gute Frau, welche meine Berwunderung bemerkte, kam näher und wiederholte: "Auf dieser Seite das dritte Haus — doch da kommt ja Marianna selbst!"

In der That kam fie uns entgegen, August auf dem Arm, und lachte. Evangelina wollte den Kleinen nehmen, vor all' den Reugierigen und auf die Gefahr, sich ihre Mantille zu verderben; allein sie hielt an sich und wir gingen nach dem Hause.

Nachdem wir den Kampf mit einem Heer von Dorf-Amazonen jeglichen Alters, die sich wie alte Bekannte nach unserem Besinden erkundigten, ruhmvoll bestanden und auch die Borstellung der ganzen Berwandtschaft und Bekanntschaft glücklich überwunden hatten, fragte ich, um endlich zum Schluß zu kommen, nach Josef und trat, da ich hörte, daß er auf Arbeit sei, ohne Weiteres in das Gemach. Hier waren wir wenigstens einigermaßen frei; manche Bäuerin, die sich allzu sehr herangedrängt, war einem Rippenstoß, welchen sie von einer Jugendsreundin empfangen, gewichen. Evangelina küßte unsern Sohn wieder und wieder; ich hatte ihm eine meiner Hände auf das Köpschen gelegt und schaute mich um.

Das Zimmer war ganz so, wie ich es im Traum gesehen, nur daß die Wiege nicht von Weidengeslecht, sondern von Holz, und die Bettdecke nicht roth, sondern gelb geblümt war; außerdem befand sich auf der einen Seite ein riesiger Kasten, auf der andern ein großer Haufen Samenkorn.

Und wie war's bisher gegangen?

Ausgezeichnet. August befand sich wohl, war sehr klug und hatte viel Hunger. Die Racht war sehr gut gewesen; er hatte getrunken, geschlasen und keine Thränen vergossen.

"Und Sie?" fragte Evangelina.

Zuerst lachte die Amme (dazu war sie ja auf der Welt) von Herzen, dann erwiderte sie: "Mir geht's sehr gut, mein armes Engelchen!"

Das "arme Engelchen" sah sehr zufrieden aus; er blickte erstaunt um sich, mir schien's, als ob er lächelte — weiter nichts. Darauf gab er deutliche Zeichen von Hunger, und Marianna schickte sich an, denselben zu stillen.

"Er hat nur wenig getrunken," sagte Maxianna, "aber das thut nichts."

August barg sein rosiges Gesichtchen in dem Busen seiner Ernährerin und schlief ein; der Hunger war nur ein Borwand gewesen. "Er ist ein Schelm!" sagte Marianna, "ich bin das schon gewohnt."

Warum der Gebanke, mein Sohn sei ein Schelm, etwas so Tröstliches für mich hatte, weiß ich nicht.

Biel Zeit hatten wir nicht zu verlieren, da wir den Eisenbahnzug benutzen wollten. Ohne uns von dem Kleinen zu trennen, besichtigten wir den Stall, wo Marianna uns die weiße Kuh vorsührte; das Pferd war mit Josef auf Arbeit.

"Schade!" fagte Marianna.

"Ein ander Mal," entgegnete ich, um fie zu trösten. Sie tröstete sich — und lachte. Doch die Zeit drängte, und wir mußten uns wieder von unserem

Kinde trennen. Diesmal waren wir ruhiger und ergebener; heimlich aber that es uns leid, daß August, den unsere letzten Liebkofungen aus dem Schlaf gestört hatten, übler Laune zu sein schien und unsere Küsse und unser Lächeln kaum erwiderte.

"Leb wohl!" fagte Evangelina zum letten Mal an der Wagenthür.

"Leb wohl!" wiederholte ich leise und grüßte noch von fern meinen Sohn, der wie ein weißer Punkt am Horizont verschwand. Darauf sah ich eine weibliche Gestalt, die sich auf der Hauptstraße mehr und mehr entsernte. Es war Marianna, meinen August vermochte ich nicht mehr zu unterscheiden. Die Fahrt war kurz und schien lang, denn es wurde kein Wort gesprochen.

"Wie ist Dir? Woran denkst Du?" fragte ich Evangelina, als wir, daheim

angekommen, die Treppe zu unserer Wohnung hinaufstiegen.

"Mir ist, als hätte ich einen Dorn im Herzen," antwortete sie traurig, "ich benke, unser Kind hat uns nicht mehr lieb."

"Sprich nicht solches Zeug," flüsterte ich ihr in's Ohr, indem ich fie auf dem Hausflur an meine Bruft zog, "sage vielmehr, daß er uns noch nicht liebt."

Auch dies war ihr ein Troft. Deinnen im Zimmer fanden wir noch einen andern: es war ein Mann von plumpem aber stattlichem Aussehen, ein Bächter vom Lande, der mir einen verwickelten "Fall" auseinandersehen und nicht fortzehen wollte, bevor er mich um Rath gefragt.

Ich ließ mir die Sache zweimal erklären. Ich hatte große Lust, ihn zu fragen, woher mein Name und meine Abresse ihm bekannt seien; allein ich dachte, daß man das Geheimniß der Clienten achten müsse, und widerstand meinem

Gelüft wie ein Beld.

"Treten Sie näher," bat ich ihn höflich und schritt ihm mit stolzer Würde in mein Zimmer voran; dort angelangt, bat ich ihn, einen Augenblick zu verziehen, dis ich Hut und Mantel abgelegt. Ich legte aber nichts fort, sondern warf Alles hoch in die Lust und meldete meiner Evangelina mit einem herzshaften Kuß die Entdeckung, welche ich so eben gemacht hatte.

"Der Himmel," sagte ich, "weiß doch Alles gut zu machen; auf jeden

Schmerz fett er eine Freude."

"Was für eine Freude?" fragte fie.

"Saft Du's ihm benn nicht gleich angesehen? Er ist's ja; wie ich Dir sage, er ist's — mein erster Client!"

# Ban und Finanzirung der Nebenbahnen.

### Von

# Friedrich von Sybel, Landrath.

Mannigiache Umftande haben bis vor Rurgem in Deutschland, und befonders in Breufen, verhindert, daß die ichwächer bevollerten und bertehrgarmeren Gebietstheile des Landes in erheblichem Umfange der Wohlthat der Gisenbahnverbindung theilhaftig werben konnten. Jest endlich bietet fich unter der Fürsorge der Staatsregierung und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung die Möglichkeit, gegen einen Mifftand anzugeben, beffen längere Fortbauer große Mengen der Bevolkerung einem unabsehbaren wirthichaftlichen Ruckaana preisgegeben haben wurde. Der Besit einer Bahnverbindung bietet eben für alle Arten gewerblicher Thätigkeit so außerordentliche Bortheile theils zur Bewältigung von Frachten, theils zur Bflege perfonlicher Beziehungen, daß in deren Ermangelung felbst das fraftigste Streben den gewerblichen Wettkampf faum noch aufzunehmen vermag. Die großen Privatbahngefellschaften und die meift in gleichem Geifte verwalteten früheren Staatsbahncomplere maren nicht befähigt, auf ben Bau von Nebenbahnen befruchtend einzuwirken; fie erblicten ihre Aufgabe darin durch den Bau und Betrieb der hauptlinien einen möglichst hoben Binsgewinn zu erzielen. Daß die ftaatlichen Privilegien, welche das Buftandetommen folder Unternehmungen boch erft ermöglichten, dazu hätten führen muffen, den Bahnbau wirklam dem öffentlichen Interesse im weitesten Sinne bienstbar zu machen, tam allzuwenig zur Geltung. Rebenbahnen vermögen bei fachgemäßer Gestaltung wohl eine angemeffene Berginfung, felten jedoch eine hohere Dividende ju gewähren; baber konnten die großen Bahngesellschaften keine Reigung spüren, durch Aufnahme solch minderwerthigerer Linien die Rente des Gefammtunternehmens herabzudrucken. Wenn auch die Vermehrung der Zufuhrstrecken ein Anwachsen der Frachtmaffen überhaupt erwarten ließ, so konnte boch auf der anderen Seite die Berdichtung des Bahuneges leicht zu einer Concurrenz der verschiedenen Strecken ein und derselben Gesellschaft untereinander führen und fo überließ man den Berfrachtern die Sorge, ihre Güter auf die zwedmäßigste Weife an die Sauptbahn heranzubringen.

Zuweilen haben die Privatgesellschaften zum Bau von Kebenbahnen übergehen müssen, weil sie bei Gesuchen um Concessionirung gut rentabler Strecken von der Staatsregierung genöthigt wurden, Concessionen sür minderwerthigere Linien mit in Kauf zu nehmen. Wesentliche Ersolge sind hiermit nicht erzielt worden. Hatten doch die großen Gesellschaften, wenn sie die Concessionen einmal erhalten, selbst Mittel und Wege genug, den Ausbau der ihnen ausgedrungenen Rebendahnen zu verschleppen, wenn nicht ganz zu vereiteln. Entschoß sich einmal eine Gesellschaft sreiwillig zum Bau einer Nebenbahn, so begnügte sich dieselbe nicht damit, von den Kächsteheiligten so viele Verlustzuschüffe zu sordern, daß die Anlage zu einer ansgemessen Kentabilität hergestellt werden konnte, sondern sie versuhr ganz nach kaufmännischen Gesichtspunkten und suchte soviele Zuschüsse zu erhandeln, als nur immer

zu erlangen waren.

Eine kleine Industriestadt 3. B. mußte kürzlich, nachdem ber Staat einen Berlustzuschuß in ber höhe eines Fünftels bes Anlagecapitals gegeben, selbst auch einen gleichen Berluftzuschuß übernehmen und außerdem noch einen Cursberluft in der Höhe eines Siebentels des Anlagecapitals tragen. Dabei ersparte die bauende Befellschaft mahrend der Ausführung fast ein Drittel der anschlagsmäßigen Baufumme, gewährte aber hiervon der Gemeinde nur eine geringe Rückvergütung. In anderen Fällen ift den Interessenten ohne Rücksicht auf die Rentabilität des Unternehmens die Uebernahme eines Berluftzuschuffes in der Höhe eines Biertels oder Drittels der Anschlagssumme angesonnen worden. Gine große Bahngefellschaft hat fürzlich in Aussicht genommen, zur Beforderung des Baues von Nebenbahnen innerhalb ihres Berkehrsbezirkes beschränkte Zinsgarantie zu geben und zwar bis zu einem Biertel! Das Berhalten einer anderen großen Gefellschaft in der Secundarbahnfrage hat fürzlich im Landtage lebhafte Migbilligung ersahren. Der geringe Fortgang des Baues von Nebenbahnen unter der Berrichaft der Brivatbahngefellschaften beweist jur Genüge, wie wenig die letteren jur Löfung diefer Aufgabe berufen und befähigt gewesen find. Da sich ihr Interesse nur auf die Ausbeutung der die großen Berkehrspunkte verbindenden Sauptlinien richtete, fo herrschte auch in technischen Kreifen nur Sinn und Blid für eine den hauptbahnen angepagte Geftaltung und Ausstattung der Projecte. Unterschiedslos wurde bei allen Linien die einmal üblich gewordene Form zur Unwendung gebracht und fehr häufig eine gang zwecklofe Berschwendung ausgeübt. Es ware verkehrt, hierfür die staatlichen Aufsichtsbehörden verantwortlich zu machen; sind doch z. B. schon vor langen Jahren der Straßenbahn im Bröhlthal ftaatlicher Seits alle diejenigen Erleichterungen gewährt worden, welche für ein foldes Unternehmen erforderlich waren. Bielmehr hat es innerhalb der technischen Rreise eines langen und nachhaltigen Rampfes durch aufgeklärte Jachleute wie Sartwich und v. Weber bedurft, um der Auffaffung Raum zu verschaffen, daß die Aus-ftattung einer jeden einzelnen Bahnanlage so durchgebildet werden muffe, wie es nach den örtlichen Berhaltniffen und der zu erwartenden Frachtmenge zur Erlangung der erforderlichen Rentabilität am angemeffensten erschiene.

Leider schießen jetzt manche Techniker über das Ziel hinaus und verlangen, daß in allen Fällen, wo es sich nicht zweisellos um eine sogenannte Vollbahn handele, unbedingt die ganze Anlage so einsach und so billig hergestellt werden müsse, als es nur irgend möglich sei. Wit besonderer Vorliebe greisen Viele zur Schmalspur, auch da, wo eine Normalspurbahn nicht nur rentabel, sondern im allgemeinen Ver-

kehrsintereffe durchaus angezeigt fein würde.

Ein im Gebiet des Secundarbahnwesens fehr erfahrener Techniker, Sorftmann, fagt gang gutreffend, daß in Deutschland mit Rudficht auf die Intereffen der Landes= vertheidigung und das Borhandensein eines großen Normalspurneges in jedem ein= gelnen Falle junächft versucht werden muffe, eine jede Nebenbahn normalfpurig ju projectiren. Leider findet diefer Sat in der Bravis allzuwenig Beachtung; man wendet u. A. ein, daß bei billig zu bauenden Nebenbahnen normaler Spur oft fehr enge Curven eingelegt werden mußten, welche boch ben Uebergang von Wagen ber Sauptbahn verhinderten. Gin lebhafter literarischer Rampf fann feit Sahren nicht darüber zur Rube kommen, ob Abweichungen von der normalen Spurweite zugelaffen werden sollen oder nicht. Während man im Königreich Burtemberg fich entschlossen hat, Schmalfpuren nur in befonders geeigneten Ausnahmefällen zuzulaffen, verfährt man im Konigreich Sachsen gerade umgekehrt und wendet bei Nebenbahnen in ber Regel eine schmalere Spur an. Mit leibenschaftlicher Schärse wird von manchen Technitern die lettere Richtung vertreten. Wie untlar die dabei herrschenden Borftellungen find, geht wohl daraus hervor, daß wiederum ein lebhafter Streit darüber herrscht, welches Schmalspurmaß das zwedmäßigste sei, und daß jeder Techniker diejenige Weite, welche er auf Grund einschlagender Berechnungen als die richtige glaubt erkannt zu haben, zur alleinigen Anwendung empfiehlt. Die Maschinensabrik von Rraus in München allein hat in den letten zwölf Jahren Locomotiven für Schmalfpuren nach nicht weniger als fünfundvierzig verschiedenen Spurbreiten herftellen Daß eine Schmalspur sehr häufig zu billigerem Breise wird hergestellt werden können, als eine Normalspur, unterliegt keinem Zweisel; daß aber unter Umständen der beim Bau erzielte finanzielle Vortheil vollständig ausgewogen wird durch die finanziellen Nachtheile des gesonderten Betriebes, und daß der Betrag der letzteren geeigneten Falles ausreichen würde, um die Mehrkosten einer Normalspur mit ausgewinklen Eurven zu verzinsen, kann an einem einsachen Beispiel nachgewiesen werden.

Im Oberbergischen ist fürzlich ein Normalfpurproject von 47 Kilometern Lange unter ftarter Strafenbenutung ausgearbeitet worden, bei welchem fich ber Anschlag einschließlich der Roften mehrerer größerer Bruden auf 51,000 M. fur ben Rilometer belief; bei einem anderen in bortiger Gegend in gleichen Terrainverhaltniffen ausgearbeiteten Schmalfpurproject, welches eine ftarkere Strafenbenutung und fast gar teine Kunftbauten aufwies, wurden bagegen nach ber niedrigften Schätzung die Roften einschlieflich bes fleinen Wagenparts auf 33,000 M. fur ben Rilometer ermittelt. Um letteres normalfpurig zu projectiren, ware also ein Mehrauswand von 18,000 M. für den Kilometer, oder im Ganzen von 216,000 M. nothwendig gewesen. Berginsung dieser Summe zu vier Procent würden aber jährlich nothwendig sein 8640 M. Die im Oberbergifchen in Betrieb befindliche Schmalfpurbahn im Brohlthal berechnet nun für das Umladen eines Waggons 75 Bfennige; legt man biefen Sat zu Grunde, fo ergibt fich bei einem taglichen Bertehr von 36 Baggons an 300 Arbeitstagen eine Gefammtfumme von 8100 M., welche von den Berfrachtern jährlich für Umladen zu zahlen ift, und welche alfo ungefähr ausreichen wurde, die Binfen der Mehrkoften einer Normalfpur ju beden, ohne dag eine bobere Gefammtfrachtgebuhr entrichtet zu werden brauchte. Dabei murde für Berfonen- wie für Butervertehr eine rafchere Beforderung gewonnen fein, die verfandten Baaren aber blieben bon ber beim Umlaben niemals gang bermeiblichen Beschädigung bewahrt. Da bie Umladegebuhr nur einmal zu gahlen ift, mag die Schmalfpurftrede von größerer oder geringerer Ausdehnung fein, fo wird die Annahme der Schmalipur um fo unvortheilhafter, je fürzer die zu bauende Linie ift. Auf tleinere Entfernungen fann auch das Rollfuhrwert viel eher der Nebenbahn erfolgreiche Concurrenz machen. Die schmalspurige Bröhlthalbahn 3. B, welche eine Länge von 30 Kilometern befigt, hat in neuerer Zeit wiederholt die Berfrachtung von großen Quantitäten bes leicht um= zuladenden Grubenholzes verloren, welche dicht an ihrem Anfangspunkt vorbei mit Rollsuhrwert zur Station der Hauptbahn gefahren worden find. In übertriebener Weise wird ferner der Benutung des Strafenbantets ju Bahnanlagen das Wort geredet und verabfaumt, die hierdurch entstehenden Rachtheile gegenüber ben Erfparniffen an Grunderwerb genügend abzuwägen. Ein hervorragender Techniker, Burefch, glaubt, daß unter Umständen durch Stragenbenutung bis zu 33 Procent des Unlagecapitals gespart werden konnte, verweift aber nachdrudlich auf die großen Nachtheile der Strafenbahnen bin. Dit muffen bochft ungunftige Alignements- und Steigerungsverhältnisse mit in Rauf genommen werden, welche die Ginstellung schwererer Majchinen und damit einen ftarteren, alfo toftspieligeren Oberbau bedingen; in ben Ortschaften tommt die Linie naber an die Wohngebaude zu liegen, die Feuersgefahr sowie die Möglichkeit des Zusammenstoßes mit fremden Körpern steigt in hohem Mage, fo daß befondere Schukvorfehrungen nothwendig werden. Als Sauptübelftand muß aber hervorgehoben werden, daß die Kahrgeschwindigkeit dauernd auf das niedrigfte Mag eingeschränkt bleibt und daß bei Zunahme des Berkehrs eine intensivere Ausnutung ber Strede burch schnelleres Jahren völlig ausgeschloffen bleibt. Befonders bei normalspurigen Bahnen sollte baber nur unter gang besonders gunftigen Bedingungen zur Benutzung der Strafen geschritten werden, alfo d. B. da, wo die Breite derfelben die völlige Abtrennung bes Bankets zu Bahnzwecken gestattet. schweren Maschinen, welche zeitweise Dampsabsperrung nur in geringem Mage geftatten und lange Buge von großen Waggons schleppen, bilden eine viel größere Gefährdung und Behinderung des Stragenverkehrs, als die kleinen Buge ber Schmalfpur, welche ftreckenweise ohne Dampfablaffung zu fahren vermögen.

Che daber jur Benugung von Stragenbankets geschritten wird, ift jedesmal forgfältig zu prufen, ob es nicht vortheilhafter bleibt, die Koften für ben Grunderwerb Da es fich meift um geringer bevölkerte, und weniger wohlhabende Diftricte handelt, fo werden in der Regel Die Antaufspreife nicht allguhoch ausfallen. Sehr häufig ift aber auch die unentgeltliche Bergabe des Grund und Bodens zu erreichen. Wenn gleichwohl an vielen Orten einfachere und billigere Anlagen mit Stragenbenugung und Schmalfpur projectirt werben, an beren Stelle fich recht wohl beffer ausgestattete Unternehmungen empfehlen wurden, fo wirkt hierauf noch ein anderer Umftand bin. Die Rächstintereffirten felbit find fehr felten in der Lage, das erforderliche Capital für eine Nebenbahn aus eigenen Kräften aufzubringen, felbst wenn eine angemeffene Verzinfung in ficherer Ausficht fteht. Der Capitalmarkt ift aber jur Bilje nur bereit, wenn fich außer einer guten Berginfung bei der Finangirung oder beim Bau ein Unternehmergewinn berdienen läßt. Diefer muß von den Nachstintereffirten aufgebracht werben; fie tonnen aber meift nur geringe Opfer bringen und fo muß die ganze Anlage möglichft einfach und billig geftaltet werden, damit der geforderte Buichuß in ein entsprechendes Berhältniß jum Gesammtanlagecapital ju iteben fommt.

Alte Schienen werden ohne Schwellen auf dem Banket in Kieß eingestampst, zwei Locomotiven nebst einigen Waggons sind rasch erworden und die Eisenbahn ist sertig. Mag auch nach Jahren sich die Ansage als unzulänglich erweisen und des Umbaues bedürsen: hiersür bleibt es Andern übersassen zu songen, wenn der Unternehmer nur beim Bau sein Geschäft gemacht hat. Das willkürliche, nur dem augenblicklichen Geschäftsinteresse nachgehende Bersahren privater Unternehmer hat schon bei Entstehung der Hauptbahnen so großen Schaden durch Errichtung verkehrter und zweckloser Anlagen verursacht, daß die Bermeidung des gleichen Fehlers bei Ausbildung des Secundärkahnnezes dringend wünschenbahnen nach Möglichseit der Privatsindussire in die Hände zu liesern. Man versteigt sich zu der Behauptung, daß Kebenbahnen eigentlich gar keine Sisenbahnen, sondern nur eine Art verbesserten Chausseeverstehrs von rein localer Bedeutung seien, welche, wie jedes andere Gewerbe, zweckstellen

mäßiger in Brivathanden blieben.

Db eine Schienenstrecke billiger ober koftspieliger ausgestattet ift, ob sie langfamer oder schneller befahren wird, bleibt fur die Frage, ob ein bahn- oder ftragenmäßiger Betrieb vorliegt, völlig gleichgültig. Das Wefentliche ift, daß die Fahrzeuge mit Dampsmafchinen auf festen Geleisen fortbewegt werden und zwar mit erheblich größerer Geschwindigkeit als gewöhnliche Laftfuhrwerke. Damit ift der eifenbahn= mäßige Charafter gegeben und auch die allgemeine Norm für Bau und Betriebs= gestaltung. Um einen Berkehr rein localer Art handelt es sich ferner auch bei Nebenbahnen nur in den feltensten Fällen. Die heutzutage üblich gewordene Berfendung von Berzehr= und Berbrauchsgegenftanden jeder Art nach allen Richtungen, Die gefteigerte Entwidelung der induftriellen Thatigfeit jeden Zweiges, der Bertrieb ber Rohproducte, der halb= und gangfertigen Artitel nach den verschiedenften Orten bringt auch Gegenden von geringerer wirthichaftlicher Entwickelung mit einer Menge mehr oder weniger weit entlegener Buntte in Bertehr. Die Stationen einer Rebenbahn muffen daher mit einer großen Bahl von Stationen anderer Bahnen des Inlandes fowohl wie des Austandes in Beziehung treten, und empfiehlt es fich alfo auch, die Nebenlinien in möglichfter Uebereinstimmung mit dem großen Bahnnege zu projectiren. Die Berückfichtigung ber befonderen ortlichen Berhaltniffe foll dabei gewahrt bleiben; hierzu ift aber die Staatsverwaltung mindestens ebensogut befähigt, wie ein Privatunternehmer; dieselbe besigt doch Localbehörden von größerem und fleinerem Wirkungsfreise, welchen die Pflege der örtlichen Intereffen zur hauptpflicht gemacht ift. Wenn man z. B. darauf hinweift, daß die Locomotivfabrik von Kraus in München die Feldabahn in Thuringen in fehr fachgemäßer Beife gebaut und in Betrieb gefet habe, fo ift doch nicht einzusehen, warum nicht die Ingenieure der fachfischen Staatsbahnverwaltung die Ausgabe ebenso befriedigend zu lösen im Stande gewesen wären, wie der Techniker der Münchener Firma. In Preußen hat die Staatsbahnverwaltung eine Anzahl Rebenbahnen recht zweckmäßig projectirt und zur Aussührung gebracht; sie werden im engsten Anschluß an die Hauptbahnen betrieden und leisten allen berrechtigten Ansorberungen Genige. Es liegt daher kein Grund vor, die Staatsbahneverwaltung bei Seite zu schieden und den Bau der Nebenbahnen möglichst der Privateindusstrie zuzuweisen, welche dieselben nur als "verbesserten Chausseerkehr" unter Lostölung von dem allgemeinen Sisenbahnetrieb berstellen soll.

Wenn babei auf eine grundfäkliche Erleichterung ber Conceffionsbedingungen gerechnet wird, fo burfte eine folche bezüglich einzelner wefentlicher Buntte taum in Aussicht fteben. Dies gilt vor Allem von den Borfchriften, welche eine burchaus reelle Finanzirung der Projecte ju sichern bestimmt find. Sier lautet die Barolo: lieber gar keine neuen Babnen, als unsolid fundirte Unternehmungen. entreprife und Gründerthum follen ganglich ausgeschloffen bleiben. Nach forgfältiger Brufung des Rostenanichlages und des Kingnablanes wird je nach Umftanden Die Einzahlung felbst bes gangen Anlagecapitals an eine öffentliche Caffe vorgeschrieben und die Bezahlung gemachter Arbeiten erft nach Revision durch einen Staatsbaubeamten genehmigt. Ferner muß die Auflichtsbehörde an den Conceffionsbedingungen fefthalten, welche bezweden, den betreffenden Unternehmern eine den örtlichen Berhältniffen und ben allgemeinen Berkehrsintereffen entsprechenbe Gestaltung zu fichern. Wenn einerseits ein jedes Project so zu entwerfen ift, daß das Anlagecapital eine angemeffene Berginfung zu erzielen vermag, und alfo bei fehr geringem Berkehr eine möglichft billige Ausstattung, geeigneten Kalles unter Benugung ber Strafenbankets und Anwendung ber Schmalfpur gewählt werden muß, fo ift andererfeits unbedingt barauf zu halten, daß unter allen Umftanden eine möglichft harmonische Ginfügung ber Linie in das Bahnnet gewahrt bleibt. Ginichrantenbe Bestimmungen der Staatsregierung werben freilich nicht genügen, um bas munichenswerthe Biel zu erreichen; manches Project wird fich ben geftellten Unforderungen zu fügen bermögen, manches dagegen wird fich denfelben nicht unterwerfen können ober auch nicht unterwerfen wollen. Sollen baber an vielen Orten nicht nühliche und nothwendige Unternehmungen unausgeführt bleiben, fo muß der staatlichen Beaufsichtiqung Die ftaatliche finanzielle Unterstützung ergangend zur Seite treten. Biele Linien hat ja bereits die Staatsbahnverwaltung felbständig in die Sand genommen; feit dem Berbst 1880 find nicht weniger als 28 Linien in einer Gefammtlange von 1430 Kilometern ber Ausführung naher gebracht und jum Theil ichon dem Betrieb übergeben worden; ber Landtag hat sich in diesem Jahre mit einer großen Menge anderer Projecte zu befassen gehabt. Die Brivatspeculation gang von diesem Gebiet auszuschließen, erscheint nicht angängig, ichon weil die Gesetgebung Privateifenbahnunternehmungen als julaffig anerkennt, fobann weil die Staatscaffe taum in ber Lage fein wurde, alle Secundarbahnprojecte arundfaklich fich allein gur Ausführung porzubehalten. Welcher Seite nun auch im einzelnen Falle ein Unternehmen zufallen mag, immer wird ber Bunkt ben Gegenstand forgfältigfter Erwägung zu bilden haben, in welcher Beife die Koften des Baues auf den Staat, die Unternehmer und die Localintereffenten zu vertheilen find.

Nebenbahnen dienen im obenentwickelten Sinne einem durchgehenden Berkehr, haben daher nicht nur für den anliegenden Bezirk, sondern für alle erbenklichen Stationen des ganzen Landes Bedeutung; die nächsten Anwohner haben gleichwohl besondere Vortheile von der erworbenen Schienenstraße und ist es daher nicht mehr als dillig, daß sie ersorderlichen Falles für dieselbe besondere Opfer vingen. Wenn der zu erwartende Berkehr nicht mit einiger Sicherheit einen solchen Ertrag in Aussticht stellt, daß derselbe zur landesätblichen Berzinfung und der ersorderlichen Amortistation des Anlagecapitals auszureichen vermag, so müssen der Achstheitsigten durch Berluftzuschliffe die entsprechende Verminderung des zu verzinsenden Capitals bewirken; sie werden unter Umständen nicht nur die kostenstreie Hergade des Grund und Bodens, sondern auch die Zahlung von Geldbeiträgen zu übernehmen haben. Die Staats-

bahnverwaltung fann in letzterem Falle die sehr wesentliche Erleichterung gewähren, daß sie sür die Abtragung der Juschäffe Ratenzahlungen auf eine größere Jahl von Jahren gestattet. Die Gemeinden brauchen alsdann nicht zu Eisenbahnzwecken große Anleihen aufzunehmen und zu amortisten, und erhalten sich eine größere Teoditähigeteit für andere communale Zwecke. Während in Preußen dieser Wodus als der zweckmäßigste anerkaunt ist, hat man in andern Ländern, z. B. in Ungarn, durch Geseh vom Jahre 1880 den Ortsgemeinden die Besugniß eingeräumt, sich an der Finanzirung von Rebenbahnen durch lebernahme zeitlich beschränkter Jinsgarantien zu betheiligen. Sierbei brauchen allerdings die Interessend die Sances und im Falle eines günstigen Betriebsergednisses dach später keine Opser zu bringen; auch können etwaige Aussälle zunächst durch Frachterhöhungen auf die Erstbetheiligten abgewälzt werden. Bedenklich bleibt es sedoch, die Gemeindehaushaltungen von Jahr zu Jahr vor die Möglichkeit eines Zuschusselben, dessen höhe sich gar nicht voraussehen läßt. Es wird Schwierigkeiten machen, am Schlusse eines zeden Zahres gerecht und billig die Frage zu entscheiden, ob die Bilanz des Unternehmens zu einem Anspruch an die Gemeinden Erneitgeiten zwischen Bahnverwaltung und Semeindevertretung kann sich allzuleicht entwickeln.

Haben Privatunternehmer die Concession zur Aussührung einer Linie erhalten, welche mit hilfe der Rächstbetheiligten das Capital nicht vollständig aufzubringen vermögen, so wird die staatliche hilfe am besten in Gestalt von Actienübernahme zu gewähren sein. Verlustuschüffe können doch innner nur einen geringen Theil des Gesamutanlagecapitals ausmachen und daher zu dessen Ergänzung nur wenig beitragen. Gegen die Bewilligung von Jinsgarantien sprechen auch hier die oben entwicklen Momente. Die Capitalbeschaffung auf sollder Grundlage ist die Schwierigteit, welche sich allenthalben dem Bau von Nebendahnen durch Privatunternehmer in den Weg stellt, mag auch im einzelnen Fall eine reichliche Verzinsung in sicherer Aussicht stehen. Gegen allzuhohe Belastung der Ortsgemeinden mit Gisenbahnpapieren spricht der Umstand, daß im Lause der Zeit auch die Mehrzahl der Privatuebendahnen in die Hand des Staates übergehen wird; haben dann die Gemeinden im Lause der Jahre ihre Gisenbahnschulden amortist, so erhalten sie dem plöstlich bei Verstaltsung der betressendung der betressendung der Gentalsumme, sür welche das Gemeindebudget keine Verwendung hat. Richtiger erscheint es daher von Ansang an, auf eine auskömmliche Actienbetheiligung des Staates Bedacht zu nehmen.

In Preugen hat man in einzelnen Fallen ein Sechstel der Actien fur Rechnung der Staalscaffe übernommen; will indeffen die Auffichtsbehörde wirksam verhüten, daß Nebenbahnen entstehen, welche nicht die im öffentlichen Interesse erforderliche Geftaltung und Ausstattung besigen, so muß wohl eine stärfere Betheiligung an ber Finanzirung jolcher Unternehmungen in's Auge gefaßt werden. Unwesentlicher erfceint es, daß die Privilegien der Rriegsverwaltung und des Poft- und Telegraphenwefens noch mehr beschränkt oder, wie Manche fordern, gang beseitigt wurden. Rebenbahnen berühren meift ichwach bevölferte Begenden, in denen nur selten Garnisonen stehen; Militartransporte in Friedenszeiten werden also zu den Seltenheiten gehören. Mehr fallen schon die Ansprüche der Postverwaltung in's Gewicht; wo es sich täglich überhaupt nur um die Bewegung von 20-30 Waggons handelt, ift es für die Rentabilität nicht ohne Bedeutung, ob täglich ein ober zwei Waggons unentgeltlich gefahren werden muffen. Bum 3weck ber erleichterten Capitalbeschaffung wurde indeß mit Befeitigung diefes Privilegs wenig gewonnen fein; ob ein Nebenbahnunternehmen 4 oder 41 2 Procent Rente in Aussicht ftellt, ist für den großen Capitalmarkt giemlich gleichgultig; er wird fich wegen des halben Procentes, welches übrigens auch die andern Berfrachter durch Zahlung etwas höherer Tarife aufbringen könnten, nicht mit mehr Borliebe berartigen Projecten zuwenden. Der Reichstangler befit übrigens die Ermächtigung im einzelnen Falle, Erleichterung bezüglich der erwähnten Privilegien au gewähren.

Genügende Sicherheit für fachgemäße Ausbildung des Secundarbahnneges fann nur in einer reichlichen finanziellen Betheiligung ber Staatsregierung gefunden werben und erscheint es auch ungeeignet, Diefe Last gang ober theilweise auf die Provingial= verbande abzumalzen. Man hat vielfach betont, daß durch Erbauung von Localbahnen sehr häufig Chausseestrecken eine erhebliche Entlastung ersahren würden, und daß es daber angezeigt fei, die hierdurch entstehenden Ersbarnisse von Brovingialftraffen folichen Gifenbahnunternehmungen gugumenden. Gin hierhin gielenber Gefetentwurf ift indeffen bis jeht glucklicher Beife nicht zur Geltung gefommen. in Folge neuer Bahnanlagen auch einzelne Chaussegtreden eine erhebliche Entlaftung erfahren mogen, fo werden hingegen wieber andere Stragen, welche gu ben Bahnftationen hinführen, ftarter in Anspruch genommen werden und größere Unterhaltungstoften erheischen, als früher; allenthalben wird fich bas Bedurinig regen nach Schaffung neuer Rufuhrstrecken und auter Unterhaltung der vorhandenen. ba vielleicht zu machenden Ersparniffe wurden baber zwedmäßig zur Berftartung bes von der Proving verwalteten Communalwegebaufonds Berwendung finden. nur in den öftlichen Provingen, sondern auch in vielen Theilen der westlichen Brovingen läßt überhaupt ber Zuftand des Communalwegebauwesens noch fo viel zu wünschen übrig, daß große Mittel erforderlich find, um Alles, was im Intereffe des Berkehrs nothig ift, ju ichaffen. Die den Provingialverbanden biergu überwiefenen Unterftugungsfonds reichen gu bem 3mede lange nicht aus und bedurften bringend Burden ftatt deffen die Provinzen mit Ausgaben für Gifeneiner Berftärkung. bahnen belaftet, fo könnten die Ortsgemeinden fur den Wegebau noch weniger Unterflügung finden als bisher, und mußten auf erneute Erhöhung ihrer Abgaben Bedacht nehmen. Mittelbar würde also die Subventionirung des Secundärbahnwesens auf die Gemeindeverbande gurudfallen.

Die Provinzialverwaltungen sind aber auch nach der ihnen gesehlich im Staatsorganismus zugewiesene Stellung und nach ihrer Bertassung und Beschaffenheit nicht
in der Lage, die im Interesse des Vertehrs ersorderliche Einwirkung auf die Gestaltung der einzelnen Rebenbahnprojecte sachgemäß ausüben zu können, während ihnen
doch durch llebernahme der sinanziellen Unterstügung derselben die wirtsamste Handhabe zur Beeinsussung zusallen würde. Es sehlt den Provinzen sowohl an der
Centralstelle, wie in den Kreisen und Gemeinden an den ersorderlichen Behörden.

um einer folden Aufgabe mit Erfolg entgegengehen zu können.

In der Rheinprovinz hat sich dies bereits zum Nachtheil mehrerer Projecte sühlbar gemacht, bei denen auf die Benugung der Bankets von Chaussen gerechnet worden war. Die Provinzialbehörde knüpfte an die hierzu ersorderliche Genehmigung Bedingungen, welche darauf hinzielten, den betreffenden Gesellschaften, obwohl diefelben unter staatlicher Berwaltung standen, Borschriften in bau- und betriebspolizeilicher Hinschriften so ermäßigt, daß die Projecte zur Aussührung gedracht werden konnten; es erscheint aber doch durchaus unhaltbar, daß eine aller polizeilichen Befuguisse ernangelnde Corporation im Wege privater Abmachungen dem Minister süröffentliche Arbeiten als Chef der Bahnverwaltung Borschriften zu machen versucht, welche zum Ressort der Landespolizei- und der Eisenbahn-Aussichtsbehörde gehören. Die Provinzen, welchen die bautechnische Berwaltung der ehemaligen Staatsstraßen durch Geset übertragen worden ist, müssen sich bei Inanspruchnahme von Straßenbauleitung von Wichtigkeit sind, und 3. B. die Anlage von Materialdepotptlähen, die Entwässernungen bezüglich des Baues und Betriebes haben die hierzu berusenen kaatlichen Organe zu sorgen, einer concurrirenden Mitwirtung der Provinzialverwaltungsbehörden bedarf es hierbei nicht.

# Literarische Rundschau.

# Neuere musikalische Literatur.

1. Joseph Sandn. Bon C. J. Pohl. 2. Salbband. Leipzig, Breitfopf u. Gartel. 1882.

Im Vorwort zum ersten halbbande 1) hatte Pohl die hoffnung ausgesprochen, mit Ende des Jahres 1878 den Schluß des Werkes vorlegen zu können. Das ganze Material lag nach seinen eigenen Worten bereits vor. Sieben Jahre sind seitdem werklossen. Bei Thayer sind wir an ähnliche Fristen gewöhnt, um von Chrysander zu schweigen, dessen, erschien. Bet Vahre, erschien. Der Verlassen, das der Werlassen, erschien. Der Verlassen, und so können wir nur annehmen, daß der Berlagswechsel (der erste

Band war bei A. Sacco Nachf. erschienen) die hauptschuld trägt.

Der erfte Band ichloß mit Sandn's Untritt der Capellmeifterschaft in Efterhag, bem vom Fürsten aus einem Sumpf zu einem zweiten Bersailles verwandelten Lustfclog. Da Sandn faft ein Bierteljahrhundert, von 1767-1790, an diefem Ort geblieben, fo fallt in diefe bisher dunkelfte Beit feines Lebens die eigentliche Entwidelung seiner schöpferischen Thatigkeit. Mit Recht schreibt Otto Jahn an Sonn= leithner: "Die schwierige Aufgabe ift es, den heranwachsenden und fich ausbildenden Handn darzustellen, da man von biesem und den obwaltenden Berchältniffen und Einflüssen bis jeht so gut wie gar nichts weiß. Der Hahdn, den Alle kennen, ist nicht Mozart's Borganger, fondern fein Zeitgenoffe und Nachfolger." Bohl hat hier das mannigfaltigste Material zusammen zu tragen verstanden, so daß man das Leben und Treiben in Efterhag und Handn's Thätigkeit bis in die geheimsten Winkel verfolgen kann. Hier spielte sich auch das Berhältniß Haydn's zur Sängerin Luigia Polzelli ab. "Er hatte an feinem Weibe die Hölle im Haus," schreibt Pohl, "der Sängerin war ein ähnliches Loos in ihrem Manne beschieden — tein Wunder, daß Die Bergen fich zusammenfanden." Es scheint ein mehr auf Leibenschaft, als auf Werthichagung gegrundetes Verhaltniß gemesen zu fein, das fur Sandn mit großen Geldopfern verbunden mar. Bon den beiden Sohnen der Polzelli wird der jungere, Antonio, welcher erft 1855 als nicht hervorragender Mufiker geftorben ift, Sandn zugefchrieben. Gine ungleich edlere und reinere Beziehung hatte Sandn zu Frau bon Genzinger, einer tunftfinnigen und feingebildeten Dame, mit der er eine rege Correspondenz sührte, welche Dr. von Karajan 1861 herausgegeben hat.

Obgleich das Leben in Esterhäz geräuschvoll und aufreibend war, hat haydn während seines Dortseins ein Dugend italienischer Opern, 63 Sinsonien, 44 Streichsquartette, die verschiedenartigste Kirchennusit, darunter süns Messen, das Oratorium "Il ritorno di Todia", die "Sieben Worte am Kreuz", Ouverturen, Divertimenti, Concerte, ungezählte Kammermusist und Lieder geschrieben. Daneben unterrichtete er, hieft Proben mit Orchester und Sängern ab, und schlichtete Streitigkeiten. Hieft Proben mit Orchester und Sängern ab, und schlichtete Streitigkeiten. Hieft per gehört die rührende Geschichte seiner "Abschieds-Sinsonie". Pohl erzählt sie, abweichend vom Mythus, so: Der Fürst hatte aus Raummangel den Musikern besochen, Weib und Kinder aus Csterhäz zu entsernen und sie nach dem benachbarten Siefenstabt zu schaffen. Bon diesem Berdannungsbecret nicht getrossen waren nur die Familien einiger Lieblinge des Fürsten und die Hahdur's, obwohl dieser am wenigsten unter solcher Trennung gesitten hätte. Vergebens wandten sich die armen Chemänner an ihren Papa Hahd, der es diesmal nicht unternahm, ihr Fürsbrecher beim Kürsten

<sup>1)</sup> S. "Deutsche Rundichau", Bb. VI, S. 133.

zu sein, sondern nur ein schalthaftes Lächeln für sie hatte. Erst bei der nächsten Orchesterprobe wurde ihnen der wizig gemüthvolle Ausweg ihres Führers klar. Es ist bekannt, wie sich im letzten Sate der Sinsonie die Musiker, einer nach dem andern, von ihren Pulken wegstehlen und die Lichter löschen, die zuletzt nur noch zwei Geigen übrig bleiben. Als sich nun Haydon anschiedte, den Letzten zu solgen, trat der Fürst gerührt an ihn heran und sagte: "Ich habe Ihre Absicht wohl durchschaut. Die Musiker sehnen sich nach Hause, nun gut, morgen packen wir ein." In dieser kleinen Beschichte hat für mich immer der ganze Jauber der Hahdnischen Natur gelegen; es ist, als mischte sich in ihr die herzliche Netodie des Hahdnischen Wagios mit dem Humor seines Menuetts. Hier sei auch, als einer Schwester, der "Kinder-Sinsonie" erwähnt. Ein Scherz, nichts weiter; aber einer, wie er nur von diesem Manne kommen konnte.

Sandn's Art zu birigiren muß wie fein ganges Wefen verbindlich und gemuthvoll gewesen sein. Er vermied heftige Bewegungen, wurde nie laut und verlegend. Die Mitglieder seiner Capelle nannte er feine Rinder, wie fie ihn ihren Papa nannten. Bei humoristischen Stellen, an benen feine Mufit fo reich ift - man bente bier nur an den unvergleichlich neckischen Wiedereintritt des Thema's im Finale feiner G-dur-Sinfonie Rr. 58 - , pfleate er ju fcmungeln und ben Einbrud ju beobachten. Selbsteigene Bergierungen erlaubte er weber Sangern noch Instrumentalisten. fagte einmal: "Ich tann das ichon auch, und wenn ich es gewollt hätte, wurde ich es fo geschrieben haben." Er componirte nicht, wie von ihm erzählt wird, am Clavier, aber er hatte die Gewohnheit, fich am Clavier anzuregen, ehe er componirte. "Satte ich eine Idee erhascht," außerte er einft, "fo ging mein ganges Beftreben dahin, fie den Regeln ber Kunft gemäß anzupaffen und zu souteniren. So suchte ich mir ju belfen, und bag ift es, was fo vielen unferer neuen Componiften fehlt, fie reihen ein Studichen an bas andere, brechen ab, wenn fie taum angefangen haben, aber es bleibt auch nichts im Bergen figen, wenn man es angehort hat." Er war fein Geschwindschreiber, fondern arbeitete bedachtig. Bon ber Melodie hatte er eine fehr hohe Meinung. "Es ift die Melodie," fagte er einmal, "welche ber Mufit ihren Reiz gibt, und sie zu erzeugen ift höchst schwierig; das Mechanische in der Musik läßt fich durch Ausdauer und Studien erlernen, boch die Erfindung einer hubichen Melodie ift bas Wert bes Genies, und eine folche bedarf feiner weiteren Ausschmudung, um ju gefallen; willft du wiffen, ob fie wirklich ichon ift, fo finge fie ohne Begleitung." Er war auch fein Quinten= und Quartenjager, wie ihm benn alle Be-Danterie zuwider mar. Gegen die Strenge Albrechtsberger's rief er aus: "Was beift bas? Die Runft ift frei, und foll burch feine handwertsfesieln beichräntt werden. Das Ohr, versteht fich ein gebildetes, foll entscheiden, und ich halte mich für befugt wie irgend Einer, hierin Gefete ju geben. Solche Runfteleien haben feinen Werth." Bon Mozart's gewagter Einleitung zum C-dur-Quartett foll er classisch gesagt haben: "Sat Mogart es geschrieben, fo hatte er feine gute Urfache bazu." Der beständige Berkehr mit dem Orchester kam seinem Schaffen fehr zu statten. Bohl bemerkt hubich: "Das Orchefter war ihm eine lebendige Partitur, in der er nach Belieben ftreichen und zusehen konnte." Die Unsehlbarkeit einiger unserer jehigen Componisten ware ihm wie Aberwit erschienen, wie er fich der Runft gegenüber denn immer als Schüler, nie als Meifter fühlte. Alles Schaffen ift Progreffion, weshalb in ber Runft nichts gefährlicher ift, als das Meiftergefühl.

Die "Wiener Chronit" vieses Bandes, die Zeit von 1767—1790 umfassend, bringt viel Interessantes, aber auch wieder manches Stück trockener Archivsorschung. Es ist dies, wie ich schon beim ersten Bande bemerken mußte, die Klippe des Pohl'sichen Buches. Der Verfasser hat mit Recht geglaubt, den Gelden seines Buches nur auf dem culturkistorischen — er liebt das Wort nicht — hintergrunde seiner Zeit werden zu können. Es sragt sich nur, wie weit der Begriss hintergrund hier gefaßt werden darf. Ein hintergrund muß ruhige und große Linien haben, er darf nicht zuviel Detail bringen, wenn er nicht die Wirkung des Vordergrundes schmälern soll.

3ch meffe hier allerdings mit funftlerischem Dag, aber eine gute Biographie muß gewiffe Befete bes Runftwerkes einhalten, und ju ihnen gehort es, daß die Saupt= figur fich ficher von der Bildfläche der Zeit abhebt. Die "Wiener Chronit" wird zwar wie ein culturhiftorischer Zwischenact eingeschoben, und fo konnte man für ihn auch die Ungebundenheit eines folden beanspruchen, aber auch in der Beriode "Efterhag" finden fich Unschoppungen von Details, welche den Bortrag beläftigen und beffer in den Unhang gepaßt hatten Die Chronit berichtet über die Mufitpflege bei Sofe, in Privathäufern und beim Abel, über die Theater und das Ballet, über Rirchenmufit und beren Ginfchrantung, über Bereine und mufitalische Atademien, endlich über Mufikalienhandel und Clavierbau. Kaifer Joseph's Geschmad murzelte in der italienischen Mufik, fein Abgott mar Salieri. So wird es denn Riemand wundern, daß bei der Auswahl von Streichquartetten fein Rammerdiener Struck nicht ohne Ginflug mar, Mogart und Sandn aber vom fürstlichen Repertoire fo gut In jenen Zeiten konnte der schlechte Geschmack eines wie ausgeschloffen maren. Fürften bas Runftleben nachtheilig schädigen, was jest taum mehr möglich ift.

Unterdeffen begann handn in Paris, London, und feltsamer Weise in Spanien, Aufschen zu erregen. Man führte feine Werke auf, für deren Berbreitung durch die bedeutenbste Wiener Musikhandlung, Artaria, gesorgt war. Von Paris hatte Handn ben naiben Auftrag erhalten, eine Bocalcomposition im Stile Lulli's ober Rameau's zu schreiben, worauf er erwiderte: "Wenn man etwas nach der Manier des Lulli oder Rameau verlange, moge man fich an diefe felbst, oder ihre Schüler wenden, Sandn bermöge leider nur handn'iche Mufit ju fchreiben." Das Kerngefunde, das in Sandn's wie Mogart's Ratur lag, führte zwischen Beiden ein Berhaltnig reinfter Berthschätzung herbei, wie es unter Kinstlern nicht sehr häufig ift. Richt ohne Rührung tesen wir, die in Tagen der Rückschitzlosigkeit und des unwürdigen Reides leben, wie jene Männer fich gegenseitig schätten und bewunderten. Als Robeluch in Mogart's Gegenwart an ben Quartetten Sandn's ju mateln magte, rief biefer ihm heftig zu: "herr, wenn man uns Beide zusammenschmilzt, wird noch lange fein Handn daraus." Und als Jener bei einer ähnlichen Beranlaffung meinte: "Das hätte ich nicht so gemacht," entgegnete ihm Mozart: "Ich auch nicht, und wissen Sie, warum? Beil weder Sie noch ich auf diefen Ginfall gekommen waren." Bon Handn erzählt man, daß er nach einer Aufführung des "Don Juan" in einer Befellschaft, welche Bieles an ber Oper zu tadeln gefunden, um feine Meinung gefragt, erwidert haben foll: "Ich kann ben Streit nicht ausmachen, aber das weiß ich, daß Mogart der größte Componist ift, ben die Welt jest hat." Als Sandn, von dem Concertunternehmer Salomon engagirt, am 15. December 1790 feine Reife nach London antrat, hatte Mogart Bebenken und meinte: "Papa, Gie find nicht fur die große Welt erzogen und reden ju wenig Sprachen." Worauf Sandn antwortete: "Aber meine Sprache verfteht man in der gangen Belt." Der Abichied war bewegt und Mozart fagte ahnungsvoll: "Ich fürchte, mein Bater, wir werden uns das lette Lebewohl fagen." Mozart ftarb in Jahresfrift.

Den Schluß des Bandes bildet eine meisterhalte Kritit der in dieser Zeit von Hahdn geschriebenen Werke. Der Versasser dart hier auf die traditionelle Nachsicht verzichten, welche man dem Verhältniß des Biographen zu seinem Helden gut zu schreiben pslegt. Er ist warm, aber nicht blind. Vorgedruckt ist dem Buche ein Lichtbruck nach einem in der zweiten Hälste der achtziger Jahre auf Elsenbein ge-

malten Aquarellporträt.

<sup>2.</sup> Die Musik-Aesthetik in ihrer Entwickelung von Kant bis auf die Gegenwart. Gin Grundriß von H. Ehrlich. Leipzig, Leuckart. 1881.

Wer es unternimmt, die Entwidelung der musikalischen Aesthetik vom Ansang bieses Jahrhunderts bis auf die Gegenwart auf 176 Seiten zu schildern, der muß es verstehen, comprimirt zu schreiben. Der Versaffer ist ein belesener und vielseitig

gebildeter Mann, welcher aut und fliegend, mitunter vielleicht etwas ju fliegend schreibt. Seine fritische Feder hat fich einen guten Ramen erworben. Seine Runft= anschauungen find gesund; er verliert in dem unendlichen Getriebe der ästhetischen Meinungen, die sich wie das Wurzelgeslecht eines noch jungfräulichen Waldes hingieben, nie ben Naben. Es liegt in ber natur folcher Arbeiten, bag fein Lefer mit allen Urtheilen bes Berfaffers übereinftimmen wirb. Es ift biefes auch nicht nöthig, fein Schriftsteller braucht immer Recht zu haben. Alles kommt darauf an, daß ein folches Buch von keinem Barteiftandpunkt geschrieben ift, denn alles Barteiwesen macht dumm. Es tomint ferner darauf an, daß der Berfaffer ein ehrlicher Mann ift, daß er feine Meinung nicht gurudhalt, noch eine frembe für die eigene ausgibt. Wir rechnen es ihm boch an, daß er fein einft fchroffes Urtheil über Spitta gemilbert hat. Es ist ehrenhaft und nicht die Sache enger Ropfe, eine Uebertreibung, vielleicht fogar eine Ungerechtigfeit, wenn auch nur ftillschweigend guruckzunchmen. Und eben weil Ehrlich dies gethan hat, hoffen wir, daß er einst auch über einen anderen Mann, Chrhfander, gerechter fein und neben die Unklage die Chrenrettung feten wird. Man tennzeichnet einen Schriftsteller wie ihn nicht baburch, bag man nur pon feinen Tehlern fpricht. Chrufander's Wehler liegen offen zu Tage; Nicmand wird feine Art von Polemit, feine Ausfälle gegen Otto Jahn und Belmholt, die in ihrer Seftigfeit an den Ton Duhring's erinnern, gutheißen wollen. Dan mag ihm Barte und Ginfeitigfeit bormerfen, Chryfander aber ift ein Mann, ber fein Leben an eine ungeheure Aufgabe mit ungeheurer Rraft gefet hat, und davor foll man Achtung haben. -

Wie vortrefflich ift bagegen die Charakteriftik von A. B. Mary. Es ift schwer, gang unparteiisch zu sein, wer aber den Beruf und den Muth bagu gezeigt, der darf

fich nicht wundern, wenn man an ihn die hochsten Unsprüche stellt.

Louis Chlert.

# Reuere ergählende Literatur.

1. Die Uhr. Aufzeichnungen eines hageftotzen. Bon Karl Frengel. Leipzig, Druck und Berlag von Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek).

Uns ift kein zweites Buch von Frenzel bekannt, aus welchem wir ben Gindruck deffen, was er als Novellist vermag, reiner empfingen, als aus dieser kleinen, ergreifenden Erzählung. Die Composition ift geschickt, die Charakteriftik scharf, die Handlung bewegt; Alles aus einem Guß. Zwischen drei Personen spielt die Geschichte fich ab. Der Erzähler ober Berfaffer ber Aufzeichnungen ift ein Geheimer Medicinalrath Werben, ein Sageftolg, der nach manchem Jahr nühlicher und erfolgreicher Berufsthätigfeit fich von der Praxis jurudgezogen hat, um, in guten Berhalt= niffen, den Reft feiner Tage feinen Lieblingsneigungen, bem Studium und einer ruhigen Beschaulichkeit zu wibmen; er ift fein Mann der Welt, ob er fie gleich aut genug fennen gelernt, und er hat nicht viele Bedurfniffe. Seine Jugend war herb, voll von Entbehrungen, wie fein fpateres Leben voll von Arbeit. er sich nichts Schöneres benken, als in feinen zwar bescheidenen, aber mit Geschmack eingerichteten Zimmern zu figen zwischen feinen Rupferftichen und Buchern, an feinem Schreibtisch, wo die peinlichste Ordnung herrscht, in einem stillen Saufe, in welchem feine fleinen Rinder und feine Clabiere find, in einer ftillen Strafe, die bon bem Beräusch ber Weltstadt nicht erreicht wird. Bier ift er gufrieden; ein großes Glüd wenn er es einmal flüchtig geträumt — hat er boch ernsthaft niemals gewollt. Aber einen ehrenvollen Plat in ber Gefellichaft hat er sich erworben, ein seinen Bunichen angemeffenes Beim fich geschaffen; Richts verdankt er der Gunft oder dem Bufall, Alles fich felbft. Er hat das Gefühl des Mannes, der im Safen angetommen, für den die fturmifche See feine Befahr, die verschleierte Ferne feine Reize mehr birgt. Ein Tag vergeht wie ber andere; feiner bringt eine lleberraschung und

Richts unterbricht, Nichts ftort ben gleichmäßigen Cang feiner liebgewordenen Gewohnheiten. Eines Abends, zur gewohnten Stunde fehrt er aus dem schweren, trüben Octoberwetter nach Sause zurud. Er fteigt die Treppe hinan, er tritt in feine Wohnung. "Die Lampen brannten, eine behagliche Warme in allen Gemachern, tein unangenehmer Brief war eingelaufen. Wie immer ftand mein Nachttrunk bereit : daneben lagen die Abendzeitungen, zwei ober drei medicinische Zeitschriften. Ich hatte mich in meinen Stuhl gefett und ein Zeitungsblatt in die Sand genommen. Aber was ift das? ich vermag nicht zu lefen. Gin scharfes anhaltendes Geräusch unterbricht und belästigt mich. Ich blide auf — mir gegenüber still und starr von der Ampel hell beleuchtet, hängt eine marmorne Nachbildung der bekannten rondaninischen Meduse; ich horche bin: babinter ist die Ursache des Geräusches: eine Uhr . . . " Mit vieler Kunst ist so die Stimmung für das Wunderbare oder Ausgerordentliche gegeben, welches wir nunmehr in das leben des Hagestolzen eintreten feben. In die Wohnung neben der feinigen ift feit Murzem eine junge Schauspielerin, Fraulein Elfa Themar eingezogen, und der Bendelfchlag der schickfalsvollen Uhr, welche auf der andern Seite der Band fteht, vermittelt die Befanntschaft. Widerftrebend empfindet der Medicinalrath den Zauber, welche die jugendlich holde Erscheinung auf ihn ausübt, wiewohl das Berhältniß sich lang in den Grenzen einer ruhigen Freundschaft erhält und Elsa, welche nur durch äußerliche Gründe bewogen jum Theater gegangen ift, noch mehr mit Pietät und Dantbarkeit zu dem trefflichen Mann aufblidt, deffen Lebenserfahrung und feines fünftlerisches Urtheil bildend und erziehend auf sie wirken. Doch das dämonische Element sehlt nicht, welches indem es in das Geschick Elfa's eingreift — auch dasjenige des Medicinalraths aus dem Gleichgewicht reißt. Sier abermals, bei der Ginführung des Beren von Luttow, haben wir zu bewundern Gelegenheit, wie fehr Frenzel es verstanden hat, durch fluge Benugung des Alltäglichen auf ein tommendes Ungewöhnliches vorzubereiten, und allmälig, fei es durch die Beleuchtung, fei es durch einen andern Umftand der äußeren Natur, das Gefühl des Unheimlichen in uns fo zu steigern, daß selbst der fatalistische Zug, welcher die Zukunft dreier Menschen von dem Gang einer Uhr abhängig macht, das Unwahrscheinliche verliert. Es ift ein Zug in Frenzel, welcher auf eine gewisse Berwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann hindeutet — die Borliebe für das dufter oder schreckhaft Phantaftische. Sie dominirt nicht, wie bei diesem; auch ist sie, wenn man so sagen bart, in's Moderne gewendet: sie bleibt nicht bei dem einsach Unglaublichen stehen, sondern sucht es plausibel zu machen, und läßt den Einfluß des Damonischen sich auf natürlichem Wege vollziehen. In diefer No= velle tritt es uns in der Erscheinung des genannten herrn bon Luttow entgegen; feine Leidenschaft für Elfa Themar hat etwas Grauenerregendes, zugleich Abstoßendes und Berftrickendes. Das Blut eines Freundes, um Elfa's willen vergoffen, laftet auf feiner Seele; scheint diese beiden zu trennen und kettet fie doch wieder aneinander wie mit einem magischen Zauber. Herr von Littow hat Elsa gekannt noch bevor fie Schauspielerin war und als einzige Tochter eines fehr reichen Finanzmannes in glanzenden Verhaltniffen lebte. Damals, ohne daß es zur entscheidenden Ertlarung dwischen ihm und Elsbeth Affer gekommen, haben ihre Wege sich getrennt; nicht lange darauf fallirte der Commerzienrath, starb aus Kummer, und Elsbeth, welche frühe schon die Mutter verloren, stand hinfort allein und arm in der Welt, nachdem fie das eigene Bermögen in ehrenhafter Beise darauf verwandt, die Berpflich= tungen des Baters einzulosen. Sie geht zum Theater und hier, in Elfa Themar, ertennt Luttow die verloren Geglaubte wieder; vor der Raferei feiner Liebe fchrickt fie gurud, und doch ift es unmöglich bor ihm zu fliehen. Sie tann fich aus feinem Bann nicht befreien, indessen fie doch vor ihm und vielleicht auch vor fich selber Schutz sucht in ber ftilleren Reigung des Medicinalraths. Das Wachfen diefer Reigung, mit ihren Bweifeln, Rampfen und endlichem Triumph ift fehr reizend geschilbert; mahrend man auf der andern Seite wohl fühlt, ohne daß es uns ausdrücklich gefagt wurde, wie schwer der Entschluß dem Mädchen wird. Rur noch einmal zu einer letzten Auseinandersetzung will Elfa den Mann feben, bor welchem das Berg fie warnt, um fich

bann für immer von ihm loggumachen, indem fie bem alteren Freunde die Sand Auf einem Mastenballe, dem auch der Medicinalrath beiwohnt, findet die Begegnung Statt, welche verhängnigvoll wird. Elfa's erregtes Berg erträgt ben Anblid nicht, mitten im Reftlarm bricht fie zusammen, ein Tumult entsteht, und ber Medicinalrath kommt gerade noch fruhe genug, um der Befinnungslosen die erste Silfe zu bringen. Man geleitet fie heim und an dem Lager der gefährlich Erfrankten wacht ihr Beschützer. Blötlich durch die Stille der Racht bernimmt er wieder bas Tid-tad ber Uhr, beren Plat ingwischen gewechselt worden ift : fo dag er fie zum ersten Male sieht, nachdem er sie zuvor immer nur gehört hat. Er erkennt sie wieder; diese Uhr hat vor langen Nahren die Stunden eines Glückes gezeigt, welches furz war, aber feine Reue zurudgelaffen hat; einer Liebe, die wohl eingestanden worden, aber frei von Schuld geblieben ift. Mus dem Erbe der Eltern ift diefe Uhr bas einzige Stud, welches Elfa gerettet; und fie felber ift bie Tochter jener Frau, welche Gotthold Werben einft geliebt hat. Die langfam Genefende, welche biefe Wendung noch nicht ahnt, findet Troft in dem Gedanken, daß in der Berbindung mit dem Gealterten die ersehnte Rube winke. Doch er entsagt nunmehr dem Glude, das fo nabe ichien - nimmermehr tann die Tochter Derjenigen, die er geliebt hat. Die Seine werben. Er finnt darauf, zwischen Luttow und Elfa zu vermitteln aber in einer heftigen Scene weift Elfa ben bis jur Bewaltsamfeil entflammten Mann gurud - Die Uhr fturgt gu Boben und gersplittert in Scherben - und mahrend Elfa, die Arme nach der Thur ausbreitend, durch welche der Fortgewiesene für immer gegangen ift, mit dem Schrei hinfinkt: "Egon, Egon, ich liebe Dich!" fracht von unten der Schuß herauf, mit welchem Lüttow feinem Leben ein Ende macht.

Erschütternd auf dieser letzten Seite der Geschichte wirtt dieses Bekenntniß ihrer Liebe, welches zugleich der Entsagung Werben's ihr Relief gibt. "Entsagen sollst Du, sollst entsagen!" — so heißt auch hier der bittere Schluß, der wenig Berschnendes hat. Hür Werben ist es nun Abend geworden, aus Elsa hat die Tragit ihres Schmerzes eine große Schauspielerin gemacht, und einsam sind Beide. Nicht bei dem äußerlichen oder zusälligen Eingreisen der Uhr in das Schicksalbeibt der Dichter stehen, er gibt vielmehr ihrer Cristenz etwas Sinnbitdliches und deutet ihr Aufhören symbolisch. Die dürstigen Scherben ihres Zisserblattes, die Reste des Werkes, sagt er, werden sich niemals wieder zu jenem Ganzen zusammenfügen, welches mit seinem Scheine von Leben das wirkliche Leben begleitete. "So behalten wir von all' unseren Geschieden, Empfindungen und Ersahrungen gleichsam auch nur Trümmer in der Hand und wundern uns dann, daß sie, wie wir sie auch wenden und drehen, nicht mehr zusammenstimmen wollen, weil sie den Klang verloren haben, der einst

in ihnen war und fie verband."

2. Littauische Geschichten von Ernst Wichert. Mit bem Portrat bes Berfaffers in Rabirung. Leipzig, Berlag von Carl Reigner. 1882.

Seit Jeremias Gotthelf seine Emmenthaler Geschichten in die Welt gehen ließ, ist wohl so ziemlich in jeder Gegend Deutschlands, die sich durch irgendwelche Besonderheit der Lage, der Geschichte oder ihrer Bewohner auszeichnet, ein Schriftseller erstanden und hat diese Eigenheiten in Schilderungen oder Erzählungen wiederzugeben versucht. Die bereits eingetretene Erschöpfung des Stosses documentirt sich äußerlich dadurch, daß, wer auf diesem Gebiete noch irgend etwas erreichen will, schon an die äußerste Grenze Deutschlands, ja über diese hinaus gehen muß: Pantenius hat kurländische Erzählungen geschrieben, Ernst Wichert schreibt littauische. Er schiet seiner Geschichten eine Vorrede voran und erzählt darin, daß der preußische Littauer im Kampse gegen das deutsche Element unweigerlich seine Nationalität verlieren muß und sich ösonomisch nicht halten kann. Mit Recht sagt der Verlasser, daß dieses letzte Kämpsen um die nationale Existenz, dieses schrittweise Verdrasserven aus den Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende alten Stammsigen, dieses Absterden bei an sich noch krästigem Leibe, dieses sittliche Verderben in Folge gänzlicher Rathlosigkeit, sich

mit ehrlichen Mitteln wirthschaftlich zu behaupten, des tragischen Charakters nicht entbehrt; daß der Proces merkwürdig ist für den Bolkspsychologen, aber auch dem Dichter reichliches Material gibt zu novellistischer Ausprägung. Allerdings sind diese Verhältnisse im höchsten Grade interessant, aber doch von einer Art, daß dieser Untergang des Stammes eher einen traurigen als tragischen Anstrich bekommt. Freilich waltet hier — und darin hat ja die Dorzgeschichte einen so bedeutenden Borzung — die Leidenschaft stärker, und Gut und Böse liegen näher bei einander; aber ein Volk, das troh aller Berschlagenheit und Klugheit namentlich an wirthschaftlicher Beschränktheit zu Grunde geht und in dieser Sache durchaus keine Vernunft annehmen will, erregt wohl unser Mitleid, slößt und jedoch keine Sympathie ein. Durch uralte wirthschaftliche Institutionen bedingtes und durch das Hereinteten einer tüchtigen Kace dermaßen geschärites sociales Elend, daß sich ihm der Einzelne absolut nicht entziehen kann und hilsos enden muß — das ist seltsam poetisch, mag es auch sür entziehen Kationalökonomen ebenso interessant sein, wie für den Ethnographen eine ausfterbende Völkerschaft, die den Kampf um's Dasein nicht aushalten konnte und deren Reste nun von den Gelehrten mit gebührendem Kespect in Spiritus gesetzt werden.

Das Motiv, wie die Berkettung unheilvoller wirthschaftlicher Gebräuche einen tüchtigen Littauer, welcher der Concurrenz des deutschen Gutsdesitzers nicht Stand zu halten vermag, ins Verderen bringt, liegt der ersten der drei Rovellen zu Grunde. Erdrückt von der Last der in Littauen üblichen Altentheile vermag Anjas Wanags das dom Vater übernommene Gut nicht zu behaupten; er wandert, da es ihm gerichtlich mit Beschlag belegt wird, zu Fuß nach Berlin, um beim Kaiser Recht zu suchen, der natürlich dem Gesehe den Weg frei hält. Inzwischen hat Ansa's Braut die alte processsüchtige Urta Kavasena, die Inderen des einen Altgedings, mit Arsenit vergistet. Der in die Heinath Zurückehrende sinder seinen Fahren, das schon in iremden Händen. Er brennt es nieder, wodurch dem neuen Besitzer bloß ein Gewinn erwächst, da er es doch niedergerissen hätte, gräbt sich neben der Brandstätte ein Voch und lebt mit seiner Brita darin. Er fann es durchaus nicht sassen das der von den Vätern ererbte Grund nicht mehr sein rechtmäßiges Sigenthum sein sollte und droht Jeden niederzzuschesen, der ihn vertreiben will. Schließlich ausgehungert zieht er sich, nachdem er all' die gutgemeinten Anerbietungen des deutschen Besitzers von der Hand gewiesen, nach der Krenze, wo er als Schmuggler von russischen Soldaten erschossen wird. Grita nimmt Gift und stirbt neben ihm.

Giftmord, Schmuggel, Processucht kehren in der zweiten Erzählung "Ewe" wieder, doch ist der Hintergrund socialen Zugrundegehens vermieden; Alles entwickelt sich aus dem Zusammenstoß der ungehemmten Leidenschaft. Die dritte Erzählung, "Der Schaftarp", weist die originellsten Situationen auf, steht aber rücksichtlich der Aussührung sinter den beiden anderen zurück. Alle drei sind in einsacher Sprache vorgetragen, schmucklos vielleicht, aber niemals geschmacklos, was in heutigen Zeitläusten schon Etwas sagen will. Der mit Güterberechnung angelegten Handlung entspricht eine durchsichtige Motivirung, wobei denn freilich der Kriminalist den Dichter-Phychoslogen mitunter etwas beeinträchtigt; er zeigt uns den Verbrecher und die Verbrecherin zu sehr dom Standpunkt des Richters aus, er verleiht ihnen sast niegends auch den Reiz der Sünde. Wichert ist sreilich im ersreulichen Gegensaß zu manchen vielgelesnen Ausoren immer ein ehrlicher Darsteller; wir haben die Empfindung, auf sessen zu gleben und wahres Menschenschlässelten wilken, welche den Lesen der "Rundschau" ja hinlänglich bekannt sind, empsehlen wir sein neues Buch ihrer Ausmerksankeit.

Der historische Roman der neuen Zeit unterscheidet sich vielsach von demienigen Walter Scott's. Man interessirt sich in unseren Tagen mehr für eine bestimmte

<sup>3.</sup> Die letten humanisten. historischer Roman von Abolf Stern. Leipzig, Bernhard Schlick. 1881.

Culturepoche als für die historischen Daten, durch die vielleicht jene Cultur bestimmt oder doch mindestens deutlich beeinflußt worden ist; und nur in diesem Sinne ist das Buch von Adolf Stern ein historischer Roman. Hier ist nirgends von einem einzelnen Factum, nirgends von einem besonderen Datum die Rede; es spielt die Handlung in einer bedeutsamen Zeit, und was dieser den Charaster gab, in jenen Landen, zu benen ihr Schauplatz gehört, das ersahren wir hier nicht nur in überzeugender, nein, auch in tief ergreisender Weise. Nur weil die Bewegung jener Zeit eine gewaltige gewesen, weil in ihr im Streite lag, was überhaupt als Wesentlichstes in der Geschichte der Menschen bezeichnet werden kann: der Wahn mit der Erkenntnis, darum ist dieses Stern'sche Buch in seiner historisch = treuen und dennoch dichterisch inspirirten Darstellung, trotz seines geringen Umfanges, ein historischer Roman großen Stiles zu nennen.

Wir begegnen Adolf Stern nicht zum ersten Male als Erzähler auf historischem Gebiete; wohl aber erhebt sich sein neuestes Werk in bemerkenswerther Weise über alle seine früheren dichterischen Schöpfungen. Es ist das reifste Werk, welches wir

von ihm jett haben.

Auf der Infel Rügen ist der Schauplat den Handlung; die Zeit ist der Ausgang der Resormation, jene Zeit, in der nach dem Bruche mit der Priesterperzschaft eine andere sinstere Gewalt ihr unheilvolles Wesen trieb — der Wahnglauben der Dämonologie, der in den deutschen Landen unzählige Scheiterhausen nach dem Urtel gelehrter Hexenrichter entzindete, gleich dunklen Qualm zur größeren Ehre Gottes zum Himmel sendend, wie einst die Flammen der Inquistion es gethan. Der landschaftliche Hintergrund ist in seiner ganzen trostlosen Großartigkeit mit künstlerischer

Treue geschildert, die Sandlung beginnt und endet in epischem Bollton.

Hie Luther - hie Calvin! Sie Melanchthon — hie Flacius! erscholl es damals: bort und ba aber war das Ergebniß eine ftarre Orthoborie, die fich zelotisch wider jede Freude an dem Schonen, wider die freien Regungen des nicht durch Sakungen beschränkten humanen Sinnes, wie beibes die auf Studium der Antike bafirten gelehrten Schulen vertundeten, mandte. - Nach dem Gutshofe eines pommerichen Ebelmannes feben wir in bem Stern'ichen Buche, einen glübenden Anhänger bes Sorag, einen Magifter der humanistischen Schule, mit seinem Junger gieben; weil er ein Berg fich gewahrt für die leibliche Roth der Menschen, weil er lebendiges, beredtes Zeugnig gab von befferen Tagen, in benen Scelen und Sinne ber Menichen noch nicht erstorben waren in dem Bufte doctrinärer Gottesgelahrtheit, darum ift er geächtet und heimathlos geworben, der alte Magifter Theodofius, der nun mit feinem treuesten Schüler und Genoffen, Gerhard Friesen, Schutz und Brot suchte unter dem Dache des einstigen Studienfreundes, Cornelius von ber Landen. Aber auch bier finden die beiden muden Wanderer in dem Pfarrer des Ortes, in Paulus Möller, einen felfenfesten und tiefelharten "Streiter des Berrn", dem der Buchftabe Alles, ber Geift Richts galt. Und ber Rampf, ber jene Zeit bewegte, beginnt auch unter diesem Dache - wir lernen ihn hier beffer verstehen, weil er fich in engeren Grenzen bewegt; er fpigt fich ju bis ju ber schaurigen Bobe, bie in den Teufelsbeschwörungen und Herenproceffen fich tund that - Agnes, Die holbe Tochter bes Ritters von der Landen, foll ihm, des Umgangs mit bem Bofen angeklagt, jum Opfer fallen.

In fraftigem, schwungvollem Stile, wie schon bemerkt, oft in epischem Bolltone, sind die Vorgänge berichtet, dazwischen taucht auch die interessante Gestalt Giordand Bruno's, dieses Märthrers der Sache der Humanität, auf und gleichsam als versöhnendes Moment, als Offenbarung, daß nimmer und nirgends, trot alles Kämpsens und Ringens, die Liebe ihr Recht verloren hat, zieht durch das Ganze sich ein Liebesidhl; es ist die nicht am wenigsten gelungene Seite dieses Romans, welcher als ein

tüchtiges und ernstes Werk Anspruch auf dauernde Geltung hat.

Albert Beigert.

Ludwig Geiger. 3. Band. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt, Riltten und Loening. 1882.

Den funfzigjährigen Todestag Goethe's zu 1, fann das Jahrbuch feinen Lefern eine feltene Gabe bringen : bas Weimarer Goethe-Archiv hat sich aufgethan und die Enkel des Dichters veröffentlichen durch Professor Bratanet's Vermittlung eine Reihe werthvoller Briese aus ber Correspondenz Goethe's mit Klinger und mit ber Fürstin Galigin. Gine Fortsetzung biefer Bublication ift fur ben vierten Band verfprochen, und es ift zu hoffen, daß fie eine weitere Löfung bes Bannes mit fich tragen wird, ber bis beute auf dem Nachlaß des Dichters geruht hat. Das Jahrbuch bringt weiter Briefe Goethe's an ben Rangler von Miller, an Heinrich Meyer und andere Correspondenten, mit feche "Abhandlungen und Forschungen" (bie früher beliebte Scheidung poissen diesen kategorien ift setzt mit Recht ausgegeben), Ludwig von Urlick handelt über Goethe und die Antike, vielsach besehrend, wenn auch nicht sehr tiebringend; der Aufsat hält sich eng auf archäologischem Boden und sieht von Goethe's Berhaltniß jur Antife im weiteren Sinne leiber ab. Alois Branbl gibt ausführliche, an wiffenswerthem Detail reiche Mit= theilungen von der Aufnahme Goethe'scher Jugendwerke in England, Erich Schmibt eine einbringenbe Betrachtung "Fauft und bas 16. Jahrhundert". Gehr geiftreich handelt Scherer über ben tieferen Sinn in ber Anordnung Goethe'scher Schriften. Daniel Jacoby veröffentlicht einige unbezweifelbare und einige febr bezweifelbare Nachweise von Ginfliffen Goethe's auf Schiller, besonders in der Lyrit. Miscellen und Bibliographie beschließen bas Jahrbuch, bas auch diesmal (neben manchem minder Rilhmens= werthen) eine Fülle von Belehrung und Anregung bringt, und ber weitesten Berbreitung werth er-

v Dramaturgie der Claffiter. Bon Bein= rich Bulthaupt. Leffing, Goethe, Schiller, Kleift. Olbenburg, Schulze'iche Sof = Buch=

kteist. Ilvendirg, Sonizelge Hof-Buch-hanblung (E. Berndt & M. Schwarg). 1882. Das Buch tönnte recht hübsch sein, wenn es nur etwas origineller wäre. Der Versasser schreibt einen ziemlich resoluten Stis, aber er versagt sich nicht bequeme Wendungen, die ein Autor, der auf sich hält, lieber durch gewähltere erseigen sollte. Er geht auch den Dingen mit einer gewissen Rücksickslosigkeit zu Leibe und bekümmert sich nicht allzu viel um das, was andere vor ihm gesagt haben. Jene vollständige Borbereitung, die nicht blog Gelehrtenpflicht ift, ber ernftliche Entschluß, die Borgange einigermaßen erschöpfend tennen gu lernen und Wieberholungen möglichst zu vermeiben, buntt ihm offenbar nicht fo nothig, wie es uns erscheint. Deshalb begegnen wir bei ihm manden Ansichten, welche gegien wir der ihm manden Anichten, weiche steinesmegs durch Neufde undereinesmegs durch Neufde wirden iberaften der entwommen, er wirflich Neues vorbringt, geschieht es nicht inmer mit Glick. In Lessings, "Rathan" glaubt Erinnerung bringen.
er gesunden zu haben, daß die Erzählung von den der Ringen eigentlich störe: "die Parabel thors" (Leipzig, Bernharde Kauchnis), deren zweisist ein gezwungen, ja!" so bekräftigt er noch einmal. wir seitdem eine Reise neuer bemerkenswerther Gezwungen, ja!" so bekräftigt er noch einmal. wir seitdem eine Reise neuer bemerkenswerther Es lohnt gar nicht, baritber ju biscutiren. Er

oß Goethe : Jahrbuch. Gerausgegeben von | ftellt fich boch fonft so gern auf ben praktischen Theaterstandpuntt: hat er sich benn nicht gefragt, wie es möglich fei, daß eine Scene, der er unorganische Absichtlickeit" vorwirft, regelmäßig die ftärtste Wirkung thut? Daß man den Tharafteren im Nathan nicht gerecht werden tann, "ohne sich mit der Ibee, wenn man will, mit der Tendenz des Stildes zu beschäftigen", hätte er Anderen nicht nachschreiben sollen; die Wahrbeit ift, daß man umgekehrt die Charaktere auf bas ichlimmfte verkennen wirb, wenn man fie aus der sogenannten "Idee" heraus (wollen wir biesen abgetakelten Begriff nicht endlich fallen laffen?) zu beurtheilen fucht. - Der Berfaffer bespricht in lofen Stiggen vier Stude von Leffing, acht von Goethe, elf von Schiller, brei von Beinrich von Rleift; ein zweiter Band wird ausschließlich Shatespeare gewidmet sein. Q Berthold Auerbach. Ein Gebenkblatt

3um 28. Februar 1882. (Der volle Reinertrag biefer Schrift ift zur Begrundung einer "Berthold Auerdach-Stiftung für Norbstetter Urme" im Heimathsborse bes Dichters be-stimmt.) Berlin, A. B. Auerdach. 1882. Berthold Auerbach. Sine Biographie. Dem

beutschen Bolle ergählt von Dr Ludwig Salomon. Stuttgart, Levh & Müller. 1882. Die erste, breiter angelegte und reicher aus-

gestattete biefer beiben Schriften mar zu Berthold Auerbach's fiebenzigstem Geburtstag bestimmt. Gie trägt noch gang ben Charafter ber Festschrift und bringt uns durch den herben Gegensatz den Berluft, den wir erlitten, um so näher. Dem Texte von Engen Zabel ift eine Reihe von Porträts des Dichers aus dem Jahre 1832 bis 1878 beigegeben; eines derselben nach dem im Jahre 1846 von Julius Hilburer gemalten Bilde. Höhner vonr der Langiährige Krennd Auerbach's und seit 1855 hat er jeden Geburts-tag bekselben durch ein Somett geseiert. Wir krouten im Auswahl bieler Jührungen wiche erhalten eine Auswahl biefer Dichtungen, welche wehmüthig abbricht mit bem schwarzumränderten Trauer-Sonett. Der warmempfundene, schöne Rachruf, welchen Rarl Frenzel unter bem ersten Eindruck der Todesbotschaft in die Rationalzeitung schrieb und ein Auszug aus F. Th. Bischer's Grabrebe schließen das zu ernster Sammlung und Betrachtung einlabende Wertchen.

Anfpruchklofer tritt bie fleine Schrift von Endwig Salomon auf: sie will dem Bolf ergählen, was es an Auerbach befessen; mit wenigen, aber fräftigen Stricken, mehr biographisch als fritisch, stellt sie Wesen und Eigenart bes Dichters por uns bin und gibt in schlichter Weise, in einfachem, aber herzlichem Tone ber Berehrung und Liebe für benfelben Ausbrud. Den eigentlichen Kern biefer mit einem guten Porträt Auerbach's geschmildten und ber weiteften Berbreitung werthen Gedentblätter hat der Berfaffer feiner "Geschichte ber beutschen National=

Erscheinungen; und zwar: zwei Bande von

Francis Elliot: "The diary of an idle schrieben in einer kernigen und einbringlichen woman in Sicily" und "Pictures of old Sprache, schilbert es bie tribste Zeit im Leben Ferner die Romane: "Christowell" von R. D. Bladmore (2 Bande); "His little mother", von der Berfasserin von "John Halifag, Gentleman" (1 Band); "A grape from a thorn" von James Payn (2 Bände) und "Aunt Serena", von Blande Willis Howard (1 Band). - Die "Collection of German Authors" (Leipzig, Bernhard Tauchnit) bringt: "Spinoza," A novel by Berthold Auerbach. From the German by E. Nicholson von Brilin in biefer Beise fortfahrt, so wird (2 Bande) - ein Kranz mehr auf bas Grab unfres betrauerten Dichters!

Allbum beutscher Dichter. Heraus= gegeben von Sermann Rlette. Elfte Auflage.

Berlin, Gebrüber Paetel. 1882.

Eine vorzilgliche Sammlung neuerer beutscher Dichtung, eine ber vorzüglichsten, bie wir überhaupt fennen, und in ihrer wahrhaft prachtvollen Ausstattung mehr als irgend eine andre geeignet, ein Schmud des Bichertisches im Familienzimmer zu sein. Sin Dichter, einer ber sinnigsten und gemilithvollsten unter den lebenden, hat die Auswahl getrossen mit jener seinen Empfindung und Reise des Geschmack, jener Pietät für das Aeltere, jener frischen Empfinisksis für das Aeltere, jener frischen Empfinisksis für das Empfänglichteit für das Neue, welche fich wohl= thuend auf jeber Seite biefes ichonen Buches bocumentiren. Reiner von ben Lieblingen, welche fo zu fagen ein biftorisches Recht haben, in einer solchen Sammlung zu erscheinen und die man immer gern auf's Neue lieft, sehlt barin; und biefen schließen fich in reicher Bahl die Jungeren an, welche bereits mit Erfolg ben Beweis ge-liefert haben, bag bie Runft bes Gesanges in Deutschland nicht ausgestorben ift, noch jo bald aussterben wird. Ein Stahlstichporträt des jungen Goethe (G. D. Dian pinx. 1779) gibt biefem "Album deutscher Dichter" gleichsam bie

Bublicationen des deutschen Clubs in Brunn. Rr. 1: Carl Freiherr bom und jum Stein in Brunn: Bon Dr. Guftab Erautenberger. Brünn, Berlag bes deut= fchen Clubs (Commiffionar: R. Anauthe). 1882.

Der deutsche Club in Brunn hat sich die preiswilrbige Aufgabe gestellt, burch bie Berbreitung guter und volksthumlicher Schriften vergefährbeten Sache bes Deutschieder Gentlen zu hilfe zu kommen. Nicht besser tounte die Reihe der Publicationen eingeleitet werden, als durch die oben genannte Schrift, in welcher der durch tilchtige Geschichtskenutniß und warme Beredtfamteit ausgezeichnete Berfaffer ben unübertroffenen beutschen Staatsmann, ben treueften Freund Defterreichs, gleichsam als Zeugen an bie Spipe bieses Unternehmens stellt. Aber auch fich bas Schriftchen um feiner felbst willen : ge= erscheinen.

bes großen Patrioten, mahrend welcher er, von Napoleon geächtet, im Jahre 1809 und ein zweites Mal im Anfange des Jahres 1810 hier, in ber Sauptstadt Mährens ein Ufpl fand. Dit pietätvoller Sand hat ber Berf. Alles gefammelt, was fich auf biefen Aufenthalt Stein's in Brunn begieht, und feine Arbeit enthalt baber manches werthvolle Neue, bas weit über bas blog locale Interesse hinausgeht. Wenn ber beutsche Club er fich nicht nur im nationalen, sondern auch im literarischen Sinne verdient machen.

Fünfundachtzig Jahre in Rampf und Sieg. Ein Menschen- und Belbenbilb von Oscar Mebing. Mit Illustrationen nach ben von bes Raisers und Königs Majeftat Allergnädigft gur Benutung verstatteten Aquarellen als Festgabe für bas beutsche Bolt herausgegeben von Carl Hall-berger. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Berlags = Unftalt (vorm. Eduard Sallberger).

In der schönsten Ausstattung und merkwürdig namentlich burch feinen Bilberfcmud, mirb uns hier eine Lebensbeschreibung unfres Raifers geboten, welche ben meitesten Rreifen empfohlen zu werden verdient. Richt ohne Rubrung wird man bie mannigfachen Darftellungen aus ber Kindheit und Jugend des Monarchen, mit patriotischem Stolz die Blätter betrachten, welche ihn auf ber Sobe feiner biftorischen Bebeutung, in den Schlachten und nach dem Siege zeigen. Der samilienhafte Zug, der die Person unfres Raifers feinem Bolte fo befonders nabe bringt, tritt aus mehreren großen Bilbern (golsbene Hochzeit, Louisenwahl, 22. März) dem Besichauer freundlich entgegen, und das Ganze in feinem festlichen Gewande von "Kornblau" wird überall ein bergliches Willtommen finden.

Weisheit und Wit in altdeutschen Reimen. Gefammelt vom Berausgeber von Altdeutscher Wit und Berftand". Berlin. Th. Thr. Fr. Enstin. (Abolph Enstin.) 1881.

Eine willtommene Bermehrung jenes Schatzes epigrammatischer Poefie, wie wir sie früher in ben "Deutschen Inschriften an Saus und Berath", und "Babl- und Bappensprüchen" von andrer Seite empfangen und an biefer Stelle gewürdigt haben. Den Inhalt ber vorliegenden Sammlung bilbet bie Spruchweisheit unserer Literatur bes 16. und 17. Jahrhunderts. Für einen weitern Kreis und zumal für den Sausgebrauch beftimmt, verfolgt biese Arbeit feinerlei literarhistorischen Zwedt; bennoch, wenn Unmerfungen auch nicht vermißt werben, mare bie Beigabe von Autorennamen erwilnscht gewesen und abgefeben von feinem löblichen Bred, empfiehlt burfte fur eine funftige Auflage vielleicht rathlich

Bon Reuigkeiten, welche ber Kebaction bis jum 14. April zugegangen, berzeichnen wir, näheres Ein-geben nach Kaum und Gelegenheit uns vordehaltend: Abreistuch von Europa, enthaltend Abreisen von Fabritanten, Kausleuten, Beamten, Küntlern, Han-berteen, Krudkeitenen ac. e. nach Ländern, Kru-bingen und Branchen albshabeitich geordnet und zu-jammengefieltt von B. Mertel. Bh. l. Eurliches Keich. Anhalt. Aberstedt-Wulfen. Lig. 1. Dresben, D. G. Mertel. Reich. Anhalt. H. G. Merkel.

Ardito. Artista e critico. Corso di studi letterari del Prof. Pietro Ardito. Napoli, Dom. Morano 1880. Binde. – Das Soll und Haben der Menichheit. Ari-tiche Einleitung in die Whitolophie der Geschiche dom

tifge Einleitung in die Philosophie der Geschächte den Dr. Kobert Binde. Berlin, Ferd. Dümmler's Berlagsduchbig. 1880.
Natter, lofe, aus dem Espeim-Archive der russischen Kegierung. Ein aftenmäßiger Beitrag zur neuesten Geschächte der zussische Archiven Berwaltung und Beamten-Coruption. Eeipzig, Dunder & Jumblot. 1882.
Bossert. — Goethe, ses préanzeurs et ses contemporains. Klopstock, Lessing, Herder, Wieland, Lavater; la jeunesse de Goethe par Prof. A. Bossert. Ouvrage couronné par l'Académie française. Deuxieme édition. Paris, Hachette & Cle. 1882.
Brendicke. — Grundriss zur Geschichte der Leibestungen. Von Dr. Hans Brendicke. Köthen, P. Schettler's Verlag. 1882.

Verlag. 1892. **Brodhans**' Converlations - Legiton. Dreizehnte, bollfändig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und
Karten auf 400 Tafeln und im Tegte. Heit obei bei Leitzig. H. A. Brodhans. 1892.

Caffel. — Die Shmbolit bes Wintes und "Der arme heinrich" von Hartmann bon Aue. Bon D. Haulus Caffel. Berlin. U. Hofmann & Comb. 1882.

Challus. – Im Rande her Mitternachistonne. Sommer-und Winterreifen durch Norwegen und Schweben, Kappl-land und Arob-Hintland. Nach Haul B. Du Challus fei überfest von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und Don Holghmitten im Text. Mit einer ausgen Unftöt bon Stockholm und Karte. Life iner ausgen Unftöt bon Stockholm und Karte. Life. 8–10. Brestau, Herb. Dirt & Sohn. Dirt & Sohn

Hirt & Sohn. Evennann. Deutsche Hand und Haus-bibliothel. Bb. 18. Thomas Platter's geben. Seraus-gegeben don Heinrig Infiger. – Bb. 19. Die Al-hambra oder des neue Stäzenbuch den Mafhington zvoing. Met einer Einzeitung den Mafhington zvoing. Met einer Einsteitung von K. Prösspoldt. – Bb. 90. Briefwechsel zwicken Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805. I. Bd. (1794 bis 1797). Eingeleitet und rebibirt dem A. Borderger. – Bb. 21, Felbrain und Malboeg. Bon Ludwig Angengruber. Mit einer Einseitung den Joseph Kürschner. Stutt-cart. W. Sebemann.

Mit einer Einterung von Jorev. gart, W. Spemann. uret. — Das neue Ztalien und die alten Zeloten. Sindien zum Augen der Ordnung der Parteien im italientigien Parlament. Bon Briefter C. M. Curet. Ontwentliebe houtide Ausgabe von Dr. phil. F. Booch-

Studien zum Autgen der Ordnung der Karteien im italientigen Barlament. Bom Briefter E. M. Curct. Autorifitte beutiche Ausgade den Dr. phil. F. Booch-Artofild. 1. Bd. Keipigg. O. Gracklauer. 1882.
Darwinistische schriften. No. 12. Die Macht der Vererdung und ihr Einfluss auf den moralischen und geistigen Fortschrift der Menschheit. Von Professor Dr. Ludwig füchener. Leipzig. E. Ginther's Verlag. 1882.
Dittmar. – Gottlob Tittmar's Deutsches Lefebuch für die meibliche Jugend im Schule und Hauf. Bweiten die glieben der Leiben der Leiben

No. Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlomlich, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthig., 29. Lfg. Enthalt: Handburch der Botanik. 10. Lfg. Breslau. Ed. Trewendt. 1882.

Erbauungebuch, nationales, für bas Deutsche Bolt in Desterreich. Berausgegeben bom Deutschen Club in Brunn. 1882.

Grenann-Chatrian. – Ausgewählte Werke bon Ere-mann-Chatrian. Autorifirte Nebersetzung. Gingeleitet

und zusammengestellt von Ludwig Pfau. Lig. 1. 2. Sinttgart, Kiegeriche Bertagsdandlung. 1882. Erdmanu. — Resexionen Kant's zur krüischen Philosophie. Aus Kant's handschriftlichen Antzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. I. 1. Restexionen zur Antropologie. Leipzig, Fues's Verlag (K. Reisland).

(antier. — La conquéte de la Belgique par Jules Céaar-Cantier. — La conquéte de la Belgique par Jules Céaar-Par Victor Gantier. Bruxalles, Lebèque et Cie. 1882. Generbégaüle. Drçan für ben Horthfritting be-mährier Hadinaler et eligirt bon Rubnig Eilenlohr und Sarl Zheigle, Architeften in Subinig Eilenlohr und Sarl Zheigle, Architeften in Subinig Eilenlohr und Sarl Zheigle, Architeften in Schitgart. 20. Jahrg. Hellen Hadinaler in Seen Chiem Herbrich Hadinaler in Hadinammenhange mit bem Chiem Herbrich Horbel's. Sedis Borträge bon Herbrich Solbigmith. Leipzig. E. Kreihner. 1882. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. III. Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1882. Göginger. — Reallegiton ber beutigen Miterthümer. Ein Hadin und Radihalagebuch für Studirende und Radien bearbeitet bon Ernit Göginger. Deft 10. Leipzig. 28. Urban.

28. Urban.

Goullon. - Gesundheitspflege derjenigen Berufsarten, oullon. — Gesundheitspflege derjenigen Berutsarten, welche vorwigend mit geistiger Arbeit beschäftigt sind oder eine sitzende Lebensweise fübren. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Richald's: Hygiène des professions libérales. Eine freie, auf Grund der vierten Auflage vorgenommene und durch mannigfache Zusätze erweiterte Üebersetzung von H. Goullon, Dr. med., praktischem Arzte zu Weimar. Cöthen, P. Schettler's Verlag. 1889

Guttmann. — Friedrich II., König den Preußen (als Staatsmann), nach feinen Schriften. Bearbeitet den De. jur. S. Guttmann, Docent der Staatsvilfenichaft. Berlin, H. R. W. Medlendurg. 1882. Handburch für das Deutsche Reich auf das Jahr 1882.

Bearbeitet im Reichsamt des Innern. Berlin, C. Hey-

Bearbeitet im Reichsamt des Innern. Berlin, C. Heymann's Verlag. 1882.

Seimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geseitet den B. R. Kolegger. VI. Jahrg. Hett. 2018.

1882. Eraj. Kerlam Joisfeshal.

Heinze. — Dr. Heinze's Anklageschrift, Hungarica' im Lichte der Wahrheit. Pressdurg. C. Stampfel. 1882.

Sengen. — Die Geiffel. Aufthrief in dier Acten. Bon Mithelm Bengen. Berlin, Fr. Rufaurdt. 1882.

Sübbe-Schleiden. — Weltwirthschaft und die sie treibende Araft. Bortrag den Glieben. Gamburg. S. Friederichsen den Johnson von Heribert Holgerth. Leipzig. W. Friedrich. 1882.

Reil. — Goethe. Weimart und Jena im Jahre 1866.

Rad Goethe's Brivatarten. Um fünfziglichtigen. Zodesinge Goethe's herausgegeden den Richard und Robert Ræt. Zeitzig. G. Schotemb. 1882.

Rad Goethe's herausgegeben bon Khāpa's verbe's krausgegeben bon Khāpa's verbe's herausgegeben bon Khāpa's und Bobert Keil. Sethaja, E. Goloemp. 1882.
Kiepert. — Neue Generalkarte von Uner-Italien mit den Inseln Steilien und Sardinien von Heinrich Kiepott.
Berlin, Dietr. Keimer. 1882.
Kleinpaul. — Rom in Wort und Bild, Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 368 Illustrationen. Lfg. 13—16. Leipzig. H. Schmidt & C. Günther. 1882.
Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. II. Bd. Lfg. 26—28. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg. C. Stampfel. 1881.
Krethjig. — Literariide Stubien und Charafterifilfen bon Kriebrich Krethjig. (Radgelafienes Wert.) Mit einer Einleitung dond. 1882.
Retijner. — Auftritire Gefchichte ber fremben Literaturen in bolfsthimtider Tarfellung. Derausgegeben don Otto don Veirner. Mit über 300 Terfilmitrationen und zahlreigen Zombibern z. Afg. 8—11. Leidzig. D. Shamer. 1881.
Lippert. — Christenthum, Volksglaube und Volksbrauch. Geschichtliche Entwickelung ihres Vorstallungsinhaltes. Von Julius Lippert. Berlin. Th. Hofmann. 1882.
Zöffler. — Muter und Kind. Rathgeber für die Woogenund & Obnitein. 1882.
Wareland. — Moines et nonnes. Histoire constitution, riele. costume et statistique des ordres religieux Par Alfred Marchand. II. Paris. G. Fissehaden. 1882.
Wautspare. — Ber neue Masber. Bon Frish Mauthner. 2 Der eine Chipan Milon. Ren durchgefehre und beträchtlich bermehre Gelaummtausgade. Stuttgart, Ab. Bonz & Gemp. 1882.

Moecke. — Patentirtes felbsithätiges Mittel und ein-faches Berfahren gegen Inundation bezw. Ueber-fluthung und normale Wassererscheinungen für Erund-

Moecke. — Patentirtes selösithätiges Mittel und einiagies Bereahren egen Ninnbation bezin Uederfluthung und normale Mahiererigeinungen site Grundund Hondsbestiger, auch Bewöhner, Staals "Stadts und
Kandgemeinben, bezin. Behörden aller Entlurkläder
den Jeneinen V. Moecke au Halle a. E. Halle a. E.,
Nicht iche Buchdruckere.
Moldenhauer. — Duese au Halle a. S. Halle a. E.,
Nicht iche Buchdruckere.
Moldenhauer. — Bos Weltall und feine Entwicklung
Darlegung der neuesen Ergebnisse ber fosmologitiden
Fortsdung den E. Tebedor Moldenhauer. Esc. 7.
Köln, E. Haller. 1882.
Mougenstein. — Friedrich Frederich Verkführit zur
hundertiährigen Gedurtstagsfeier den Eina Morgenstein. Bachter & Albolant.
Maaff. — Bon füller Infel Lieder und Gebichte von
U. August Raaff. Leitzig, W. Friedrich 1882.
Mordenstein. — Kolleniche Manderungen durch
Norwegen nur Geschehen, Artand, Kodutland, Engel
land und Wales. Mit desonderen Berlächigkigung
don Sageund Seschiche. Literatur und Kunft. Herausgegeden den Beschichte, Kiteratur und Kunft. Herausgegeden den Wesch. Dr. A. Brennede, Francis Broemel,
Dr. Hallstirt durch mehrere hundert Herschiftschungen
der Norwendern, Dung Scheude, Honde Breite,
Kallstirt durch mehrere hundert Hallendungen
Dr. Abon's Koffmann. M. Oberländer, Joh. Kroelk,
Dr. Mold Koschiegen, dung Scheude, Hond Bucheler,
Mustert Hortenberg, Dung Scheude, Hungenmmen.
Kig. 19. Ledigig, Kept. Hir deschuber Künftlern
an Dri und Setzlie eigens für dies West aufgenommen.
Kig. 19. Ledigig, Kept. Hungen der ben
Dr. Kerer Korrenberg. 1. Band. Ag. 3—7. Münster,
Modolph Mussell's Bertag. 1881.
Pret. — Entwickelungsgeschichte des Weltalls. Entwurf
einer Philosophie der Astronomie. Von Dr. Carl du Prel.
Dritte vermehrte Auflage der Schrift: Der Kampf um's
Dasein am Himmel. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1882.
Mullfährluer Vils. Soffen-Vereins der Deutlichen Buch
händler. Vil. Espitz, G. Künther's Verlag. 1882.
Mullfährluer vils. Soffen-Vereins der Deutlichen Buch
händler. Vil. Espitz, G. Günther's Verlag. 1882.
Mullfährluer vils. E

vorg, narr B. trudner. 1502. andr. — Bituktind. Eine Erzählung aus den Sachfen-kriegen Karl's des Großen. Von Georg Rapp. 2. Aufl. Bearbeitet und mit einem Borwort begleitet von Armin

Beardetter und mit eitem Lornort deglettet dan Armit Stein. Esting, 30h. Ledmann. 1882.
Report, first, of the royal commissioners on technical instruction. London. 1882.
Refdauer. — Geldickie des Kampfes der Handwerfergünfte und der Kammannsgremien mit der öfterreigünften Wureanstratie. (Bom Ende des II. Jahrhunderis dis jum Jahre 1880.) Don Heinrich Refdauer. Wien, Manjiche f. f. Hof-Berlags- und Universitäts-Buchbaudlung. 1889.

**Refolution, die,** der Pancsobaer Bürger gegen den "Deutschen Schulberein". Hermannstadt, Jos. Drotleff.

uft. — Deutsche Robellen. Von Zoë bon Reuß. Boe. Zweite Außgabe. Korden, D. Soltau's Ber-1g. 1882.

rojenthal:Bonin. – Das Golb des Orion. Koman bon H. Kojenthal:Bonin. Stuttgart, Deutsche Ber-lags:Anitalt. 1882. Rofenthal-Bonin.

lags-Anftalt. 1882.
\*\*Mundfalan, Teutfide, für Geograbhie und Statistic.
\*\*Untder Mitwirkung bervorragender Fradmänner berausgegeben dom Krof. Dr. Karl Arendbi in Minden.
\*\*IV. Jahrg. Heit. & Wien, A. Harleben. 1882.
\*\*Sammlung gemeinmitigter Vorträge. Herausgegeben dom Deutschen Bereine zur Berbreitung gemeinmitigter Kenntniffe in Brag. Ar. A. Die Erzischung auf nationaler Grundlage. Bon Julius Stydert. Brag. Deutscher Berein zur Berbreitung gemeinmitiger Kenntniffe.
\*\*Gemeinmitiger Kenntniffe.\*\*

gemetunutigger scenitulije.
Ammilung gemeinberftändlicher wiffenschaftlicher Vorträge, herausgegeben don Kud. Virhodo und Kr. don Volkendorff. AVII. Serie. Heft 885. Gebächnißtede auf Coot. Bon A. B. Meher. – Heft 886. Das deutsige Hous aur Zeit der Renaissance. Bon Theodor von Huber-Kiedenau. Berlin, C. Hobel. 1882. Sammilung von Vorträgen. Herausgegeben don W. Frommel und Friedr. Pfaif. VII. 1. Einfluß

des Christenthums auf Krieg und Kriegführung. L des Gyritentiquius auf Kriegi und kriegingrung. Loon (Highert Gaud, a. Kriegingrung). Editoria Colonna. Bon Albert Haud, a. Krofes und Archaelt Theel. in Kaum und Jeit. Bon Dr. Friedrich Plass, de Christenthaum und Jeit. Bon Dr. Friedrich Plass, de Christenthaum und des Celds. Bortrag don Dr. theol. G. Alhborn, Abria Boccum. Historia G. Albiborn, Abriga Christian Geldschaft. 1882.

S. Influtri, 201 al Sectim. Specietoria, S. Zointet s Units-Zudiblig. 1852.
Schmid. — Die Kapital-Anlage in Werthpapieren. Für Kapitalisten und Vermögensverwalter in 2. Auflage vollständig neubearbeitet von A. Schmid. Landsberg a. L.,

Verza's Buchhdlg

ständig neubearbeitet von A. Schmid. Landsberg a. L. G. Verza's Buchhälg.

Ghuebel. — Sultunhijtorijde Bilder aus der Deutichen Neichsbauptiadt. Don Datar Schwebel. Berlin. Nibenheimische Berlagsbuchhölg. (G. Joel) 1882.

Ghweichel. — Berthold Auerdach. Gebächnistend der der der Schweizerlagen Gebächnistend der Auflendigen Gebächnistende von Kodert Schweigel. Berlin. A. B. Auerdach. 1882.

Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. Life. 6. Leipzig, H. Schmidt & Göunther. 1882.

Semmig. — Kultur- und Litteraturgeschichte der Französischen Schweiz und Savoyen. Mit Auszägen aus den einheimischen Schriftstellern. Von Dr. Hermann Semmig. Zurich, Trübsche Buchhälg. (Th. Schröter.) 1882.

Shafelpeare's fämmtliche Werfe. Juhtfrit don John Gilbert. Sfg. 18—28. Suittgart. Deutige Berlags-Unitalt (bormals Sch. Dalberger). 1882.

Stafelberg. — Otto Magnus den Stafelberg. Schilderung leines Rebens und Jeiner Weisen in Italien und Griedenland. Rach Zagebüchen umd Briefen dargefielt bon R. den Stafelberg. Mit einer Weisen und Stider. Sehn Sangel den Bogel der Schler. Rath u. Professor a. b. Intertifiat geichelberg. Mit Stadelberg. Sild nach Bogel den Bogelftein. Derbelberg. C. Bünter's Untd. Buchhöld. 1882.

Sylva. — Jehovah. Von Carmen Sylva. Leipzig, W. Friedrich. 1882.

Stilda. — Sin Gebet. Bon Garmen Shlda. Berlin, M. W. Dunder, föniol. Schluchblo. 1882.

rich. 1882.
Sylva. — Ein Gebet, Won Garmen Sylva. Berlin, Al. Dunder, fönigl. Hofinuhiblig. 1882.
Tentifi. — Schwarzburg. Hitoriide Erzählung ans bem Siebenbürger Sachlenianbe. Won Traugott Teulid. Afg. 12/13. Aronitabt. H. Drefnandt. 1882.
Vorträge herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. Nr. 4. Über die volkswirthschaftlichen Fragen in den vereinigten Staaten. Vortrag von J. Schoenhof. New-York, E. Steiger & Co.

1882.
Meitbrecht. — Verirrte Leute. Sechs Nobellen von Carl Meitdrecht. Stuttgart, Ab. Bonz u. Co. 1882. Bindelmann. — Johann Joadim Windelmann's Ge-ichichte der Kunft des Alterthums nehft einer Aus-wahl seiner Meinten Schriften. Mit einer Wiegrachhie Windelmann's und einer Einteitung versehen von Arof. Dr. Lessing. 2. Aust. Heitelung versehen von Arof. Dr. Lessing. 2. Aust. Heitelung dersehen von Australie und Australe von Vonut Ministerin 2 durch Kulfliefe in Australen von Vonut Ministerin 2 durch

**Wintterlin.** — Die Bürgermeisterin von Schorndorf Lustsviel in 5 Aufzügen von August Wintterlin. 2. Aust

Aufthiel in 5 Aufähgen von August Wintkerlin. 2. Aust. Mit einem Auhaug: Schwädische Meintele in 25 Chiegrammen. Stuttgart, E. Grüntinger. 1882. Beijfen, doch, der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothef für Gebildete. I. Band: Geschichte des dreißiglährigen Verleges in deet Abstellungen von Anton Eindeley. I. Abchig.: Der böhmische Ausschung und 1818 die 1821. Mit 3 Doppelvolfelbern, 1 Bollbild und Vorrtäts in Holglich. Leidzig, Erreytag. 1882. Bett- und Expeti-Aragen, deutsche Studiokriften.

vollöildern, i Bollöild und 4 Borträts in Holfitig. Leidzig, Kreptaa, 1852. Leitzig, Leitzig

S. Habel. 1882. Settungsfinmen, magharische, über die Bewegung in Deutschland. Hermanustadt, Io. Drotteff, 1882. Sola. – Der häußiche Derb. (Pot-Bouile). Koman bon Emile Zola. Aus dem Französischen überletzt von Armin Schwarz. Mit dem Porträt des Berfalles. 1. Band. heft 6–9. Budabett, G. Erimn.

Berlag von Gebruder Baetel in Berlin. Drud der Bierer'ichen Hofbuchdruderei in Altenburg. Für die Redaction verantwortlich: Dr. Sermann Bactel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus bem Inhalt diefer Zeitschrift unterjagt. Uebersehungsrechte vorbehalten.

## Veerke von Selgoland.

. Novelle

nod

### hans hoffmann.

Einsam in der Nordsee liegt das kleine Felseneiland, frei brausen alle vier Winde über seinen Scheitel und dulden nicht, daß sich volleres Laubwerk auf ihm erhebt als demüthiges Gras und wenige, auch für Menschen nahrhafte Kräutchen; frei schlagen von allen vier Seiten die Wellen an den Fuß des nackten rothen Steins und nagen und wühlen an dem harten Fels wie an der vorgelagerten sandigen Düne. Nicht ohne langsamen Erfolg: alle paar Jahrzehnte stürzt ein längst gelöster schlanker Steinpseiler zusammen und verschwindet in den mahlenden Fluthen; alle paar Jahrhunderte wird ein Stück der niedrigen Düne zerrissen und hinweggespült; aber tapser und trozig harrt das verlassen Fleckhen Erde aus, und noch mag ein und das andere lebens-lustige Jahrtausend darüber hingehen, ehe es erliegt und für immer in den Wassern versinkt.

Und ein einsames Bölkchen wohnt seit uralter Zeit auf dem Eiland, eigen geartet in Sprache und Sitte; und doch wußten die umwohnenden Bölker der Nordsee von jeher das Ländchen zu finden und für ihre Zwecke zu nugen, und wechselnd wehten die Banner benachbarter und entfernterer Fürsten oder Städte auf seiner Höhe. Solcher Wechsel ging denn nicht immer ohne Gewaltsamkeit und Blutvergießen vor sich; selten aber wurden die Helgoländer selbst beträchtlich in Mitleidenschaft gezogen oder thätig in die Händel verwickelt: sie fügten sich meist geduldig dem siegreichen Regiment, mochte sich nun die schlestwigsische oder hamburgische, oder dänische oder britische Fahne über ihnen blähen. Darunter stand ja doch allezeit ihr eigenes sicheres Banner unveränderlich sest:

Grün ist das Land, Roth ist die Wand, Weiß ist der Sand: Das sind die Farben von Helgoland. Bor nun zweihundert Jahren war es, da hieß der Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein Herr über Helgoland. Weil aber die Herzogthümer schon damals in stets erneuerter Fehde mit dem dänischen Nachdar lagen und dieser in den schwedischen Kriegen der jüngsten Zeit zur See gar mächtig geworden war, so war eine wehrhafte Besatung auf die Insel gelegt, und ein Wall mit Schanzpfählen und achtzehn schweren Kanonen längs der Ostseite des Oberlandes vertheidigte den Treppenausgang, der dazumal durch ein dreisaches Thorwert wider seindliche llebersälle gesichert war. Die Einwohner sträubten sich wohl gegen den kriegerischen Zuwachs der Bevölkerung und verhießen selbst die tapserste Bertheidigung ihres Landes; dieser Protest aber sand kein Gehör, und so gingen sie seitdem unter militärischer Obhut ihrem friedlichen, wenn auch weder weichlichen noch gesahrlosen Gewerbe als Fischer und Lootsen nach.

Wo es aber Mühen und Gefahren gibt, da ist es natürlich, daß tüchtige Kräfte vor den mittelmäßigen und geringeren sich leicht hervorthun und rasch zu besonderer Geltung gelangen. So machte seit einiger Zeit der junge Hans Frank Jaspers häufig von sich reden und nie etwas Anderes denn Rühm-liches. Schon bei seiner allerersten Ausfahrt als Lootse zeigte er eine so ungewöhnliche Sicherheit des Blickes und so besonnene Kühnheit, daß er alsbald mit stillschweigendem Beschluß zu der Zahl der bewährtesten Männer gerechnet und öffentlich mit solchen zusammen genannt wurde.

Damals nun, am Tage felbst nach dieser ersten Lootsenthat geschah es, daß der Jüngling im Bollgefühl seiner frisch erkannten Mannestücktigkeit über die breite Grassläche des Oberlandes wandelte und ihm in seiner sinnenden Einsamteit von ungefähr der Gedanke kam, zu einem tücktigen und reisen Manne sei wohl als Ergänzung eine eheliche Genossin erforderlich oder doch ziemlich wünschenswerth. Und er beschloß, die vorhandenen Jungfrauen des Landes einer eiligen Musterung zu unterziehen. Deshalb drehte er sich kurz herum, nach dem Städtchen zurückzukehren, brauchte aber noch lange nicht so weit zu gehen, da erblickte er vor sich ein junges Dirnchen Namens Peerke Reimers, eben zu jungsfräulicher Reise erblüht, aber freilich noch nicht wie Hans Frank in großen Thaten bewährt, daher ihr denn noch ein knospenhaft schüchternes Wesen anhaftete, das er seit gestern mit raschem Schwunge von sich abgestreift hatte.

Peerke hielt einen Eimer in der Hand und schickte sich an, eines der vielen hier angepslöckten Schafe zu melken. Als aber Hans Frank näher trat, erschraf dieses thörichte Thier vor der Heldengröße des Mannes und begann in haftiger, doch ewig vergeblicher Flucht an dem langen Stricke um seinen Pflock zu kreisen. Der Jüngling schien an den bangen Geberden des Geschöpfes ein Wohlgesallen zu finden, denn er trieb und hetzte es nunmehr muthwillig immer weiter herum, bis es sich so nahe an den Pflock herangedreht hatte, daß ihm die weitere Bewegungsfähigkeit genommen war und es sich in alle ihm bevorstehenden Schrecken hilflos ergab.

Peerke schaute diesem Spiele mit vollkommenster Geduld und nicht ohne freundliche Bewunderung zu und wartete, bis die Aufdrehung des Strickes ihm von selbst ein Ende machte. Dann trat sie still hinzu und melkte das gefesselte Thier. Eine so bescheidene und friedliebende Sinnesart gefiel dem Hans Frank,

er schob die Hände in die Taschen und schaute dem Mädchen schweigend bei seinem Werke zu. Es konnte ihm aber nicht entgehen, daß Beerke auch jetzt unterweilen stumm bewundernd zu ihm aufblickte: es war deutlich, sie fühlte sich geschmeichelt durch die Theilnahme eines so bedeutenden Mannes; und das vermehrte wiederum sein Wohlwollen. Und als sie ihre Arbeit langsam und sorgfältig vollbracht hatte, ging er neben ihr her und freute sich, wie sicher und gewandt sie den gefüllten Simer zu tragen wußte; ohne daß er sich jedoch über diesen oder einen andern Gegenstand laut geäußert hätte. Erst als Peerke bei ihrem väterlichen Hause angekommen war, sagte er "Guten Morgen, Peerke!" und begab sich an den östlichen Kand des Oberlandes, Fallem oder Falm genannt. Dort legte er die Arme auf die niedrige Brustwehr, welche die Fortssehung des Hauptwalles bildete, spreizte die Beine breit und kräftig von einander und blickte recht ausmerksam in's Weite. Nachdem er einige Stunden so gestanden, ohne daß sich auf Meer und Land etwas Bedenkliches ereignet hätte, sprach er ruhig zu sich selbst:

"Ja, warum follte ich fie nicht heirathen?"

Worauf er langsam zu Peerke's Wohnung zurücktehrte und ihr seinen Entsichluß ehrlich kund that. Das junge Kind erschrak und ahmte das vorige Gebahren des Schases nach, indem es gleichfalls vor der Heldengröße des Mannes entfloh, doch mit besserem Ersolg, denn es war an keinen sichtbaren Pslock gessesslich; und so entging es ihm. Auch das Mädchen begab sich an den Kand des Felsens, nur etwas weiter abseits von der Stadt, setzte sich nieder und blickte seinerseits eine beträchtliche Zeit in die freie Ferne hinaus. Dann erhobes sich und sagte:

"Ja, dann muß ich ihn ja wohl heirathen."

Hierauf verlobten sich Beerke Reimers und Hans Frank Jaspers, und nachdem sie eine Zeit lang mit einander gegangen und sich gut vertragen hatten, ließen sie sich mit Einwilligung der Eltern kirchlich zusammensprechen. Und seitdem hatten sie nun zwei Jahre als Chegatten gelebt und vertrugen sich immer noch gut miteinander.

Nun ereignete es sich in einer stürmischen Mainacht des Jahres 1684, daß ein Orlogschiff des Herzogs Christian Albrecht in der Nähe der Jusel in arge Noth gerieth und bereits in der äußersten Gesahr schwebte, auf die mörderischen Alippen geworfen zu werden. Da fuhr Hans Frank mit anderen der kühnsten Männer als Lootse hinaus: und als er wiederkam, war das Schiff sicher vorbeigeführt, und er war vor allem Volk der geseierte Held des Tages, dem Keiner bestritt, daß allein seiner Verwegenheit das Schiff, und seiner Vorsicht allein die Lootsen ihre Kettung verdankten.

Stolz erhobenen Hauptes betrat er, nachbem er einen rauschenden Triumphzug durch die engen Gassen gehalten, seine stille Hütte: hier aber bemerkte er mit einigem Mitvergnügen, daß sein junges Weib ihm mit einer Miene entgegentrat, die mehr ein mühsames Aufathmen von großer Angst zu erkennen gab als ein herzliches Entgegenjauchzen und rechten Stolz auf den Besitz eines so vornehm gearteten Mannes. Derselbe nahm nun zwar an seinem häuslichen Tische Blatz, ließ sich auch die rasch aufgetragene Mahlzeit wohlbehagen; sobald, er aber die leiblichen Bedürsnisse befriedigt hatte, machte er ein verdrossens und gelangweiltes Gesicht und verrieth deutlich eine Unruhe und heftige Sehnsucht, sich draußen wieder dem Bolke zu zeigen und die laute Bewunderung einzuheimsen, die ihm von seinem undankbaren Weibe leider versagt wurde.

Zum Glücke aber brauchte er sich nicht einmal diese Mühe zu geben. Die öffentliche Anerkennung kam, ihn in seinem eigenen Heim aufzusuchen, und zwar in der allernachdrücklichsten Gestalt des herzoglichen Commandanten Herrn von Buchwald selber, sowie seines ersten Officiers, des tapferen und bei Freund und Keind gleich gefürchteten Lieutenants Krobös.

Herrn von Buchwald gelang es nur mit einiger Anftrengung, das Thürchen zu durchschreiten und in das niedrige, wenngleich höchst saubere und wohlgeordenete Gemach zu gelangen, denn er war ein schwerer Mann von einem Leibeseumfange, wie solcher den Landeskindern nimmer zu erreichen vergönnt war. Nach vorsichtiger Prüsung vertraute er sich einem Stuhle an und hieß seinen Lieutenant sowie den Hausherrn selber das Gleiche thun, während Frau Peerke, obwohl nicht wenig erschrocken über einen so ansehnlichen Besuch, nach einigem unsichern Umherirren und Tasten drei stattliche Kannen Husurer Bieres herbeistrug und den Männern vorsetzte.

Der Commandant trank und hielt eine kurze, aber eindringliche Lobrede auf die Berdienste des wackern Lootsen Hans Frank Jaspers, der dem Herzog eines seiner schönsten Schiffe gerettet, und kam schnell zu der Hauptsache, demselben als einen klingenden Lohn eine erfreuliche Anzahl von Silberthalern auf den Tisch zu zählen. Hans Frank versiel darüber beinahe in den Fehler seiner Frau, sich verschüchtern zu lassen, zumal auch Herr Frodös ein recht ingrimmiges Gesicht dazu machte und anzudenten schien, daß der ausgeworsene Lohn nach seiner Ansicht viel zu hoch gegrissen sei. Herr von Buchwald dagegen zeigte ein desto menschlicheres Gebahren, verwickelte den beglückten und allmälig auch wieder kecker auftretenden Hauswirth in allerhand leutselige Conversation und trank dazu auch eine Kanne Bier nach der andern, so daß Frau Peerke in beständiger Bewegung gehalten wurde und keine Zeit fand, verlegen und überstüssig uwerden. In den kurzen Kuhepausen aber ließ sie von der Ofenecke her heimsliche Blicke beglückten Stolzes auf ihrem Gatten ruhen; die sah aber Niemand und er selber auch nicht.

Der Commandant gerieth indessen bald in eine kräftig erheiterte Stimmung, wie sie ihn bei seiner menschenfreundlichen Sinnesart gar leicht überstam, und versuchte mit Frau Peerke ein zwar unschuldiges und tadelfreies, aber doch ziemlich täppisches Caressiren anzusangen, indem er sie um Kinn und Wangen streichelte und dazu versicherte, daß sie ein wohlgebildetes und sehr niedliches Weibchen sei; worin er sich von der Wahrheit um keinen Schritt entsernte. Das junge Weib hatte aber kein Verständniß für solche Huldigung eines Cavaliers, sondern wich heftig und auch ohne anmuthigen Anstand zurück, erröthete dazu mehr als gebührlich und zeigte sich so recht in der ganzen thörichten Hilflosigkeit ihres Wesens.

Darob ward herr von Buchwald eine kurze Zeit lang ärgerlich und meinte, ein Mann wie Hans Frank Jaspers hätte wohl von Rechtens wegen ein klügeres und lustigeres Weib verdient: statt dessen scheine ihm nur ein rechtes Hasenfüßelein und armselig Ding zu Theil geworden. Hans Frank machte ein finster trauriges Gesicht; denn wenn ihn auch einen Augenblick ein eisersüchtiges Zornegesühl wider den hohen Herrn selber überwallt hatte, so ward doch die Kränkung über seines Weibes ungeschicktes Benehmen größer: war es doch klar, daß der lustige Commandant nichts Böses im Schilde führen konnte mit dem, was er im eigenen Beisein des Gegatten that. Zu gleicher Zeit aber ließ sich aus der Osenecke ein leise schluchzender Ton vernehmen; und unverzüglich entwich aus der Brust des Commandanten der Aerger, welcher von je bei ihm ein kurzlebiges Gesühl gewesen, und er versuchte die beiden gekränkten Gemüther ernstlich wieder zu bealttigen.

"Du mußt Dir so ein rasches Wort nicht zu Herzen ziehen, Hans," sagte er, "und Du auch nicht, Peerke, denn bös war es nicht gemeint. Es können am Ende nicht alle Menschen gleich sein, und alle Frauen auch nicht: mir aber stand zum Bergleich eine Andere im Sinne, meine weiland Traute, die reizende Gundula von Wismar, die damals zu Tönningen um mich war. Die war sreilich anders geartet, ganz Leben und Feuer und Lustigkeit, vom Wirbel bis zur Zehe; wer sie nur ansah, dem lachte das Herz im Leibe. Fragt nur hier Herrn Frodös, was sür Augen sie im Kopse hatte, schwarz und sunkelnd, und was sür Zähne, wenn sie lachte, und sie lachte sast im mer! Und nimmermehr hätte sie sich so scherz mit ihr machte: sie sachte seinmal ein guter Freund einen harmlosen Scherz mit ihr machte: sie sah mich nur heimlich an, ob ich's erlaubte, und wenn ich lachte und leise nickte, dann wehrte sie auch ein Küßchen nicht allzustreng. Du sollst aber nun hören, Frau Beerke, was sie nachher sür mich, ihren Liebsten, gethan: Frobös, erzählet es doch dem jungen Weibe zu Rutz und Frommen."

Hätte nun aber Herr Frobös auch das dringendfte Berlangen hierzu bezeigt, er wäre gegen die erwachte Erzählungslust seines Vorgesesten doch nicht aufgekommen. Dieser suhr vielmehr ohne sich zu unterbrechen selber sort, seine Geschichte vorzutragen:

"Das war damals um Tönningen," sagte er, "die Dänen setzen uns hart zu, denn Herr Paulsen commandirte sie, ein gewaltiger Kriegsmann zu Wasser und zu Lande, aber grimmigen und unbeugsamen Sinnes, wie ich sast zu meinem eignen Lebensschaden ersahren hätte. Denn bei einem Ritte vor den Mauern der Stadt wurde ich mit zwei tapsern Kameraden abgeschnitten und, nachdem unsere Pserde erschossen waren, gefangen vor Paulsen geführt. Dem waren wir sehr willsommene Beute, weil ihm eben zuvor etliche Spione abgesangen waren und stracks gehenkt werden sollten. Paulsen aber wünsichte heftig sie zu retten um ihrer fürtresslichen Dienste willen und ließ uns Drei für sie zur Auswechselung andieten, dräuete auch ernstlich und schars, wenn ihm seine Kundschafter gehangen würden, wolle er am selbigen Tage uns ohne Federlesen mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode bringen. Uns Dreien war nicht wohl zu Muth bei dieser Drohung, denn wir hatten zu viel sagen hören von Herrn Paulsen's greulicher Sinnesart. Jedoch hofften wir auf unsern General, der uns nicht fahren lassen würde um der elenden Späher willen. Darinnen

aber täuschte uns unsere Zuversicht. Der General war zu hart erbittert gegen jene, die ihm durch ihre verrätherische Kundschafterei gar vielen Schaden gethan, und meinte wohl nicht, daß es uns so ernsthaft an den Kragen gehen möchte.

Es geschah aber bennoch. Sobald die Spione bei uns drüben gehenkt waren, verlas man uns gleichfalls das Urtel, wonach wir ohne Berzug mußten erschossen werden. Auch ward diese Mordthat an meinen beiden Kameraden in aller Hast wirklich vollbracht, wodurch Herr Paulsen aller Welt kund gethan hat, welch ein fluchwürdig grausamer Thrann und Sisenschal er ist. Ich aber ward wider alles Berhoffen im letten Augenblick vom Tode gänzlich absolvirt und sogar vollends in die Freiheit gesett.

Wie ich nun in hurtiger Freude das feindliche Lager durchschritt und den Ausgang zu gewinnen trachtete, sah ich mit großer Berwunderung neben Herrn Paulsen vor deffen Zelt meine traute Gundula stehen. Da dachte ich: Aha! Denn es ward mir sogleich klar, wie Alles zugegangen. Meine Gundula war als eine andere Rudith mitten durch die Feinde zu deren schrecklichem Haupt= mann hinausspaziert und hatte durch ihre Bitten und die Lieblichkeit ihrer natürlichen Reize den harten Sinn diefes neuen Holofernes erweicht und zu meinen Gunften gewandt, also daß fie mein Leben aus feiner Sand durch ihr Berdienft errettete. Leider nur, daß fie feinen Ropf nicht mitbrachte, als fie am andern Tage zu mir zurückkehrte: vielmehr merkte ich, daß fie in sehr gutem Frieden von einander geschieden waren. Darum vermochte ich es auch fortan nicht mehr über mich, fie als meine Traute zu halten, sondern nur noch als Freundin und gutmüthige Retterin. Und als sie das nicht zufrieden war, verließ sie mich ganz und blieb bei Herrn Laulsen. Mein Leben aber war mir auf folche Weise geblieben, und ich will ein hundsfott heißen, wenn ich's der Gundula nicht bis an mein Lebensende gedenke. Was meinst Du aber, schone Frau Beerke, wurdest Du auch wohl folch Heldenstücklein zu vollbringen wagen, wenn ich etwa heutigen Tages Sand an Deinen Mann legte, ihn in Retten mit mir führte und morgen ju fpießen, zu radern oder auch zu viertheilen verhieße? Oder würdest Du mir auch noch wehren, Deine Wangen zu ftreicheln, wenn Du fein Leben damit lösen fönnteft?"

Peerke war sehr roth geworden bei dieser Frage und rief schaudernd:

"D Herr, Ihr werdet ihm niemals solches Leid anthun, und er wird niemals etwas begehen, das ihn dessen werth machte. Ich weiß, ich wäre viel zu schwach und unklug, um mit Schmeicheln oder List oder Gewalt etwas für seine Rettung thun zu können."

Da lachten die beiden Cavaliere herzlich über ihr thörichtes Geftändniß, und es war dem armen Geschöpfe in seiner Angst und Berlegenheit wohl anzusehen, daß es von der Natur schlecht für heldenhaste Thaten ausgerüftet war.

Hans Frank aber biß sich zornig die Lippen, denn er hatte nun wirklich erkannt, daß seine Wahl keine rechte gewesen und sein junges Weib seiner nicht würdig sei. Er fand destwegen auch keine rechte Freude mehr an dem glänzenden Ehrenlohn, sondern verschloß ihn mürrisch im Kasten und sprach kein Wort des Abschieds zu seiner Frau, als er Herrn von Buchwald das Geleite heimwärts

gab: benn es ftand allerdings schon so um diesen, daß er einer ftarken Stütze von beiden Seiten bedurfte, um nicht gleich einer gefällten Buche zu Boden zu sinken. Man soll ihn aber deshalb nicht allzu hart verdammen, weil er nur den landläufigen Sitten seines Säculums folgte; es war eine rauhe und durftige Zeit, eine Zeit, in welcher — um ein vornehmes Szempel zu wählen — von einem nordischen Fürsten berichtet wird, er sei ein seingebildeter Herr gewesen, auch dem allgemeinen Laster wüster Trinkgelage ganz abhold, jedennoch aber fast jeden Tag betrunken.

Darnach folich nun Sans Frank recht niedergeschlagenen Sinnes einige Stunden ohne Ziel umber, denn es frankte ihn berglich, daß er sein Weib berachtet und getadelt feben mußte von einem fo hoben und welterfahrenen Berrn, und das leider mit Recht; hatte es fich doch allzu klar erwiesen, wie ganz zaghaften Herzens und wie thorichten Sinnes obenein fie war. Auch schien es ihm nunmehr offenbar geworden, daß fie ihm nicht mit der rechten Liebe zugethan fei, denn fonft konnte fie ihn nicht in Todesgefahr feige und gleichgultig umfommen laffen, wie sie doch eben mit offenen Worten verheißen hatte. biefer letten Betrachtung ward er von einer so bitteren und wehleidigen Stimmung übermannt, daß er fich beren alsbald felber zu schämen begann, benn es ichien ihm nicht angemeffen, daß einen ehrengekrönten Seehelden fo etwas anwandeln durfte um eines Beibes willen, dem er doch nur aus Jrrthum eine jo große Liebe zugewandt hatte. Darum sammelte er fich zur Abwehr in seinem Bergen haftig einen guten mannlichen Trot und Stolz und trat daheim seiner Hausfrau entgegen, wie es fich gebührte, als ein ruhiger, ernster, verschlossener Mann.

Peerke hatte verweinte Augen und schritt mit demitthiger Liebe auf ihn zu; als sie aber sein Antlit in so gleichgültige und vornehme Falten geordnet sah, da wandte auch sie sich leise trokend ab und verrichtete ihre letzte Tagesarbeit mit dumpfer und unsreudiger Miene. Sie zankten sich nicht und schmähten sich nicht, sie vertrugen sich immer noch mit einander, und nicht leicht hätte Jemand von außen bemerken können, daß in ihren Herzen Alles anders geworden, als es zuvor gewesen.

In solchem faulen Frieden hätten fie nun vielleicht bis an ihr Ende ohne sonderliche Feindseligkeiten neben einander hinleben können, wenn nicht ein großes politisches Ereigniß auch dies stille Haus auf dem Helgoländer Oberlande mit einem gewaltigen Sturme getroffen und aus der kläglichen Windstille aufgerütztelt hätte.

An einem schönen Junimorgen diese Jahres 1684 segelte die Helgoländer Fischerslotte, die damals weit stattlichere Schiffe zählte als heutzutage, bei lustigem Winde nach Westen hinaus und gedachte einen guten Fang zu thun, wußte aber nicht, daß statt dessen ihr selbst Netze gestellt waren und sie diesmal armen Fischen gleich in's Garn gehen sollten.

Es war Nachmittags, als Peerke allein draußen bei ihrem angepflöckten Schafe stand und auf's Meer hinausblickte. Das Wasser war munter bewegt, mäßige Wellen tanzten glänzend im Sonnenschein; nicht das leiseste Anzeichen konnte auf Sturm und Gefahr deuten. Dennoch war ihr beklommen und traurig

um's Herz: Hand Frank war heute zum ersten Mal von ihr gegangen, ohne ihr bie Hand zum Abschied zu reichen. Wohl hatten sie Beide nie ein sonderlich thränenreiches Wesen mit ihrer Trennung gemacht; aber diesmal war das doch noch ganz anders wie sonst. Am sernen Horizonte schwebten die braunen Segel in großer Zahl, ein heiterer und hoffnungsvoller Anblick; aber Beerke wandte die Augen trübe davon ab und blickte theilnahmloß nach anderer Richtung in's Weite.

Im Norden erblickte sie einige andere leuchtend weiße Segel und hielt mit leichter Spannung eine Zeitlang das Auge darauf geheftet. Sie wuchsen schnell, und daran erkannte Peerke, daß sie ihren Curs wohl gerade auf die Insel zushielten. Schon konnte sie deutlich die schwarzen Rümpse unter den Segeln erkennen. Es waren vier sehr große Schiffe. Und alle zugleich auf Helgoland steuernd, das war auffallend. Also nicht nach Hamburg oder Bremen. Was konnten sie auf der kleinen Insel zu suchen haben? Ganz umsonst begaben sie sich doch sicher nicht in die Nähe der gesürchteten Riffe.

Plözlich änderten sie alle vier ihren Curs und steuerten in südwestlicher Kichtung abseits. Also doch nach der Wesermündung; so mußten sie in nächster Nähe bei der Fischerslotte vorbei. In der That, sie gingen in geradester Linie neben einander darauf los; und das war wieder nicht mehr die Richtung nach der Weser. Ja so, sie suchten einen Lootsen: das gab für Hans Frank Arbeit und bessern Verdienst, als die Fischerei ihn brachte. Jezt lagen sie in breiter Linie hintereinander im Westen der Insel; Peerke sah, es waren riesige Schisse, hohe geschwungene Kümpse, gewaltig ragende Masten — es waren Kriegsschiffe. Doch die Flagge war nicht zu erkennen.

Auf einmal ftiegen von allen vieren zugleich schwarze Rauchwolken in die Höhe, gleich darauf tönte ein dumpfes Dröhnen herüber . . . und fast im selben Augenblick ein donnernder Knall auf der Insel selbst: das war die Lärmkanone von der Beseftigung.

Peerke erbebte, ohne sich doch recht klar zu machen, was das bedeutete. Mit ängstlicher Sorge verharrte sie an ihrer Stelle und beobachtete die Be-wegungen der Schiffe. Da sah sie denn bald, wie diese von Neuem ihr Ziel wechselten und abermals geradeswegs auf die Insegegelten. Es folgten ihnen aber sämmtliche Helgoländer Boote und Galioten in unmittelbarer Nähe.

In gebührlicher Entfernung vom Lande und den Festungswerken ging das fremde Geschwader vor Anker, und es war deutlich zu sehen, wie die Fahrzeuge der Fischer an den großen Schiffen besestigt und die Leute an Bord geschafft wurden. Auch erkannte Peerke jetzt die dänische Flagge.

Nicht lange darnach ward von dem größten der Schiffe ein Boot außzgeseht und näherte sich mit raschen Ruderschlägen dem flachen Strand des Unterlandes. Nun endlich eilte das junge Weib hastig dem Städtchen zu, um sicher zu ersahren, um was es sich handelte. Sie fand alle Gassen in Aufregung; die Thore an der Treppe waren geschlossen, und Niemand ward ohne besondere Erslaubniß mehr hinabs oder hereingelassen.

Die Abgefandten der Dänen waren gelandet und wurden auf's Oberland zur Wohnung des Commandanten geführt. Sie machten aber schon draußen vor dem Bolk kein Geheimniß daraus, welchen Auftrag sie auszurichten hätten: der dänische Contre-Admiral Paulsen schiedte die einsache Botschaft, wenn nicht dinnen hier und sechs Stunden die Insel Geiligland mitsammt ihren Befeftigungen, Kanonen und bewaffneten Mannschaften Seiner dänischen Majestät Christian V. zum Eigenthum sich ergeben haben werde, wolle genannter Admiral Paulsen sämmtliche gefangenen Fischer jeglichen am Mast seines Schiffes aufehnübsen lassen.

Auf diese schreckhafte Kunde verbreitete sich ein unendliches Jammergeschrei unter dem armseligen Bölkchen, das nun zum weitaus größeren Theile aus Weibern und Kindern bestand, in wirrer Gedankenlosigkeit rannte Alles durcheinander, und die Zahl derer war nicht sehr groß, welche auch nur so viel Besinnung behielten, die Abgesandten zum Hause des Commandanten zu begleiten und dessen Bescheid daselbst zu erwarten.

Auch währte es eine lange forgenvolle Weile, bis dieser Bescheid ergangen war. Denn Herr von Buchwald war ein guter und wohlmeinender Mann, und darum schien es ihm eine bitterböse Wahl, vor die er sich gestellt sah, daß er entweder wie ein verrätherischer Knecht ohne Schuß und Schwertstreich ein Sigenthum seines Herra, des Herzogs, dem Feinde ausliesern oder aber die meisten und besten Bürger des seiner Obhut besohlenen Erdensleckchens einem jämmerlichen und schmachvollen Tode preisgeben mußte. Kannte er doch Herra Baulsen gar zu gut, den er neuerlich nicht ohne Ursach einen fluchwürdigen Tyrannen und Sisenschaft geheißen hatte. Darum bekümmerte ihn diese Noth nicht wenig, und er vermochte schwer zu einem Entschlisse zu gelangen.

"O Frobös, Frobös," hörte man ihn mehrfach zu seinem Lieutenant erseufzen, "es ist eine allzu böse Schlinge, in die wir gerathen sind. Wollte ich doch lieber, daß ich an Händen und Füßen gebunden im tiefsten Kerker säße und solchergestalt dieser schrecklichen Entscheidung frei und enthoben wäre."

Frodös aber mißbilligte scharf diese Rede und meinte, wenn sein Commandant so überweichen Herzens sei und etwa bei dem Wunsche beharre, an Händen und Füßen gebunden und dafür der Gewissensbürde entledigt zu werden, so sei gerne bereit, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, gedenke seinerseits aber dann um so sesten niener Soldatenpslicht sestzuhalten, man solle ihn nur mit seinen Leuten sich wehren lassen, er sei im äußersten Falle bereit wie Simson unter den Philistern zu fallen. Uebrigens aber sei er der Ansicht, daß Soldatenblut nicht schlechter sei als Fischerblut, darum solle man den Gesangenen die Ehre, für das Baterland gehangen zu werden, nicht mißgönnen.

An dieser kraftvollen Ansprache seines Lieutenants erkannte Herr von Buchwald, daß er nicht wohl anders könne als seine Brust dem Mitleid gänzelich zu verschließen und sich mit aller Kraft an die Vertheidigung seines Postens zu geben, wollte er nicht schnöder Feigheit und Verrathes geziehen werden. Darum erklärte er den Dänen in sehr hastigen und zornigen Worten seinen Entschluß, unter keinen Umständen seinen wohlverwahrten Platz zu übergeben, und wenn auch die Bürger, Bauern und Adeligen beider Herzogthümer Schleswig und Holftein insgesammt vor seinen sichtlichen Augen rund um die Insel herum sollten gehenkt werden.

Mit diesem rauhen Abschied wurden die Gesandten entlassen, stiegen zu Schiff und ließen bas Ländchen in der elendesten Berzweiflung zuruck.

Während nun alle die armen Weiber in rathlosem Jammer die Gäßchen auf= und abliesen wie ein Volk aufgescheuchter Seevögel, hatte sich Peerke in ihr Häuschen zurückgezogen, denn sie war fast ebenso verschüchtert von dem Lärm der Menschen als von dem drohenden Verhängniß. Drinnen aber, da Niemand sie sah, benahm sie sich nicht minder thöricht und zwecklos wie alle andern auch. Erst vollbrachte sie gedankenlos ihre gewöhnliche Tagesarbeit, putte ihre Töpse, machte dann Feuer an und begann für zwei zu kochen, als wenn es sichon Abend wäre; als ihr aber einsiel, daß ihr Hans Frank wahrsicheinlich kaum noch einer Mahlzeit bedürsen würde, sank sie in die Knice, weinte und betete, vermochte aber keines kräftigen Gedankens mächtig zu werden. Zuletzt sprang sie wieder haftig auf und fuhr fort zu wirthschaften und allerhand unnöthige Ordnung zu schaffen, als ob sie sich einen andern Gast und nicht den Tod in's Haus erwartete.

Mitten unter diesem wirren Treiben ward sie durch einen dumpsen Kanonensschlag aufgeschreckt: das war das zuvor angekündigte Signal der Feinde, welches zur Warnung kund thun sollte, daß die erste Stunde der gestellten Galgenfrist abgelaufen sei. Nur noch fünf andere Stündlein, und Hans Frank Jaspers mußte mit all seinen Genossen am Mast seinen Bootes elendiglich hängen.

O mein Hans, dachte Frau Peerke, daß du doch so schmählich enden mußt, der du so manchem Mann das Leben gerettet hast und immerdar der kühnste und herrlichste Mann auf Helgoland gewesen bist! Wieviel besser wäre es, wenn ich statt deiner stürbe, die ich doch wenig nut din im Lande und nimmer deiner würdig war!

Dieser Gedanke suhr nun sort sich langsam in ihrem Kopse sestzusetzen; nichts dünkte sie herrlicher, als wenn sie durch einen freiwilligen Tod ihrem Gatten zu guter Letzt noch beweisen könnte, daß sie doch nicht so ganz verstockt surchtsamer Art sei. Und wenn sie hier auf der Stelle in ihrem Hause verborgen für ihn hätte sterben können, sie hätte sich wohl keinen Augenblick besonnen. Aber so leicht war das freilich nicht gethan; und vergeblich brütete sie lange, lange thatlos und zitternd über einen erlösenden Entschluß.

Da verkündete ein zweiter Schuß, daß der gefürchtete Augenblick abermals um eine Stunde näher gerückt sei.

Die schauerliche Mahnung riß sie endlich aus ihrem gesahrvollen Hinzaudern, und sie gedachte der Worte, die jüngstens Herr von Buchwald spottend zu ihr geredet, und der Geschichte, die er von der schönen Gundula aus Wismar erzählt hatte. Und alsobald raffte sie sich zusammen, verließ das Haus und eilte, den Commandanten in seiner Burg um Hilse anzugehen.

Die Burg, welche indessen nichts anderes war als ein mäßiges, halb hölzernes Gebäude, fand sie umlagert von weinenden Frauen, welche durch ihre Seufzer das Herz des Commandanten noch zu erweichen versuchten. Derselbe hatte sich aber weislich vor solchem moralischen Zwange geborgen, die Thüren und Kenster waren geschlossen und fest verwahrt, und eine gedoppelte Anzahl Schildwachen hütete seine patriotische Unerschütterlichkeit und verwehrte auf's

Strengste jedem Unbefugten ben Gingang.

Nun war aber Peerke's Erfindungskraft einmal in Fluß gekommen und gab ihr, von der steigenden Noth beseuert, langsam einen neuen, nicht unweisen Anschlag ein. Sie entsann sich, daß Herr von Buchwald sich bei seinem Besuche als ein geringer Feind eines frischen Trunkes erwiesen hatte, und baute auf diese Wahrnehmung einen kecken und abenteuerlichen Plan. Sie entnahm von dem Schenkwirth Janssen, dessen Undhung nicht zu weit entsernt war, auf Borg ein Fäßlein Husumer, legte es auf ihre Schulter und spazierte mit tapferen Schritten zur Burg zurück. Als sie durch die Menge der Weiber mühsam bis zur Thürwache gedrungen war, vermeldete sie, daß sie ein Fäßlein Husumer zu übergeben beauftragt sei, welches der Commandant zu seines Lebens Unterhalt bestellt habe.

Die Wache machte ein verwundertes Sesicht und bemerkte, daß an diesem selben Morgen erst ein nicht unbeträchtliches Faß Vier hereingebracht sei und nicht wohl angenommen werden könne, es sei bereits anzeht bis zum Grund ausgezapst. Bei dieser Rachricht erschraf Peerke recht ernstlich, denn sie fürchtete sich auf einer Lüge ertappt zu werden und daß sie einen schimpslichen Rückzug thun müßte; die Noth des Augenblicks aber gab ihr Krast, und sie sing an, sehr barsch mit dem Menschen zu reden, meinte, der Schenkwirth Janssen sei nicht gewohnt, sich zum Narren halten zu lassen, auch der Commandant selber werde sich nicht gern mit einem solchen Manne verseinden, und die Schildwache solle am Ende Alles zu verantworten haben, wenn sie ihr nicht augenblicklich Raum gebe.

Der arme Mensch ward nun wirklich verwirrt, da er ein Frauenzimmer so nachdrücklich und fast bespectirlich wider den Commandanten sich ereisern hörte, fürchtete, ein Unheil auf sein unschuldiges Haupt herabzuziehen, und hielt es für

flüger, die ziemlich unbedenkliche Berfon paffiren zu laffen.

Es fügte sich aber so glücklich, daß Herr von Buchwald infolge der starken Aufregung dieses Tages und um sein von herbem Mitgefühl gepeinigtes Herz zu beruhigen, den Morgens eingelieferten Borrath an Bier eben bis auf die Nagelprobe verzehrt hatte und deshalb nicht wenig erfreut und gerührt war, als in so unerwarteter Weise dem kaum drohenden Mangel abgeholsen ward.

Peerke stand dicht vor der Thur still und stellte das Bierfäßchen wie eine Schutwehr vor sich hin, denn als sie den Commandanten ganz allein in seinem Zimmer sigend sand, ward sie vor großem Respect sogleich von dem alten Geiste der Furchtsamkeit ergriffen; zu sagen aber wußte sie gar nichts. Und auch er erschraft ein wenig, als er sie erkannte, und fragte sie betreten:

"Gute Beerke, ift Dein Mann auch unter den Gefangenen?"

Da brachen ihr die Thränen heftig hervor, und er konnte daran erkennen, daß es wirklich an dem war. Weil er aber von ihrem Kummer ftark und plöglich ergriffen wurde und fürchtete, die Bewegung seines Herzens möchte ihn übermeistern, fand er sich keinen andern Ausweg, als mit recht grimmiger Miene und Stimme sie anzusahren:

"Deinem Mann widerfährt nichts Schlimmeres als ben andern auch: ich

kann nichts thun, ich kann nichts thun. Dulce et decorum est . . . Süß und ehrenvoll ist es, für das Baterland zu sterben."

Je grimmiger der Commandant sich geberdete, desto schneller faßte sich Frau Peerke und schien sogar auf einmal einen leidlichen Heldenmuth gewonnen zu haben. Sie äußerte ganz trozig, es erscheine ihr süßer, wenn ein tüchtiger Lootse dem Baterlande erhalten bleibe, und ehrenvoller, wenn ein schwaches, seiges und nutloses Frauenzimmer für ihren Mann sterben könne, und dat kurzweg ihre eigne Person dem wüthenden Feinde auszuliefern und dafür den Hans Frank Jaspers zurück zu fordern. Nur möchte sie, wenn es geschehen könnte, der Schicklichkeit halber gerne des Hängens ledig sein und lieber etwa, was auch das Einsachste sei, im Wasser ertränkt werden.

Herr von Buchwald richtete sich in seinem Stuhle hoch auf, saß starr und steif, blickte Peerke mit großen Augen in's Angesicht und forschte aufmerksam, ob er nicht etwa mit einer geistig Verstörten zu thun habe. Denn es schien wohl begreislich, daß ihre Seele bei einem so schweren Ereigniß könnte geslitten haben.

Wie er sie aber so still und ernsthaft dastehen sah und auch nicht eine einzige Miene oder Geberde ein aufgeregtes und irres Wesen verrieth, schüttelte er verwundert den Kopf und fragte:

"Wie, Peerke? Ich glaubte, und Dein Mann felber sagte es, Du seiest von furchtsamer und kläglicher Art und liebtest auch ihn nicht so recht, wie es sich gebührte, geschweige denn, daß Du ein so gewaltiges Ding um seinetwillen zu erdulden bereit wärest!"

"Das ift Alles wahr, Herr Commandant," entgegnete Peerke, "und eben darum, weil ich seiner so gar nicht werth bin, ihn auch nicht richtig zu lieben verstehe, wäre es das Beste, ich würde rasch von ihm und aus der Welt gethan. Und deshalb kam ich zu bitten, daß dieser Tausch vorgenommen werde."

Da erseufzte Herr von Buchwald heftig, hob sich von seinem Seffel auf und ging eine Zeit lang mit schweren und schwankenden Schritten in dem Gemache umher. Endlich blieb er vor Peerke stehen, legte seine beiden großen rauhen Hände auf ihren blonden Kopf und sagte, so strenge er konnte:

"Peerke, geh nach Hause, ich weiß Dir keinen Rath noch Troft, es sei denn, daß der Herrgott selber seinen Blitz auf die Feinde niederschicke und die unsichuldigen Opfer aus ihren blutgierigen Klauen befreie. Dieser Tausch ist unsmöglich, denn nimmer würden die Dänen so große Narren sein und einen starken Mann für ein armseliges Weiblein herausgeben. Auch ist es wohl billig, daß im Kriege ein Mann für sein Weib und Kind sterbe, aber nicht umgekehrt. Darum gib diesen Gedanken auf und stelle Deine Sache einzig dem Himmel anheim."

Da fiel das arme Weib zu seinen Fußen nieder und rief mit vielem Schluchzen:

"D Herr, erbarmet Euch unser Aller und thut dem schrecklichen Feinde nach seinem Begehren, daß nicht all' dies unschuldige Blut zuletzt auf Euer Haupt komme. Oder wo nicht, so vergönnet doch mir hinüberzusegeln und selber mit dem Admiral der Dänen zu reden!" Hier ließ der Commandant zum andern Male den seltsamen Wunsch vernehmen, an Händen und Füßen gebunden und aller Macht und Entscheidung ledig zu werden. Da aber offenbar Niemand vorhanden war, der ihm diesen Wunsch erfüllen konnte, so ließ er davon ab und begann die flehende Beerke hart anzulassen, schalt sie eine Närrin und dergleichen, versicherte auch ernstlich, er werde nimmermehr zugeben, daß sie sich in nutslose Gesahren begebe für einen Mann, der es nicht im Mindesten werth sei; denn er habe in mehrzähriger She noch nicht einmal erkannt, welch herrlichen Schatz er an seinem Weibe besäße, er sei also ein höchst blödsichtiger Thor oder gar ein Schelm, der sich vor Hochsmuth blähe.

Jedoch mußte Herr von Buchwald nun rasch erkennen, daß er für solche heftigen Ausfälle wider einen Abwesenden sein Publicum schlecht gewählt hatte: zum ersten Mal vielleicht in ihrem Leben wallte Peerke's sanstes Blut hitziger auf, sie sprang auf ihre Füße, vergaß ihre vorige Bescheidenheit und fing an rücksichtslos auf Jeden zu schmähen, der ihrem Gatten, dem besten Manne von Helgoland, etwas anzuhängen wagte. Es seien das lauter höchst abscheiliche und widerwärtige Lügen, die nur der Neid ersinden könne: denn freilich sei nicht Jedermann ein Held wie Hans Frank, der sich disher schon im Frieden tapserer bewiesen habe, als alle Soldaten und Officiere der Garnison zusammengenommen im Kriege — und was dergleichen schlimme und aufrührerische Reden mehr waren.

Herr von Buchwald beobachtete mit großem Erstaunen die merkwürdige Erscheinung, wie dies sanstmüthigste Bögelchen von der Welt plöglich so grimmig und gereizt sein Gesieder sträubte und höchst gewaltthätig um sich kämpste. Er sand aber zugleich, daß durch die erhitzten Mienen und die sprühenden Augen ihrer leiblichen Schönheit gar kein Abbruch geschehe, und diese Bemerkung erfüllte ihn mit so großem Wohlwollen, daß er rasch das hübsche zornige Köpschen mit beiden Hande ergriff und den beredten Mund liebreich zu küssen versuchte.

Aber auch ihre Abwehr gerieth diesmal ganz anders als ehedem in ihrer Hütte. Die hastige Bewegung ihrer Hände sah einem ernsthaften Schlagen sehr bedenklich ähnlich, und die Kitterlichkeit des hohen Officiers ward wirklich auf eine harte Probe gestellt. Zum Glücke war er durch das geleerte Fäßchen hinter sich und das volle vor sich in eine unzerstörbar rosige Laune versetz; und so lachte er nur herzlich und sagte:

"D Peerke, wenn Du nur ein einziges Mal Deinem Chegemahl so zu Leibe gegangen wärest, wahrlich, Du hättest Dir längst eine ganz andere Hochachtung bei ihm gewonnen, als er Dir bisher zu Theil werden ließ."

Dieser nuthare Rath übte doch eine sänstigende Wirkung auf Frau Peerke's erregtes Gemüth; sie stand verdut und sehr nachdenklich und wußte nichts darauf zu erwidern.

Herr von Buchwald aber ward auf einmal sehr ernst, hob den Finger empor und sagte ruhig:

"Siehe, gute Peerke, wenn Du Dich so ungeberdig zeigest bei dem Scherzeines Freundes, was wolltest Du anstellen, wenn Herr Paulsen brüben bei den

Dänen Dich etwa mit roheren Händen antastete? Ober glaubst Du, daß Du leichteren Kaufs das Leben Deines Gatten von Jenem erwirken würdest?"

Da gedachte Peerke wiederum der schönen Gundula von Wismar; sie ersichauderte und wagte kein Wort mehr zu äußern, sondern stand still weinend mit demüthig gesalteten Händen.

Bei diesem Anblick entschloß sich der Commandant jählings zu einem fluchtähnlichen Rückzuge; er entwich durch eine Seitenthür in sein Schlasgemach und sicherte sich dort durch Schloß und Riegel vor weiteren Angriffen auf sein patriotisches Gewiffen.

So fand sich denn Peerke allein den tauben Wänden gegenüber, und sie extannte, daß sie hier auf keine Hilfe mehr zu hoffen habe, obwohl es ihr nicht entgangen war, wie sauer dem Commandanten solche Härte ankam, denn er hatte ja selber gewünscht, lieber an Händen und Füßen gebunden zu sein. Indem ihr nun dieser verzweiselte Ausruf sorgenvoll durch den Sinn ging, ward sie wiederum durch den fürchterlichen sernen Schuß aufgeschreckt — die dritte Stunde, die Hälfte der gegebenen Bedenkzeit, war abgelausen.

Dieser mitseidslose Mahnruf schüttelte ihre durchängstigte Seele so sehr, daß es sie nicht länger in dem einsamen Raume duldete; sie verließ die Burg mit dem heimlichen Gedanken, draußen noch irgend einen neuen Versuch zur Rettung zu machen — nur welchen, daß wußte sie freilich nicht. Wie sie nun an den Wachen vorbei in's Freie gelangt war, dröhnten ihr andere laute, aber friedliche und feierliche Klänge entgegen; es waren die Glocken, welche die klagende Gemeinde zu einer herzlichen Fürditte in die Kirche beriefen. Auch sah Peerke, daß die Frauen fast alle von ihrem hoffnungslosen Jammern vor der Burg abließen und dem Glockenton nachgingen. Da folgte auch sie dem heiligen Ruf, um dem höchsten Herrn als dem ewigen Erbarmer ihre Noth an's Herz zu legen.

Als sie die Halle der Kirche betrat, fand sie die Frauen und wenige Männer mit ihnen überall auf den Knien liegend, und der Pfarrer stand vor dem Altar und hatte eben begonnen, durch eine tröstende Ansprache die zerknirschten Seelen aufzurichten. Er sprach in schönen warmen Worten über den Text: "Sei getreu dis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Er ermahnte, in Demuth die große Prüfung Gottes aufzunehmen und zu tragen, gab zu bebenken, daß der jähe Tod der gesangenen Freunde gesordert werde durch die Treue gegen die von Gott bestellte Obrigseit und durch den heiligen Gid des Gehorsams und der Unterthänigkeit, den alle Männer des Eilands ihrem Herrn, dem Herzog Christian Albrecht, zugleich geleistet; und obzwar die armen Fischer wider ihren Willen in die dringende Leibesgesahr gesommen seien, so würden sie doch den Tod wahrer Helden und Märthrer sterben, wenn sie ihn mit willigem Herzen und freiem Muth für das Vaterland erduldeten.

Solche und viele andere ähnliche Worte sprach der Pfarrer in langer Rebe mit ruhiger, feierlicher Stimme, einer Stimme, deren edler und starker Ton alle Hörenden sesthielt und seinen erhabenen Gedanken zu folgen zwang. Und nun suhr er fort zu ermahnen: auch sie selbst, die Zurückgebliebenen, würden Theil haben an dem Ruhme echten Helbenthums, wenn sie demüthigen Herzens das Opfer brächten, ob es gleich Manchem wohl noch schwerer dünken möchte, als

das, welches von den Sterbenden selber gesordert werde; denn es sei für ein liebendes Weib oder Mutter oder Bater gewißlich leichter, das eigene Leben hinzugeben, als das eines theuren Gatten oder Kindes . . . und darum werde solche Demuth vor Gottes Thron auch doppelt hoch angerechnet werden . . .

Bei all' diesen letzten Worten aber zuckte ein leises wehevolles Beben durch den vollen Klang seiner Stimme, ein hart bekämpfter und dennoch unaushaltsam durchbrechender Ton eigenen namenlosen Schwerzes: und obwohl Niemand sein Antlitz mehr deutlich sehen konnte, denn der Abend dämmerte schon schwer in der gewölbten Halle, so zog doch wie eine mitseidsvolle Antwort ein vernehm-liches Seufzen und Schluchzen durch die Reihen der trauernden Beterinnen. Denn eine jede wußte, daß der eigene einzige Sohn des geistlichen Herrn, ein blühender fröhlicher Jüngling, an diesem Morgen zu seiner Belustigung mit den Fischern hinausgefahren war.

Und als der Pfarrer dies stille theilnahmbolle Seuszen unter dem dämmernden Gewölbe ringsumher vernahm, da vermochte er nicht mehr weiter zu predigen, sondern weinte überlaut und trat von den Stufen des Altars hinab, indem er ausrief:

"O mein Herr und Gott, siehe, ich bin unwürdig, dein Wort dieser armen Gemeinde in so furchtbarer Stunde zu verkünden, denn ich vermag nicht mein eigenes verzagtes Herz zu beschwichtigen, meine Seele zerbricht unter dem Opfer, das sie gerne bringen soll und nicht kann, ob es schon geringer ist, als was du selbst gethan haft, da du deinen eingebornen Sohn am Areuzesstamm hinschlachten ließest, die sündige Menschheit zu erlösen. O Herr, erbarme du dich dieser Weinenden und rede selber mit deiner heiligen Stimme zu ihren Herzen; ich vermag nicht fürder sie zu trösten."

Als der Pfarrer diese Rede der bitteren Berzweiflung herausgestoßen, entstand eine tiese bange Stille des Staunens und Schreckens; aber mitten in diese Stille hinein tönte statt der tröstenden Stimme des Herrn das gräßliche Dröhnen des todverkündenden seindlichen Geschützes, das Ende der vierten Stunde verkludend.

Und ein mehrhundertstimmiger, entsehlicher Aufschrei folgte, und dann ward es wieder eine Stille, schwül und dumpf, als ob der Tod schon selber auch hier seinen Einzug gehalten.

In diesem Augenblick vernahm man vom Altare her eine andere Stimme, die Allen bekannt war und dennoch Allen fremd erschien, weil Keiner je so laute und kühne Worte von ihr vernommen hatte. Denn es war Peerke Reimers, Hans Frank Jaspers' Chefrau, die verständlich vor allem Volke also zu sprechen begann:

"Gott wird uns helfen!" rief fie, "Und sie sollen nicht sterben! Wir können sie retten, wir, die Frauen von Helgoland, wenn wir Muth haben und nicht zaudern. Wisset, vor einer Stunde hörte ich unseren Commandanten selber bitterlich seufzen und sagen: Ich wollte, daß ich an Händen und Füßen gebunden und aller Macht und Entscheidung ledig wäre! Und daraus erkannte ich, daß auch er mit Kummer den Tod unserer unschuldigen Männer sähe und sie gerne von dem Hängen retten möchte, wenn er könnte: aber sein Eid bindet

ihn und seine Solbaten mit ihm und auch die andern Männer von Helgoland. Denn fie alle haben dem Herzog geschworen, ihm dies Land treu zu bewahren mit ihrem Schwert und ihrem Blut; darum durfen fie jest nichts thun, was jum Schaden feiner Herrschaft mare. Wer aber hat jemals uns, die Frauen, schwören lassen? Wir sind allzumal frei von Eid und Bflicht wider den Herzog, wir haben nur Eine Treue zu bewahren, die wir hier vor diesem Altar beschworen haben, die Treue gegen unsere Männer. Mein Mann ift mein Herzog und mein König, und mein haus ift mein Baterland; dafür follen wir leben und wollten wir sterben, wenn es so verhängt wäre. Ich meine aber, daß wir alle noch beffere Hoffnung haben durfen. Denn warum follten wir herrn von Buchwald nicht seinen Wunsch erfüllen und ihn feiner Berantwortung ent= ledigen, indem wir ihn binden und in Saft seten und mit ihm Herrn Frobos und die Soldaten alle? Wir find doch unfer mehr denn zehn oder zwanzig gegen einen, auch findet wohl manche von uns daheim eine Waffe ihres Mannes oder Bruders, die uns helfen konne, fie ju schrecken, falls fie einen Widerstand versuchen sollten. Ich denke aber, wir muffen fie mit Lift und fo heimlich überrumpeln, daß keiner einen Gedanken findet, fich zu wehren. Wenn wir fie aber überwältigt und gefangen haben, find wir die herren der Insel und haben Freiheit, fie dem Dänenkönig ju übergeben oder wem wir wollen. Auch habe ich öfters fagen hören, daß der König und der Herzog unter einander rechte Bettern find; was thun wir also sonderlich Boses und Berratherisches, da doch Alles in der Berwandtschaft bleibt? Wenn sie mit einander handeln, wie es unter guten Berwandten gebührt, so werden fie schon felber nachher einen Ausgleich finden, ohne daß unsere Manner um ihres haders willen gefangen zu werden brauchen."

So weit hatte die tapfere Peerke vor der staunenden Menge ohne Unterbrechung gesprochen; die wachsende Dunkelheit gab ihr Muth, so frei zu reden, was sie im hellen Tageslicht schwerlich würde zu Stande gebracht haben. Zusleht aber war ihre Aufregung und Angst dennoch so groß geworden, daß sie in ein schweres, krampshaftes Schluchzen ausbrach. Doch das vernahm zum Glücke Niemand mehr, so daß Niemand ihren sesten Heldenssinn in Zweisel ziehen konnte: sobald ihre Stimme nur einen Augenblick nicht mehr gehört wurde, erscholl durch den eben noch so lautlosen Kaum der Kirche ein gewaltiges und freilich ziemlich unheiliges Freudengeschrei. Denn es ist wohl wahr, daß wenige hundert Frauen, so sie begeistert sind, ein durchdringenderes Getöse von sich zu geben verwögen, als wenn zehntausend Männer in der Schlacht schreien.

Der Lärm ward aber so groß, daß dringend zu befürchten war, man möchte es auf der Burg oder dem Walle vernehmen und irgend welchen Verdacht daraus schöpfen; und es war Niemand vorhanden, der Ruhe zu gebieten die Macht und die Stimme gehabt hätte. Und doch fand sich Siner zuletzt, und Siner, dem man es am wenigsten zugetraut hätte: das war der Küster, ein alt dürres und schon halb geistessichwaches Männchen, das keinen Bruder, Sohn oder Enkel mehr auf Erden hatte und sich um nichts mehr kümmerte als um seinen Dienst, den es treu und gedankenloß nach altem Brauch zu versehen pflegte.

Diesem Rufter erschien sowohl die Predigt eines Frauenzimmers vor dem

Altar als auch das regellose Geschrei, welches darauf solgte, so unziemlich, daß er zornig darüber wurde und in heiligem Giser, um dasselbe endlich zu übertönen und zu unterdrücken, mit aller Macht die Orgel zu spielen anhub. Und nun brausten über die gellende Frauenmenge dahin die Klänge einer herrlichen ernsten, gehaltenen, und zugleich doch starken und wehrhaften Weise:

Ein feste Burg ist unser Gott, Ein gute Wehr und Wassen, Er hilft uns frei aus aller Not, Die uns ist hat betroffen, Der alt böse Feind, Mit Ernst ers ist meint; Groß Macht und viel List Sein grausam Rüstung ist, Auf Erd ist nicht seins gleichen.

Da verstummte alles Mißtönen und wirre Lärmen und ging unter in dem Orgelklang und den stolzen Accorden des Trutsliedes; und alle Frauen, eine nach der andern, stimmten mit ein und sangen das Lied wie ein großes Gebet um Muth und Kraft. Und obgleich nur wenige Männerstimmen einsielen, halte es doch start und freudig unter der Wölbung, und man mochte erkennen, daß ein neuer männlicher Geist sich auf diese armen Frauen gesetzt hatte und auch ihre zarten Stimmen mit einer ernsten Kraft ersüllte.

Und als der letzte Vers des Gesanges verklungen war, erhoben sich alle einmüthig und still, gingen in kleinen Schwärmen aus der Kirche und ordneten sich draußen so wohl, als ob sie von dem strengsten Commandanten ihr Leben lang in scharfer Zucht gehalten wären. Diese Schwärme zerstreuten sich zu ihren Häusern, um alle Wassen zu sammeln und sich damit wieder in der Kirche zu gemeinsamer That zu vereinigen. Andere entzündeten unterdessen, als ob es ihnen geheißen wäre, die Lichter in der Kirche und stellten sich dann in guter, stiller Ordnung um Frau Beerke, welche auf den Stusen des Altares in die Kniee gesunken war. Der Pfarrer aber betete neben ihr, und von oben her tönte die Orgel in anderen Weisen fort und sort; und es war, als wenn dem armseligen Küster ein fürsorglicher Geist besohlen hätte, mit diesen weit vernehmbaren Klängen allen anderen Läxm zu verhüllen, so daß in den Kotten der Besatung Niemand einen Argwohn sassen.

Wirklich lagen die Soldaten während dieser heimlich kühnen Borbereitung sorglos in ihren Hütten, und selbst die Schildwachen blickten von dem Walle nur lässiger auf's Meer hinaus, denn es war eine lichte Sommernacht, deutlich waren die Umrisse der seindlichen Orlogschiffe gegen den halb hellen Horizont zu unterscheiden, und nicht ein Boot konnte von dort sich nähern, ohne sofort bemerkt zu werden, so daß ein Ueberfall nicht im Geringsten zu besorgen war.

Herr von Buchwald aber saß mit seinem Lieutenant Frobös in der Burg, hatte das zweite Fäßlein, das ihm Frau Peerke gebracht, angestochen und zechte sleißig mit ihm um die Wette, denn er fühlte, daß er seine Herzensnoth mit einem kräftigen Mittel bekämpsen müsse. Frobös aber, von Furcht bewegt, der Commandant könnte noch in letzter Stunde etwa vom Mitleid übermannt werden und sich dennoch zu einem schimpslichen Vertrage bereit sinden, setzte

ihm heftig mit Trinken zu, indem er ein Hoch nach dem andern ausbrachte auf alle Menschen und Dinge unter dem Monde, die nur irgend auf solche Ehre einigen Anspruch machen konnten. Er gedachte ihn auf solche Weise todtrunken zu machen, daß er einschliefe und die Sorge für das Wohl des Vaterlandes ihm allein überließe.

Herr von Buchwald aber leistete mannhaften Widerstand, obgleich er durch das erste Fäßchen einen erklecklichen Borsprung hatte, und Frodös begann sast sich zunkenheit unterliegen könnte, als der Commandant endlich doch kräftige Symptome zeigte, daß es mit ihm nun endlich Matthäi am letzen wäre. Denn er saß und lächelte seinem Lieutenant sehr freundlich in's Angesicht, schloß von Zeit zu Zeit die Augen und öffnete sie nur zur Hälste wieder, redete traumberloren von der schönen Beerke, hub sich aber plöglich wieder munter empor und stellte an Zenen das Ansinnen, er solle ihm ohne Berzug das arme Weid zur Stelle schaffen, er wolle ihrem Berlangen willfahren und sie auf eigene Hand zu den Dänen rudern lassen, damit sie ihrem Gatten zum wenigsten ein letzes Lebewohl sagen könne. Paulsen könnte unmöglich der Unmensch sein, biesem lieben Geschöpfe ein Leid zuzusügen.

Und als Frodös ihm Gegenvorstellungen machte, ward er sehr zornig, drohte ihn wegen Insubordination in Arrest zu sehen und geberdete sich so auszgebracht, daß Jenem nichts übrig blieb als zum Schein zu gehorchen. Er verließ das Zimmer, trat vor die Thür der Burg und blickte in die Nacht hinaus.

Es war auffallend still draußen geworden, obgleich noch immer sehr starke Gruppen von Frauen umherstanden, aber es war kein Schluchzen und Klagen oder Flehen mehr zu vernehmen, nur in der Ferne tönte leise die Orgel. Frobös fühlte sich seltsam ergriffen durch dies unerklärliche tiese Schweigen; die Gestalten schienen sich leise hin und wieder zu schleichen wie wallende Gespenster.

Es kam ihm aber weiter so vor, als ob die schweigsamen Frauenbilder sich langsam, langsam näher heran schöben und zugleich zu immer größerer Zahl anwüchsen. Woher sie kamen, sah er nicht, er sah nur eine leise, allmälige Bewegung, wie wenn bei ruhigem Wetter die Fluth langsam plätschernd an der Düne emporsteigt. Herr Frobös trug ein erprobtes Herz in der Brust, hart und zäh, man sagte mit Recht von ihm, daß er den Teusel selbst nicht scheuen würde, wenn er ihm sichtbarlich vor Augen träte. Aber in dieser Stunde empfand er etwas, das der Furcht und dem Grauen anderer Sterblicher ein wenig verwandt war.

Da ertönte vom Meere her zum fünften Male der verhängnißvolle Schuß; es war das letzte Mal, daß er eine bloße Warnung bedeutete. Ein Frösteln überlief Herrn Frodös' selsenseste Brust, und er drehte sich um, in's Haus zurückzutreten. In demselben Augenblick aber sühlte er sich von hinten an beiden Armen ergriffen und unsanst hin und her gezerrt. Rasch fuhr seine Rechte nach dem Degen, doch es gelang ihm nicht mehr, denselben aus der Scheide zu ziehen; halbtrunken, wie er war, ward er in wenigen Sekunden zu Boden geworsen, mit Stricken tüchtig gesesselt und von kräftigen Frauenarmen wie ein klagendes

Kindlein davongetragen. Zett erst schrie er wüthend um Hilfe, aber nur andere Hilferuse gaben ihm Antwort aus derbem Männermunde und dazu ein vielsstimmig gellendes Triumphgeschrei der Helgoländerinnen; und es dauerte nur wenige Minuten, da war ihm sein Schicksal bitter klar geworden, daß er und mit ihm die ganze Besatung der Insel von der meuterischen Weibergemeinde gesangen genommen sei. Da biß er die Zähne auseinander und schluckte, was er an Flüchen auf der Seele hatte, hinunter, denn es schien ihm schimpslich, wie ein Weib mit Weibern zu zetern.

Rachdem nun hier draußen und auf dem Wall jeder Widerstand ohne ernsthaftes Blutvergießen niedergeworsen war, getrauten sich die tapfersten der Kämpferinnen nicht ohne Zögern das Innere der Burg zu betreten; denn sie fürchteten den Commandanten mehr als alle seine Soldaten: so groß war bei den ehrsamen Weibern der Respect vor der Obrigseit. Als sie aber dennoch hineindrangen, sanden sie ein gar friedliches Bild: der gefürchtete Mann saß tiefschlummernd bei eines Lämpchens stillem Schein auf seinem Armstuhl, ein Humpen lag umgestürzt daneben auf der Erde, und vor ihm stand Peerke, eine Flinte kriegerisch im Arme, die Augen aber schüchtern gesenkt und in thatlosem Sinnen. Und als die Kriegsgefährtinnen hereinskürmten, trat sie leise hinaus und überließ ihnen das häßliche Werk, den stattlichen Mann im Schlaf an Händen und Füßen zu binden, obgleich er es sich selber so gewünsicht hatte.

Nach der Gefangennahme des Commandanten galt es nun den Feinden eilig ein Zeichen zu geben, daß die Insel bereit sei, ihre Leute zu lösen und sich selbst zu ergeben. Dieses Geschäft hatten die zurückgebliebenen Männer zu besorgen; sie brauchten sich nun keinen Gidbruch mehr vorzuwersen, da kein herzoglich Regiment mehr existirte. Drei rasche Kanonenschüffe wurden vom Walle abgegeben, drei andere antworteten im gleichen Tempo von drüben, und damit waren die Friedenspräliminarien geschlossen.

Von diesem Augenblick aber ward das siegreiche Weibervölkchen von einer taumelnden Freudetrunkenheit ergriffen, die sich in dem allerwunderlichsten Treiben zu äußern begann. Viele lachten wie unfinnig und umarmten sich untereinander oder auch mit den Männern, ja selbst die gesesselten Soldaten schonten sie nicht; andere wieder lagen wie trostloß am Boden und unterhielten ein krampshastes Weinen, als ob ihnen das Herz brechen wollte; noch andere aber zogen umher gleich Bacchantinnen mit Fackeln und wehenden Fahnen, die sie rasch auß ihren bunten Sonntagsröckhen hergerichtet, jauchzten unbändig und ließen ihre Lichter tanzen, und es ward ein größeres Wunder als alles bisher Geschehene, daß das hölzerne Städtchen nicht gänzlich ein Raub der Flammen wurde.

Unter diesen fröhlichen Tänzerinnen aber ward plötzlich die Frage nach Peerke Jaspers laut; man erinnerte sich, daß ihr die Ehre des Tages gebührte, daß sie die kühne That ersonnen und überall voran gewesen; und eine rasch überquellende Dankbarkeit verlangte ungestüm, ihr den Zoll begeisterter Huldigung darzubringen. Man wollte sie im seierlichen Zuge die Treppe hinab zur Landungsstelle tragen, man wollte sie mit Geschenken überhäusen, und Jegliche

verhieß das Befte ihres Schmudes darzubringen; einige gedachten fogar fie un-

verzüglich zur Königin von Helgoland zu krönen.

Peerke aber war verschwunden. Man suchte fie überall vergebens, auf den Gassen, am Wall, in der Burg, in der Kirche, in ihrem Hause; fie war nirgends aufzusinden.

Sie war aber bennoch in ihrem Häuschen gewesen; doch wie sie den stürmischen Zug nahen und überall ihren Namen rusen hörte, da ward sie flüchtig und entschlüpfte aus der Hinterthür durch ein Seitengäßchen auf's Feld hinaus und begab sich geradeswegs zur Weidestelle ihres Schases, dahin, wo sie die erste

ftille Sulbigung ihres Gatten entgegen genommen hatte.

Dort saß sie und sah die großen Lichter auf den dänischen Schiffen glänzen und sah, wie die Boote herabgelassen wurden und lustig auf den Wellen tanzten, wie sie mit raschen Ruderschlägen näher glitten und endlich ihren Blicken unter dem Felsen entschwanden. Jeht mußten die Dänen gelandet sein; jeht konnten sie die Treppe ersteigen und Besih nehmen von der Besestigung und den Kanonen; jeht mochten sie sich der Gesangenen versichern — und jeht war Alles vollendet: drei neue Kanonenschläge erdröhnten vom Wall, Antwort kam von den Schiffen, und deutlich war durch die leise schimmernde Sommernacht zu erstennen, wie drüben ein thätiges Leben erwachte. Die Segel wurden gehist, erst auf den vier Orlogschiffen, dann auch auf den genommenen Helgoländer Fischerbooten, der Wind siel kräftig in die Leinwand, und in prächtiger Fahrt sehte sich die ganze Flotte in Bewegung nach dem Hasen der Insel zu.

Bei diesem Anblick verstummte aller Lärm und alles Jauchzen am Strand und auf der Höhe, ein seierliches Schweigen der Erwartung siel aufsdas beglückte Bolk, und von der Kirche her zog freudig über's Land und weit bis auf's

Meer hinaus tonend der Orgelklang.

Peerke aber barg ihr Angesicht in beide Hande.

Und so blieb sie und wartete geduldig in der nächtlichen Einsamkeit. Denn sie wußte, daß hans Frank sie finden mußte, und sie vertraute, daß er kommen würde, zum zweiten Mal um ihre Liebe zu werben.

# Indische Reisebriefe.

Bon Ernst Haeckel.

#### III. Colombo.

Um 21. November 1881, in der ftrahlenden Lichtfülle eines wolkenlosen Tropenmorgens, betrat ich den Boden der immergrunen Bunderinsel Centon. auf der ich vier der lehr- und genufreichsten Monate meines Lebens zubringen follte. Der öfterreichische Llond=Dampfer "Belios", der uns in fünf Tagen bon Bombay beim schönften Wetter auf spiegelglatter See nach Ceplon hinübergeführt hatte, war ichon nach Mitternacht in Sicht der Insel, und beim erften Morgengrauen war ich auf Deck, um das ersehnte Endziel meiner Reise, das "gelobte Land" meiner Naturforscherwünsche, sobald als möglich in Augenschein zu nehmen. Da erhob fich im Often vor uns über dem dunkeln Spiegel des indischen Oceans ein schmaler Streifen, in der Mitte ein wenig verdickt und mit einer vorspringenden Spige verseben. Die kurze tropische Morgendämmerung wich rasch dem anbrechenden Tageslichte und nun entpuppte sich jener schmale Streifen als ein langgedehnter Ruftenfaum von Cocosmalbern an der nahen Westküfte von Ceylon, seine mittlere Berbickung aber als die Bergkette des centralen Sochlandes, aus welcher der kegelformige Abams-Bik, die weltberühmte und sagenumwebte Hauptspige der Insel, bedeutungsvoll hervorragte. Böllig flar und icharf gezeichnet hoben fich die Umriffe dieser dunkelblauen Bergmaffen an dem hellen, wolkenkofen Morgenhimmel ab; als die glühende Rugel der aufgehenden Sonne über benfelben empor tauchte, konnten wir auch eine Rette von niedrigen Vorbergen erkennen, welche fie vom Ruftenfaum trennte. Die weißen Stämme der Cocospalmen an letterem ließen fich bald deutlich unterscheiden, und als wir uns mehr näherten, wurden auch die einzelnen Theile ber Sauptstadt Colombo fichtbar, gerade bor uns das Fort mit dem Safen, aur Rechten (füdlich) die Borftadt Kolpetty, jur Linken (nördlich) die "fchwarze Stadt", Pettah. Ich begrußte es als ein gutes Omen für das glückliche Gelingen meiner Reife, daß gleich der erfte Anblick der erfehnten Infel von ftrahlen= der Heiterkeit des wolkenlosen Simmels und völliger Rlarheit der reinen baljamischen Morgenluft begünstigt war, — um so mehr, als gewöhnlich nähere ober fernere Wolkenschleier schon am frühen Morgen das Gebirgsland ganz ober theilweise verhüllen.

Das erste Boot, welches sich unserm Dampfer näherte, brachte uns den Lootsen an Bord, der uns in den Hafen führte; es war gleich den zahlreichen anderen, bald erscheinenden Booten von jener höchst sonderbaren Form, die in ber füd-affatischen Inselwelt weit verbreitet, in Ceplon, ihrem westlichen Ausläufer, aber befonders eigenthumlich entwickelt ift: ein ausgehöhlter Baumftamm von ungefähr 20 Auf Länge; durch aufgebundene fenkrechte seitliche Bretter find feine beiden Seitenwände auf 3 Ruf erhöht, aber die Breite zwischen diesen beträgt kaum 11/2 Ruß, so daß keine erwachsene Person darin sigen kann, ohne beide Beine hinter einander zu stellen. Von einer Seite des Bootes gehen recht= winkelig zwei gekrümmte parallele Stäbe oder Bambusstämme ab, welche an ihrem Ende durch einen dickeren (bem Canoe parallelen) Stamm verbunden find. Diefer "Outrigger" oder "Ausleger" schwimmt flach auf dem Wafferspiegel und verleiht dem schmalen und gebrechlichen Kahrzeug einen hohen Grad von Sicherbeit. Da ich später diese wunderlichen Rähne für meine zoologischen Ercursionen ausichlieklich benutte, werde ich noch Gelegenheit genug finden, ihre Licht- und Schattenseiten zu würdigen. Seute, bei der Ankunft in Centon, erregten fie vorzugsweise durch ihre malerische Form mein Interesse, um so mehr, als die darin befindliche finghalefische Bemannung nicht minder eigenthümlich und origi= nell erschien, als die Boote felbst.

Bald war unser Schiff jett im hafen und bedeckte fich mit Singhalesen. welche Früchte. Fische und andere Lebensmittel, sowie verschiedene kleine Andustrieproducte zum Berkaufe brachten. Die Meisten find nachte, braune Geftalten, beren einziges Rleidungsftuck aus dem "Combon" oder "Sarong" besteht, einem rothen Stud Baumwollenzeug, welches gleich einer breiten Schurze unter bem Bürtel feftgebunden wird und die Beine größtentheils verhüllt. Andere - insbesondere die rudernden Bootsleute — begnügen sich statt dessen mit einem ein= fachen Schurz, gleich einer schmalen Schwimmhose. Alle aber tragen ihr langes schwarzes haar forgfältig frifirt, und meiftens in einem ftarken Zopf aufgewickelt, welcher durch einen breiten Schildpatt-Ramm am hinterhaupt befestigt wird; fie erhalten hierdurch ein auffallend weibisches Aussehen, um so mehr, als ihr Körperbau zierlich und schwächlich ift, besonders Sande und Füße klein und die Gefichtszüge weichlich. Weit fraftiger und mannlicher erscheinen dagegen die nachten schwarzen Tamils, welche Kohlenboote herbeirudern. Gar fehr verschieden von Beiden sind wiederum einige Indo-Araber oder "Mohren" (Moormen), ftattliche Geftalten in langem weißen Raftan und weißen Bumphofen, das braune langbärtige Saupt mit einem hohen gelben Turban bedeckt. Sie bringen Edelfteine, Mufcheln, Silber-Arbeiten und Schmuchfachen zum Berkaufe an Bord, während die Singhalesen theils Cocos=Nüffe, Bananen, Ananas, Fische und Rrebse, theils die charakteristischen Broducte ihrer nationalen Industrie feil bieten: Elephanten und Buddha-Bilder aus Elfenbein oder Chenholz geschnikt: Rörbchen und Matten, aus Binfen oder Balmfafern geflochten, Raftchen und Stocke aus verschiedenen Holzarten u. f. w. Die Breife, welche die Gingeborenen für diese Handelsartikel fordern, betragen in der Regel das Dreifache oder Vierfache, oft aber auch das Zehnfache ihres wahren Werthes; und einer unserer Reisegefährten kaufte um eine Rupie (einen Gulden) einen schönen Ebelstein, für welchen der Verkäuser unmittelbar vorher acht Pfund Sterling (= 80 Rupien!) gefordert hatte; natürlich war dieses kostbare Kleinod, gleich den meisten anderen "Ebelsteinen" der "Rubin-Insel" nichts Anderes, als ein europäisches Kunstproduct aus geschliffenem bunten Glase! Solche werden jetzt alljährlich massenweis importirt.

Während dieses unterhaltenden Schauspiels, welches fich schon in erfter Morgenfrühe auf unserem Schiffe entwickelte, erschien das Boot des öfterreichi= ichen Mond und brachte den dortigen Agenten desfelben, herrn Stipperger, an Bord des "Helios". Ich war an diesen Herrn sowohl von der Direction des Bloyd, als auch von mehreren Freunden in Trieft und Bombay speciell empfohlen und wurde von ihm auf das Allerfreundlichste empfangen. Er lud mich zunächst ein, die ersten Wochen bei ihm zu wohnen, und that auch fernerhin mit größter Aufmerksamkeit und zuvorkommenbster Sorgfalt Alles, was geeignet war, mir meinen Aufenthalt auf Ceplon fo angenehm und nubbringend als möglich zu geftalten. Ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich hier demfelben den herzlichsten Dank für die unermüdliche Freundschaft ausfpreche, welche er mir in den vier Monaten meines Aufenthalts auf Ceplon bewiesen hat. Wenn ich diese kurze Zeit nach Kräften auf das Befte ausnuten und wohl mehr darin sehen und genießen, lernen und arbeiten konnte, als mancher andere Reisende in Jahresfrift, so verdanke ich das großentheils meiner "finghalefischen Providenza", wie ich den liebenswürdigen Freund Stipperger scherzweise nannte. Derselbe (ein geborner Wiener und wenige Jahre junger als ich) war früher Officier in der öfterreichischen Marine gewesen, und war bann später nach wechselvollen Schickfalen in die Dienste des öfterreichischen Llond getreten. Ich kann nur wünschen, daß der lettere feiner ausgezeichneten Befähigung und feinen vielfeitigen Renntniffen die gebührende Anerkennung jolle!

Nach herzlichem Abschiede von den Schiffsofficieren des "Belios" und von den Reisegefährten, welche mit demselben weiter nach Singapore und Hongkong fuhren, verließ ich das schöne Schiff, das mich von Triest so sicher und ruhig hierher getragen, und fuhr in dem Boote des öfterreichischen Lloyd - als deffen besonderer Schützling ich auch fernerhin in Cepton begünstigt wurde - mit Herrn Stipperger an das Land. Durch die gutige Bermittelung des Letzteren und mit Hilfe der officiellen Empfehlung der englischen Regierung an den Couverneur von Centon wurde mir der zollfreie Eingang meines umfangreichen Gepacks ermöglicht und die unangenehmen Plackereien, welche mit der Deffnung von sechzehn verschiedenen Riften und Roffern verbunden find, erspart. Wir beftiegen gleich am hafen einen Wagen und fuhren in bas "Office" ober Geschäfts= Bureau des öfterreichischen Lloyd; von dort zu einem erften Frühftud nach dem Clubhaufe. Dann verwendete ich die erften Stunden nach der Ankunft, um alsbald einige der nöthigften Befuche zu machen und mehrere wichtige Empfehlungsichreiben abzugeben, mit welchen der deutsche Conful in Colombo, Berr Freudenberg (berzeit in Deutschland) mich freundlichst verseben hatte.

So verging der Vormittag und ein Theil des Nachmittags, und ich lernte gleich an diesem ersten Tage in Cepton unter der gütigen und kenntnißreichen Führung meines ortskundigen Gastsreundes einen großen Theil von der Hauptstadt Colombo und von denjenigen Bewohnern derselben kennen, welche für mich von besonderem persönlichen Interesse waren. Um 5 Uhr Nachmittags waren diese ersten Besuche beendigt und ich suhr in Stipperger's leichter zweirädriger Kalesche, von einem schnellen auftralischen Kappenhengste gezogen, nach seiner Wohnung, "Whist-Bungalow", eine gute Stunde Weges (drei englische Meilen) von der centralen Geschäftsstadt oder dem sogenannten Fort entsernt.

Colombo besteht gleich Bomban und den meisten größeren Städten Oft-Indiens aus einem europäischen Geschäftsviertel, dem centralen "Fort", und aus mehreren Borftädten, welche letteres umgeben und vorzugsweise der Sit der eingeborenen Bevölkerung find. Das Fort von Colombo wurde 1517 von den Bortugiesen als ihre wichtigste Nactorei auf Ceplon gegründet und ftark befestigt; fie waren die ersten europäischen Herren der Insel, 1505 auf derselben gelandet und blieben 150 Nahre in deren Besit : ungefähr eben fo lange als die Hollander, durch welche fie verdrängt wurden. Auch unter diesen, wie unter den Englandern, welche 1796 (am 16. Februar) Centon den Hollandern abnahmen, blieb Colombo die Hauptstadt der Infel, obgleich andere Bunkte, vor Allem Boint de Galle, in vieler Hinficht wohl besser sich dazu eigneten. Gerade in den letten Jahren hat die englische Regierung besondere Anstrengungen gemacht, definitiv das Principat von Colombo zu befestigen, und so wird es wohl vorläufig, vielen ungunftigen Bedingungen zum Trotz, Capitale bleiben. Für eine wirkliche Safenstadt ift die erste Bedingung natürlich ein guter Safen. Gin folder fehlt aber Colombo, während Galle ihn befikt. Freilich kann man jekt faft an jedem beliebigen Ruftenpunkte einen kunftlichen Safen errichten, indem man den flachen Grund des Meerbodens durch Ausbaggern vertieft und an den gefähr= lichsten, bem Wind und Wellenschlag am meiften ausgesetten Seiten Steindämme in das Meer hinausbaut, welche als "Wellenbrecher" oder "Broakwater" dienen; es gehört nur viel Geld dazu! So ift der fünftliche Hafen von Bort-Said an der nördlichen Mündung des Suez-Canals hergestellt. In gleicher Weise hat auch die englische Regierung in den letten Jahren mit großen Kosten einen mächtigen Wellenbrecher an der Subfeite des kleinen und schlechten Hafens von Colombo erbaut; berfelbe fpringt weit gegen Nordweft in die See vor und fcutt den Safen gegen die wuthenden Angriffe des Sudweft-Monfun, wahrend er zugleich seinen Umfang beträchtlich erweitert. Allein es wird ftark bezweifelt, ob diefer Wellenbrecher auf die Dauer ohne große beständige Ausgaben für Reparaturen haltbar ift. Jedenfalls hätte man mit viel weniger Kosten das schöne und große natürliche Hafenbecken von Galle bedeutend verbeffern und gang vorzüglich herstellen können. Die wenigen Felsblöcke und Korallenriffe, welche in letterem der Schiffahrt Sindernisse bereiten, wurden sich bei dem heutigen Buftande unserer Sprengkunft mit wenig Aufwand von Dynamit entfernen laffen.

Zunächst indessen hat jedenfalls in dem Wettstreit zwischen den beiden einzigen Hafenstädten der Westküste die alte Hauptstadt Colombo den Sieg über das von der Natur begünftigtere Galle davon getragen, obwohl letzteres auch

durch Alima, geographische Lage und Umgebung ben Borrang verdiente. Das Alima von Colombo ift ungemein heiß, druckend und erschlaffend, — eins der heißesten der Erde, mahrend dasjenige von Galle durch den Ginfluß frischer Brifen gemildert wird. Unmuthige Sügel in der Umgebung von Galle, theils mit den reichsten Culturpflanzungen, theils mit Bald bedeckt, machen den Aufent= halt daselbst fehr angenehm und gesund, während die Umgebung von Colombo gang flach und jum großen Theil mit Sumpfen und ftagnirenden Waffern bebeckt ift. Galle liegt unmittelbar am Seewege zwischen Europa und Indien und war daher bis vor Kurzem die natürliche Hauptstation der Schiffahrt für Cenlon. Jest hingegen, wo lettere fich nach der Sauptstadt Colombo gezogen hat, muffen alle Schiffe da die Strafe von Manaar nicht paffirbar ift) ben Umweg über Colombo hin und gurud machen. Tropbem vollzieht fich unaufhaltsam der Sieg von Colombo, und gerade jest ftand die größte und einflußreichste unter allen Schiffahrts-Gesellschaften Indiens, die P. and O.-Company, im Begriffe, ihre Bureaux und Factoreien von Galle nach Colombo überzusiedeln, nachdem bereits die meiften anderen Gefellschaften ihr voran gegangen waren. Die damit verbundenen großen Umwälzungen waren vielfach Gegenftand lebhafter Discuffion während meiner Anwesenheit in Centon.

Das Fort von Colombo liegt an der Subseite der hafenbucht, auf einem felfigen niedrigen Vorgebirge von geringem Umfange, welches als Landmarte ber flachen Westküste giemlich weit sichtbar ift; dasselbe findet sich bereits von dem alten Geographen Ptolemaus (im zweiten Jahrhunderte nach Chr.) auf seiner verhältnißmäßig trefflichen Karte von Ceplon (= ,,Salike") als Jupiters-Cap ("Jovis Extremum - Dios Acron") verzeichnet. Die Balle bes Forts (von den Hollandern ftark befestigt) find noch heute mit Kanonen armirt und fast rings von Waffer umgeben: auf zwei Drittel ihres Umfangs vom Meere bespült, im letten Drittel (an der Südostseite) von einer breiten Lagune; mehrere Damme und Bruden durchschneiden lettere und verbinden das Fort mit dem Festland. Die wenigen engen und kurzen Straßen des Forts, welche sich rechtwinkelig kreugen, find größtentheils mit den Bureaux und Waarenlagern der europäischen Kaufleute, sowie mit einer Angahl öffentlicher und Regierungs= gebäude ausgefüllt. Unter letteren ift das bedeutendfte der hübsche Balaft des Couverneurs, Queenshouse genannt, von einem Kranze üppigster tropischer Begetation umgeben, mit weiten Säulenhallen, großen luftigen Sälen und einem stattlichen Treppenhaus. Ich betrat diesen schönen Balaft schon am Tage nach meiner Ankunft, wo der Gouverneur meine Empfehlungeschreiben von der englischen Regierung in Empfang nahm. Die innere Ausstattung des Palastes ift geschmactvoll und dem orientalischen Glanze eines britischen Alleinherrschers der Insel (— denn das ist der Gouverneur thatsächlich! —) angemessen. Zahlreiche indische Diener in bunten phantaftischen Uniformen versehen den Hausdienft, während roth- und golduniformirte englische Soldaten die Bache halten.

Die Straße des Forts, in welcher das öfterreichische Lloyd-Bureau liegt und welche ich nach meiner Landung zuerft betrat, Chatham-Street ist gleich vielen anderen Straßen von Colombo und Galle, mit schattigen Alleen von schönen Malvenbäumen (Hibiscus) verziert; ihre großen gelben oder rothen Blüthen bebecken in Menge ben Boben. Chatham-Street enthält zugleich diejenigen Kaufläden, die für meine Person in Colombo allein von Interesse waren: Handlungen mit Photographien von Landschaften und Läden mit lebenden Thieren. Da hatte ich denn gleich in der ersten Stunde nach meiner Ankunft auf Ceplon das große Bergnügen, durch die in den Schausenstern ausgestellten Musterphotographien eine Uebersicht über die schönsten Punkte des wilden Gebirges und des malerischen Küstenlandes, sowie über die erstaunlichsten Wunderwerke der prachtvollen Begetation zu erhalten: Palmen und Pisang, Pandanus und Lianen, Farnbäume, Banhanen u. s. w. Nicht minder anziehend war es natürlich für mich, gleich in den ersten Stunden auf der Wunderinsel die persfönliche Bekanntschaft einiger ihrer interessantellen Thiere zu machen: vor Allen der Alssen, der gessekten Axishirsche, der Papageien, der Prachttauben u. s. w.

Un der Südseite des Forts befinden fich die Baracen der englischen Truppen, stattliche luftige Kasernen und Zelte, die fich zum Theil noch bis an die User der Lagune ausdehnen. Südlich daran ftoft das Militärhospital und dann die grüne Esplanade, "Galle Face" genannt, weil die große Ruftenftraße nach Galle hier ihren Anfang nimmt. Abends, in den Stunden zwischen 5 und 6 Uhr, ift der weite grüne Rasenplat der Esplanade, der fich zwischen der Lagune und der Meerestüfte nach Suden erftrect, der Sammelplatz der schönen, vornehmen und eleganten Welt von Ceplon. Sier halt biefelbe, wie im Syde-Bart ju London. ihren täglichen "Corfo" mahrend der Saison ab; erholt fich in der Rühle der abendlichen Brife von der Laft der drückenden Mittagshike und genießt das prachtvolle Schauspiel des Sonnenunterganges, häufig durch die mannigfaltigsten und wunderbarsten Wolkenbildungen verschönt. Dabei produciren sich die por= nehmen jungen Herren von Colombo hoch zu Roß (zum Theil auf recht miferablen Bäulen!), die ichonen Damen, mit Blumenbouquets nachläffig in den Equipagen hingeftreckt, in elegantefter Tropentoilette. Gleich nach Sonnenunter= gang eilt aber Alles sofort nach Hause, theils um der gefürchteten Rieberluft des Abends zu entgeben, theils um die wichtigen Borbereitungen für die Toilette zum Diner zu treffen, welch letteres meiftens um 71/2 Uhr ftattfindet (- naturlich ftets in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, wie in "Old England" —).

Als ich in der heißen Mittagsstunde die Esplanade zum ersten Male betrat, lernte ich gleich die ganze Sewalt der Höllengluth kennen, welche Helios auf solchen unbedeckten Flächen der Insel hervorzurusen im Stande ist; die Umrisse der Gegenstände in geringer Entsernung schwankten unbestimmt in dem zitternden Lichte der aufsteigenden heißen Luftströme; und auf dem rothen Sandewege inmitten der grünen Graßsläche erblickte ich eine Fata Morgana, die hier sehr häusig gesehen wird. Die Mirage spiegelte eine glänzende Wassersäche mitten in demselben vor, welche von den entgegenkommenden Wagen und Fußgängern gleich einer Flußsurt durchschnitten wurde. Das Thermometer zeigte in den kühlen und erfrischenden Käumen des Clubhauses 24° K.! Draußen in der Sonne würde es wohl auf 36-40° gestiegen sein.

Süblich an die Esplanade stößt eine Borstadt, die sich weit nach Süden, zwischen dem flachen sandigen Meeresstrande und der Landstraße nach Galle hinzieht: Kolupithia oder Colpetty. Zu beiden Seiten der Landstraße liegen

eine Ungahl der schönften Billen, von reizenden Garten umgeben. Nach Weften hin fest fich diefes Billenviertel in die fogenannten Bimmtgarten ober "Cinnamon-Gardens" fort. Diese haben gegenwärtig, seitdem sich die englische Regierung gezwungen fah, ihr einträgliches Zimmtmonopol ganz aufzugeben, ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, find größtentheils parcellirt und zu Privatgarten der wohlhabenoften Raufleute geworden. Die eleganten Villen inmitten berselben find von einem auserlesenen Schmucke der schönften tropischen Blumen und Bäume umgeben. Die Wohnungen find hier am theuersten und luxuriösesten eingerichtet und "Cinnamon-Gardens" gilt als das erfte und vornehmfte Billenquartier. Allein die größere Entfernung von der Seekufte und ihrer erfrischenden Brise, sowie die flache Lage in der Rähe der Lagunenarme hat auch ihre großen Nachtheile. Die bruckende und erschlaffende Sige erreicht hier ihren Sohepunkt und am Abend machen zahllose Moskitoschaaren den Aufenthalt höchft ungemuthlich, mahrend eine Maffe verschiedener Arten von Froschen und Laubfrofden durch ihr lautes nächtliches Concert die erfehnte Rube ftort. Dasfelbe gilt in hoherem Mage noch von dem daran ftogenden Stadtviertel "Slave-Island", der "Stlaven-Insel", fo genannt, weil im vorigen Jahrhundert die Hollander hier über Racht die Stlaven der Regierung einsperrten. Die landichaftliche Scenerie diefes Theiles gehort jedoch zu den ichonften von Colombo. Die Buchten des ausgedehnten Sees find von reizenden, forgfältig gepflegten Barten eingefaßt, über welchen die Cocospalmen auf ichlanken Stämmen ihre Wederkronen neigen; elegante Billen der Europäer und malerische Hütten der Eingeborenen liegen dazwischen gerftreut; als großartiger hintergrund erhebt fich darüber in blauer Terne die Gebirgskette des centralen Hochlands, in der Mitte alle anderen überragend der kegelformige Gipfel des ftolgen Adams-Dit. Gine abendliche Rahnfahrt auf diefem ftillen Bafferspiegel mit ihrer wunderbaren Umgebung gehört zu den größten Genüffen von Colombo.

Im Korben von den oben genannten Stadttheilen dehnt sich die dicht bevölkerte Bettah aus, die "schwarze Stadt" der Eingeborenen. Sie erstreckt
sich über eine Stunde weit längs des Seeusers dis zur Ausmündung des großen Flusses von Colombo hin, des Kelany-Gauga oder Kalan-Gauga; er hat ursprünglich der Stadt den Namen gegeben: Kalan-Totta oder Kalan-Bua. Schon
im Jahre 1340 führt sie Ihn Batuta als "Calambu" auf, die "schönste und
größte Stadt in Serendib" (der alte Inselname der Araber). Die Portugiesen
machten daraus später "Colombo".

Da, wo der stattliche Kelanysluß sich in den indischen Ocean ergießt und ein breites Delta bildet, liegt nahe bei der malerischen Mündungsstelle (unmittelbar am Meere) die Billa, in welcher mein Freund Stipperger wohnt und in welcher ich die beiden ersten genußreichen Wochen auf Ceylon verlebte. Hier genoß ich in vollen Zügen den Reiz der neuen, großartigen und wunderbaren Gindrücke, die in Ceylon über den neuangekommenen Europäer, den "Erissin" sich ergießen. Gerade dieser nördlichste Ausläuser von Colombo, welcher den besonderen Namen Mutwal (und zuleht Modera) führt, ist nach meiner lleberzeugung einer der interessantessen und schönsten Theile in der ganzen Umgebung der Hauptstadt.

Nie werde ich die bunte Bracht der fremdartigen indischen Scenen vergeffen, welche gleich der wechselnden Bilderreihe einer Laterna magica an meinem ftaunenden Auge vorüberzog, als ich am ersten Abend vom Fort nach Whist-Bungalow hinausfuhr. Da erblickte ich in der Bettah vor den offenen Hutten giemlich Alles versammelt und auf den engen Strafen unter dem Schatten der überall aufstrebenden Cocospalmen Alles durcheinander gemischt, was die bunt aufammengesekte Bevölkerung von Colombo an charakteristischen Typen aufauweisen hat. Wie allenthalben in der Tropenzone ist ohnehin das Leben und Treiben der Eingeborenen zum größten Theile öffentlich; und wie die Sike der tropischen Sonne die Bedürfniffe der menschlichen Rleidung auf das Allernothwendigste reducirt, so öffnet fie auch das Innere der hutten und Läden, in welchen weder Tenfter noch Thuren den Ginblick von außen hindern. An Stelle der letteren findet sich eine große einfache Deffnung, die bei Racht ober bei Un= wetter durch herabgezogene Matten oder durch vorgeschobene Latten geschlossen wird. Alle Handwerker fieht man fo neben oder in ihren Läden, oder auch gang auf offener Strake hantiren, und die intimften Scenen des häuslichen und Familienlebens entziehen sich nicht dem neugierigen Blicke.

Der besondere Reiz, den der Anblick dieser indischen Hitten auf den Europäer ausübt, liegt theils in dieser naiven Deffentlichkeit ihres häuslichen Lebens, theils in der primitiven Einfachheit der Bedürsnisse, von denen die geringe Zahl der nothwendigsten Hause Zeugniß ablegt, theils in der Harmonie mit der umgebenden Katur. Die kleinen Gärten, welche die Hütten stetz umgeben, sind so kunftlos angelegt und die wenigen Ruppslanzen in denselben, welche den bedeutendsten Theil des Besitzes und des Lebensunterhaltes liefern, so mannigsaltig um dieselben gruppirt, daß Alles zusammen von selbst aus dem

Boden gewachsen zu fein scheint.

Die wichtigsten von diesen Charatterpflanzen find die "Fürften des Pflanzenreichs", die Palmen; und zwar im gangen weftlichen und füdlichen Ruftenlande die Cocospalme, von der bekanntlich jeder einzelne Theil nükliche Berwendung findet, und welche oft den gangen Reichthum der Singhalesen bildet. Neberall ift fie daher in den Städten und Dörfern, wie in deren Umgebung, derjenige Baum, der zuerft und am meiften in die Augen fallt, und der Land= schaft vorzugsweise ihr Gepräge aufdrückt. Die Zahl der Cocosftämme auf der Infel beträgt gegen 40 Millionen, und jeder liefert gegen 80-100 Ruffe (8 bis 10 Quart Del). In der nördlichen Sälfte der Infel fehlt die Cocospalme ebenfo wie in einem großen Theile des öftlichen Ruftenlandes. hier tritt an ihre Stelle die nicht minder nütliche Balmprapalme (Borassus flabelliformis). Das ift dieselbe Art, die auch die heißen und trockenen Striche der Halbinsel Borderindiens bedeckt und die ich im Concan bei Bombay in folden Mengen Beide Balmen find schon von Ferne fehr verschieden. Die Balmyra gehört zu den Fächerpalmen und hat einen ftarken und gang geraden schwarzen Stamm, deffen Bipfel einen bichten Schopf handförmig gespaltener fteifer Fächerblätter trägt. Die Cocos hingegen ift eine Wiederpalme; ihr schlanker weißer Stamm, 60-80 Fuß hoch, ift ftets anmuthig gebogen und mit einer wuchtigen Krone von gewaltigen Fiederblättern verziert. Aehnliche, aber fteifere und

kleinere Blätter hat auch die zierliche Arecapalme (Areca catechu), deren bünner rohrgleicher Stamm aber kerzengerade in die Höhe ftrebt; sie ist ebenfalls neben den Hütten der Singhalesen zu sinden und liesert ihnen die beliebten Arecanüsse, welche zusammen mit den Blättern des Betelpseffers allgemein gekaut werden und Speichel und Zähne roth färben. Eine andere Palme, die Kittul (Caryota urens) wird vorzugsweise wegen ihres reichlichen Zuckersaftes cultivirt, aus dem Palmzucker (Djaggeri) und Palmwein (Toddy) bereitet werden. Ihr steiser stamm trägt eine Krone von doppelt gesiederten Blättern, die denen des Benushaar-Karns (Adiantum capillus Veneris) gleichen.

Rächst den Palmen find die wichtigften Bäume in den kleinen Garten der Singhalesen die Brodfrucht- und Mangobäume. Bon erfteren finden sich zwei verschiedene Arten, die echte Brobfrucht (Artocarpus incisa) und die Jackfrucht (Artocarpus integrifolia) überall in stattlichen Brachteremplaren vor; oft dazwischen die merkwürdigen Baumwollbäume (Bombax). Neben und unter biefen Bäumen find ferner allgemein rings um die Sutten der Singhalesen deren beftandige Begleiter angepflangt, die herrlichen Bananen ober Bifangpflangen, die den Namen der "Paradiesfeigen" mit vollem Recht verdienen (Musa sapientum). Ihre schönen gelben Früchte, die sowohl roh als gebraten eines der beften Nahrungsmittel liefern, kommen hier in gahlreichen Sorten vor. Der prachtvolle Bufch ihrer überhängenden lichtgrünen Riefenblätter, der fich von dem ichlanken, bier oft über 20-30 Jug hoben Stamme erhebt, ift die ichonfte Decoration der singhalesischen Sütten. Aber taum minder wesentlich für lettere find auch die pfeilförmigen Riefenblätter der großen Aroideen, besonders des Caladium, die ihres Wurzelmehles halber allgemein cultivirt werden; ebenfo wie die zierlichen Bufche der Manihot mit ihren handförmigen Blättern (zu den Euphorbiaceen gehörig). Das herrliche Grün biefer schönen Bflanzen nimmt fich neben den braunen Erdhütten um fo glanzender aus, als es durch die lebhaft rothe Farbe der Erde (durch großen Reichthum an Eisenoryd bedingt) fräftig gehoben wird. Dazu stimmt vortrefflich die zimmtbraune Hautfarbe der Singhalesen und die schwarzbraune der Tamils.

In Colombo selbst, wie in dem ganzen südlichen und westlichen Küstenlande der Insel (mit Ausnahme des nordwestlichsten Theiles) besteht die überwiegende Masse der Bevölkerung aus eigentlichen Singhalesen. Mit diesem Namen bezeichnet man die Nachkommen der indischen Hindubevölkerung, welche nach der Hali-Chronit "Mahawanso", im Jahre 543 vor Christi Geburt aus dem nördlichen Theile der Halbinsel Borderindien unter dem Könige Wijaho nach Cehlon hinüber wanderte und die ursprüngliche Arbevölkerung der Insel verdrängte. Als versprengte Keste der letzteren gelten jetzt gewöhnlich die Weddahs oder Bellahs, von denen einige wilde Horden noch in den ursprünglichsen Theilen des Inneren leben, unter den primitivsten Verhältnissen. (Nach der Ansicht Anderer sind die Weddahs hingegen herabgekommene und entartete, ausgestoßene oder "verwilderte" Rachstommen von Singhalesen, gleich den "Rodiahs".)

In der nördlichen hälfte der Insel, sowie am öftlichen Kuftenstriche und in einem großen Theile des centralen Gebirgslandes wurden die echten Singha-

lesen später durch Malabaren oder "Tamils" verdrängt, welche aus dem füdlichen Theile der Halbinjel Vorderindien, vorzüglich von der Malabarkufte herüberkamen. Sie find in jeder Beziehung, nach Körperbau, Gesichtsbildung, Hautfarbe, Sprache, Religion, Sitten und Gewohnheiten, von den Singhalesen fehr verschieden und gehören einem gang anderen Zweige des grischen Stammbaumes an. Die Singhalesen sprechen einen Dialekt, welcher einem Zweige der Palisprache entsprungen zu sein scheint, während die Malabaren die gang verichiedene Tamilsprache besitken. Die ersteren find meistens Buddhiften, die letteren sind Sindu (Brahmanen). Gewöhnlich ift die braune Sautfarbe der fleineren, weichlicheren und schwächlicheren Singhalesen bedeutend heller, zimmt= braun bis lederbraun, hingegen diejenige der größeren, fräftigeren und schöneren Malabaren viel dunkler, kaffeebraun oder ichwarzbraun. Erstere find vorzuge= weise mit Ackerbau, Reiscultur, Anpflanzungen von Balmen, Bangnen und anderen Culturpflanzen beschäftigt: scheuen jedoch harte und schwere Arbeit. wird vorzugsweise von den Malabaren verrichtet, welche als Straßenarbeiter, Bauleute, Laftträger, Rutscher 2c. im Unterlande, als Arbeiter der Kaffeeplan= tagen im Oberlande Berwendung finden. Gegenwärtig machen die Tamils oder Malabaren (beren Einwanderung von der indischen Halbinfel alljährlich zu= nimmt) schon ungefähr ein Drittel der Gesammtbevölkerung von Ceylon aus, während die Ropfzahl der Singhalesen drei Fünftel von der Gesammtzahl der Bevölkerung beträgt; lettere beläuft sich gegenwärtig auf 21/2 Millionen.

Nächft den Singhalesen und Malabaren bilden nach Kopfzahl und Bedeutung den wichtigsten Theil der eingeborenen Bevölkerung von Ceplon die Indo-Araber, hier allgemein als "Mohren" (Moors oder Moormen) bezeichnet. Ihre Zahl beläuft fich auf ungefähr 150,000, also ein Zehntel der Singhalesen-Zahl. Sie find die Nachkommen der Araber, welche ichon feit mehr als zwei Jahrtaufenden in Centon, wie in anderen Theilen des füdlichen und füdöftlichen Afiens festen Juß fakten und namentlich zwischen dem achten und gehnten Jahrhunderte (bis zur Ankunft der Portugiesen) den wichtigften Theil des Handels in ihrer Sand hatten. Auch heute noch wird der ganze Aleinhandel, sowie ein Theil des Großhandels der Insel fast ausschließlich von diesen thätigen und berechnenden Arabern betrieben; und fie spielen hier durch ihren Unternehmungegeist, ihre berechnende Schlauheit und ihr vorzügliches Talent für Geldgeschäfte eine ähnliche Rolle, wie die Juden in Europa; auch in anderen Beziehungen vertreten fie die Stelle der ftammverwandten Juden, welche auf Ceylon ganzlich fehlen. Die Sprache und Schrift der Moormen ift noch heute theils arabisch, theils ein Gemisch von Arabisch und Tamil. Ihre Religion ift überwiegend mohammedanisch (und zwar sunnitisch). Ihre Hautfarbe ift braungelb, ihre Gefichtsbildung unverkennbar femitifch; haar und Bart meift lang und ichwarz. Ihre fraftigen Figuren, in langen weißen Burnus und weite weiße Bumphosen gekleidet, nehmen fich zwischen den Singhalesen und Tamils um fo ftattlicher aus, als fie meift einen hohen gelben Turban, einer Bischofsmüte ähnlich, tragen.

Gegen diese drei vorherrschenden Bestandtheile der cehlonesischen Bevölkerung: (Singhalesen 60, Tamils 33, Indoaraber 6 Procent), treten die übrig bleibenden

Refte berfelben, zusammen kaum 1 Brocent der Zahl nach, ganz zuruck. Bon diesen 25,000 Einwohnern kommen nur ungefähr 2000 auf die Raffe der wilden Ureinwohner (Weddahs und Rodiahs?); 8000 (nach Anderen nur ungefähr die Sälfte) find Einwanderer aus den berichiedenften Gegenden Afiens und Afrikas: Malayen und Javanesen (vorzugsweise als Soldaten geworben), Parsees und Ufghanen (meiftens Geldkrämer und Bucherer), Reger und Raffern (Soldaten und Diener 2c.). Die Mifchlinge dieser verschiedenen "Native"=Raffen und ber Europäer (etwa 10,000) enthalten die verschiedensten Combinationen und bieten der anthropologischen Claffification interessante Schwierigkeiten. Un diese fcliegen fich die fogenannten "Burgers" an (etwa 6000), die Rachkömmlinge der Portugiesen und der Hollander, meiftens mehr oder weniger mit finghalefischem und Tamilblut gemischt. Diese liefern vorzugsweise das Beer der Schreiber und Rechner in den Comptoirs und Bureaux, der Subalternbeamten für die Regierung; fie werden als folche fehr geschäht. Die Zahl der Europäer endlich, der "nichteingeborenen" Serren der Infel, beläuft fich im Bangen nur auf 3 bis 4 Tausend, ganz überwiegend natürlich Engländer und Schotten. In ben Städten find alle höheren Regierungsämter und alle großen Sandlungs= häufer in ihren Sanden. Im Gebirge bilden fie die gahlreiche und merkwürdige Claffe der "Bflanzer", deren eigenthümliches Leben ich später auf der Gebiras= reise fennen lernte.

Nach der Bolfszählung von 1857 (also vor 25 Jahren) betrug die Gesammtzahl der Einwohner von Cehlon nur 1,760,000. Schon im Jahre 1871 (also vor 11 Jahren) war dieselbe auf 2,405,000 Seelen gestiegen, und gegenwärtig dürfte sie bereits die Zahl von 2,500,000 beträchtlich überschritten haben. Nehmen wir aber in runder Summe 2½ Millionen als gegenwärtige Bolfszahl an, so dürsten sich die verschiedenen Elemente etwa solgendermaßen vertheilen:

| Singhalesen (meift Buddhiften)                       | 1,500,000 |
|------------------------------------------------------|-----------|
| Tamils (Malabaren, meist Hindu)                      | 820,000   |
| Indoaraber (Moormen, meist Mohammedaner)             | 150,000   |
| Mischlinge verschiedener Raffen                      | 10,000    |
| Afiaten und Afrikaner verschiedener Raffen (Malagen, |           |
| Chinesen, Kaffern, Reger)                            | 8,000     |
| Burgers (Portugiesen und Hollander, Halbblut)        | 6,000     |
| Europäer (meift Engländer)                           | 4,000     |
| Weddahs (Ur-Einwohner)                               | 2,000     |
| Summa                                                | 2 500 000 |

Da der Flächenraum der Infel 1250 geogr. Quadratmeilen beträgt und fie mithin kaum ½ fleiner als Frland ift, so könnte sie bei ihren außerordentslich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen leicht das sechss oder achtsache dieser Bevölkerung tragen; den älteren Chroniken zusolge scheint dieselbe schon vor 2000 Jahren beträchtlich größer gewesen zu sein — vielleicht mehr als das Doppelte! Die entvölkerte und großentheils veröbete nördliche Hälfte der Insel var damals dicht bewohnt, und wo jeht ungeheure Djungledickichte den Ussen und Bären, Papageien und Tauben als Wohnsitz dienen, blühten damals auße

gedehnte Culturfelder, durch bewunderungswürdige Bewäfferungsfyfteme beaunstigt. Die verfallenen Reste der letteren, wie die großgrtigen Ruinen der verschwundenen Städte (Anaradjahpura, Sigiri, Bollanarrua 2c.) legen von diesem früheren Glanze noch heute Zeugniß ab. Sie zeigen, was aus diefem "Juweleneiland", diefer "ebelften Berle im Diademe Indiens", diefer "Rubineninfel", in Bufunft wieder werden fann!

Wie die verschiedenen Claffen der bunt gemischten Bevölkerung von Ceplon nach Ursprung und Rasse, Körperbau und Farbe, Sprache und Schrift, Charatter und Beschäftigung sich wesentlich unterscheiben, so auch entsprechend nach Glauben und Religion; und zwar fällt die Culturform großentheils mit dem Raffenthpus zusammen. Die Singhalesen (60 Procent) find jum größten Theil Buddhiften, die Tamils hingegen (33 Procent) meistens Brahmanen (Hindu); die Indoaraber endlich (6 Procent) überwiegend Mohammedaner; doch ift jeht ein großer Theil dieser drei Sauptclaffen der Bevölkerung jum Chriftenthum bekehrt, dem auch das übrigbleibende Brocent größtentheils zugethan ift. In runder Rahl burften fich die Confessionen jest folgendermaßen vertheilen:

| Buddhiften (meift Singhalesen)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                 |      |      |   | 1,600,000 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------|------|---|-----------|
| Brahmanen (Hindu, meift Tamils)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |      | ٠    |   | 500,000   |
| Mohammedaner (Sunniten, meist Araber)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                          |      |      |   | 160,000   |
| Katholiken (viele Tamils und Singhalesen)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      |      |      |   | 180,000   |
| Protestanten (die meisten Europäer und Bu                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | irge | r)   |   | 50,000    |
| Religionslose (verschiedenster Classen)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | ۰    |      | ٠ | 10,000    |
| - Company of the Comp | S111 | 1111 | n | 2.500.000 |

### IV. Whist = Bungalow.

Die reizende Villa in Colombo, in welcher ich die beiden erften Wochen auf Ceplon verlebte, liegt, wie ichon gefagt, am nördlichen Ende der Stadt, oder vielmehr ihrer entlegenen Vorstadt Mutwal, gerade in d m Winkel, welchen der Relany-Ganga, der Colombofluß, an feiner Einmundung in das Meer bildet. Man wandert vom Fort aus zwischen den Erdhütten der braunen Gingebornen eine gute Stunde durch die Bettah und beren nördlichen Ausläufer, um Whift-Bungalow zu erreichen. Dieje einfame Lage, inmitten ber schönften Natur, weit ab vom Geschäftsviertel und noch viel weiter von den füdlich jenseits gelegenen beliebten Billenvorstädten Rolvettn, Cinnamon-Garden 2c., ift eine der Urfachen des besonderen Reizes, welchen dieses ftille Landhaus von Anfang an auf mich ausübte. Eine andere Urjache freilich lag in der herzlichen und zwanglosen Gaftfreundschaft, welche die Bewohner von Whift-Bungalow (- außer Stipperger noch drei liebe deutsche Landsleute —) von Anfang an mir entgegenbrachten. Daher erwachte ich schon am ersten Morgen daselbst mit dem angenehmen Ge= fühl, auf der fremden indischen Wunderinsel, 6000 Seemeilen von der deutschen Beimath entfernt, eine freundliche Beimftatte für meinen Aufenthalt bort gefunden zu haben. Aus den "paar Tagen", welche ich zuerst nur in Whist-Bungalow bleiben wollte, wurden bald "ein paar Wochen", und da ich auch nach der Rückfehr vom Suden, sowie am Ende meines Aufenthaltes auf Ceplon

eine Woche dort verweilte, so kam im Ganzen fast ein Monat zusammen, der von meinen vier Monaten auf Ceplon diesem lieblichen Gartenhause zusiel. Da Plat genug vorhanden war, um meine umsangreichen Gepäckstücke und Samm-lungen dort unterzubringen und zu ordnen, so wurde mir Whist-Bungalow zugleich zum bequemsten Standquartier für meine weiteren Ausslüge; als ich dann nach den Anstrengungen und Strapazen der Arbeit an der Südfüste, wie der Gebirgsreise im Hochlande wieder nach Whist-Bungalow zurücksehrte, hatte ich stets das wohlthuende Gefühl, daheim unter lieben Freunden und Landsleuten als gern gelittener Gast zum Besuch zu sein. Es ist daher nur recht und billig, wenn ich hier diesem wunderlieblichen Erdensleck eine besondere Beschreibung widme, um so mehr, als ich auf demselben meine ersten Kenntnisse von Naturund Menschelben der Insel aus eigener Anschauung sammelte.

Whift-Bungalow verdankt seinen sonderbaren Namen dem Umstande, daß der erste Besitzer dieser entlegenen Villa, ein alter englischer Officier zu Anfang des Jahrhunderts, seine Kameraden Sonntags hierher zu einer Whist-partie einlud. Da die strenge Observanz der englischen Kirche eine solche Entheiligung des Sonntags natürlich stark verpönte, mußten diese lustigen Zusammensfünste ganz geheim gehalten werden, und je mehr die hier versammelten Kriegsfameraden froh waren, der entsetzlichen Langenweile des englischen Sonntags und der orthodogen Gesellschaft glücklich entronnen zu sein, desto heiterer ging es bei den Whistpartien und den damit verknüpsten Trinkgelagen im einsamen Bungalow zu.

Damals war aber Whift-Bungalow nur eine ganz einfache, kleine, in bichtem Gartengebufch versteckte Billa. Zu dem ftattlichen Landhause in feiner jekigen Geftalt wurde es erft durch feinen späteren Befiger, einen Abvocaten Morgan erweitert. Derfelbe war ein luftiger Lebemann, und verwendete einen großen Theil seines Bermögens darauf, um die Villa - ein kleines "Miramare" von Cehlon — ihrer reizenden Lage entsprechend auszubauen und zu verschönern. Der große Garten wurde mit den herrlichften Bäumen und Zierpflanzen auß= gestattet. Gine stattliche Colonade mit luftiger Beranda erhob sich rings um das vergrößerte Landhaus, mahrend feine weiten und hohen Sale innen mit dem prächtigsten Luxus fürstlich ausgestattet wurden. Und manches Jahr wurden hier Diners und Trinkgelage abgehalten, bei benen es noch viel üppiger und glänzender — wenn auch nicht lauter und luftiger — zuging, als früher bei ben einfacheren Kneipereien der Whiftofficiere. Es scheint aber, daß Mr. Morgan folieflich nicht mehr die coloffalen Ausgaben für fein Miramare und feine lucullische Lebensweise baselbst in richtiges Berhältniß zu seinen großen Gin= nahmen brachte. Denn als derfelbe plöglich ftarb, fand fich in der Caffe ein großes Deficit vor; die gahlreichen Gläubiger belegten Whift = Bungalow mit Beschlag und mußten schließlich, als es unter ben Auctionshammer kam, froh fein, wenigstens einen kleinen Theil ihres geliehenen Geldes aus dem Erlofe wieder zu erhalten.

Run kam aber ein Wendepunkt in der Geschichte der schönen Villa, und der neue Besitzer sollte derselben nicht recht froh werden. Denn die Fama, die an den romantischen Fleck schon manche abenteuerliche Sage geknüpft hatte, be-

hauptete jest mit zunehmender Beftimmtheit, daß es in Whift=Bungalow nicht recht geheuer sei und daß der Geist des plötlich verschiedenen Mr. Morgan da= felbst allnächtlich "umgehe". Nachts um die awölfte Stunde — bald mit, bald ohne Mondichein - follte dafelbit ein greuliches Gelarm und Gevolter fich erheben: weiße Geftalten huschten durch die weiten Gale, geflügelte Damonen flatterten durch die Säulenhallen, und andere Geister mit glühenden Augen trieben sich auf den Dächern umher. Als der Teufel Oberster aber sollte Mr. Morgan felbst den Spuk anführen und dirigiren. Man gab ihm Schuld. daß sein stattliches, jett so spurtos verduftetes Bermögen, nicht gang auf richtigem Wege erworben sei, und daß er, gleich so vielen anderen Abvocaten, seine ausgedehnte Rechtskunde weniger benutt habe, seinen Clienten Recht zu ver= ichaffen, als vielmehr deren fließende Goldquellen in feinen eigenen weiten Sackel binüber zu leiten; er follte große Summen unterschlagen, Mündelgelder ver= untreut haben u dal. mehr. Bur Strafe dafür mußte er nun in dem Orte feiner früheren Bacchanalien als ruheloser Geift allnächtlich umgehen. Und so viele Singhalesen aus der nächsten Rachbarschaft von Mutwal hatten diesen Beifterlarm gehört und den Sput felbst gesehen, daß der neue Besiker bon Whift-Bungalow weder felbst hineinziehen wollte, noch einen Miether finden fonnte.

So ftand Whift-Bungalow leer, als unfer Freund S. davon hörte und beim Anblick der reizenden Billa fie zu miethen beschloß. Aber auch das hatte feine großen Schwierigkeiten. Denn kein Diener war zu finden, der in das berüchtigte Sputhaus hatte mit hineinziehen mögen. Das gelang erft, nachdem der Nachweis naturwiffenschaftlich geführt war, daß alle die Geifter zoologischen Ursprungs seien. St. erwartete ben berüchtigten Sput in der ersten Racht wohlbewaffnet mit Gewehren und Revolvern, und nun ftellte fich, wie erwartet, heraus, daß derselbe aus echten leibhaftigen Säugethieren von Fleisch und Blut bestand, zu welchen der selige Mr. Morgan in keinem näheren Berwandtschaftsverhältniffe ftand. Die geheimnigvollen Rlettergeifter entpuppten fich erschoffen als wilde Ragen, die Huschgeifter als riefige Bandicutratten und die Flatter= geifter als fliegende Füchse (Pteropus). Runmehr wurden angesichts dieser über= zeugenden Ausbeute der nächtlichen Jagd die Bedenken auch der furchtfamften Diener überwunden und Freund St. zog zuversichtlich in das einsame Whift= Bungalow ein. Der verwilderte Garten wurde neu und verbeffert hergerichtet. die verödeten Räume neu ausgestattet; und als einige deutsche Landsleute die neu eingerichtete Billa faben, gefiel fie ihnen fo ausnehmend, daß fie den neuen Miether baten, ihnen einen Theil der umfangreichen Räumlichkeiten zur Wohnung ju überlaffen. Das geschah, und so fand ich denn bei meiner Ankunft das vierblättrige deutsche Kleeblatt daselbst vor, mit welchem ich so manchen vergnügten Abend verplauderte. Dabei fehlte es nie an der nöthigen Mannigfaltigkeit der individuellen Anschauung, die bei uns Deutschen trot der berühmten "Deutschen Einigkeit" unerläßlich ift. herr Both aus hanau (dem ich eine nette Reptiliensammlung verdanke), vertrat das Frankfurter Deutschland, Herr Suhren aus Oftfriesland (der mich mit einer schönen Schmetterlingsfammlung beschenkte) ben äußersten Nordweften, und herr herath aus Bahreuth (der mich durch

Paradiesvögel, Papageien und Honigvögel exfreute) den bajuvarischen Süden des Baterlandes.

Der befondere Reig, den Whift-Bungalow vor anderen Villen von Colombo voraus hat, ift theils in seiner herrlichen Lage, theils in seinem prächtigen Garten begründet. Während die Nebengebäude (Dienerwohnungen, Stallungen 2c.) hinten im Garten versteckt liegen, tritt das Hauptgebäude nahe bis an den Rand des fconen Wafferspiegels vor, welcher sich an der Weftseite ausbreitet. Die luftige Beranda bietet den herrlichften Blick auf das weite Meer, auf die Mündung bes Relanyfluffes und auf eine reizende, mit bichtem Wald bedeckte Infel, welche in feinem Delta liegt. Beiter nach Norden bin folgt der Blick einem langen Streifen Cocoswald, welcher die Rufte entlang bis gegen Regombo fich bingiebt. Rach Suden hingegen ftoft an den Garten von Whift-Bungalow ein malerisches Stud Land, welches in reizender Unordnung Fischerhutten unter ichlanten Cocos= palmen zerftreut zeigt, dazwischen ein kleiner Buddhatempel, weiterhin Strandfelsen mit Pandanus 2c. Bon da aus springt eine schmale sandige Landzunge nach Norden gegen die Flugmundung vor und legt fich dergeftalt vor unfern Barten bin, daß fie einen kleinen ftillen Landsee bor demfelben bildet. Die Landzunge, welche diefen See vom benachbarten offenen Meere icheidet, ift bicht mit der schönen roth blühenden Geiffußwinde (Ipomoea pes capri) und dem sonderbaren Zgelgrase (Spinifex squarrosus) bewachsen. Sie trägt auch einzelne Fischerhütten, und bietet den ganzen Tag über, im beständigen Wechsel bunter Scenerie, eine Reihe von unterhaltenden Bildern. Schon am frühen Morgen vor Sonnenaufgang versammeln sich hier die Fischerfamilien der benachbarten Sütten, um ihr Morgenbad im Rluffe ju nehmen. Dann kommen die Pferde und Ochsen an die Reihe des Badens. Fleißige Bafcher find oft den ganzen Tag mit ihrer Arbeit beschäftigt, schlagen die Wafche auf flachen Steinen und breiten fie am Strande jum Trodnen aus. Zahlreiche Fischerboote geben ab und gu, und Abends wenn fie von den Fischern an das Land gezogen und die großen vieredigen Segel jum Trocknen aufgespannt werden, gewährt die Landzunge mit ihrer langen Reihe rubender Segelboote einen ungemein malerischen Anblick; befonders dann, wenn die Abendwinde die Segel fchwellen und die finkende Sonne, in das Meer tauchend, das ganze indische Strandbild mit einer Fluth von ftrahlendem Gold, Orange und Burpur übergießt.

Wie meine Freunde mir mittheilten, hat diese sandzunge im Lause der Jahre ihre Gestalt vielsach gewechselt. Sie ist in der That eine bewegliche Barre, wie sie vor den Mündungen aller größeren Flüsse in Ceylon sich sinden. Da letztere, in ihrem wilden Lause aus dem Gebirge herabstürzend, eine Masse Sand und Gesteinstrümmer mit sich führen, und da auch später im langsameren Lause durch das flache Küstenland die reichlichen Regenmassen ihnen täglich große Quantitäten Erde und Schlamm zusühren, so bilden diese, wenn sie nachber an der Flußmündung abgelagert werden, in kurzer Zeit ausehnliche Bänke. Gestalt, Größe und Lage dieser Barren wechselt aber beständig, je nachdem die Mündungszweige des Flußendes in seinem flachen Delta hier oder dorthin ihren Ausweg suchen. So soll früher die Hauptmündung des Kelanh eine Stunde weiter südzlich, in Cinnamon-Gardens, gewesen sein. Die Lagunen daselbst, welche auch

jett noch durch Canäle mit dem Flusse zusammenhängen, sollen Reste der Münsbungsarme sein; der größte Theil der Stadt Colombo läge demnach gegenwärtig auf dem alten Delta. Auch unsere malerische Barre, gerade gegenüber Whist-Bungalow, hat abwechselnd an ihrem nördlichen und an ihrem südlichen Ende mit dem Festlande zusammengehangen; und die waldbedeckte Insel vor der Hauptsmündung ist bald Halbinsel gewesen, bald wieder isolirte Insel.

Der Strand dieser Insel, sowie auch der Ufersaum der an Whist-Bungalow anstokenden Garten (nördlich von demfelben) ift gleich den Ufern der Flugmun= bung felbft bicht bewachsen mit ben mertwürdigen Mangrove Baumen, und ich hatte sogleich beim ersten Besuche der nächsten Nachbarschaft die Freude, diese charatteriftischen und wichtigen Begetationsformen der Tropen in ihrer merkwürdigen landbildenden Thätigkeit vor Augen zu sehen. Die Bäume, welche unter dem Namen der Mangroven oder Manglebäume zusammengefaßt werden, ge= hören sehr verschiedenen Gattungen und Familien an (Rhizophora, Sonneratia, Lomnitzera, Avicennia etc.). Sie stimmen aber alle in der eigenthumlichen Form ihres Wachsthums und der dadurch bedingten typischen Physicanomie wesentlich überein: die dicht buschige, meist rundliche Laubkrone ruht auf einem biden Stamme: bieser aber auf einer Krone von nachtem vielverzweigten Burgelwerk, welches sich unmittelbar aus dem Wassersviegel erhebt und mehrere Tuk. pft 6-8 Kuk über denselben bervorragt. Zwischen den Gabelästen dieser dichten fuppelförmigen Wurzelfrone sammelt fich der Schlamm und Sand an, welchen der Fluß an seinen Ufern und besonders an seiner Mündung absett, und so kann der Mangrovewald das Wachsthum des Landes wefentlich begünftigen. Aber auch viele organische Substanzen, Leichen und Bruchstücke von Thieren und Pflanzen bleiben zwischen dem dichten Wurzelwerk hangen und zerseken fich dafelbst, und so ist der Manglewald in vielen Tropengegenden zu einer gefürchteten Quelle gefährlicher Fieber geworden. Un den meiften Mangleftrichen von Ceplon. jo auch am Relanviluffe, ift dies nicht der Fall; wie denn überhaupt viele wafferreiche Diftricte der Infel (3. B. die stehenden Lagunen von Colombo felbst) feineswegs ungefund find. Es hangt dies mahrscheinlich damit gufammen, daß die häufigen und großen Regenguffe der Infel das Waffer der ftebenden und fliegenden Becken oft erneuern und die organischen fich zersekenden Beftand= theile desselben wegführen, ehe sie schädlich wirken können.

Am Ufer unsers Gartens selbst treten an die Stelle der Mangroven eine Anzahl von schönen Bäumen aus der Familie der Asclepiadeen (Cerbera, Tabernaemontana, Plumiera) — alle ausgezeichnet durch große weiße, herrlich buftende Blüthen von Oleandersorm, die in großer Jahl am Ende der candelabersormig verzweigten Aeste inmitten glänzender Büschel von großen dunkelgrünen lederartigen Blättern stehen; die meisten dieser Asclepiabäume liesern einen gistigen Milchsaft. Sie gehören zu den häusigsten und charatteristischen Berzierungen der Wegränder und Sumpswiesen im wasserrichen Flachlande des südwestlichen Inseltheils. Ganz fremdartig und bezaubernd schön erheben sich dazwischen an andern Stellen des Users gleich riesigen Federbüschen die baumartigen, aber zierlichen Büsche der Riesengräser (Bambusa).

Der Barten von Whift=Bungalow felbft ift unter der forgfältigen und geschmadvollen Pflege von St. zu einem reizenden Stud Cenlon-Baradieje geworden, welches von fast allen wichtigften Charafterpflanzen der reichen Infelflora einzelne Bertreter enthält, und fo nicht allein einen duft- und blüthenreichen Luftgarten, fondern zugleich einen inftructiven botanischen Garten im Meinen darftellt. Ich bekam bier gleich am erften Morgen, als ich wonnetrunten unter dem Schatten der Palmen und Feigen, der Bananen und Acazien im Barten felbst und in der nächsten Umgebung umherwandelte, eine gute llebersicht über die Zusammensehung der Flachlandflora. Da ift denn natürlich vor Allem die edle Familie der Balmen zu nennen mit ihren wichtigften und ftattlichften Baumfäulen: Cocos und Talipot, Areca und Boraffus, Carpota und Palmpra; bann die herrlichen lichtgrunen Bananen mit ihren garten, vom Binde fiederspaltig zerschlitten Riesenblättern und den werthvollen goldgelben Fruchttrauben: außer verschiedenen Spielarten der gewöhnlichen Banane (Musa sapientum) enthält unfer Garten ein hohes Prachtftud von dem feltfamen facherformigen "Baum der Reisenden" von Madagascar (Urania speciosa). Es fteht gerade an der Gabeltheilung des Sauptweges, wo rechts der Weg jum Bungalow hin= führt, links zu einem Prachteremplar des heiligen Feigenbaumes (Ficus bengalensis); der lettere bilbet mit seinen langherabhängenden Luftwurzeln und den daraus entstandenen neuen Stämmen eine fehr abenteuerliche Figur; mehrere fcone gothische Bogen öffnen fich zwischen den Burgelftammen, welche faulengleich die Sauptafte ftugen. Andere Baume aus verschiedenen Gruppen (Terminalien, Lorbeer, Myrten, Gifenholzbaum, Brotfrucht 20) find bon berrlichen Schling= und Kletterpflangen umwuchert und überzogen, von jenen mannig= faltigen Lianen, die in der Flora Ceylons eine fo hervorragende Rolle fpielen. Diefelben gehören den verschiedenften Bflangenfamilien an. Denn inmitten der unübertroffenen Lebensfülle und unter dem beifpiellos gunftigen Ginfluffe der beftandigen feuchten Sitze fangen auf diefer grünen Wunderinfel im dichtgebrangten Walde eine Menge der verschiedenften Pflangen an zu klettern und fich an anderen zu Licht und Luft emporzuwinden.

Bon anderen Zierden unseres reizenden Gartens wollen wir hier besonders noch die großblättrigen Callapflanzen oder Aroideen nennen und die zierlich gestiederten Farnträuter — zwei Pflanzengruppen, die sowohl durch die Masse der Individuen, als durch die Schönheit und Größe der Blattentsaltung in der niederen Flora der Insel eine Hauptrolle spielen. Dazwischen sinden sich dann noch viele der herrlichsten tropischen Blatt- und Blüthenpslanzen zerstreut, die theils auf der Insel heimisch, theils aus anderen Tropengegenden, namentlich aus Südamerika eingesührt sind, aber hier vorzüglich gedeihen. Ueber ihnen erheben sich stattliche Malvenbäume (Hibiscus) mit großen gelben und rothen Blumen, Flammenbäume oder Acazien mit Massen der prachtvollsten seuerfarbigen Sträuße (Caesalpinia), mächtige Tamarinden mit aromatischen Blüthen, und von ihren Aesten hängen rankende Thunbergien mit riesigen violetten Glocken herab, sowie Aristolochien mit großen gelben und braunen Blumentrichtern. Besonders große und schöne Blüthen zeigen serner viele Krapppslanzen (Rubiaceen), Lilienpslanzen, Orchideen u. s. w.

Doch ich will hier nicht den Leser durch den vergeblichen Versuch ermüben, ihm durch bloße dürre Beschreibung oder Aufzählung trockner Pflanzennamen eine annähernde Vorstellung von der berauschenden Pracht zu geben, welche die indische Tropenflora auf Cehlon entfaltet und von welcher ich im Garten von Whist-Bungalow und in dessen nächster Umgebung an den Usern des Kelantsstuffes die erste Vorstellung erhielt. Ich will mich statt dessen auf die Vermerkung beschränken, daß ich am ersten Morgen in diesem Paradiese stundenlang wonnetrunken von einer Pflanze zur andern, von einer Vaumgruppe zur andern, wanderte, rathloß, welchem von den zahllosen Bunderwerken der Tropenslora ich zuerst genauere Vetrachtung widmen sollte. Wie armselig und dürstig erschien mir jest dagegen Alleß, was ich zwei Wochen srüher in Bombah zuerst gesehen und bewundert hatte.

Die Thierwelt, welche diese Baradiesgärten von Ceplon belebt, entspricht im Ganzen nicht der außerordentlichen Fülle und Bracht der Bflanzenwelt; insbesondere was den Reichtbum an schönen, aroken und auffallenden Formen betrifft. Die Insel steht in dieser Beziehung nach Allem, was ich gehört und gelesen, weit hinter dem Festlande von Indien und den Sundainseln, namentlich aber hinter dem tropischen Africa und hinter Brafilien gurud. Ich muß geftehen, daß ich in diefer Beziehung gleich im Anfang ziemlich ftark enttäuscht wurde, und daß diese Enttäuschung später, als ich die Fauna auch in dem wilderen Theile der Insel genauer kennen lernte, eher wuchs, als abnahm. Ich hatte gehofft, die Bäume und Gebufche mit Affen und Papageien, die Blüthenpflanzen mit Schmetterlingen und Käfern von feltsamen Formen und glänzenden Karben bedeckt zu finden. Allein weder die Quantität noch die Qualität dessen. was ich jest hier sah und später fand, entsprach diesen hochgespannten Erwar= tungen, und ich hatte schließlich nur den Troft, daß alle Zoologen, welche früher die Insel besucht hatten, in ähnlicher Weise enttäuscht wurden. Immerhin findet fich jedoch bei genauerem Suchen auch für den Zoologen des Merkwürdigen und Intereffanten die Fulle; und die Fauna von Ceplon ift im Großen und Gangen nicht minder eigenthümlich und fremdartig - wenn auch nicht entfernt so reich und so glänzend! — als seine Flora.

Diesenigen Wirbelthiere, die mir gleich anfänglich in Whist-Bungalow und in der nächsten Umgebung von Colombo am meisten aufsielen, waren zahlreiche Reptilien von bunten Farben und sonderbaren Formen, namentlich Schlangen und Eidechsen; serner zierliche kleine Laubfrösche (Ixalus), deren merkwürdige, zum Theil glockenartige Stimmen man Abends überall hörte. Bon Bögeln zeigen sich in den Gärten namentlich zahlreiche Staare und Krähen, Bachstelzen und Bienenfresser, besonders aber niedliche, die Stelle des Colibri's vertretende Honigvögel (Nectarinia); serner an den Flußusern Eisvögel und Keiher. Bon Säugethieren ist weitaus das häusigste ein allerliebstes Eichhörnchen, das überall auf den Bäumen und Sträuchern umherhuscht und sehr zahm und zustraulich ist, braungrau mit drei weißen Längsstreisen auf dem Kücken (Sciurus tristriatus).

Unter ben Infecten überwiegen durch die ungeheuren Massen, in denen sie überall auftreten, vor allen die Ameisen (von winzig kleinen bis zu riesen=

großen Arten), sodann die berüchtigten Termiten (oder die sogenannten "weißen Ameisen"); aber auch andere Hymenopteren (Wespen und Bienen) sind sehr reichlich vertreten, desgleichen die Dipteren (Mücken und Fliegen). Hingegen zeigen gerade diesenigen Insectenordnungen, welche die schönsten und größten Formen enthalten, Käser und Schmetterlinge, nicht denjenigen Reichthum, welchen man der Flora entsprechend erwarten sollte. Sehr vielgestaltig und merkwürdig sind andrerseits wieder die Orthopteren (Heuschrecken, Grillen u. s. w.). Doch ich will hier auf diese besondere Welt nicht eingehen, da ich später darauf aussührelich zurückkomme.

Sehr intereffante und merkwürdige Glieberthiere bietet die Classe der Spinnen oder Arachniden, von den winzigen kleinen Milben und Zecken aufwärts bis zu den riesigen Bogelspinnen und Scorpionen. Auch die nahe verwandten Tausenbfüße oder Myriapoden sind sehr häusig und durch colossale, zum Theil wegen ihres giftigen Bisse sehr gefürchtete Formen vertreten, dis zu einem Fuß lang! Einige Prachteremplare derselben sah ich gleich am ersten Morgen im Garten von Whist-Bungalow; ich sand aber heute noch keine Zeit, mich mit der Thierwelt näher zu besassen, da die Pflanzenpracht mich allzusehr fesselte!

Wie gerne hätte ich dem wirklichen Studium dieser Flora, für welches mir jest nur wenige kurze Tage und Wochen zu Gebote standen, Monate und Jahre gewidmet! Dazu strahlte heute die indische Sonne in einem Glanze von dem wolkenlosen tiesblauen Himmel herab, daß die Licht= und Farbensülle meinen armen nordischen Augen fast zu viel wurde; und die Hise würde bald sast unerträglich geworden sein, hätte sie nicht eine sanste kühle Brise vom Meere etwas gelindert. Es war der 22. November, der Geburtstag meines lieben theuren Vaters, der vor 10 Jahren im Alter von 90 Jahren gestorben war. Er würde heute gerade seinen hundertsten Geburtstag geseiert haben, und da ich von ihm die beglückende Freude an der Natur (und ganz besonders an schönen Bäumen) geerbt habe, so kam eine besonders seftliche Feiertagsstimmung über mich und ich betrachtete den ungewöhnlich hohen und reichen Genuß dieser köstlichen Stunden als ein besonderes Geschenk für diesen Festtag!

Naturgenüsse wie diese haben vor allen Kunst- und sonstigen Genüssen den unschätzbaren Borzug, daß sie nie ermüden und daß ein dasür empfängliches Gemüth sich ihnen immer wieder mit erneuter Theilnahme und mit erhöhtem Verständnisse zuwendet, und zwar um so mehr, je älter man wird! So kam es denn, daß der Morgenspaziergang in dem Paradiesgarten von Whist-Vungalow und in dessen nächster Umgebung, bald am Flußuser, bald am Meeresstrande, sich an allen folgenden Morgen, die mir mein Glück hier beschied, wiederholte, und daß ich noch am letzten Morgen auf Ceplon, am 10. März 1882, mit dem Gestühle des "verlorenen Paradieses" von ihm Abschied nahm!

Bielsache Bereicherungen ersuhren übrigens meine botanischen Kenntnisse woch in den nächsten Tagen, als mehrere Besuche bei Engländern, an die ich empsohlen war, mich in verschiedenen Gärten der südlichen Villenvorstädte von Colombo, Kolpetty und Slave-Jsland führten. In ganz besonders angenehmer Exinnerung sind mir da einige Tage geblieben, die ich in der Villa der

Tempelbäume ("Temple-Trees") verlebte; fo heißen hier die Blumierabäume, weil ihre großen prachtvoll duftenden Bluthen nebft benjenigen des Jasmin und Dleander allenthalben in den Buddhatempeln von den Singhalegen als Opferblumen vor die Buddhabilder geftreut werden. Zwei alte Prachteremplare diefer Tempelbäume ftanden nebft einigen riefigen Cafuarinen auf dem weiten Rafenplate, welcher die ftattliche nach ihnen benannte Billa von der Gallaftraße in Rolpetty trennt. Der Gigenthumer berfelben, Mr. Staniforth Green, hatte mich auf das Freundlichste eingeladen, einige Tage bei ihm zuzubringen. Ich lernte in ihm einen liebenswürdigen alten Berrn tennen, deffen ganges Bergensinteresse sich ber Naturbetrachtung zuwendete. Alle Stunden, welche die Bewirthschaftung seiner großen Raffeemühlen ihm frei läßt, verwendet er auf die Cultur seines reizenden Gartens und auf bas Sammeln und Beobachten von Infecten und Pflangen. Mit der innigen liebevollen Sorgfalt, welche die alten Naturforscher des vorigen Nahrhunderts charakterisirt, welche aber unter den jüngeren "strebsamen" Naturforschern der Gegenwart immer seltener wird, hatte fich Mr. Green insbesondere jahrelang mit der Lebensweise und Entwickelung der tleinsten Infectenformen beschäftigt und hier eine Ungahl hübscher Entdeckungen gemacht, die zum Theil in englischen Zeitschriften publicirt find. Er zeigte mir eine große Anzahl forgfältigft gesammelter Seltenheiten und machte mir einige ber intereffanteften zum Geschenk. Much fein Neffe, der ihn im Geschäfte unterftutt, theilt in den Mußeftunden diese Liebhabereien und zeigte mir eine fehr hübsche Insectensammlung. Ich erhielt unter Anderem von ihm mehrere Eremplare der riefigen Bogelfpinne (Mygale), deren Jagd auf kleine Bogel (Noctarinia) und kleine Zimmereidechsen (Platydactylus) er felbst mehrfach beobachtet hatte.

Der Garten von Mr. Green, der namentlich einige alte Prachtegemplare der Flammen = Acazien oder Flambonants (Caesalpinia), sowie schöne Lilien= bäume (Yucca) und Aletterpalmen (Calamus) enthält, ftoft öftlich an eine reizende Bucht der großen Lagune, welche sich zwischen Kolvetty, Slave=Reland und dem Fort ausbreitet. An einem schönen Abend ruderten wir hier im Kahne über die mit prachtvollen weißen und rothen Wafferlilien bedeckte Spicgelfläche nach der Billa von Mr. William Ferguson hinüber Auch dieser liebenswürdige alte Herr (- der seit vielen Jahrzehnten das Amt eines Wegebau-Inspectors versieht -) widmet seine Mußestunden zoologischen und botanischen Forschungen und hat diese Gebiete mit manchen werthvollen Beiträgen bereichert. Ich verdanke ihm ebenfalls viele intereffante Mittheilungen. Er ift nicht zu verwechseln mit feinem gar fehr verschiedenen Bruder, dem fogenannten "Centon-Commissioner", dem Berausgeber und Redacteur der einflugreichsten Zeitung der Infel, des "Ceplon-Observer". Dieses Blatt wird von ihm in ienem Geifte ftrenger, finsterer Orthodoxie und kastenmäßiger Observanz redigirt, welcher leider so viele, angeblich freisinnige, englische Zeitungen kennzeichnet. Gerade zur Zeit meiner Anwesenheit war daßselbe mit heftigen Angriffen gegen einen der verdientesten und kenntnifreichsten Juristen, dem Diftrict-Judge Mr. Berwick, gefüllt, weil derfelbe in einem Plaidoper über "Zurechnungsfähigkeit" die darwiniftischen Grundsätze der modernen Naturforschung anerkannt und in geistreicher Weise

angewendet hatte. Uebrigens hinderte seine specifische Frömmigkeit den "Cehlon-Commissioner" nicht, in seiner Art "Geschäfte zu machen" und z. B. die schlechte und sehlerhafte Karte der Kassee-Districte für 18 Rupien (= 36 Mark!) zu verkaufen.

An einem andern Tage führte mich Mr. Green in bas Colombo= Mufeum, ein ftattliches zweiftociges Gebaude, welches in Cinnamon-Gardens liegt und für die Sammlung aller literarischen, hiftorischen und naturhiftorischen Schätze der Insel bestimmt ift. Der untere Stock enthält auf einer Seite die reiche Bibliothet, auf der andern die Alterthumer (alte Inschriften, Sculpturen, Mungen, ethnographische Sammlungen u. f. w.); im oberen Stocke findet sich eine reiche Naturalien-Sammlung, vorzugsweise von getrockneten und ausgeftopften Thieren, ausschließlich Cenlonesen. Besonders reich find darin die Insecten vertreten, mit denen sich der (damals abwesende) Director des Mufeums, Dr. Saly, speciell beschäftigt; bemnächst die Bogel und die Reptilien. Dagegen bleibt in den meiften Abtheilungen der niederen Thiere die Hauptsache noch zu thun übrig. Immerhin bietet das Colombo-Museum auch jest ichon eine fehr gute leberficht über die reiche und eigenthumliche Fauna der Infel. Der Zoologe, der aus Europa direct hierher kommt, wird freilich ben Zuftand eines großen Theils der Sammlung ziemlich unbefriedigend finden; bie ausgestopften und getrockneten Sachen find vielfach schlecht praparirt, verschimmelt, zerfallen u. f. w. Tadeln wird das aber nur der Reuling, dem die außerordentlichen Schwierigkeiten unbekannt find, mit denen die Entstehung und Eriftenz jeder derartigen Sammlung in dem feuchtheißen Treibhaus-Rlima von Cehlon zu kämpfen hat. Ich follte bald selbst in dieser Beziehung die bittersten Erfahrungen machen. Cbenfo wie alles Lederzeug und Papier hier in fürzester Beit vermodert und zerfällt, wie alle Gifen= und Stahlfachen trog forgfältigfter Borsicht sich mit Rost bedecken, ebenso unterliegen auch alle Chitinkörper der Infecten, alle Balge von Wirbelthieren früher oder fpater dem vereinten Ginfluffe einer beständigen Site von 20-250 R. und einer Feuchtigkeit der Luft, Die alle unsere europäischen Begriffe überfteigt. Roch schlimmer aber wirken in vielen Fällen die vereinten Angriffe von Milliarden verschiedener Insecten: fcwarze und rothe Ameisen (theils 2-3 mal so groß wie bei uns, theils eben jo groß, jum Theil aber auch fast mikroftopisch flein); weiße Umeisen ober Termiten (die schlimmsten von allen Feinden) - riesengroße Schaben oder Raterlaten (Blatta), Papierläuse (Psocus), Museumstäfer und bergleichen Gefindel mehr, wetteifern in der Zerftörung der Sammlungen. Gegen die unaufhörlichen Angriffe diefer gahllofen und unvermeidlichen kleinen Teinde fich gu schützen, ift in Centon theils febr schwierig, theils gang unmöglich; ich felbft verlor durch fie (trot aller Borficht) einen großen Theil meiner getrockneten Sammlungen.

In welcher Weise die tropische Sitze — nur 7 Breitengrade vom Aequator entsernt — im Berein mit dem höchsten Grade der Luftseuchtigkeit, auf unsere europäischen Culturproducte, eben so wie auf die einheimischen Naturproducte von Ceplon einwirkt, davon kann man sich bei uns zu Hause gar keine Begriffe machen. Nachdem die ersten herrlichen Tage in Whist-Bungalow mit Schauen

und Staunen vorüber waren, fing ich an, meine taufend Siebenfachen und Inftrumente aus Roffern und Riften auszukramen und in welchem Zustande fand ich da Bieles! Un allen wiffenschaftlichen Instrumenten, welche Stahl= oder Gifentheile enthielten, waren diese verroftet; keine Schraube ging mehr glatt. Alle Bücher und Papiersachen waren gleich allen Ledersachen feucht und mit Schimmel bedeckt: und was mich ganz besonders rührte, der berühmte "schwarze Frack" — welcher in der englischen Gesellschaft hier wie daheim in Europa eine jo groke Rolle svielt, war, als ich ihn aus dem Koffer nahm, weiß geworden! er war gleich allen anderen Tuckkleidern über und über mit den zierlichsten Schimmelbildungen bedeckt, die erst nach mehrtägigem Trocknen an der Sonne fich verloren! Daber ift es in allen europäischen häusern von Colombo Aufgabe eines besonderen "Rleider=Bon", täglich Aleider, Betten, Wäsche, Bavier u. f. w. an der Sonne zu trocknen und vor dem Berschimmeln zu bewahren! Biel ichlimmer war es, daß meine neue photographische Camera obscura, die von einer der ersten Berliner Firmen aus angeblich "völlig trocknem Holze" gefertigt war, fich beim Auspacken als unbrauchbar erwies, weil alle Holatheile derfelben verzogen waren. Auch die Deckel der mitgebrachten Holzkäften hatten fich fast alle geworfen. Die leeren Briefcouverts waren fämmtlich augeklebt. Mehrere Schachteln mit pulverifirtem Gummi-Arabicum enthielten eine feste cementartige Maffe; während in anderen Schachteln mit Bfeffermungküchelchen beim erften Deffnen ein füßer Sprup umberfloß! Roch überraschender war das Deffnen der mitgebrachten Brausepulver-Schachteln. In allen blauen Papierchen war die Weinsteinsäure verschwunden, und in allen weißen fand sich statt des kohlen= sauren nur noch weinsteinsaures Natron; erstere hatte sich aufgelöst, war in lettere eingedrungen und hatte die Kohlenfäure ausgetrieben! Und fo waren ichon beim Auspacken durch den Ginfluß der feuchten Site eine Menge Sachen verdorben, an deren Berderben man bei uns gar nicht denkt! Dabei fielen die 4 Monate, welche ich auf Cenlon zubrachte, in die fogenannte "trockne Nahreszeit" des Nordost-Monsun, der vom November bis April weht! Wie muß es demnach hier erft in der "naffen Jahreszeit" aussehen, wo bom Mai bis October der regenschwangere Südwest = Monsun wüthet! Meine Freunde ver= ficherten mir, daß man dann überhaupt darauf verzichte, irgend etwas trocken zu erhalten, und daß das Waffer geradezu an den Wänden herablaufe!

Daß ein solches Treibhaus-Klima, welches von unserem mittel-europäischen so gänzlich verschieden ift, auf den an letzteres gewöhnten menschlichen Organismus auch eine ganz verschiedene Wirkung ausüben muß, erscheint selbstverständlich; — und ebenso, daß der Kampf mit diesem seindlichen Klima das alltägliche Gesprächsthema überall und jederzeit bildet. Ich muß daher gestehen, daß ich einigermaßen besorgt war, wie ich mich demselben wohl anpassen würde. In den ersten Wochen in Colombo empsand ich die Leiden und Beschwerden, die damit unzertrennlich verknüpft sind, ziemlich stark, besonders in den heißen Rächten, in denen die Temperatur selten unter 20° K. (nicht unter 18) sank, während sie bei Tage im Schatten oft auf 24—28° stieg. Allein die zweite Woche war schon leichter zu ertragen als die erste; und später (namentlich auch

an der Südküfte, nahe dem 5.º S. Br.) habe ich niemals so viel gelitten, wie in den ersten schlaflosen Rächten und erschlaffenden Tagen in Colombo.

Unentbehrlich find unter diesen Umftanden natürlich die täglichen Bader, die für alle Eingeborenen wie für alle Europäer die befte Erquickung des Tages find. Ich nahm beren gewöhnlich zwei, eins gleich nach bem Auffteben (um 6 Uhr) und ein zweites vor dem sogenannten Frühftuck (eigentlich dem Mittag= effen) um 11 Uhr. Im Süden genoß ich dann meiftens noch ein drittes Bad am Abend, vor dem "Dinner" (um 7 oder 7½ Uhr). Außerdem nahm ich natürlich alsbald die landesübliche Kleidung der Europäer an, aus weißen, ganz leichten Baumwollenftoffen beftehend; fehr angenehm trugen fich nehförmige Unterhemden unter der leichten Jade. Aeußerft werthvoll aber fand ich als beständige Ropfbedeckung einen fogenannten Calcutta-hut oder "Sola-hut", den ich mir schon in Port-Said für nur 3 Francs (!) gekauft hatte. Diefe unvergleichlichen Sute werden aus dem außerft leichten, aber feften (hollunder-ahnlichen) Marke der Sola-Pflanze gefertigt und bestehen aus einer gewölbten doppelten Ruppel, die auf einer fehr breiten (Raden und Hals völlig ichütenden) Arempe ruht. Lettere ift durch einen Rrang von getrennten Scheibchen mit einem feften Ring von Wachsteinwand verbunden, welcher allein dem Ropf unmittelbar auffitt. Die Luft ftreicht frei zwischen den Scheibchen hindurch und fo bleibt die Temperatur im Sute ftets fühl.

Unter Anwendung dieser und anderer Vorsichtsmaßregeln befand ich mich während der ganzen Zeit meines Ausenthalts auf Ceylon sehr wohl, trozdem (— oder vielleicht auch weil —) ich mir sehr viel Bewegung machte und selbst in der heißen Mittagszeit meistens im Freien war. Allerdings lebte ich aber viel mäßiger und einsacher, als hier zu Lande üblich ist und nahm nicht die Hälfte der Quantität von Speisen und Getränken zu mir, welche die meisten Engländer hier für unentbehrlich halten. Wenn diese nach einigen Jahren Aufenthalt meistens über Magen- und Leberleiden klagen, so glaube ich, liegt die Schuld viel weniger am heißen Klima, als vielmehr einerseits am Mangel der nöthigen Leibesbewegung, andererseits an der übermäßigen Luxus-Consumtion; sie essen und trinken oft 2—3 mal so viel, als zum gesunden Leben nöthig ist — und schwere sette Speisen, heiße spirituöse Getränke. Sie bilden in dieser Beziehung den größten Contrast zu der überaus einsachen Lebensweise der Eingeborenen, die meistens bloß Keis und Curry, und dazu höchstens einige Früchte essen, während ihr Getränk einsaches Wasser oder etwas Palmenwein ist.

In Cehlon, wie wohl in den meisten Theilen von Indien, ist die tägliche Eintheilung der Mahlzeiten der Europäer solgende: Morgens, gleich nach dem Ausstehen Thee und Bisquits, Brot mit Eiern oder Marmelade, Bananen, Mangos, Ananas und andere Früchte. Um 10 Uhr solgt das sogenannte "Frühstück" (Breakfast), nach unseren Begrissen ein ganz completes Diner von 3-4 Sängen: Fisch, gebratenes Huhn, Beefsteak, namentlich aber das indischenationale "Reis mit Curry", der nie sehlen dars. Dieser Eurry wird in der mannigsaltigsten Weise aus verschiedenen Gewürzen mit Stückhen von Gemüsen oder Fleisch zu einer pikanten Sauce verarbeitet. Als dritte Mahlzeit solgt um 1 Uhr das sogenannte "Tissin", Thee oder Bier mit kaltem Fleisch, Butterbrot

und Conferven. Biele nehmen dann um 3 oder 4 Uhr noch einmal Thee oder Raffee. Endlich kommt um 71/2 oder 8 Uhr die Hauptmahlzeit, das sogenannte "Dinner", welches aus 4-6 Bangen befteht, gleich einem opulenten Diner in Europa: Suppe, Fisch, mehrere Fleischspeisen, nochmals Curry und Reis, dann mehrere füße Mehlsveisen, Früchte u. f. w. Dazu werden gewöhnlich mehrere verschiedene Weine getrunken (Sherry, Claret, Champagner) oder auch ftark spiritubles, aus England importirtes Bier: neuerdings auch weit befferes und leichteres Wiener Bier. In vielen Säufern fällt ein oder der andere Theil dieser üppigen Mahlzeiten hinweg. Im Allgemeinen aber muß die Lebensweise in Indien als eine viel zu üppige und fette bezeichnet werden, besonders wenn man sie mit der einfachen und frugalen Diät im südlichen Europa veraleicht. Dies ift auch die Ansicht von einzelnen alten Englandern, die ausnahmsweise eine viel einfachere Lebensweise führen und sich daher trot eines ununterbrochenen Aufenthaltes von 20 - 30 oder mehr Jahren in den Tropen ihre ungebrochene Gefundheit bewahrt haben; wie g. B. Dr. Thwaites, der treffliche fruhere Director des botanischen Gartens von Veradenia.

## Die parlamentarische Regierung in England.

Von

Projeffor Dr. J. B. Westerkamp in Marburg.

Rein Staatswesen der Welt hat jemals einen so großen, und wir mogen den Zusatz machen jo wohlthätigen und heilfamen Ginfluß auf die Geschicke ber Menschheit geübt, wie England. Im Alterthum hat Rom die Landschaften und Bölkerftämme um das mittelländische Meer zur Ginheit des Staates und des Rechtes vereinigt; die römische Herrschaft umfaßte große und wichtige Theile Europa's, Afiens und Afrika's, fie war eine Weltherrschaft im damaligen Sinne bes Wortes: im Mittelalter hat ebenfalls Rom den wichtigften Theil Europa's jur Einheit des Glaubens und der Kirche verbunden; die Jurisdiction der römi= schen Kirche des Mittelalters war keineswegs ausschließlich geistlicher Art, sie hat Könige vor ihr Forum gezogen und wegen Migbrauchs ihrer Gewalt abgesett; aber die Herrschaft des alten und des mittelalterlichen Rom kam doch an Ausbehnung und Einwirkung nicht gleich der Herrschaft und der Einwirkung bes gegenwärtigen England. England hat feine Herrschaft und feine Einwirkung auf alle Erdtheile ausgedehnt, England ift reich an Gemeinwesen, die von ihm aus begrundet find. Der Erftgeborene find die Bereinigten Staaten von Amerika, an Bevölkerung, Macht und Reichthum bereits jest dem Mutterlande überlegen, mit einem Gebiete von beinahe gleicher Größe wie ganz Europa. Zwar hat englische Unvorsichtigkeit und Hallsftarrigkeit zur Lösung der früheren politischen Berbindung geführt, aber bas Bolt ber Bereinigten Staaten ift ein Zweig bes großen angelfächfischen Boltsftammes, mit englischer Sprache, englischem Recht, englischen Sitten und Einrichtungen. Dann kommt Britisch-Nordamerika, Reufundland und das Gebiet von Canada, ebenfalls von annähernd gleicher Größe wie gang Europa, indeffen nach Klima und Bodenbeschaffenheit einer nur geringen Entwickelung fähig; weiter ein ganger Erdtheil, Auftralien und Reuseeland, mit einer europäischen Bevölkerung von gegenwärtig noch unter drei Millionen, die jedoch einer ungeheuren Steigerung fähig ift; ferner die weiten Landstriche in Ufrika am Rap der guten Hoffnung, und julegt - die kleineren Besitzungen laffe ich ganz unerwähnt — bas britisch-indische Kaiserreich, unter Zurechnung

ber von England abhängigen Tributärstaaten beinahe siebenmal so groß wie das deutsche Kaiserreich und mit einer Bevölkerung von etwa 240 Millionen, ein Reich, das von einer Handvoll britischer Abenteurer im fernen Asien gegründet, aber größer geworden ist und sich dauerhaster erwiesen hat als das Reich Alexander des Großen. Der ursprünglich kleine angelsächsische Bolksstamm ist bereits jeht auf über 90 Millionen Menschen herangewachsen; es ist berechnet, daß seine Zisser ein Jahrhundert später, im Jahre 1980, 927 Millionen betragen wird, allein vorausgeseht, daß der Procentsat der Bevölkerungszunahme, wie er sich aus einer Bergleichung der Bevölkerung des Jahres 1850 in England, den Bereinigten Staaten, Australien, Canada u. s. w. und 25 bez. 30 Jahre später ergibt, unverändert fortdauert; während die Zisser des deutschen Stammes in Deutschland und Deutschösfterreich unter derselben Voraussehung im Jahre 1980 nur 146 Millionen betragen wird.

Auf dem europäischen Continente hat England keine Berrichaft von Belang, aber trogdem hat es auf den Zuftand desfelben die allergrößeste Einwirkung geübt. Das conftitutionelle Shiftem, die parlamentarische Regierung, in langer hiftorischer Entwickelung entstanden und gewachsen, ift die große Erfindung englischer Staatskunft. Die gunftige Rudwirkung, welche diefes Spftem auf den geiftigen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zuftand des Bolkes äußert, inbem es dasfelbe zu felbstthätiger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten heranzieht, hat es eben zu Wege gebracht, daß der angelfächfische Volksstamm sich so hoch über die andern Bölker hat erheben und einen so vorwiegenden Einfluß auf die Geschicke der Menschheit hat gewinnen konnen. Theils eigene Ginsicht, fo namentlich in unfern fuddeutschen Staaten, theils Revolutionen haben bewirkt, daß der wichtigfte Theil des europäischen Continents englische Staats= einrichtungen eingeführt hat. Das Vorbild des preußischen, des baperischen, des fächsischen, des würtembergischen Landtages ift das englische Oberhaus und Unterhaus, unfer Reichstag ift bem englischen Unterhaus nachgebildet; Preffreiheit, Bereins= und Bersammlungsrecht, Deffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichts= versahrens, Geschworene in Straffachen und zahlreiche andere werthvolle Freiheiten und Ginrichtungen haben wir von England erhalten, allerdings meift auf dem Um= und Frrweg durch Frankreich. Und ebenso die meisten andern Staaten des europäischen Continents. Nur das bis in seine Grundvesten erschütterte Rugland, mit vielen Anzeichen einer bevorftehenden Revolution hat fich bislang der Einwirkung englischer Einrichtungen zu entziehen bermocht, indeffen schwerlich zu feinem Bortheil.

Es ift noch nicht so lange her, daß England diese leitende Stellung unter den civilisirten Bölkern errungen hat. Erst der siebenjährige Krieg hat den Franzosen die frühere dominirende Stellung auf dem nordamerikanischen Continent, die Herrschaft über das Missississischen und das Flußgebiet des St. Lorenzstromes genommen; erst seit dieser Zeit ist die Herrschaft in Asien, am Cap und über Australien gewonnen oder doch sest begründet. Und auch die Einwirztung Englands auf den Berfassunkand der Staaten des europäischen Constinents hat sich erst im letzten Jahrhundert vollzogen. Der unbestiedigende innere Zustand mancher Staaten, namentlich Frankreichs, im vorigen Jahrhun-

bert führte zur Untersuchung der englischen Berfaffung und der englischen Einzichtungen. Niemand hat größeres Berdienst an Nebertragung englischer Einzichtungen als der Franzose Montesquieu in seinem berühmten Buch "Neber den Geist der Gesehe", das im Jahre 1748 erschienen ist. Er suchte Schutz gegen Gewaltherrschaft, er wollte Freiheit in dem Sinne, daß Jedermann mit Sichersheit Alles thun dars, was die Gesehe verstatten. Er sand das vornehmste Hinderniß der Freiheit in der ewigen Ersahrung, daß Jedermann, welcher Gewalt hat, geneigt ist, dieselbe zu mißbrauchen; die Bersuchung zu Mißbrauch der Gewalt liegt in jeder Menschenbrust. Daraus folgerte er: die staatlichen Gewalten müssen in einer solchen Weise organisirt werden, daß sie sich gegenseitig in den gesehlichen Schranken halten; gesehzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt müssen von einander getrennt und verschiedenen Würdenträgern und Körperschaften anvertraut werden. Dann schilderte er in glänzender, aber einseitiger Weise bie englische Versassung als die einzige, welche die Freiheit verbürgt. Seit der großen französischen Revolution sind dann englische Versassungs- und Verwal-tungsgedanken auf dem europäischen Continente recipirt.

Die Regierung in England wird geführt durch leitende Staatsmänner der beiden alten festgegliederten hiftorischen Parteien, der Whigs und der Tories, die sich in der Neuzeit häufiger, meift alle 5 oder 6 Jahre, oder in noch fürzerer Beit, in der Umtsführung ablöfen. Der häufige Minifterwechsel unterbricht die Continuität der Verwaltung; er kann bewirken, daß nütliche Unternehmungen abgebrochen werden oder unvollendet bleiben, aber er hat auch manche Borzüge. Die Staatsmänner bleiben frifch, behalten einen ruhigen Blick für den Zuftand und die Bedürfniffe des Landes; in den Jahren verhaltnigmäßiger Muge, welche der anstrengenden und aufreibenden Amtöführung folgen, wird neue Kraft für eine demnächstige Amtöführung gewonnen. Es ist beinahe immer eine lebhafte wirksame Opposition vorhanden, welche geleitet wird durch Staatsmänner, welche die höchsten Uemter des Landes bekleidet haben und demnächft wieder zu bekleiden gedenken; diese Opposition ift niemals eine ftaatsfeindliche, denn ihre Leiter werben voraussichtlich in nicht ferner Zeit zur Regierung berufen, fie durfen daber in der Opposition nichts vornehmen, was ihnen die Regierung unmöglich machen oder erschweren würde. Der Ausdruck "Her Majesty's most loyal opposition" ift keine leere Phrase; die Opposition ift ebenso nothig wie die Regierung, auf dem Nebeneinanderstehen und der gegenseitigen Ginwirkung einer tüchtigen und patriotischen Regierung und einer gleich tüchtigen und patriotischen Opposition beruht die Wohlfahrt und die Freiheit des Landes. Die verhältnigmäßige Muße der Opposition gestattet auch den Staatsmännern, die Einrichtungen des Landes ju beschreiben und fich über ihre Wirksamkeit ju außern. Der frühere Führer der conservativen Partei, der am 19. April v. J. verstorbene Lord Beaconsfield, aus einer judischen Familie, die Mitte des vorigen Jahrhunderts von Benedig nach England übergefiedelt ift, einer der merkwürdigften Staatsmanner der Welt, welcher in der That feinen Bappenspruch "forti nihil difficile" wahr gemacht, welcher feine politische Laufbahn als ein Radicaler begonnen, dann in dem Gedanten, die höchften und die unterften Claffen des Bolles, unter Burudsekung der Mittelclaffen, zu einer Ginheit zu verbinden, zur conservativen Partei

übergetreten ist und sich nach und nach zum anerkannten und unbestrittenen Führer der stolzesten und reichsten Aristokratie der Welt emporgeschwungen hat, hat in zahlreichen Romanen, zuleht im "Endymion", den socialen Untergrund der englischen Sinrichtungen beschrieben; sein meines Erachtens größerer Gegner, William Ewart Gladstone, der gegenwärtige englische Premierminister, hat in einem sehr beachtenswerthen Essah "Kin deyond the sea" vor reichlich drei Jahren die englischen und die amerikanischen Sinrichtungen miteinander verzelichen und sich dabei aussührlich über das Ineinandergreisen der verschiedenen Theile des parlamentarischen Systems geäußert. Im Anschluß namentlich an den lehteren Aussah und an die vortressslichen, alle Präcedenzsälle berücksichtigenden Untersuchungen von Alpheus Todd will ich ein kurzes Bild der parlamentarischen Regierung in England zu geben versuchen.

Die höchste Gewalt in England ift bei dem Parlament. Dieses besteht aus drei Theilen, dem Könige oder der Königin, den geiftlichen und weltlichen Lords, die in dem Oberhaus versammelt find, und aus den Gemeinen, deren Bertretung das Unterhaus ift. Das Parlament hat das Recht der Gesetzgebung, ohne Ein= ichränkung hinsichtlich des Gegenstandes, nur mit denjenigen Schranken, welche sich aus der Natur der Dinge ergeben. Das Parlament, so sagt man, kann Alles thun, was ihm gut ober geeignet scheint, nur kann es keinen Mann in eine Frau verwandeln. Zu jedem Gesetze ist Zustimmung der Krone und der beiden häufer des Parlaments erforderlich. Bei der Gefetgebung pravaliren die beiben häuser des Parlaments; feit den Zeiten der Königin Anna, alfo feit 180 Jahren hat die Krone jedem Gesetzentwurfe, welchen die beiden Säuser des Barlaments ihr prafentirt haben, bereitwillig die Zustimmung ertheilt. Aber es ift keineswegs ausgeschloffen, daß bei einem Gesekentwurf, welcher die Rechte der Krone beeinträchtigt ober die gemeine Wohlfahrt schädigt, an Stelle der berkömmlichen Bestätigungsformel "la reine le veut" die andere Formel "la reine l'avisera" ausgesprochen wird, daß also die Königin in höflicher Form den Gesetzentwurf ablehnt, und, was die kaum vermeidliche Folge eines solchen ungewöhnlichen Schrittes fein wurde, das Unterhaus auflöft und den Gegenstand des Gesekentwurfs der abermaligen Erwägung der Wähler unterbreitet. Dagegen ift die vollziehende Gewalt bei der Krone, nicht bei den beiden Säufern des Barlamentes. Die Sätze im dritten Titel der preußischen Berfaffungsurkunde "Bom Könige" gelten meift auch in England. "Der König ernennt und entläßt die Minister." Bang ebenso ift es in England; die Königin ernennt und ent= läkt die Minister; aller Civildienst im Lande wird ihr geleistet. "Der König erläft die zur Ausführung der Gesetze nöthigen Verordnungen." Gang ebenfo in England; die Königin im Geheimen Rath erläft die Berordnungen, welche jur Ausführung der Gesetze nöthig find. "Der König führt den Oberbefehl über das Geer," — ein Recht, welches bekanntlich von dem preußischen Könige auf den deutschen Raifer übergegangen ift. Die englische Königin ift die Oberbefehlshaberin des Heeres und der Marine; aller militärische Dienst im Lande wird ihr geleiftet. "Der König besetzt alle Stellen im Beere, sowie in den üb= rigen Zweigen des Staatsdienstes, sofern nicht das Gefetz ein Anderes verordnet." Bang ebenfo ift es in England. "Der Konig hat das Recht, Krieg zu erklären

und Frieden zu ichließen, auch andere Berträge mit fremden Regierungen zu errichten," - ein Recht, welches ebenfalls im Befentlichen auf den deutschen Kaiser übergegangen ist. Auch die englische Königin ist die Repräsentantin ihres Staates gegenüber fremden Regierungen; sie hat das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu fcbliegen, auch andere Bertrage mit fremden Regierungen einzugehen. "Der König hat das Recht der Begnabigung und Strafmilderung." Ebenfo ift es in England. "Dem Ronige fteht die Berleihung von Orden und anderen mit Borrechten nicht verbundenen Ausgeichnungen gu." Gang ebenfo ift die englische Königin die Quelle aller Chren. Der preußische König beruft, eröffnet, vertagt und ichließt die beiden Saufer des Landtages und tann das Abgeordnetenhaus auflösen. Die englische Königin beruft, eröffnet, vertagt und fcließt die beiden Saufer des Barlamentes und fann das Unterhaus auflofen. Und auch der Sat, den unsere Berfaffung im dritten Titel voranftellt: "Die Berfon des Königs ift unverleglich", gilt in England. Riemand kann die englische Königin zur Verantwortung und Rechenschaft ziehen; jeder Unterthan ist ihr Chrerbietung ichuldig. Wie aber unfere Berfaffung an den Fundamentalfat: "Die Person des Königs ist unverleglich", den weiteren Satz anschließt: "Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsacte des Königs beburfen zu ihrer Gultigkeit ber Begenzeichnung eines Minifters, welcher baburch die Berantwortlichkeit übernimmt", fo ift es auch ein oberfter Grundfatz des englischen constitutionellen Rechts: Weil die Königin unverantwortlich ift, weil fie, wie Sir William Bladftone, der berühmtefte Commentator des englischen Rechts, fagt, nach einem alten und fundamentalen Grundfate der englischen Berfaffung kein Unrecht thun kann, fo foll sie fich bei allen Regierungsacten des Beiraths verantwortlicher Berfonen, namentlich der Staatsfecretare, bedienen; erft durch deren Beirath und Mitwirkung erhalten die Regierungsacte Gultigfeit. Die beiden Säufer des Parlamentes haben feinen Antheil an der vollziehenden Gewalt, aber fie konnen der Ronigin über deren Ausübung durch Adresse Rath ertheilen, sie können die Amtsführung der Minister und der anderen Rathgeber der Krone untersuchen und dieselben zur Rechenschaft ziehen, das Unterhaus tann geeigneten Falls gegen Minifter und andere hohe Staatsbeamte vor dem Oberhause Staatsklage (impeachment) erheben und vor allen Dingen bewilligen die beiden Säufer des Barlamentes der Krone von Zeit zu Zeit, feit langer Brazis alljährlich, einen Theil der Ginkunfte, deren fie zur Führung der Regierung bedarf, und ift das ftebende Beer von ihrer jährlichen Beschluffaffung abhängia.

Die Stizze über Bertheilung der Staatsgewalt auf die drei Theile des englischen Parlamentes, Krone, Oberhaus und Unterhaus, wird anschaulicher werden, wenn ich auf dieselben nacheinander etwas näher eingehe und dann das merkwürdige Institut der Neuzeit, den englischen Ministerrath, beschreibe, dessen Aufgabe es ist, den Willen der Krone, des Oberhauses und des Unterhauses zu einer Einheit zu vermitteln und dann unter Autorität der Krone in den nationalen Angelegenheiten auszusühren.

Die Nechts- und Machtstellung der englischen Krone ist fixirt durch die zweite englische, die sogen glorreiche Revolution. Die Könige aus dem Hause Beutste Aundischen, VII. 9.

Stuart, Jakob I., Karl I., Karl II. und Jakob II., hatten die Brärogative, d. h. die besonderen Vorrechte der Krone mißbraucht und theilweise die Verfassungschwer verletzt. König Karl I. büßte dafür auf dem Schaffot, König Jakob II. durch Verbannung. Die englische Verfassungsconvention, Oberhaus und Unterhaus, welche nach Vertreibung König Jakob's II. im Jahre 1688 zusammentrat, beschloß:

"daß König Jakob II. in Betracht,

baß er versucht hat, die Berfassung des Landes zu untergraben, unter Bruch des ursprünglichen Bertrages zwischen König und Volk;

und daß er auf ben Rath von Jesuiten und andern schlechten Menschen bie Grundgesetze verlett hat;

und daß er fich aus dem Konigreiche entfernt hat;

bie Regierung niedergelegt (abbicirt) hat, und bag ber Thron bemgemäß erledigt ift,"

und berief dann in der Erwägung, daß es ihr als der Vertretung des gesammten Bolfes gutomme, den erledigten Thron zu besetzen, und daß bei Lage des Falles auf den Bringen von Wales keine Rückficht genommen werden dürfe, zur Thronfolge zunächst den Prinzen Wilhelm von Oranien und beffen Gemahlin (ältefte Tochter König Natob's II.), sowie deren Leibegerben, dann die Bringeffin Unna von Dänemark (jungere Tochter König Jakob's II.) und deren Leibeserben und danach die Leibeserben des Prinzen Wilhelm von Oranien. Damit war denn feierlich erklärt, daß dem Könige kein übernatürliches, kein göttliches Recht gebühre, daß sein Recht vielmehr auf einem Bertrage mit dem Bolke beruhe; bag es dem Bolke zuftehe, feine Rechte und Freiheiten zu ichüten und zu vertheidigen und äußersten Falles dem Könige seine Macht zu nehmen und ihn zu vertreiben und zu verbannen; und daß es unter so außerordentlichen Berhältniffen, wie fie damals beftanden, der Bertretung des gefammten Bolkes zu= komme, von dem gewöhnlichen Lauf der Thronfolge abzuweichen und den erledig= ten Thron zu besetzen. Uebrigens wurde an den alten Rechten und Prärogativen ber Krone nichts geändert; nur wurden die Rechte und Freiheiten der englischen Unterthanen, die vordem mangelhaft definirt und folgeweise oft verletzt waren, durch die Bill of rights aus dem Jahre 1689 declarirt und durch ausdrückliche Feststellung gegen Migachtung geschützt. Das Recht des Königs beruht demnach auf Gefetz und kann durch schweren Migbrauch der königlichen Gewalt verwirkt werden; dem Könige gebührt nur ein Theil der Staatsgewalt, keine freie und unbeschränkte Gewalt; es gilt der Satz, den die besten englischen Juristen schon lange vor der Revolution aufgestellt haben: "Rex debet esse sub lege, quia lex facit regem."

Das englische Oberhaus, der zweite Theil des englischen Parlamentes, hat durch die neuere Entwickelung des englischen Staates an Bedeutung verloren. Seine Gerichtsgewalt ift durch die neue Gerichtsversassung eingeschränkt. Manche Mitglieder des Oberhauses versügten vor der Reformbill des Jahres 1832 über Sitze im Unterhause, sie bestimmten durch ihren Grundbesitz und althergebrachten Ginfluß die Wahlen von über 100 kleinen Wahlslecken, den sogen nomination-boroughs; sie hatten somit einen erheblichen, allerdings nur indirecten Ginfluß auf die Jusammensehung des Unterhauses. Dieser Einsluß ist beseitigt; immershin aber haben die Pairs dies auf den gegenwärtigen Tag eine sehr erhebliche

Einwirkung auf ben Zuftand und die Entwickelung des Landes, zumeift durch ihren Antheil an der Gesetzgebung, dann aber auch durch ihren Reichthum und durch ihre hohe gesellschaftliche Stellung. In dem englischen Oberhause sitzen manche Herren, die durch lange Familientraditionen mit der Gefchichte ihres Landes fest verwachsen find, die fich eines weitgehenden Ginfluffes auf die Nachbarschaft erfreuen, herkommlich an der Spige der Graffchaftsverwaltung fteben und die mit Recht beinahe königliche Existenzen genannt find. Die Stellung des Oberhauses bei der Gesetzgebung ift eine fehr gunftige, es ift im Wesentlichen eine Revisionskammer. Die meisten und wichtigsten Gesetze nehmen ihren Urssprung im Unterhause, die Bairs haben Muße, die Gründe für und gegen die in Borichlag gebrachte Magregel zu ftudiren, fie können den Gang der öffent= lichen Meinung forgfältig beobachten, fie tennen alle Stärken und Schwächen bes gerade im Amte befindlichen Minifteriums. Ginem Gesetzentwurfe, ber bon der öffentlichen Meinung und dem Unterhause dringend verlangt und von einem fraftigen Ministerium energisch vertreten wird, pflegen sie keinen nachhaltigen Widerstand entgegenzuseten, in der Erwägung, daß ein folder Widerstand die Stellung des Oberhaufes gefährden konnte. Die Entscheidung über den Gang der englischen Politik ift, wenigstens unter gewöhnlichen Berhältniffen, nicht bei dem Oberhause, aber es ift bis auf den gegenwärtigen Tag ein Factor in dem englischen Staatsleben, mit welchem Krone und Unterhaus und namentlich das Ministerium forgfältig zu rechnen hat.

Der wichtigste Factor in dem englischen Staatsleben ift das Unterhaus, die Bertretung der Gemeinen, die Bertretung des englischen Boltes für feine nationalen Angelegenheiten. Seine ungeheure Bebeutung liegt junachft in feiner Bufammensekung. 3mar gelten auch die Mitglieder des Oberhauses als Bertreter des gesammten englischen Boltes, aber dies ift eine Fiction, wenngleich eine wohlthätige und heilsame Fiction, in Wirklichkeit vertreten die Pairs nur sich selbst und ihre Standesgenossen. Richt so das Unterhaus. Seine reichlich 650 Mitglieder gehen aus periodischen Wahlen hervor, sie find in der That und in der Wahrheit die erwählten Vertreter des englischen Bolkes. Die Gothit in dem englischen Staatsgebäude ift im Abnehmen, nüchterne Brosa tritt immermehr an Stelle der kraufen eigenartigen Gebilde der früheren Zeit, die nominationboroughs, welche ich vorhin erwähnte, find meift durch die große Reformbill des Jahres 1832 beseitigt; die zweite Reformbill des Jahres 1867, von einem conservativen Ministerium ausgehend, aber in der Berathung des Comités des gangen Unterhaufes gegen den Willen des Ministeriums, das im Amte bleiben wollte, erheblich umgestaltet, hat das Stimmrecht weiter ausgedehnt, wenngleich es keineswegs wie bei unserem Reichstage ein allgemeines ift. Ueber dem Unterhause stehen nur die Wähler, das englische Bolk ift der alleinige Meifter des Unterhauses. Darum muffen feine Mitglieder in fteter Fuhlung mit ihren Wählern bleiben; fie haben dafür zu forgen, daß fie deren Bertrauen nicht berlieren. Der häufige Berkehr der Mitglieder des Unterhaufes mit den Wählern ift ein ungemein wichtiges politisches Erziehungsmittel; bei Gelegenheit diefes Berkehrs werden die Fragen, über welche das Unterhaus entschieden hat oder noch zu entscheiden berufen ift, vor die Wähler gebracht, die Argumente beider

Barteien werden vor ihnen erörtert, die Bolitik des einflufreichsten Staates der Welt wird immer und immer wieder in großen volksthumlichen Berfammlungen discutirt, hie und da gewiß mit manchen Entstellungen und Uebertreibungen oder, um diesen neuen Ausdruck zu gebrauchen, mit allerlei "Brunnenvergiftung". bie aber bem gefunden politischen Magen des englischen Bolkes keinen großen Schaden bringt. Dann ift das Unterhaus mit fo weitgehenden Rechten und Brivilegien ausgestattet, daß es schlechterdings unmöglich ift, die Regierung des Landes gegen seinen ausgesprochenen Willen zu führen. Das Unterhaus hat als Theil des Barlamentes einen Antheil an der Gesetzgebung, jedes Gesetz bedarf feiner Zuftimmung, die wichtigeren Gesetze werden zuerft im Unterhause berathen und zur Abstimmung gebracht. Dann gilt in England das Salten einer ftebenden Armee in Friedenszeiten im Unterschied von den Milizen noch immer als ungefeklich: das ftebende Heer wird durch Unterhaus und Oberhaus von Rahr zu Rahr bewilligt. Das Unterhaus als Bertretung des steuerzahlenden Bolfes perfügt über deffen Börje; alle Finanzgesetzentwürfe muffen im Unterhause ihren Ursprung nehmen, und können vom Oberhause nur im Gangen angenommen oder abgelehnt werden. Die Krone ist daher vom Unterhause abhängig bezüglich der Mittel, die zur Führung der Regierung erforderlich find. Doch es ist gar nicht nöthig auf die zahlreichen fonstigen Rechte und Brivilegien des Unterhauses einzugehen, der vorhin aufgestellte Sat: das Unterhaus ift der Ausschlag gebende Factor im englischen Staatsleben, wird nach dem Gesagten einleuch= tend genug fein. Aber allerdings ift bei diesem Sake vorausgesekt, daß das Unterhaus einen bestimmten staatlichen Willen hat und daß es diefen Willen zu bethätigen entschloffen ift. Würde das Unterhaus in acht ober zehn Barteien zerfallen, die fich gegenseitig paralhsirten, würde die Mehrheit hin und her ichwanken, dann wurde die Bedeutung des Unterhaufes finken und könnte gang ichwinden und der Schwerpunkt des englischen Staatslebens möchte wieder der Rrone oder dem Oberhaufe zufallen.

Der englische Ministerrath, the cabinet-council, fürzer the cabinet, ift dasienige Institut, welches den Willen der Krone, des Oberhaufes und des Unterhauses zu einer Einheit vermittelt und dann in den nationalen Angelegenbeiten zur Ausführung bringt. Wir mögen ihn mit weit größerem Recht als bas preußische Ministerium einen "Lückenbuger" nennen. Denn die preußische Berfassungurkunde nennt das Staatsministerium und die Minister an aablreichen Stellen (Art. 44, 45, 49, 57, 58, 60, 61, 63, 77, 81) und überweift ihnen wichtige Functionen im ftaatlichen Leben. Der englische Ministerrath ist dagegen dem Gesetze unbekannt, er hat keine eigene Kraft und Macht, sondern entnimmt seine Rraft und Macht von denjenigen Organen des englischen Staates, an welche er fich gleich einer großen immer mehr wachfenden Schlingpflanze anlehnt. Er ist kein Erzeugniß politischer Reflectionen und legislativer Weisheit, sondern harter politischer Nothwendigkeit: er ist ein hochwichtiges Institut des englischen Staates, welches feit den Zeiten der zweiten englischen Revolution entstanden ift, und sich nach und nach zu seiner gegenwärtigen Bolltommenheit entwickelt hat, aus gar keinem anderen Grunde, als weil er nothwendig war. Das englische Staatsschiff wurde steuerlos hin und ber schwanken

und in Gefahr fein, gang zu ftranden und zu scheitern, ware nicht ein Institut vorhanden, welches ftetig zwischen Krone, Oberhaus und Unterhaus vermittelt und deren Willen zu einer Einheit verbindet. Die Krone hat das unzweifelhafte Recht, Krieg zu erklären, aber Oberhaus und Unterhaus haben ebenfo unzweifelhaft das Recht, die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Kriegs= erklärung zu untersuchen, wenn fie um Bewilligung der zur Kriegführung erforderlichen Mittel angegangen werden. Es ware ein unerträglicher Zuftand, wenn Oberhaus oder Unterhaus die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Kriegserklärung verneinten und folgeweise die zur Kriegführung erforderlichen Mittel verweigerten, somit der von der Krone erklärte Krieg nicht geführt werden könnte. Der Zuftand bes englischen Staates kann eine wichtige geseh= geberische Magregel absolut erfordern; die öffentliche Meinung in England im Beginne der dreikiger Sahre war so aufgeregt, daß die große Reformbill, man mag über ihren Inhalt denken wie man will, eine politische Nothwendigkeit war, es muß daher ein Inftitut geben, welches bei einer solchen Lage den Wider= ftand des einen oder andern Factors der Geschgebung überwinden und die nöthige Ginheit des Staatswillens herftellen kann. Weil aber der Minifterrath awischen Krone, Oberhaus und Unterhaus zu vermitteln hat, muß er sich an alle drei Theile des Parlamentes anlehnen. Die Verbindung des Minifterrathes mit der Krone besteht darin, daß die Königin die Minister ernennt und entläßt, und daß die Minister unter steter Renntnignahme, Zustimmung und Controle der Königin die dieser de jure zuftehende Regierung führen. Die Minister find nicht Bormunder, sondern Diener und oberste Kathgeber der Königin, sie sind ihr für ihre Amtsführung verantwortlich, fie können keine Handlung von Belang ohne ihre Zuftimmung vornehmen. Ihre Aufgabe ift, die Königin von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derjenigen Magregeln zu überzeugen, welche fie für nöthig halten. Gelingt das nicht, weigert die Königin ihre Buftimmung, so stehen die Minister vor der Alternative: entweder die vorgeschlagene Magregel aufzugeben oder um ihre Entlassung zu bitten. Die auf dem europäischen Continente verbreitete Auffassung, die Königin sei lediglich ein Ornament des englischen Staates, ohne erheblichen Ginfluß auf die Richtung der englischen Bolitik, ift eine "Legende", welche durch die Berfaffung und die Geschichte Englands nicht bestätigt wird. Dag die Reformbill des Rahres 1832 Gefek geworden ift, daß der höchft gefährliche Streit über Zusammensetzung des Unterhauses ein Ende gefunden hat, ist wefentlich der personlichen Intervention Konig Wilhelm's IV. ju banken, beren Berfaffungsmäßigkeit allerdings wegen ber Form, worin fie geubt wurde, beanftandet ift. Daß im Jahre 1861, als der Capitain Wilkes des Bereinigten-Staaten Rriegsschiffes San Jacinto die Befandten der Secesiionsstaaten Mason und Slidell von dem enalischen Post= dampfer Trent fortführte und verhaftete, der drohende Krieg zwischen England und den Bereinigten Staaten vermieden wurde, ift wesentlich ein Berdienst der gegenwärtig regierenden Königin Victoria unter Beirath des Pring-Gemahls; durch ihre Weisheit, Festigkeit und Mäßigung bewirkte fie eine folche Form des Auslieferungsverlangens, daß die Bereinigten Staaten ohne Berletung ihrer Würde darauf eingeben konnten; die durchaus verfassungsmäßige Intervention

der Königin Bictoria hat den englischen Staat vor einer Calamitat bewahrt. deren Folgen für die ganze civilifirte Welt unberechenbar gewesen waren. Die englische Königin ift daher nicht allein eine Zierde, ein Ornament des englischen Staates, fie ift deffen Oberhaupt und wichtigstes Blied; fie ift dauernd, die Minister wechseln, sie kennt alle Staatsgeheimniffe, sie repräsentirt die Einheit, Die Stabilität, die Gerechtigkeit des englischen Staates gegenüber den wechselnden Parteiministern, sie hat überdies großen gesellschaftlichen Einfluß. Aber sie ift doch nur ein Theil des Staates, und der Theil fteht nicht über dem Ganzen; für sie, wie für Jedermann, gilt das apostolische Wort: "Schicket euch in die Reit", und das eine oder andere Mal auch wohl der Zusat: "denn es ift boje Beit". Berfügt ein Ministerrath über eine ergebene Mehrheit im Unterhause und wird dieselbe von dem Bertrauen und der Zustimmung des Bolkes getragen, bann wurde die Entlassung des Ministerrathes und die Auflösung des Unterhauses nur die Wiederkehr derselben Mehrheit bewirken und ein gang awingender Grund für die Königin fein, die entlassenen Minister wieder in das Umt zu berufen. So konnte König Wilhelm IV., welcher gegen Ende des Jahres 1834 das Ministerium des Biscount Melbourne wegen Mifibilliqung der von ihm befolgten Bolitik entlaffen und Gir Robert Beel den Auftrag jur Neubildung des Ministeriums gegeben hatte, nicht umbin, das Ministerium des Sir Robert Beel im April 1835 zu entlassen und den Viscount Melbourne abermals zur Bildung eines Ministeriums einzuladen, weil die Auflösung des Unterhauses die frühere Majorität der Whigs zwar gemindert, aber nicht beseitigt hatte. - Der Ministerrath steht weiter in Berbindung mit den beiden andern Theilen des englischen Barlamentes, dem Oberhaus und dem Unterhaus. Seine Mitglieder haben Sitz und Stimme in dem Oberhause oder Unterhause; es ift anomal, wenn ein Mann in den Ministerrath berufen wird, der nicht Mitglied des Oberhauses oder Unterhauses ift. Früher wurden die Mitglieder des cabinet zum größeren Theil aus dem Oberhause genommen: Die immer machsende Bedeutung des Unterhauses hat es mit sich gebracht, daß jeht der größere Theil der Minifter dem Unterhause anzugehören pflegt. Die Minifter haben die Berwaltungszweige, an deren Spike fie steben, und die Gesammtpolitik der Regierung im Oberhause und Unterhause zu vertreten. Ihre Aufgabe gegenüber dem Oberhaufe und Unterhaufe ift gang diefelbe wie gegenüber der Königin; fic haben beide von der Nothwendigkeit und 3wedmäßigkeit berjenigen Magregeln zu überzeugen, über welche der Ministerrath sich geeinigt hat, und dahin zu wirten, daß beide die zur Ausführung dieser Magregeln erforderlichen Mittel bewilligen. In Anerkennung des Umstandes, daß der Schwerpunkt des Staats= lebens gegenwärtig bei dem Unterhause, dem volksthumlichen Theile der Berfaffung, ift, treten die Minifter vom Umte guruck, fo wie ihnen dasselbe fein Bertrauen entzieht. Gin ausdruckliches oder verftecttes Miftrauensvotum des Unterhauses ift ausreichend zum Wechsel des Ministeriums, falls nicht die Königin auf Rath des Ministerrathes die Auflösung des Unterhauses beschlickt. Dann ift die Entscheidung bei ben Wählern, der fich Jedermann ohne weiteren Widerstand unterwirft.

Un der Spitze des englischen Ministerrathes (ein kleinerer Ausschuß leiten=

ber Staatsmänner, namentlich die Chefs der wichtigeren Berwaltungszweige, meift 12 bis 16 Bersonen) und des englischen Minifteriums (die Gesammtheit der politischen Vertreter der Regierung im Oberhaufe und Unterhaufe, außer den Cabinetsministern auch die Chefs der weniger wichtigen Berwaltungezweige, die parlamentarischen Unterstaatssecretäre u. s. w.) steht dasjenige Mitglied, welchem die Königin den Auftrag jur Bildung des Minifteriums gegeben hat. Auf seinen Rath werden die andern Minister ernannt. Der Rücktritt oder Tod des Premierminifters bewirkt die Auflösung und Reubildung des Ministeriums. Der Bremierminifter ift in erster Linie der Bertreter der Regierungspolitik, sowohl gegenüber der Königin als gegenüber den Häusern des Parlamentes. Der Souveran nimmt feit reichlich 150 Jahren an den Berathungen des Ministerrathes keinen Antheil, er hat nicht die Stellung eines Ministerpräsidenten; der Premierminister berichtet der Königin die Beschlüffe des Ministerrathes und erwirkt ihre Entscheidung. Es gilt der Grundsatz der sog, impersonality of the sovereign, die Königin steht und foll über den Barteien stehen, sie ichenkt ihr Bertrauen benjenigen Staatsmännern, welchen das englische Bolk durch die Wahlen zum Unterhaufe fein Bertrauen geschenkt hat. Dafür find dann aber auch die Minister der Schild der Königin, fie find die undurch= dringliche Rüftung, an welcher alle Angriffe gegen die Krone wirkungslos abprallen. Die Königin, gleichmäßig geachtet und verehrt von allen Barteien des Landes, steht hinter der politischen Schaubuhne; aber, wie gezeigt, keineswegs ohne Ginfluß auf die Borgange auf derfelben, vielmehr unter Umftanden, namentlich wenn die Parteien etwa gleich ftark find oder wenn es fich handelt um die Entscheidung zwischen Ansprüchen gleich einflugreicher Staatsmänner derfelben Partei, in ausschlaggebender Stellung. Alle Angriffe gegen die jeweilige Regierung richten fich gegen die Minifter, welche vom Amte gurudtreten, falls ihnen die gedeihliche Fortführung der Regierung unmöglich ift.

Die complicirte Regierung, welche ich eben in ihren Grundzügen beschrieben habe, übt die Staatsgewalt des mächtigen englischen Reiches nach Maßgabe des Gesetzes. Sie ist eine Regierung von Gesetzen und nach Gesetzen. Aber noch mehr, sie ist auch eine Regierung der Ueberredung und der Ueberzeugung; der englische Ministerrath, von dem die Anregung zu den wichtigeren Maßregeln ausgeht, hat die Königin, das Oberhaus und Unterhaus von deren Gerechtigkeit und Nüglichseit zu überzeugen. Die letzte Entscheidung über die Richtung der Politit ist bei dem englischen Bolke durch die Wahlen zum Unterhause, vorauszgest, daß es diese Entscheidung haben will und durch die Wahlen einen bestimmten politischen Willen zum Ausdruck bringt.

Und zuletzt: wohin geht die Meinung des eigenen Landes und der Welt über die parlamentarische Kegierung? welche Früchte hat sie gezeitigt? wie hat sie zurückgewirkt auf den wirthschaftlichen, geistigen und socialen Zustand des Bolkes und auf die Machtstellung des Landes?

Machiavelli macht die feine Bemerkung: "Die ungünstige Meinung gegen die Bölker entsteht daraus, daß Jeder frei und ohne Scheu ihnen Uebles nach= sagen kann, auch während sie regieren, von den Fürsten hingegen immer voll Furcht und mit tausend Rücksichten gesprochen wird." Die parlamentarische Regierung ift eine volksthumliche Regierung; Jeder, im In- und Auslande, mag ihr frei und ohne Schen lebles nachfagen. Das ift denn auch in fruherer Zeit reichlich geschehen. Der hochverdiente Oberpräfident von Binde erwähnt in seiner vortrefflichen Darstellung der inneren Staatsverwaltung Großbritanniens aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, daß nach Meinung Bieler das Parlament nur aus feilen Schwähern und Hofleuten bestehe. Nun, diese oberflächlichen Beurtheilungen find beinahe verftummt. Jeder Ginfichtige prüft und ftudirt gern die englische Berfassung, findet darin viele Belehrung und Anregung und freut sich dessen, was sie zum Fortschritt des Menschengeschlechts gethan hat. Bollkommenheit in staatlichen Dingen ift freilich nicht zu erwarten, weder in der alten noch in der neuen Welt. Die englischen Staatsmänner, welche arau geworden find im treuen Dienste ihres Landes, erheben mancherlei Ginwendungen gegen die parlamentarische Regierung. Gladstone klagt: Wir sind in politischer Beziehung ein überarbeitetes und überlaftetes Bolk: wir haben nicht die geistige und physische Kraft, welche nöthig ist, um allen unsern mannig= fachen Bflichten zu genügen; wir muffen manche hochwichtige Aufgabe in einer ungründlichen, nachläffigen Weise erfüllen; das parlamentarische Syftem mit feiner Centralisation der Gesetzgebung erfordert mehr Gehirnfraft, als uns zur Berfügung steht. Und Lord Macaulah sagt in einem seiner lekten und besten Effans (William Bitt): "Barlamentarische Regierung ist Regierung durch Sprechen. In einer folden Regierung ift die Gewalt der Rede die am meiften geschätte aller Gigenschaften, welche ein Bolitiker befiken kann: und diese Gewalt mag bestehen in höchster Ausbildung ohne Urtheil, ohne Tapferkeit, ohne Kähigkeit, die Charaktere der Menichen oder die Zeichen der Zeiten zu erkennen, ohne Renntniß der Grundfake der Gesetgebung und der Bolkswirthichaft, ohne Geschick in der Diplomatie oder in der Kriegführung." Der alleinige Weg ju den höchsten Aemtern des englischen Staates geht durch das Unterhaus und Oberhaus. Wem es nicht gelingt, einen Sit im Unterhause oder Oberhause zu erlangen und den Beifall und das Vertrauen desjenigen Saufes, dem er angehört, zu gewinnen, der hat keine Aussicht, einen Blat im Ministerrathe zu erhalten. Doch ich mag diese und andere Ausstellungen bei Seite lassen; die gesittete Welt ift darüber einverstanden, daß die parlamentarische Regierung unter den Regierungsformen, welche der Menschengeist im Laufe der Jahrtausende ersonnen hat, einen fehr hoben Blat einnimmt.

Auf staatliche Einrichtungen paßt ganz besonders das Wort: "an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Die am sorgfältigsten ausgedachte Versassung ist nur eine Spielerei des Geistes, ohne praktischen Werth, wenn sie nicht den Verhältnissen des Landes angepaßt ist und dessen Wohlergehen fördert. Der allein richtige Maßstab für Beurtheilung staatlicher Einrichtungen scheint mir darin zu bestehen, ob und in welchem Grade sie menschliche Wohlsahrt und Tücktigkeit fördern.

Am Ende des Mittelalters konnte Niemand den ganz hervorragenden Plat vorhersehen, den England jetzt unter den civilisirten Bölkern einnimmt. England wurde an Gebiet, an Bevölkerung und Reichthum weit übertroffen durch Deutsch=land, Spanien und Frankreich. Worin liegt der letzte Grund, daß das kleine

England im Wettkampfe der Nationen die Palme davongetragen und seine Sprache, sein Recht, seine Sitten, seine Einrichtungen auf ein Gebiet hat ausbehnen können, das beinahe dreimal so groß ist als ganz Europa? Ich weißkeinen andern Grund als den Borzug der englischen Sinrichtungen vor den früheren Sinrichtungen des europäischen Continents.

Allerdings ift die englische Herrschaft keine zusammenhängende Herrschaft. der weite Ocean trennt die verschiedenen Theile des ungeheuren Reiches. Canada, Auftralien und die Capcolonie stehen in nur lockerer Berbindung mit dem Mutterlande und mogen demnächst die Verbindung lofen. Die englischen Staats= manner wiffen fehr qut, daß dereinst die von England aus gegründeten Gemein= wefen das Mutterland an Rraft, Bevölkerung und Reichthum weit übertreffen werden. Aber der Bater foll ja froh fein, wenn der Sohn felbständig geworden und ihm an Ginficht, Tüchtigkeit und Kraft überlegen ift. Daher rühmen die englischen Staatsmänner mit bestem Grunde das rasche Wachsthum der Colonien und hoffen, daß fie nach demnächstiger Trennung freundliche Beziehungen zu dem alten England pflegen und daß ein Berhältniß entstehen wird, wie es John Bright, Mitglied des englischen Cabinets, in einer furglich veröffentlichten Correspondenz mit dem fruheren Präfidenten der Bereinigten Staaten Rutherford B. Hapes beschrieben hat: "England und die Bereinigten Staaten find Zweige Eines Bolfes; darum freue ich mich über Gure Ginheit, Gure Freiheit, Guren wachsenden Reichthum und Ginfluß."

Wo viel Licht ift, da ift auch Schatten. Frland ift die wunde Stelle am englischen Staatskörper. Die frühere Confiscation des irischen Grundeigenthums trägt böse Frucht; die Sünden der Bäter werden heimgesucht an den Kindern. Die irische Landfrage wäre nicht so verzweiselt, wenn nicht dahinter stände die schottische und die englische Landfrage und dahinter das Bestehen der englischen Aristokratie und die Bersassung des Oberhauses, also der mittelalterliche Theil der englischen Bersassung, welcher von den Colonien nicht recipirt ist.

Auf dem europäischen Continent, nicht in England, ift die Meinung verbreitet, daß die Einwirkung der englischen Königin auf das ganze Staatsleben durch die beiden Häuser des Parlamentes übermäßig beschränkt wird. Dem gegenüber mag auf die berühmte Erklärung der hannoverschen Bevollmächtigten auf dem Wiener Congreß hingewiesen werden: "der König von England ift unleugdar ebenso souverän als jeder andere Fürst in Europa und die Freiheiten seines Bolkes beseftigen seinen Thron anstatt ihn zu untergraben." Die englische Königin steht hoch in der Liebe und Berehrung ihres Bolkes und hat vielleicht mehr reellen Einfluß auf die Staatsgeschäfte als der von Meuchelmördern geängstete, von seiner Umgebung abhängige Gesangene in Gatschina, wenngleich in seinen Händen die Staatsgewalt des großen russischen Reiches vereinigt ist. Unwürdig ist jedenfalls nicht die Stellung eines Monarchen, welche Friedrich der Große in seinem Antimachiavelli dahin beschrieben hat: "Dort (in England) ist das Parlament der Bermittler zwischen König und Volk, und der König hat alle Macht, Gutes zu thun, aber er hat keine Gewalt, Böses zu thun."

## Heldherren und Heldherrenthum.

Non

## C. Erh. v. d. Golg.

Wir haben in den letzten Jahren manchen der bewährten Führer unseres Heeres scheiden sehen. Für einzelne Namen sucht man vergeblich nach Ersat. Die Frage, wie es in dieser Hinsicht künstig mit Deutschland bestellt sein wird, regt sich unwillkürlich. Ohne Zweisel gewähren bedeutende Männer an der Spitze unserer Wassenmacht die beste Bürgschaft für die Sicherheit des Vaterlandes. Gäbe es einen Weg, sich dieselbe zu verschaffen, so dürste kein Opfer gescheut werden. Zwar sühren uns berechtigte Zweisel von vornherein zu Scharnhorst's Ansicht: "daß noch kein Mittel bekannt ist, große Männer in niederen Graden mit Gewißheit zu erkennen und sie ohne Zerrüttung aller Verhältnisse an die Spitze der Armee zu bringen." Indessen eine Untersuchung ist der Gegenstand unzweiselhaft werth.

Der französische Oberst Desprels hat demselben ein 1880 in Paris erschienenes Werk: "Les loçons de la guerre" gewidmet. 1) Es beginnt mit dem Ausspruch Napoleon's: "Die besten Soldaten waren die Karthager unter Ausspruch Napoleon's: "Die besten Soldaten waren die Karthager unter Kreußen unter Friedrich." Jedenfalls ist der Einfluß, welchen die Feldherren auf die Leistungen der Heere übten, der sichtbarste. Alexander und Friedrich haben zwar tresslich vorbereitete Truppen aus der väterlichen Hand übernommen, Scipio indessen sührte Legionen zum Siege, welche bis dahin nur Niederlagen gesehen, Washington, Hoche, Bonaparte siegten mit dunt zusammengewürselten Scharen und noch in seinen letzten Feldzügen wußte Napoleon mit jungen Conscribirten Erstaunliches zu vollbringen.

"Durchblättert man die Geschichte, so findet man im Geifte der Helden zahlreiche und überraschende Analogien. Die Gleichförmigkeit ihres Charakters tritt so schlagend hervor, daß sie derselben Familie, derselben, von jeder Bei=

<sup>1)</sup> Les leçons de la guerre par Ph. E. Desprels, Colonel d'artillerie en retraite. Paris, Auguste Ghio. 1880.

mischung befreiten Kace anzugehören scheinen." Bon diesem Ausgangspunkte beginnt die Untersuchung des Berfassers. Er forscht nach bestimmten Erkennungszeichen für die von Gott begnadeten Feldherrnnaturen, entweder, um die hohen Besehlshaberstellen in die richtigen Hände zu legen, oder wenigstens den besten Avancementsmodus für das Emporkommen bedeutender Heersührer ausfindig zu machen.

Zugleich sollen in der Betrachtung der Heldencharaktere gewöhnliche Sterbliche die Klust erkennen lernen, welche sie von jenen trennt und sich bescheiden, eine untergeordnete Kolle zu spielen, auf daß ein Jeder um so leichter an den rechten Plat komme. —

Wir folgen nunmehr den Auseinandersetzungen des intereffanten, in Deutschland nur wenig bekannt geworbenen Buchs.

T

Die Alten maßen den Erfolg dem Glücke bei. Wir sprechen vom Genie. Napoleon hat dieses in Achilles verkörpert gefunden, dem Sohne eines Sterblichen und einer Göttin. Tamerlan in seinen "Institutionen" verlangt von dem Feldherrn den Abel der Geburt dem der Seele vermählt, Intelligenz, List und Kühnheit, Tapferkeit und Klugheit, Entschlossenheit und Boraussicht, Beharrlichskeit und tiese Leberlegung. Durch die Aufzählung dieser Sigenschaften wird der Kern der Sache mehr berührt, als durch den etwas unbestimmten Begriff "Genie". Meist identificirt man dieses mit der Schnelligkeit der Aufsassing, welche das Ganze einer kriegerischen Lage und alle Sinzelheiten gleichzeitig zu erfassen wermag. Aber die Erklärung reicht nicht hin, denn es hat große Feldherrn gegeben, welche, wie Pompejus, Turenne, Eugen und Wellington, gerade dieser Anlage entbehrten.

Zerlegt man die Feldherrngabe in ihre Bestandtheile, so steht obenan das Urtheil. Sich darüber zu verbreitern, würde unnöthig sein, wenn man den Kriegshelden nicht ost den blinden Glauben an ihr Schicksal, an göttlichen Schutz, an überirdische Einstüsse, an ihren Stern, den Fatalismus, ja völligen Aberglauben vorgeworsen hätte, worin ebenso viele Verstandssehler gesucht werden müßten.

Die Helben des Alterthums haben keine Gelegenheit versäumt, sich ihren Heeren als Günftlinge der Götter darzustellen. Genaue Untersuchung zeigt aber, wie wenig sie selbst daran glaubten, wie sehr ihnen nur um das Mittel zu thun war, den Muth und das Vertrauen der Soldaten zu heben. Während es ihnen gelang, die Masse zu täuschen, haben sie doch die Hellseher unter ihren vertrauten Freunden nicht in die Irre führen können. Bei der Mehrzahl sehlt es daher feineswegs an Zeugnissen sich die Absichtlichkeit des von ihnen zur Schau getragenen Wahns.

Bei Alexander, Hannibal, Scipio, Sulla finden sich hinlängliche Beweise vor, daß, wenn sie von ihrer Hoffnung auf den Schutz des Himmels, von der Gunst ihres Schicksals redeten, sie im Grunde des Herzens nur an die reichen Hilfsquellen dachten, welche ihrem eigenen Geiste entströmten.

Auch Cafar, der sein Gluck so häufig im Munde führte, verstand darunter

nur die Macht seiner herrlichen Gaben. So tröstete er seine von Fortuna verlassenen Beteranen bei Oprrachium einfach damit, daß die Himmlische ohnehin schon genug für sie gethan; es sei nun an ihnen, einmal etwas für sie zu thun und ihr durch Muth und Tapserkeit zu Hilfe zu kommen. "Cäsar führte den Krieg," sagt Folard sehr richtig, "wie er wollte, und nicht, wie es den Göttern gesiel."

Den modernen Helben ift das Glück keine Göttin mehr; dennoch folgen fie der Tradition.

Napoleon würde zu den Zeiten des Scipio oder des Alexander nicht gefäumt haben, sich göttlichen Ursprung beizulegen. "Ich bin zu spät gekommen," äußerte er am Tage nach der Krönung. "Die Menschen sind zu aufgeklärt; man kann nichts Großes mehr vollbringen. Meine Laufbahn ist schön, das gebe ich zu, aber welcher Unterschied mit dem Alterthum! Alexander ließ sich, nachdem er Asien erobert hatte, vor den Bölkern als den Sohn Jupiters erklären und mit Ausnahme der Olympias, die wohl wußte, was sie davon zu halten habe, und des Aristoteles glaubte ihm der ganze Orient. Wenn ich mich heut e für den Sohn des ewigen Baters erklären wollte und verkündete, daß ich mich aufmachte, um ihm dafür zu danken, so gäbe es kein Fischweib, welches mich nicht auf meinem Wege auspfeisen möchte."

Mit Bedauern verzichtete der Imperator auf das Unerreichbare, sprach aber unauschörlich von seinem Schickfal, seinem Glücke, seinem Stern. Daß er inbessen viel weniger an die höhere als an die eigene Bestimmung seines Looses glaubte, zeigen viele seiner Aeußerungen. "Die großen Thaten, die als ein Werk des Jusalls und des Glückes erscheinen, haben ihren Ursprung stets in den Combinationen des Genies," erklärte er selbst am 16. November 1816 auf St. Helena.

Es ift also aus dem Scheine, den viele große Feldherren erweckten, als glaubten sie an ein launisch waltendes Geschick, auf keine Lücke in der Organistation ihres Geistes zu schließen. Alle sind über die wahre Rolle des Kriegsglücks klar gewesen und haben wohl gewußt, daß es, wie Feldmarschall Moltke gelegentlich ausgesprochen hat, auf die Dauer nur dem Tüchtigen treu bleibt.

Anders, meint Oberst Desprels, steht es mit dem Fatalismus. Er ist bei Cäsar, bei Friedrich, bei Napoleon wahrzunehmen. Die lleberzeugung von dem inneren Zusammenhange kleiner unsichtbarer Ursachen mit den bedeutendsten Ereignissen und von ihrem unberechenbaren Sinsluß auf diese, hat im Lause eines wechselvollen Lebens bei ihnen den Glauben an eine Vorherbestimmung aller Ereignisse erweckt. "Der Gewinn oder Berlust einer Schlacht hängt nur von einer Kleinigkeit ab. Unsere Geschicke sind die Folge einer Verkettung von Nebenumständen, welche unter der Menge der Vorgänge, die sie herbeisühren, vortheilhafte und verhängnißvolle erzeugen müssen," lautet eine Aeußerung des großen Königs. Napoleon schrieb 1797 über denselben Gegenstand: "Alle großen Dinge hängen nur an einem Haar. Ich habe in den wichtigsten Umständen ein Richts die bedeutendsten Angelegenheiten entschein sehen." Selbst der Gewaltigste ist von seiner inneren Organisation abhängig, die sich Niemand schafft. "Chassez le naturel, il revient au galop", sagt ein französssche Sprichwort.

Der Fatalismus hat aber die Leiftungen der Helden nie beeinträchtigt. Ihre innere Natur verhinderte sie, sich durch denselben zur Unthätigkeit verleiten zu lassen. Wollten sie einmal aus Ueberzeugung in der Krisis passiv verharren, so würde ihr Temperament sie fortreißen, dem Beispiel Mohammed's zu folgen, welcher, trohdem er der Prophet der göttlichen Prädestination war, dennoch zu Pserde, den Säbel in der Hand, sein Schicksal selbst zu wenden suchte.

Auch im Punkte des dogmatischen Claubens haben die "grands capitaines" eine erstaunlich gleichmäßige Haltung gezeigt. Sie sind das Gegentheil der Philosophen, welche die Ideen ihres Jahrhunderts bekämpsen, aber unterliegen, weil sie es verschmähen, sich der Wunder zu bedienen, und die Massen sich der Wunder zu bedienen, und die Massen sich zu gewinnen. Die Kriegshelben haben alle eine Neigung zum Stepticismus gezeigt, dieselbe aber mit großer Achtung vor der Gläubigkeit der Menge vereeinigt.

Epaminondas achtete zwar die unheilverkundenden Zeichen nicht, welche feinen Zug gegen Sparta begleiteten. Aber er ließ es fich bennoch angelegen sein, fie durch gunftige Deutungen zu bekämpfen. Alcibiades, Lysander, Philipp von Macedonien, nicht minder die beiden Scipionen gehören den ungkäubigen Feldherren an, die nichts deftoweniger mit dem Glauben ihrer Soldaten weise rechneten. Alexander ließ bor dem Nebergang über den Granicus durch einen Auguren auf die Leber des Opferthieres ichreiben, daß die Götter ihm den Sieg verliehen hätten. Sulla, der Spötter, beraubte die Tempel und erklärte den Soldaten, daß die himmlischen mit ihm im Bunde seien, da fie ihm das Geld für seine Feldzüge lieferten. Marius ließ durch die Syrierin Martha fo viel Treffendes weiffagen, daß felbst Blutarch an der Aufrichtigkeit feines Bekenntniffes zweiselhaft geworden ift. Cafar, Trajan, Hadrian, Severus bebienten fich der Traume, der Ahnungen, der göttlichen Gingebungen, um auf die Heere zu wirken und Bespafian ift ein Meifter in diefer Kunft. Alle aber waren von dem Jrrthum ihrer Zeiten innerlich frei, und es rachte fich ftets, wie bei des Nitias Zug nach Sprakus, wenn ein heerführer fich ihm unterthan zeigte, ftatt ihn zu beherrschen. Desprels ermahnt daher zur religiösen Duldfamteit in der Armee. "Diefe Bedingung ift für das Emporkommen der beruhmten Arieger, die noch in ihren Reihen verborgen leben, von unbedingter Nothwendiakeit."

Wie freie und scharse Erkenntniß, so ist auch die Vorsicht den Helden eigen. Ihr Einstuß unterwirst die Gedanken, die Worte und Thaten der Controlle des Artheils. Sie leitet die Schritte des Kriegsmannes und leistet allen seinen Eigenschaften werthvollen Beistand, zumal dem Muthe und der Ruhmestliebe. Sie entwickelte sich bei den meisten Herven dis zum Mißtrauen, welchem der große Friedrich höchst originellen Ausdruck verlieh, als er unter einen Bericht die Anmerkung setzte: "Man muß es schon glauben, obgleich man keinen andern Beleg dafür hat, als die Unterschrift des Herrn Staatsministers."

Vorsicht und Mißtrauen begleiteten Alexander's Schritte auf allen Zügen. Noch die Kömer ahmten seine kluge Maßregel nach, das hochwichtige Legypten nicht einem einzigen Mann anzuvertrauen. Vor dem Zuge nach Indien wendete er eine Lift an, um die Uebelgesinnten unter seinen Soldaten zu ermitteln, und

als er zurückfehrte, ftrafte er die unzuverläffigen Statthalter mit übertriebener Sarte, um fich für fünftige Unternehmungen in feinem Rucken zu beden. Urrian sagt von ihm, daß er durch seine Klugheit gegen alle Schlingen sicher gewefen fei. Alexander befaß die Gabe, im Antlik der Menichen die Stimmungen ihrer Seele zu lesen. So mochte er denn ruhig den Becher des Philippus trinken, während er diefem zugleich Barmenio's Brief zu lefen gab, welcher den König vor der Vergiftung warnte. Die Vorsicht und das Mistrauen bezüglich der Sicherheit ihrer eigenen Berson schlieft die Rühnheit und Todesverachtung bei den Heerführern nicht aus. Sannibal icheute fich nicht por geschickten Bertleidungen, um der Nachstellung zu entgehen. Cafar's Borficht hielt bis gegen das Ende feiner Laufbahn mit feiner Unerschrockenheit gleichen Schritt. Alcibiades hat dem Miktrauen ein förmliches Denkmal durch die Worte gesekt, daß er, wo es fich um fein Leben bandle, nicht einmal feiner Mutter traue, da fie aus Berfehen eine ichwarze ftatt einer weißen Rugel in die Urne werfen konne. Unter den Helden der modernen Zeit entbehrten auch diejenigen, welche im Rufe großer Unbesorgtheit standen, wie Seinrich IV. und Gustav Adolph, der nöthigen Borficht nicht. In Wallenftein beherrschte Migtrauen alle Regungen. Un Turenne und Cromwell war umfichtige Behutsamkeit eine bekannte Gigenschaft. Cromwell trug beimlich ein Banzerhemd und eine Biftole. Selbst Conde hatte die "weise und kluge Rühnheit" zur Devise gewählt. Dennoch scheute der Lord Protector ein Bundniß mit ihm, weil er seine Zunge nicht zu huten vermöge: eine Schwäche die, wo es treffenden Spott galt, Friedrich der Große mit dem Rivalen Turenne's getheilt hat. Auch in dem Bringen Gugen vereinigte fich Reuer und kluge Borficht auf seltsame Art, und Teuguieres rühmt gerade diese Gigenschaft an ibm. Meifter der Borficht und des Miktrauens mar Napoleon I. sowohl bei der Anlage seiner Unternehmungen, als auch in der Sicherung seiner Berson. Alle seine Feldzüge zeigen ein äußerstes Maß im Berbeiziehen aller Mittel, welche irgend bagu bienen konnten, ben Erfolg gewiß zu machen. Seine Anordnungen jum Schuke der Berbindung mit feinen Hilfsquellen find mufteraultig und während des glücklichsten Borichreitens verfäumte er niemals, an die Möglichkeit eines Umichlages zu benken. Nur einmal verließ ihn die Borficht und dies eine Mal kehrte auch das Glück ihm den Rücken. Seine Berson um= gab er mit einem Suftem von Borkehrungen, deffen eingebent, daß Cafar fiel, weil er seine Leibwache entlassen hatte, Heinrich IV., weil er den Beistand Bitry's und seiner Garden ausschlug. Seinem Bruder Joseph machte der Raifer in einem Schreiben vom 31. Mai 1806 lebhafte Bormurfe, daß er den Neapolitanern zu sehr vertraue. "Organifiren Sie niemals Ihre Leibwache derart, daß Sie nur einen Commandanten hat; nichts ift gefährlicher."

Die List galt Xenophon als die erste Eigenschaft des Heersührers, denn "täuschen ist Alles im Kriege". Themistokles brachte die Athener durch List auf ihre Schiffe; Alcidiades öffnete sich durch sie die Thore der sicilianischen Städte, Lysander, der gern aussprach, daß man da, wo die Löwenhaut nicht hinreicht, die des Fuchses umhängen müsse, trieb die Täuschung des Gegners dis zu einer auch im Alkerthum selkenen Virtuosität. So nur gewann er die Entscheidungsschlacht von Aegos Potami über die athenische Flotte. Epaminon-

das, Alexander, Phrrhus, Marius, Karl der Große, Tamerlan, alle bedienten fich besselben Mittels. Cajar's Lift von Munda ward bei Dunbar von Cromwell nachgeahmt. Heinrich IV. hielt vor Rouen durch verstellte Siegesfreude Ratholifen und Protestanten zusammen, Conde feuerte fein Beer vor der Schlacht von Rocroi, Eugen das feine vor Zenta auf ahnliche Art an. Navoleon schlug bei Wagram und Bauten den Gindruck ungunftiger Nachrichten durch die Gleich= gultigkeit nieder, die er zur Schau trug. Seine Bulletins bilden eine Kette wohlberechneter Täufchungen. Er huldigte der Ansicht, daß die Meinung im Rriege ichon die Salfte der Wirklichkeit fei. Die Uebertreibung feiner Erfolge, feiner Stärke, feiner Mittel ging 1814 fo febr in's Märchenhafte, daß endlich das luftige Gebäude in nichts zerfließen mußte. Mit Strenge hielt er darauf, daß öffentlich nur ausgesprochen wurde, was ihm erwünscht war. "Die Zeitungen sind ohne Geist redigirt," schrieb er am 19. Februar an Savary. "Ift es zweckmäßig, in diesem Augenblick zu sagen, daß ich nur wenig Truppen habe, daß ich nur gefiegt, weil ich den Feind überraschte, daß wir Giner gegen Drei ftunden. Sie muffen den Kopf verloren haben, daß Sie Paris folche Dinge erzählen, während ich überall fage, daß ich 300,000 Mann besitze, während der Keind dies glaubt und man es ihm bis zum Neberdruß wiederholen muß. Mit Federstrichen zerftort man das Gute, was aus meinen Siegen hervorgeht."

Bon Tauschungen, Bertragsbruch und Neberliftung ist die Geschichte aller Zeiten erfüllt; denn Krieg und Politik sind keine Schule der Moral. Hier regiert das Interesse der Bölker, dem sich die Bedenklichkeiten des Einzelnen unterzuordnen haben. Freilich müssen große Zwecke im Spiele sein, um solche Theorien zu rechtsertigen. Das war es, was sich Marschall Fabert vor Augen hielt, als er die Zumuthung Mazarin's, sich für einen hinterlistigen Streich herzugeben, mit den originellen Worten zurückwies: "Ich din als ein rechtschaftener Mann bekannt; sparen Sie den Ruf meiner Chrlichkeit für einen Augenblick auf, wo es sich um das Wohl Frankreichs handelt."

Die Geschichte pflegt dem Besiegten Unrecht zu geben; denn der Glanz des Exfolges blendet das Auge der Nachkommen. Daher haben die Kömer vermocht, nachdem sie Karthago überlistet, die "punische Treue" in üblen Ruf zu bringen. Cäsar verschweigt nicht, wie er das Bertrauen der in Gallien eingebrochenen Germanen täuschte, und die Welt glaubt seiner durch nichts erwiesenen Behauptung gern, daß er nur gleichen Absichten seiner Feinde zuvorgekommen. Alexander, Scipio, Tamerlan, alle zeigten, wo es galt, die Gegner zu bezwingen, ein weites Gewissen und selbst der fromme Kaiser Leo lehrt, daß List besser als Gewalt sei. Er empsiehlt, die seinblichen Abgesandten freundlich zu empsangen, ihnen aber mit dem Heere auf dem Fuße zu solgen; ein Mittel, durch welches Tamerlan Oruz Khan überwand. Auch die neuere Zeit ist nicht arm an ähnlichen Beispielen. Die Feldzüge von 1805 und 1809 wurden ohne Kriegserklärung erössert; 1806 konnte Napoleon an Talleyrand schreiben: "Spaßhaft ist, daß mir die Preußen ein Ultimatum zum 8. October stellen, während ich, ohne davon eine Uhnung zu haben, am 7. in das Land Bahreuth eingerückt war."

Nur wo die Schwäche sich mit der List und dem Berrathe gepaart hat, kennt die Rachwelt kein Berzeihen.

Das gute Gedächtniß und der militärische Blick sind wichtige Gaben für den General. Das erste ist seiner Richtung nach verschieden zu beurtheilen. Napoleon besaß nach Bourienne's Zeugniß wenig Gedächtniß für Eigennamen, Worte und Zeitangaben, um so mehr aber für Thatsachen und Oertlichkeiten. Daher erklärt sich seine staunenerregende Sorgsalt in Aleinigkeiten, von der sein militärischer Briefwechsel auf allen Seiten Beweise gibt. Selbst während der entscheinden Krisen dachte er an die geringsten Dinge. Einen Mann voll Geist ohne Gedächtniß verglich er einer schonen Wohnung ohne Möbel, einem sessen Plaze ohne Garnison. Das Gedächtniß fördert das Studium, hilft die Lehren der Geschichte und des Krieges nuhbar machen und unterstützt den Feldberrn beim Ersinnen der Kriegsmittel.

Nahe verwandt dem geographischen Gedächtniß ift der militärische Blick. Maffena war der Mann, der, ohne außerordentliche Geifteganlagen, fich auf die Eingebung des Augenblicks verlassen konnte. Napoleon hat ihn darin als un= vergleichlich bezeichnet. Oberft Desprels mist beiden Gigenschaften große Bedeutung bei, weil fie fich in den fünftigen Beroen fruhzeitig verrathen. Sie erzeugen die Liebe zum Studium der Geschichte und des Krieges. Das Borhandenfein dieser Neigung aber läßt wieder den Reim des ungewöhnlichen Mannes erkennen. Turenne und heinrich IV. machten sich schon als Knaben bemerkbar. Napoleon als Zögling von Brienne und bei den Ausflügen auf Corfica, die er mit seinem Bruder Joseph unternahm. Während dieser fich in die Schönheit der Landschaft versenkte, dachte jener nur an die Stellungen, welche die Beere hätten nehmen follen, die gegen das Bergvolk gestritten. So fah der Imperator auch fpater feine Armeen, Corps, Divifionen, Brigaden, Regimenter im Geifte ftets por fich, wie ein Schachspieler, der mehrere Bartien qualeich spielt und fich einzelner noch nach Jahren erinnert. Daber gingen ihm, nach Jomini's Schilderung, alle Dispositionen unendlich schnell und sicher von der hand. Er war Feldherr und Chef des Generalstabes in einer Berfon. Den Magftab in der Sand, entwarf er alle Bewegungen der durch Nadeln mit farbigen Blättchen bezeichneten Truppen und sein Blick ließ ihn ohne Weiteres erkennen, wo diefelben nach einer Reihe von Tagen fteben mußten.

Die Liebe zum Kuhm, vereint mit bebeutenden Eigenschaften, ist immer die Erzeugerin von Heldenthaten gewesen. Broussais sagt, sie slöße das Gute ein. — Dem Weltenstürmer Tamerlan entriß sie das Wort: "Wie klein ist diese Erde für den Ehrgeiz eines großen Fürsten." — Ihr begeisterter Apostel war König Friedrich, der sie das wahre Verdienst eines Fürsten nannte. An Voltaire schrieb er, die Liebe zum Ruhm sei zwar eine große Thorheit, aber uns möglich, sich davon loszumachen, wenn man einmal von ihr angesteckt wäre.

Die Briefe aus seinem ersten Feldzuge an Jordan find Apotheosen der Ruhmesliebe. Alle sprechen für seinen Ehrgeiz. "Die Neider und Ignoranten mögen immer reden. Sie sollen niemals Einfluß auf meine Entwürse haben, wohl aber der Ruhm, in den ich mehr denn je verliebt din. Auch meinen Truppen steckt er im Kopse und ich stehe Dir für den Ersolg," schrieb er am 19. December 1740.

Nur irregeleitete Ruhmbegierbe hat zur Wahnsinnsthat des Herostratus

geführt und manchem Helben einen Zug fast weibischer Eitelkeit verliehen, wie dem Alcibiades, dem Scipio Africanus, Sulla und selbst dem Cäsar. Auch bei Murat, Lannes und Bernadotte rief sie übertriebene Werthschäung ihrer äußeren Erscheinung hervor, während sie die Einsachheit eines Alexander und Gustav Abolph nicht berührte, ebenso auch Turenne, Eugen und Napoleon sern lag. Friedrich der Eroße vernachlässigte sich sogar in dieser Hinsicht.

Die Ruhmsucht, der Wunsch sich verherrlicht, zur Unfterblichkeit erhoben zu jehen, hat die großen Männer zu Bewunderern der Dichter des Alterthums, zu Förderern der Boefie und der Wiffenschaft gemacht. Sie ließ fie selbst die Schriftsteller ichonen, welche fie fürchteten. Der jugendliche Bonaparte außerte gegen seinen Bruder Joseph einst: "Ich möchte meine Rachkommenschaft fein und wiffen, wie mich ein Dichter gleich dem großen Corneille, fühlen, denken und sprechen ließe". Die Trophäen des Miltiades gönnten dem Themistokles keine Ruhe, und als man ihn, da er sich zum Theater begab, fragte, welche Stimme er am liebsten hore, erwiderte er ohne Befinnen: "Diejenige, welche am besten singt, was ich gethan habe". Alcibiades mißhandelte einen Lehrer, der die Berfe Homer's nicht lehren wollte. Alexander führte die Rlias jederzeit mit sich und rief einem Boten, der besonders eilig tam, schnell entgegen: "Bas bringft Du mir, ift homer wiedererstanden?" Er schütte Familie und haus des Bindar; Philipp und Cafar schonten Athen, die Bühne des Ruhms. Scipio ehrte den Boeten Ennius, Sannibal die Geschichtsschreiber Silenus und Sofilus. Bompejus den Theophanes von Mithlene, Karl der Große den Eginhard. Der alte Marschall Montluc war fich darüber klar, daß die "gens d'honneur" ohne die Schriftsteller sich nicht viel Sorge um ihren Ruhm machen würden "car elle coûte trop cher". Er felbst schrieb, dieser Meinung treu, seine Lebens= beschreibung nieder, die den Gascogner deutlich verräth, von Heinrich IV. aber doch als die Bibel der Kriegsleute bezeichnet wurde. Diefer Fürst und Cromwell liebten Beide die Schriftsteller nicht, gaben aber an einige von ihnen Penfionen. Friedrich, gang geschaffen, sein eigener Anwalt vor der Rachwelt und der Geschichte zu fein, wendete fich tropdem nach dem Einbruch in Schlefien an Jordan: "Sei mein Cicero bei der Bertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich Dein Cafar fein". Napoleon hat die Militarschriftsteller gefürchtet und fah fich auf St. Selena veranlaßt, Jomini zu ichonen, den er bis dahin einen Deferteur genannt hatte. So haben die Helben gedacht gleich Cicero, der dem Atticus ichrieb: "Wie die Geschichte nach 600 Jahren von mir reden wird, das beunruhigt mich gang anders, als das Murren der Menge, die mich umschwirrt".

Ein starker Chrgeiz in einem jungen Officier ist, wo er von Gaben unterstützt wird, der Beachtung werth. Es darf im Hindlick auf den versolgten Zweck nicht zu viel Gewicht auf die Schattenseiten gelegt werden, welche von der Ruhmbegierde unzertrennlich sind, wie die Sisersucht der Kriegshelden untereinander. Napoleon verzieh sie seinen Marschällen. Er selbst neidete Turenne's Größe, in dessen wieder die Sisersucht auf Conds eine Rolle spielte. Der große Alexander war zugleich der eisersüchtigste unter den Kriegshelden ersten

Ranges.

hoffnung und Stolg find die Begleiter der Ruhmesliebe. Als Alexander, nach Afien ziehend, feine Sabe vertheilte und Perdikkas ihn fragte, was er denn für fich behalte, erwiderte er zuversichtlich: "die hoffnung". Guftav Abolph gelobte, seine Waffen so weit zu tragen, wie seine hoffnungen. In Cromwell leuchtete, um die Worte eines Augenzeugen zu brauchen, die Hoffnung gleich einer Feuerfäule auf, auch wenn fie fonft in allen andern erlosch. Navoleon zeigte noch am zweiten Schlachttage von Eklingen die natürlichste Zuversicht und als er geschlagen war, wußte er die Herzen seiner Unterfeldherrn schnell mit dem Bertrauen, dem Muthe und der Hoffnung zu erfüllen, welche ihn felbst beseelten. Marmont meint daher, daß das Spiel, der Natur der Sache nach, zur Gewohnheit der großen Krieger gehöre, eine Behauptung, die in Blücher's Leben bestätigt ift. Ein Mann des Stolzes war Alcibiades. Das Selbstgefühl sprach un= verhohlen aus feinen Reden. Spaminondas, Philipomenes, Caefar glichen ihm darin. Seinrich IV. und Wallenftein gehören gleichfalls den ftolzen Weldherren an und Villars, "ce fanfaron plein de cœur", sprach nach Voltaire's Meinung so viel von sich, als er verdiente, daß andere von ihm redeten. Navoleon war von seiner Ueberlegenheit vollkommen durchdrungen. "Meine Bölker von Rtalien kennen mich; fie wissen, daß ich im kleinen Finger mehr sigen habe, als fie in ihren sämmtlichen Köpfen" - ober: "Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreich's", find die Ausdrücke seines ungemeffenen Selbstaefühls. Un der Ueberschätzung seines Genies, nicht an der Unkenntnif der Schwierigkeiten, ging er nach Jomini's Urtheil 1812 zu Grunde.

## II.

Diesen Gigenschaften reihen fich andere an, welche zu den natürlichen friegerischen Trieben, den "instincts de la guerre" ju gablen sind. Die Bölker des Alterthums waren darauf bedacht, fie zu erhalten; baber die Gladiatorenkämpfe, die Thiergesechte, welche das Blut in Wallung brachten und kräftige Leidenichaften nährten, daber das Ringen und Streiten der fpartanischen Jugend, da= her noch im Mittelalter die fonntäglichen Rampffpiele benachbarter Dörfer, die bem Wirthshausleben der Gegenwart vorzugiehen find. Die Stierkampfe in Spanien, die Leibesübungen der englischen Jugend, die Fechtböden der deutschen Universitäten erscheinen als die Reste alter Ginrichtungen, männliche und friegerische Tugenden zu pflegen, welche unfern Boreltern über Alles gingen. Oberft Desprels beklagt es. daß die Schule fich nicht mehr mit den ritterlichen Nebungen befasse, welche Kraft und Muth in die Reihen der Anaben tragen, und frühzeitig den inneren Beruf zum Kriegerstande erkennen laffen. Die Civilifation gestaltet die Menschheit um; sie macht sie den weichen und angenehmen Tugenden zugänglich, aber immer weniger geeignet für das rauhe Waffenhandwerk. Bon den modernen Nationen scheinen nur die Engländer eine richtige Mitte zu halten. Sie haben es verstanden, mit einer fehr hohen Gultur Gebrauche zu vereinigen. welche den triegerischen Instincten gunftig find.

Diese zeigen sich als Bernichtungstrieb und Muth in der Seele des Helden. Machiavell hat anerkannt, daß beide dem Heerführer unentbehrlich find. Er sieht im Bernichtungstrieb sogar die kraftvollste Seite des Heroencharakters.

Selbst hannibal mar von unerbittlicher harte, aber gerade diese machte ihn seinen Solbaten zu gleicher Zeit verehrungswürdig und furchtbar. Auch Brouffais mißt dem Bernichtungstrieb hohe Wichtigkeit bei. Ariftoteles fagt: "Der Born ift nothwendig, ohne ihn triumphirt man in Nichts. Doch foll er uns nicht als Führer, sondern als Streiter dienen." Napoleon bestätigt den wirksomen Einfluß folder bestructiven Tendenzen im Kriege. Wie nöthig find fie dem Befehlshaber einer belagerten Feftung! Richelieu verlangt, daß der Commandant berfelben fo hart fei wie der Stein, den er zu vertheidigen hat. Bercingetorix war nicht ftreng genug gewesen, die Bewohner von Alefia aus ihrer Stadt zu treiben. Er entichlog fich erft bagu, als Cafar biefelbe ichon belagerte. Diefer verweigerte den Unglücklichen den Durchlaß, fo daß fie erft hier, dann dort um Mitleid flehten, und endlich elend vor Hunger umkamen. Mangel an recht= zeitiger härte hat manchen Plat zu Kall gebracht. 1672 geschah es gar zu Wesel, daß eine Revolte der Frauen, welche der Commandant in der Stadt gebuldet, zur Nebergabe führte. Billars, Berwick, Heinrich IV., Gustav Adolph, Eugen, Marlborough, Friedrich, viele von der Geschichte als milde geschilderte Beerführer haben fich unerbittlich gezeigt, wo es fich um ihre großen Zwecke handelte. Es ist graufam, friedliche Bewohner das Clend des Krieges fühlen au laffen, aber die Fortführung von Beigeln, abschreckende Beifpiele, das Bombardement der Städte hat oft jum ichnellen Erfolg geführt und viel Blut gespart. Das Rennzeichen der Beroen war es immer, daß ihre Barte zielbewußt gewesen ift und daß fie schwand, wo große Interessen nicht mehr in Frage ftanden. Rapoleon, ber dem Untergange von Regimentern und Brigaden auf bem Schlachtfelbe gleichmüthig jufah, hatte, als ein Matrofe über Bord bes "Orient" fiel, nicht eber Rube, bis der Berunglückte gerettet war. Marmont ift der Anficht, daß die Ratur dem Raifer, der uns meift als Typus der Seelentälte ericheint, ein erkenntliches, ja empfindfames Berg gegeben habe.

Im Aeußern der Hersen spiegelt sich etwas von der härte ihres Herzens wider und stößt ab. Alexander stößte trot seiner schönen Erscheinung Furcht ein, nicht minder Kassander, Phrrhus, und in neuerer Zeit Hoche, Napoleon. Merkwürdig ist, wie Friedrich, in dessen Antlit die Neigung zur Anerbittlichkeit ihre Spuren gegraben, sich doch abwandte, als er denselben Zug an dem bedeutendsten seiner Gegner wahrnahm. Laudon war es, dem er mit den Worten den Kücken kehrte: "La figure de cet homme ne me revient pas."

Die weise Maßregel, durch Niederbrennen oder Plündern der verlassenen Ortschaften auf dem Kriegsschauplat die Bewohner zum Bleiben zu verantassen, haben viele Heersührer befolgt, unter ihnen selbst Gustav Adolph. Das Abschrecken von Aufstandsgelüsten durch Bestrasung einiger Städte und Dörfer, durch das Verbot jeder Schonung, war ein Mittel der bedeutendsten Feldherrn. Gute Behandlung der Gefangenen hat aber selbst Napoleon empsohlen. Ein geschicktes System von Milde und Strenge, die mit einander wechseln, sördert die Kriegszwecke am besten. Sinnlose Härte ohne sichtbares Ziel hat stets das Bolt zu den Wassen gerusen. Namentlich hinter den Heeren, auf ihren außegebehnten Verbindungslinien ist ein vernünftiges Schreckensregiment nothwendig. Napoleon's Instructionen an Junot zur Unterdrückung des Bauernausstandes in

Parma und an König Joseph über sein Verhalten bei den Unruhen in Neapel sind lehrreiche Beispiele. Eine allgemein giltige Vorschrift, welche die Generale zur Strenge verpflichtet und sie darin unterweist, würde nühlich sein. "Das Metier des Krieges fordert herbe Tugenden, welche die gewöhnliche Meinung sür große Fehler hält. Daher oft die unbesonnene Vevorzugung der Mittelmäßigkeiten, welche nicht so schroff und unberechendar sind. Sie reichen hin, so lange der Feind keine höheren Kräfte einseht. Aber eine Armee, die von einem bedeutenden Führer geschlagen wurde, wird meist vergeblich nach ebenbürtigen Männern suchen, um sie ihm entgegenzustellen. Sie befinden sich wohl in ihren Reihen, aber im Dunkel, unbekannt, in den unteren Kangstusen, oder, wenn man sie entdeckt, nicht vorbereitet für ihre Aufgabe."

So schließt Oberst Desprels den Abschnitt "Deftruction", dessen Inhalt sich passend in Clausewig' schlichte Worte zusammenfassen läßt: "in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrthümer, welche aus Gutmüthigkeit entstehen, gerade die schlimmsten."

Ein hoher Muth ist eine nothwendige, aber zugleich seltene Eigenschaft. Zwar sagt man heutzutage, daß alle Welt brav sei; allein ebensogut könnte man behaupten, daß Jedermann Maler, Musiker, Mathematiker wäre. Man darf Ehrgefühl und Sigenliebe nicht mit dem organischen Muthe verwechseln. Zene halten freilich den Mann im Angesicht der Gesahr aufrecht, aber dennoch wird er von seiner Fähigkeit viel einbüßen, weil der Zwang, den er über sich übt, seine Natur verändert. Er wird nicht so klar urtheilen und vielleicht selbst erstaunt sein, sich seinen Functionen nicht gewachsen zu fühlen. Nicht nur Broussas, sondern schon Berikles hat den Muth für eine angeborene Eigenschaft des Herzens erklärt. So versteht man es, daß einsache Soldaten sich lediglich durch großen Muth in bedeutende Stellungen emporarbeiten, wie der Bauer Jakob Sforza, der arme Edelmann Montluc, der Lakai Saint=Bol, der Bediente Albringer, mehrere französsische Generale und Marschälle der Kevolutionsperiode und im Alterthum Iphikrates, Marius, Bespasian u. s. w.

Auch der angeborene Muth kann durch starken Selbsterhaltungstrieb paralhsirt werden. Daher ist es nicht selten, daß Feuerköpse, Streiter und Händelssucher, welche gern das Wagniß eines Duells auf sich nehmen, dessen begrenzte Gefahr sie abzumessen verwögen, kleinmüthig werden vor dem Feinde, wo dies nicht mehr möglich ist.

Hervorragenden Muth zeigten Philipp, deffen Verherrlicher Demosthenes wurde, und vor Allem Alexander, ferner Marius und Sulla, der einst, als man ihm rieth, sich in Sicherheit zu bringen, zur Antwort gab: "was lohnt es der Mühe, durch schmachvolle Flucht ein ungewisses Leben zu retten, das vielleicht die nächste Krankheit mir entreißt." Sertorius ist sein würdiger Nebenbuhler. Spartacus sandte vor seiner letzten Schlacht das Pferd zurück, ein Beispiel, dem Cäsar im gallischen Kriege solgte.

Heinrich von Navarra zollte selbst der Feind die Anerkennung, daß seine Tapferkeit nicht eine, sondern tausend Kronen verdiene. Conde und Gustav Adolph sind seiner würdig. Der Schwedenkönig, der dreizehn Mal verwundet wurde, rechtsertigte seine Kühnheit mit der Bemerkung, daß die Heere diesenigen

Gefahren verachten, welche fie mit ihren Königen theilen. Billars wuchs, um mit Ludwig XIV. zu sprechen, aus der Erde, sobald irgendwo geschoffen wurde. Bring Eugen war, wie Guftav Adolph, dreizehn Mal verwundet. Der Marschall von Sachsen stellte ihn als Muster von Tapferkeit auf; Bendome war ihm ein ebenbürtiger Gegner. Turenne fette fich bei jeder Gelegenheit der Gefahr aus, um ein Beispiel zu geben. Friedrichs Todesverachtung kannte, wie Sochkirch und Kunersdorf beweisen, teine Grenze, und auch Napoleon magte wiederholt fein Leben. Bei Wagram eilte er im bichteften Rugelregen auf feinem Schimmel hin und her. "Alle Belt gitterte in dem Gedanken, den Mann, auf bem fo viele Geschicke ruhten, von einem der bloden Projectile hinweggeriffen gu feben, welche den Raum durchschwirrten." "Ich ließ keinen Blick von dem Kaiser", berichtet Savary in seinen Memoiren, "und ich erwartete fortwährend, ihn fallen zu feben." Dennoch meint Maxmont, daß Napoleon bei Lützen die meifte perfonliche Gefahr auf dem Schlachtfelde beftanden.

Während des Friedens ift der große natürliche Muth dem Solbaten oft mehr jum Schaden, wie jum Bortheil, jumal wenn er fich mit andern widerspenftigen Reigungen vereint. Zwar gehorchen folde Naturen, fügen sich, fo lange fie in niederen Stellungen find; aber die Unbotmäßigkeit wächst mit ihrer Broge. Zahlreiche Analogien beweisen, daß es klug ift, mit folden Erscheinungen nachfichtig zu rechnen. Napoleon hat fich formlich gegen das Sprichwort erklart, daß man, um befehlen gu konnen, erft gehorchen lernen muffe; eine Unficht, die auch in Titus Livius' Bemerkung verborgen liegt, daß Hannibals Seele befonders geschaffen gewesen sei, um zwei entgegengesette Dinge zu vereinigen, nämlich befehlen und gehorchen. Daher follten die Noten der geheimen Berichte über die Officiere, wie: "Schwieriger Charakter, Frondeur, Widerspruchsgeift, Störenfried" meift übersetzt werden in: "Charakter, der mahrend des Friedens durch ein Uebermaß von Muth und Energie unbequem ift."

Selbst die Macht der Erziehung ist den Excessen großer Kriegernaturen gegenüber unwirksam. Dunois, Guftav Abolph, Conde, Berwick, Gugen, Friedrich waren gut erzogen, ohne daß dadurch ihre Neigungen zu Zorn und Ungestüm überwunden worden wären. Bonaparte gehörte einer der besten Familien von Ajaccio an und Tallehrand's berühmtes Wort: "Wie schade, daß ein fo großer Mann jo ichlecht erzogen ift", mußte baber lauten: "Wie ichabe, bag ein Lowe nicht ein Lamm fein fann."

Man sollte sogar den Muth der Menge, die kriegerischen Neigungen der Bölker durch gewagte Uebungen stählen, soviel auch Philantropen sich über Unglücksfälle erregen, die dabei unausbleiblich sind. Oberst Desprels schlägt Exercitien unter dem Fener der Geschütze vor, welche nach entfernten Zielen über die Truppen hinwegschießen. Man votirt alljährlich das Budget der Kolonien, ohne an das gelbe Fieber zu benken, legt Bergwerke an ohne Kücksicht auf das Grubenfeuer, befährt den Ocean, trot der Orkane; so sollte man auch bezüglich der Waffenübungen denken, bei denen freilich keine glänzenden Geldgewinne, wohl aber die Sicherheit des Baterlandes und ganze Brovinzen auf dem Spiele ftehen.

Wagniffe werden zugleich früh den Werth bedeutender Naturen erkennen Laffen.

Es wäre vielleicht Sache der Phrenologie, die Räthsel der Feldherrnnatur völlig zu lösen, die noch wunderbarer werden, wenn man beobachtet, wie
gewisse Fehler sich darin wiederholen, welche unmittelbar nichts mit dem Kriege
oder triegerischen Eigenschaften zu schaffen haben. So ist es mit dem Golddurft, der Habsucht, dem Geize, den man bei gewaltigen Kriegern mehrsach
findet. Zum Theil liegt die Erklärung darin, daß ihnen Alles, und so auch
das Geld, dienen muß, um Macht und Gewalt über die Menscheit zu gewinnen.

### III.

Nach diesen Betrachtungen geht Oberst Desprels zu einer Schilderung bedeutender Heldencharaktere aus der Geschichte über.

Alexander ift für ihn der größte Mann, der je die Welt bewegt hat; Cäsar muß ihm untergeordnet werden. In dem großen Macedonier ist das Streben nach Herrschaft, nach Besiegen aller hindernisse am meisten bewußt. Wo es sich um seine Macht handelte, kannte er keine Schwäche; er opserte Alles seinen Interessen. Die größten Eigenschaften erbte er von seinem Vater Philipp und der Mutter Olympias, einer Frau voll Stolz und Rachsucht, doch auch voll Muth und rücksichstessen keiner Frau voll Stolz und Rachsucht, doch auch voll Muth und rücksichser Energie. Die Erblichkeit spielt in der Geschichte der Helben überhaupt eine Rolle und verdient mehr Beachtung, als ihr gemeinhin geschenkt wird. Der Sohn des Scipio und Richard Cromwell erhielten das Temperament einer unbedeutenden Mutter; daher die klägliche Kolle, welche beibe nach berühmten Vätern spielten.

Alles was Alexander that, war Ergebniß der Staats = und Keldherrnklug= heit. Ihr entsprang die Zerstörung von Theben, die Zuvorkommenheit gegen das übrige Griechenland, die Strenge, die dem besiegten Thrus für seine hartnäckige Bertheidigung widerfuhr, der merkwürdige Bug nach der Dafe des Jupiter Ammon, die Ausbeutung des orientalischen Aberglaubens, die Berföhnung der überwundenen Berfer, die bald harte, bald milde Behandlung des eigenen Beeres, die reiche Belohnung der Beteranen und felbst der Schmerz über den Mord des Clitus. Diefer Schmerz ihres Königs war es, der die Macedonier ju einer formlichen Erklärung veranlaßte, daß der läftige Prahler den Tod verdient habe. Alexanders Sinnen war ausschließlich auf geschichtliche Größe und unfterblichen Ruhm gerichtet. In dem Augenblicke, da er den Hydaspes über= schritt, gedachte er des Beifalls der Athener, und der Warnung vor Gefahren ftellte er die ftolze Antwort entgegen, daß er feine Siege, nicht feine Jahre gähle. Er war ein Reisender in Waffen, stets ungebuldig, daß ihn Jemand aufhalten könne. Auch Napoleon nannte Alexander den größten Feldheren aller Zeiten, obichon er Cafars Feldzug in Afrika fehr bewunderte. In der fuftematischen, muhfamen Eroberung des kleinafiatischen Ruftengebietes und der Befekung Aegyptens fah der Raifer den Beweis für das Genie des Macedoniers. Durch diese Borkehrungen, welche ihn zugleich in Besitz großer maritimer Streit= mittel brachten, sicherte er feinen Rücken, bewahrte fich vor dem Schickfal des

Kenophon und machte sein tieses Eindringen in's Innere möglich. Alexander war der einzige Fremde, den die Kömer groß nannten. Hannibal betrachtete ihn gleichfalls als den größten Krieger. Cäsar, Gustav Adolph, Turenne, Karl XII. nahmen ihn als Muster. Condé wollte lieber Alexander als Cäsar sein. Montesquieu räumte ihm den ersten Platz unter den Helden ein. Voltaire und Buhsegur wurden ihm gerecht.

Auch Hannibal war von edler Geburt, der Sohn eines großen Kriegers, unter dessen Leitung er, ganz wie Alexander, die Feldherrnlausbahn begann. In der Unterwerfung Spaniens vor seinem Zuge nach Rom zeigte er Alexander's Borsicht, bei der Zerstörung von Sagunt dessen berechnete Strenge, beim Alpensibergange des Königs Klugheit, bei den Schlachten in Italien seine Unerschrockenheit und dieselbe Gewalt über die Menschen. Ihm sehlte nur die Unermüblichseit des macedonischen Helben, dieselbe Geschicklichkeit im Ausnützen der Ersolge. Ihm mangelte, was Napoleon am besten bezeichnete, als "die Eingebung, weder den Sieger noch den Besiegten sich jemals auszuhen zu lassen". Auch besaß er die Talente Alexander's für den Belagerungskrieg nicht. Die Acte von Häte, die er beging, waren nicht immer von dessen politischer Weisheit getragen. So war es ein Fehler, als er Italien verließ, die Gesangenen niederzumeheln, welche ihm nicht folgen wollten; denn er raubte dem römischen Senat nur werthlose Streitkräfte und erschwerte sich selbst eine Rücksehr, an die er doch immer noch bachte.

So groß Hannibal als Krieger dasteht, ist er doch nicht der größte des Alterthums. Er selbst stellte Alexander und Phrrhus vor sich; Cäsar, der nach ihm kam, verdient höheren Rang.

Scipio, der als Jüngling von neunzehn Jahren bei Cannä focht, wurde Hannibal's Schüler und dann sein Besteger. Ein hervorragender Zug seines Charakters war die List, in deren Anwendung er bis zum Bergessen aller Bebensen ging. Auch wußte er ebenso mit der Nachsicht die Unerbittlichkeit zu paaren, sich aber dennoch den Ruf der Großmuth zu erhalten. Den eigenen Soldaten ließ er viel Freiheit und zog sich die Anklage zu, der römischen Mannszucht zu schaden. Doch er zeigte sich als Meister in der Unterdrückung von Revolten, freilich durch arge Täuschung der Empörer. Auch in der Ruhmsucht gleicht er den großen Selden. Sie ließ ihn den zweiten punischen Krieg nach der Schlacht von Zama schnell mit glänzendem Frieden enden, damit kein Anderer ihm zuvorkäme. Sie war der eigentliche Anlaß, daß er Hannibal vertheibigte, als der Senat dessen Außlieserung verlangte; denn er fühlte sich stark genug, seinen gewaltigen Gegner noch einmal zu besiegen.

Cäfar fteht Alexander nahe, und wenn der Gefangene von Sanct Helena sein Auftreten in Gallien tadelte, so ist das nur ein neuer Beweis von dem Streben großer Helden, einander den historischen Kang streitig zu machen. Sein Scharssinn ist sonder Gleichen; er war ein Bunder von durchdringendem Berstand und klarer Ginsicht, zugleich aber voll Unerschrockenheit und kluger Berechsnung. Der leidenschaftliche Chryseiz, der ihn auf den Gipfel der Größe erhoben hatte, verursachte allein seinen Sturz. Bielleicht würde er indessen seine Laufbahn zur Krone vollendet haben, wenn er im entscheidenden Augenblicke durch

rechtzeitige Vernichtung seiner Feinde für die eigene Sicherheit gesorgt hätte. "Cäsar kannte die Leute, die sich seiner entledigen wollten", sagte Napoleon, "er hätte sich ihrer entledigen sollen".

Ein Uebermaß von Berachtung der Gefahr ward ihm verhängnißvoll. Doch nicht darin steht er hinter Alexander zurück. Gine Leidenschaft gewann die Oberhand über ihn, statt von ihm beherrscht zu werden. Es war die nämliche, an der Antonius zu Grunde ging, die mehr als einmal Heinrich IV. und Conde gefährlich wurde, die Nelson in seiner Laufbahn aushielt. In den Armen der Cleopatra vergaß Cäsar sich, ergriff, schon 52 Jahre alt, die Partei einer schönen Königin, odwohl er wußte, daß deren Interessen den seinen zuwider liesen. Mit Recht hat ihn Cicero darum getadelt. Nicht ganz ist er der "Reissende in Wassen" wie Alexander, und es sehlt ihm auch die unbedingte Untervordnung aller Eigenschaften unter die Zwecke, die er versolgt, die Verwirkslichung seiner Träume von Ruhm und Größe.

Bon Turenne fagt Ramfan, fein Biograph, daß fich in ihm alle großen Tugenden vereint hatten. Die Liebe jum öffentlichen Wohl regelte einzig feine Bunfche und Sandlungen. Bekanntlich stellt auch König Friedrich ihn fehr hoch, und so hat er hier seinen Platz gefunden. Er war ein Sohn des Bergogs heinrich von Bouillon und der Bringeffin Elifabeth von Naffau-Oranien. Bon feinem Bater erbte er die Gaben des bedeutenden Staatsmannes und Soldaten. Erzogen wurde er vom Brinzen Morit von Oranien. Aber auch in ihm find die eigenthumlichen Eigenschaften, welche man bom burgerlichen und moralischen Standpunkte aus als Schattenseiten bezeichnen muß, vertreten. Freilich hat die Geschichte dies vergessen, wie sie immer nachsichtig gegen ihre Lieblingshelden ift. Aber nähere Untersuchung ergibt, daß auch er Alles den Interessen seines Ruhmes und seiner Größe unterordnete. 1649 erhob er fich gegen die Regentin, der er seinen Marschallftab verdankte. Die Leiden= ichaften hatten Gewalt über ihn; die Liebe zur Berzogin von Longueville, Conde's Schwester, gewann entscheidenden Einfluß auf ihn, noch als er 59 Jahre alt war. Bon der Schönen verschmäht, ward er dann ihr und ihres Bruders Gegner und badurch ein treuer Anhänger des Königs. Während des Krieges dachte Turenne, was die Geschichte auch fage, nur an den Erfolg. Bölkerrecht und die Gesetze des bürgerlichen Rechtes sind auch für ihn nebenfächlich. Auch er hat Drohung und Schrecken, Brand und Plünderung gebraucht, um den Triumph seiner Waffen zu sichern. Leidenschaftlich liebte er den Ruhm, vergaß feine Riederlagen nicht und ftellte seine Erfolge in's rechte Licht, wenn die Ereignisse es nicht thaten. Seinem Bolke ist er unvergeflich geworden. Es hält fein Andenken hoch. Alls 1793 die Königsgraber in St. Denis von den Parifern zerftört wurden, fand man ebenda Turenne's Ruheftätte unverfehrt.

Napoleon, der von der Schule von Brienne mit dem Zeugniß entlassen wurde: "Caractere dominant imperieux, entête", gilt dem Bersasser für den größten Kriegshelden der modernen Zeit. Es ist unnöthig, die Beweise zu wiederholen, welche Oberst Desprels dafür gibt, daß auch in des Kaisers Charakter alle großen und ebenso alle zweiselhaften Eigenschaften der Herven aufzusinden sind. Sie treten deutlich in der Geschichte hervor. Wir tennen seine Schlauheit, wie er fie in dem Berfahren gegen Spanien, gegen Benedig, in feiner Bolitit gegen Breufen und bei vielen anderen Gelegenheiten darthat; seine Geschicklichkeit, welche der des Themistokles, des Philipp und und Cafar gleichkommt. Die Runft, die eigenen Absichten zu verbergen, die für ben Feldheren oft wichtiger ift, als für den Staatsmann, war ihm in hobem Maße gegeben. Er befaß Tamerlan's "eifiges Schweigen". Sein Marsch nach Ulm gleicht dem Zuge Alexander's gegen Theben, Scipio's gegen Carthago und Turenne's auf Sintheim. Die Rühnheit und Energie in der Berfolgung feiner Biele hat die Welt am meiften angestaunt. Er wußte auch zu schrecken und zu vernichten, wo seine Zwecke es forderten. Unbesiegbar war feine Liebe jum Ruhm, die Leidenschaft für feine Größe, welche endlich in feiner Seele allmächtig ward und seinen bewunderungswürdigen Scharfblick unterwarf. Gine förmliche Wandlung ging mit ihm vor, als er daran dachte, sich mit Marie Louise von Defterreich zu vermählen. "Er schien wie von feiner eigenen Größe hingenommen, er fah aus, als erginge er fich in feinem Ruhm", schildert ihn Caulaincourt beforat.

Interessanter ift, was wir aus seiner Jugend vernehmen. In seinem Regimente machte er fich wenig beliebt. Die Officiere, mit denen er in tägliche Berührung kam, waren weit entfernt, in ihm den helben des Jahrhunderts zu ahnen. Ein ausgezeichneter Militar des "ancien regime" bekannte offen, wie verwundert er gewesen, Herrn Bonaparte Schlachten gewinnen zu feben; er habe zuerst geglaubt, es handle fich um einen andern Officier gleiches Namens, einen Bruder Napoleon's. In Balence und Auxonne hatte er diesen nur für einen jungen Schwäher gehalten, der fich bei jeder Gelegenheit in unendliche Discuffionen verwickelte, und Alles im Staate habe reformiren wollen. "Prahlhänse dieser Sorte lernte ich zwanzig kennen, seit ich im Dienste bin". Rein Zweifel, daß Bonaparte's Laufbahn ohne die großen Umwälzungen eine untergeordnete geblieben wäre. "Wenn Ludwig XVI. weiter regiert hätte", bemerkt Stendhal, "fo wären Danton und Moreau Abvocaten geworden, Bichegru, Massena und Angereau Unterofficiere, Desaix und Rleber Capitains, Bonaparte, Carnot Oberft-Lieutenants oder Oberften, Lannes und Murat Hutmacher oder Postmeifter".

An Tadlern hat es Napoleon nicht gesehlt. Lanfreh macht in seiner Geschichte des Kaisers nicht diesem, sondern unbewußt dem großen Heerführer überhaupt den Proceß. Er hat, als er die Thaten und Eigenschaften des korsischen Löwen geißelte, auch Alexander, Hannibal, Scipio, Casar, Heinrich IV., Gustav Adolph, Cromwell, Turenne, Condé, Eugen, Villars, ja alle "capitaines illustres", von Themistokles dis auf Friedrich, angegriffen.

#### IV

Die Seele des Helben, stets übereinstimmend ausgestattet, ist ein wundersbares Werk der Schöpfung. Gutes Gedächtniß für Thatsachen, merkwürdiger Schnellblick, ein sicheres Urtheil zeichnen die großen Heersührer aus. Die meisten von ihnen wissen Gott in einem Strohhalm zu entdecken; aber die Verschiedensheit der Dogmen offenbart ihnen die Hand der Menschen — daher ihre religiöse

Indifferenz. Richts defto weniger lehrt Klugheit fie den Glauben der Maffen ehren. Sie find tolerant; denn ihre Politik, heut schwieriger als im Alterthum, verlangt es. Alle find voll Leidenschaft für den Ruhm, ftolz, unruhig, eifersüchtig, voll Herrichfucht, nicht geschaffen Nebenbuhler zu dulden. Im hinblick auf das große Ziel, das fie verfolgen, laffen fie fich nie durch fecundare Rücksichten aufhalten. Das persönliche Interesse wird endlich die absolute Richtschnur ihres Sandelns. Mit großem Muthe vereinigen sie natürliche Neigung zur Strenge. Wohlwollend, authunlich, selbst empfindsam gegenüber dem Unglück der Ein= zelnen, find fie von absoluter Unempfindlichkeit im Allgemeinen: nie weicht diefelbe por dem Schrecken des Schlachtfeldes. Aus diefer Eigenschaft sproft eine gewiffe Berachtung der Menschheit und ihrer Leiden. Die Meinung unserer Zeit setzt den Werth der Heroen herob. "L'on sait, ce que coûtent les messies militaires", ruft ein aufrichtiger Militärschriftsteller in der "France" vom 23. Juli 1878 aus. Das allgemeine Artheil ift den "bons generaux ordinaires" gunftig. Unfere Zeit will Alles durch die individuelle Thätigkeit der unteren Führer erreichen. Die Breugen machten es 1870 jum Grundsatz, den Teind anzugreifen, wo sie ihn fanden, während die Nebencolonnen sofort auf den Kanonendonner marschirten — daher ihr Erfola.

Dennoch beweift die Geschichte eine ungeheure leberlegenheit der "grands capitaines" über die "bons generaux ordinaires". Auffallend tritt sie da hervor, wo der Oberbesehl aus den Händen eines wirklich großen Feldherrn in die eines Durchschnitts-Generals überging, mag dieser auch tüchtig gewesen sein.

Als Alcibiades vom ficilianischen Heere der Athener abberufen wurde, war dieses bald vernichtet. "Man vertraute die Angelegenheiten Andern an, und in kurzer Zeit ging der Staat verloren", berichtet Thukhdides. Das Schickfal Carthago's rührt aus ähnlichen Ursachen her. Ludwig der Heilige büßte sein Heer in Aeghpten ein, obschon er ein tüchtiger Arieger war; Napoleon triumphirte unter schwierigeren Umständen. Turenne wird inmitten eines glänzenden Feldzuges vom Tode ereilt, und wenig sehlte, daß seine Nachsolger, obschon sie unter ihm bedeutende Dienste geleistet, von Montecuculi eine Niederlage erlitten. Am Ende sührten sie die dis dahin siegreiche Armee über den Rhein zurück.

"Man ist überrascht", schreibt Friedrich der Eroße in der "histoire de mon temps", "das Ende der Regierung Karls VI. so tief unter dem glänzenden Bezginn derselben zu finden. Die Ursache ist allein in dem Berluste des Prinzen Eugen zu suchen. Nach dem Tode dieses großen Mannes war Niemand da, ihn zu ersehen".

Selbst Untersührer, wie Neh haben es bewiesen, welch ein Abstand zwischen ber ersten und der zweiten Stelle im Heere ist. Die Einsicht eines Generalstabs-Chefs wie Jomini blieb bei Bauhen unfruchtbar, sie konnte "den Tapsern der Tapsern" nicht bewegen, mit den ihm anvertrauten 60 000 Mann den rechten Flügel der Berbündeten zu umgehen. Auch bei Quatre-Braß zögerte er und verlor die Gunst des Augenblicks. Es sehlte ihm das Vertrauen, und dieses Vertrauen ist in der That eine Seltenheit. Leute die, wenn es ein Anderer besiehlt, sich ohne Besinnen in die größte Gesahr stürzen, sind unentschlossen, sobald sie selbst die Verantwortung zu übernehmen haben.

Es ist richtig, daß im preußischen Heere die individuelle Initiative Unendliches geleistet hat. Aber man soll nicht vergessen, welche Oberleitung an der Spitze stand. Mit Recht darf man sich fragen, ob das häufig so glückliche Eingreisen der Untersührer denselben Ersolg gehabt haben würde, wenn ein ängstlicher Oberbesehl sie sestgehalten, mit der Unterstützung gezögert, ja sie im Stiche gelassen hätte. Diezenigen, welche da behaupten, der Krieg habe sich verändert, die großen Herusen von 1870 seien der Beweis dasür, übersehen ganz einsach in den Ereignissen dieses Feldzuges "la main d'un grand roi, d'un grand capitaine et de dons lieutenants".

Den großen heerführern ift alfo unter allen Umftanden der Weg zu bahnen. Die Schwierigkeiten dabei werden durch die Meinung der Umgebung erhöht, welcher das Berftandniß für den Charakter der Herven meiftens mangelt. Bom Prinzen Eugen, von Friedrich, von Bailli de Suffrem, von Hoche, Charette, Lannes, Bandamme, Maffena und vielen Anderen wiffen wir, daß man fie in ihrer Rugend, ehe die Umftande fie hoben, geradezu ungunftig beurtheilte. Sie wären durch das allgemeine Urtheil nimmer in ihrer Laufbahn gefördert worden. Comite's, benen das Avancement anheimgegeben würde, mußten fast nothwendig irren. Sie werden ftets benjenigen Officieren ben Borgug geben, "welche nichts gegen fich haben". Das pflegen aber meift auch diejenigen zu fein, welche wenig für sich haben. Die beste Wahl wird ein großer Heerführer treffen, denn er besitzt die instinctive Erkenntniß für den Charakter von Seinesgleichen. Ordnete er sich aber eine Angahl von Inspecteuren bei, welche wieder ein Icder die fchneller zu befördernden Officiere auswählten, so möchte sich die Möglichkeit des Jrrthums vervielfältigen, denn hier macht ichon die Meinung von Umgebungen ihren Ginfluß geltend. Gute Auswahl in febr großer Zahl ift etwas Unmögliches.

Das Avancement nach vornehmer Geburt hatte zu seiner Zeit manches für sich; es brachte durchschnittlich die besten Clemente in die oberen Regionen. Selbst der Stellenkauf besaß seine Vortheile. Er machte es einem vermögenden ehrgeizigen Krieger möglich, die unteren Kangstusen schnell zu überspringen. Auch konnten die gewöhnlichen Charaktersehler der bedeutenden Kriegernaturen dem Fortkommen nicht verhängnißvoll werden. Beide Arten entzogen die Ofsi-

ciere ben geheimen "notes de caractère".

Die Officiere Gustav Abolph's gehörten ohne Zweisel den höheren Classen an, und doch bewilligte er weder dem Bermögen noch der Geburt einen Borzug, wohl aber dem Dienstalter und den Proben. Das war auch der Weg, den Preußen nach 1806 beschritt und der als der beste zu bezeichnen ist. Oberst Desprels redet für die Masse der Officiere dem Avancement nach dem Dienstalter das Wort, dann aber der Bevorzugung einiger Weniger nach gründlichen und wiederholten Prüfungen. Durch eine Atademie, wie die Berliner Ariegsatademie, welche bei der Beurtheilung Wissen und Energie des Charakters zu Rathe zieht, soll eine größere Anzahl von Officieren eine höhere Ausbildung empfangen. Dann kehren sie zur Truppe zurück, einzelne werden zur Dienstaleistung sür den Generalstab bestimmt und sehr wenige wirklich in diesen ausge-

nommen, um dann vor den Kameraden einen bedeutenden Vorsprung zu erlangen, während sie späterhin wieder in der allgemeinen Anciennetät fortrücken.

Den freiwilligen Arbeiten mißt der Berfasser hohen Werth für das Erkennen bebeutender Männer bei. Hoche, ein einsacher Unterofficier, sandte an Carnot ein Memoire über den Angriff auf Belgien ein. Als dieser es las, beschloß er den jungen Infanterie-Sergeanten reißend zu befördern. Robespierre nahm es gleichsalls zur Hand, legte es aber mit der Bemerkung fort: "ein äußerst gefährlicher Mensch", und faßte den Gedanken, ihn zu verderben.

Die Nachahmung des preukischen Spitems empfiehlt also der Berfasser. Aber er fügt für die französische Armee noch Einiges hinzu, um schnell eine ähnliche Sohe zu gewinnen, wie Preugen fie auf dem feit 60 Jahren beschrit= tenen Wege erreicht hat. Junge Generale sollen an die Spike treten. Alter von 48 Jahren schrieb König Friedrich an den Marguis d'Argent, den 27. August 1760: "Das find Herkulesarbeiten, die ich zu vollbringen habe, in einem Alter, wo die Kraft mich verläßt, wo meine Gebrechlichkeit fich mehrt, und, um Alles zu fagen, die Hoffnung, die Tröfterin der Unglücklichen, mir zu fehlen beginnt". Napoleon empfand schon 1810, ein und vierzig Jahre alt, Beschwerden. "Der geringste Ritt ift für mich eine Anstrengung", äukerte er zu diefer Zeit. Den Marschall Lefebre zu verwenden, als derfelbe 55 Jahre alt war, trug er Bedenken, obichon er beffen Werth auf dem Schlachtfelde kannte. "Sagen Sie dem Herzog von Caftiglione", befahl er am 19. Februar 1814 dem Kriegs= minister Clarke, "er solle seine 56 Jahre vergessen und sich der schönen Tage von Caftiglione erinnern". Dennoch ift es auch dem Kaifer nicht möglich getvefen, seine Generalität auf der Sohe zu erhalten. Er erkannte im März 1814 an, daß fie der der Verbündeten untergeordnet fei. Mancherlei Gründe hatten ihn veranlaßt, das Avancement der zweiten und dritten Stufen aufzuhalten; fo fehlten ihm, trot tuchtiger junger Kräfte, dennoch die Leute, um in den höchften Befehlshaberftellen die Lücken au füllen, oder die Manner au erseten, bei benen fich schon ein Nachlassen fühlbar machte. Besser als Friedrich und Napoleon ift es, nach des französischen Verfassers Meinung, der ersten Republik geglückt. Sie stellte jugendliche Führer an die Spite und wechselte ohne Weiteres, sobald die Ergebniffe gegen fie fprachen, um andere zu berufen. Go gelang es ihr, einen Hoche, Joubert, Moreau, Dumouriez, Saint-Chr, Defaix, Lannes, Massena, Duphot, Soult, Rleber, Davoust, Lecourbe, Bernadotte, Marceau. Nen, Macdonald, Murat und fo viele Andere zu finden, ohne von Navoleon zu reden.

Achnlich benkt Desprels auch im Frieden zu verfahren. Roch junge Oberofficiere sollen vorübergehend, ohne Kangerhöhung, große Commandos erhalten, um ihre Fähigkeit an den Tag zu legen. Sie treten danach wieder in ihre Stellen oder in Disponibilität zurück, bis der Krieg sie einmal auf dem erreichten Plat bestätigt. Die Besetzung der Armeecorps auf kurze Zeit hält er gleichfalls für gut, weil sich dadurch aus einer großen Zahl von Generalen die künftigen Führer der Armeen hervorheben können. So soll Frankreich die "grands capitaines" finden, deren es bedark.

V.

Die "Leçons de la guerre" find nicht nur ihres reichen geschichtlichen Inhalts und ihrer psichologischen Beobachtungen halber von Interesse. Man muß sie unter die Zeichen für die Vertiefung des militärischen Lebens in Frankreich zählen. Die Räthsel der Kriegsührung in den seelischen Momenten zu suchen, die Ursachen für große Leistungen in der Gedischenheit der Charaktere, ist jenseits der Mosel eine neuere Richtung, die nicht ohne Früchte bleiben wird. Wer jetzt unsere westlichen Nachbarn aufmerksam beobachtet, wird an Heinrich v. Treitsche Wortz gemahnt: "schwere Niederlagen wecken die sittliche Kraft in einem tüchtigen Heere".

Unabhängig davon muß untersucht werden, ob der vom Versasser erstrebte positive Iweck — den großen Heersührern den Weg zum Oberbesehl zu bahnen — erreichbar ist. Scharnhorst's Ausspruch steht dem entgegen. Iwar hat der preußische Heeresresormator nach unglücklichen Kriegsereignissen sehnliche Mittel vorgeschlagen, wie Oberst Desprels, so die Verwendung junger Generale in hohen Stellungen ohne Kücksicht auf das Dienstalter. Allein beide strebten einen verschiedenen Ersolg an. Scharnhorst wollte das Niveau der Führung im Allgemeinen heben, also die "dons generaux ordinaires" in größerer Zahl auswählen, während Desprels einzelne Sterne ersten Kanges zu entdecken hofft. —

Wenn die angegebenen Erkennungszeichen mit untrüglicher Sicherheit dafür bürgten, daß hinter ihnen auch die Seele eines "grand capitaine" verborgen ift, so müssen wir dem französischen Bersasser Kecht geben. Dann bedürste es nur noch der Ausmerksamkeit und Unparteilichkeit von Seiten des Kriegsherrn, um bedeutende Keldherren an die Spize der Heere zu stellen.

Wenn es nun aber auch keinem Zweisel unterliegt, daß sich in diesen Männern bestimmte Charakterzüge stets wiederholen, so bleibt doch die Frage offen, ob Alle, an denen sich die nämlichen Eigenschaften beobachten lassen, darum auch schon groß sind. Man kann voll Artheil, Scharfblick, Borsicht, Bernichtungstrieb, Muth, Ruhmesliebe, und dabei doch ein unbrauchbarer Feldherr sein, sobald nämlich Eines sehlt, das Ebenmaß zwischen diesen Anlagen.

In der Deutschen Armee hat die Meinung der Wassenschese bei Beurtheilung der Führer selten geirrt. Fragt man sich aber, welche Eigenschaft sie am höchsten stellt, so ist es unzweiselhaft die vornehme Gesinnung. Sie gilt unserem Heere als der sicherste Maßstad für den Werth der Persönlichkeit. In ihr drückt sich menschliche Größe aus, und diese bildet immer die Grundlage sür die kriegerische. Wir sprechen vom inneren Gleichgewichte, das insbesondere den Mann befähigt, den schwierigen Lagen gewachsen zu sein. Wir rühmen den Truppensührer, wenn er stets derselbe bleibt, wenn an seiner Ruhe die Erregung, die von unten oder von oben her kommt, wie am Felsen im Meere sich bricht. Keine Tugend slößt dem Soldaten mehr Bertrauen ein. Sie ist nicht leicht zu definiren, vor allen Dingen nicht mit dem Phlegma zu verwechseln. Es gibt Leute, welche unter gewöhnlichen Friedensumständen sehr leicht aufgeregt, selbst schwankend sind, die aber gelassener werden, je höher vor ihnen die Wogen einer

ernsten Gesahr sich aufthürmen. Clausewis nennt es ein "starkes Gemüth" und versteht darunter ein solches, das nicht blos starker Regungen fähig ist, sondern eines, das troh der stärkten Regungen niemals die Herrschaft über sich selbst verliert. Das kommt mit innerem Gleichgewichte, mit Vornehmheit der Gesinnung etwa überein. Derselbe Abel der Seele spricht sich darin aus, von dem Tamerlan redet, und der allen anderen Feldherrngaben vorangestellt werden nuß. Er kann angeboren sein und ließe sich dann früh schon erkennen. Aber auch die Schule des Lebens vermag ihn zu erziehen. Friedrich der Große ist in seiner Jugend nicht nur anders beurtheilt worden, sondern er war auch ein Anderer, als der Held der reisen Mannesjahre. Erst die vorangegangene schwere Prüfungszeit machte ihn zu dem Großen, dem Einzigen. Als er verzichten gelernt auf alle Neigungen und Herswichschen der Unsterblichsteit empor. Viele seiner bewunderten Handlungen erklären sich einsach aus dem Wahlspruch, den er annahm: "mein einziger Gott ist die Pslicht".

Schon um des innern Entwickelungsprocesses willen, den die Heroen stets durchgemacht haben, erscheint es bedenklich, die künftigen Größen nach den Eigenschaften auszuwählen, welche die vergangenen am Ende ihrer Laufbahn ertennen ließen.

Nun kommt hinzu, daß Frieden und Krieg die Naturen in sehr verschiedenem Lichte zeigen. Der Eindruck der Lebensgesahr ist ein gewaltiger; er verändert die Constitutionen. Er macht aus dem dis dahin strengen, herrischen Charakter einen weichen und fügsamen. Er gibt dem Milden und Nachgiebigen so unerwarteten Ausschwung, daß er uns plötzlich als Löwe erscheint.

Biele Männer besitzen die an den berühmten Kriegern beobachteten Tugenden in einer dem wahren Gehalt täuschend ahnlichen Nachbildung. Das Beispiel großer Feldherren hat schon manchen dazu verleitet, sich barsch und schroff zu zeigen, weil das nach dem bedeutenden Manne aussieht, weil es von der Menge leicht für Charakterstärke genommen wird. Selbst dem gewissenhaftesten Beurtheiler könnten darin also schwere Arrthumer begegnen. Vornehmheit des Denkens und Fühlens ift als Bedingung immer wichtiger, wie das Vorhanden= fein jener bekannten, außerlich mahrnehmbaren Gigenschaften der Belden. Sie ftellt gegen die unliebsamen Metamorphosen unter dem feindlichen Teuer ficher; fie lehrt die Gefahr verachten und erhält das innere Gleichgewicht durch den Werth, den sie sich selber beimist. Sie wird heutzutage um so wichtiger, als der Heerführer seinen Truppen ferner steht, weil die Masse zu erheblich ift. Die persönliche Einwirkung, bei welcher Muth und Lift sich als bewegende Kräfte geltend machen können, ift ihm genommen. Dafür mehrt fich die Berantwortung, welche er für sich und für die Handlungen Anderer zu tragen hat, tropdem er dieselben nicht immer nach seinem Willen zu lenken vermag. Der Muth der Berantwortung wird in außerordentlichem Mage nur der erhabenen Seele eigen sein.

Iwar vermag nun wohl Jedermann Beispiele anzuführen, daß vornehme Männer boch unbedeutende Generale waren.

Aber zuvörderst ist die angenommene Bornehmheit des Auftretens von der echten Bornehmheit der Gesinnung zu unterscheiden. Unter gewöhnlichen

Umftanden feben fich beibe oft gleich. Erft die Stunde ernfter Entscheidung läßt bie Aluft erkennen, welche fie trennt.

Ferner bedarf der Mann auch des Willens, um große Leiftungen dauernd zu vollbringen. Es mag wunderlich genug klingen und ift bennoch richtig, daß man, um ein großer Feldherr zu werden, es erft wollen muß. Das Beispiel hochbegabter Männer beweift dies, welche den von ihnen anfangs gehegten Er= wartungen später nicht entsprachen, und die schließlich im Dunkel der Unberühmtheit verschwanden. Man darf nicht ohne Weiteres an eine Erschöpfung ihrer Kähigkeiten glauben. Bielfach seben folche Bevorzugten sich zur eigenen Ueberraschung früh auf den Schild erhoben. Man spendet ihnen allzureiche Anerkennung. Gie werden helben ber Tagesmeinung. Je edler fie empfinden, defto eher wird fie dies unsympathisch berühren. Der leicht erworbene Ruhm erscheint um so werthloser, als sich meift noch widerwärtiger Neid daran hängt. Der Chrgeiz verliert das Anziehende; die befondere Spannkraft im Streben hört auf, die Gleichqultigkeit gegen den Erfolg beginnt, der Willen erftirbt. Die Kähigkeiten, die noch immer vorhanden find, außern sich nicht mehr, wenn nicht gelegentlich ein besonderer Unftog tommt. Werden fie zu langem Zauberschlafe verdammt, fo schwinden fie auch allmälig dahin. Es ift eine seltene Runft, ein ganges Leben hindurch mit gleicher Frische zu wollen. Zwang der Lebensverhältnisse, welcher die Sehnsucht nach Befreiung erweckt, oder ein fräftiges Selbst= gefühl geben am eheften dem Willen die nothwendige Zähigkeit. Sicher ift, daß ohne ihn fein großer Kriegsheld gedacht werden tann.

Der Wille identificirt Person und Sache. Dem Beros wird es unmöglich, ohne diese zu leben, und im Triumph feiner Sache allein findet er fchlieflich perfönliches Genügen. So erklärt fich auch, was man an den großen Männern für Egoismus hat gelten laffen. Es ift die Sinnegart, der Friedrich vor der Schlacht von Hohenfriedberg ben ftolzeften Ausdruck verliehen hat, welchen fie jemals gefunden: "Mein Chraeis ift, daß ich mehr als ein Anderer zur Bergrößerung meines Saufes gethan, unter den gefronten Sauptern von Europa eine große Rolle gespielt habe. Mich dabei zu erhalten, ift gleichsam eine perfonliche Bflicht, die ich erfüllen will auf Koften meines Glücks und meines Lebens. Ich habe teine Wahl mehr: ich will meine Macht behaupten, oder fie mag zu Grunde gehen und der preußische Name mit mir begraben werden".1) Thomas Carlyle, fein Biograph, bemerkt bazu: "Rein König ober Menich, der etwas Ramhaftes in diefer Welt vollbringen will, darf erwarten, es zu voll= bringen, es fei benn ftillschweigend unter biefer felbigen Bedingung: "Ich will es vollbringen oder fterben!" Denn die Welt ift unerbittlich fürmahr, wie die Schwerkraft selber, und es geziemt Dir, ihr mit gleicher Bestimmtheit entgegen au treten." —

Oberst Desprels' Lehre von der Uebereinstimmung der Feldherennaturen steht in vielen Stücken mit Friedrich des Großen Abhandlung: "Bon denen Talents, die ein General haben muß", in Einklang. Der König verlangt sast die nämlichen Fähigkeiten. Der Feldherr soll Urtheil besitzen, "projecte zu

<sup>1)</sup> Schreiben an ben Minifter von Bodewils.

machen", "idées combiniren zu können", scharssichtig sein, "bes Feindes Absichten zum Boraus sehen, solchen zuworkommen und denselben ohne Unterlaß inquietiren". Friedrich empsiehlt List und Borsicht, Milde und Strenge zu rechter Zeit, auch bewußte und geschickte Täuschung. Der General soll "dissimule sein und zugleich naturel erscheinen". Er soll schweigen können: "Einer der Alten hat gesagt, daß man kein Mensch wäre, wenn man nicht zu schweigen wüßte — ja er soll auch mißtrauisch sein: "Die Normands geben ihren Kindern, wenn sie solche vom Hause wegschicken, eine Regel: "Sei mißtrauisch", und auf die Frage gegen wen? wird ihnen geantwortet: gegen die ganze Welt. Im Kriege ist der cas, wo man sich beständig von seinem Feind messiren muß, und es sehnd Thoren, so denselben trauen". Der König verlangt auch unermübliche Thätigkeit: "Sehd also activ und infatigable und macht Euch los von aller Faulheit des Leibes und des Verstandes, sonsten werdet ihr niemals densenigen großen Capitains, so uns zum Exempel dienen, gleich werden".

Auch auf die scheinbaren Widersprüche im Heldencharakter ist Friedrich aufmerksam geworden. "Wie viel sich contradicirende Tugenden werden nicht erfordert, um einen General zu Wege zu bringen". Sbenso erkennt er in der Betrachtung des Lebens großer Heersührer das beste Erziehungsmittel; ja er stellt im vollkommenen General, "der ein être de raison, eine platonische Republik, das centrum gravitatis derer Philosophen, der Stein der Weisen derer Chymisten" sein soll, noch mehr dar, nämlich eine Vereinigung aller Feldberrntugenden. "Es sehnd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen erziehen und sormiren, und wenn Helden, als Eugen, Conde, Turenne oder Caesar unsere admiration auf sich ziehen, wie viel mehr soll uns nicht ein Tableau bewegen, welche uns ihre verschiedentliche Vollkommenheiten in eins zussammengebracht, vorstellet".

Aber in einem wesentlichen Punkte weichen Friedrich und Oberst Desprels sehr von einander ab. Es ist derselbe, der hier schon zur Sprache gebracht worden. Friedrich schickt nämlich seiner Schilderung des vollkommenen Generals vorauß: "Ich supponire vor allen Dingen, daß der General ein ehrlicher Mann und ein guter Bürger des Staats seh, ohne welche qualitäten alle Geschicklichseit und alle Kriegeskunst mehr schädlich alls nühlich sehn." Auch nach des Königs Meinung kann sich also die kriegerische Tugend mit der bürgerlichen recht wohl vereinigen; der Widerspruch, der sich äußerlich oft zwischen beiden zeigt, ist kein grundsätlicher. Gleicher Ansicht ist auch der Alte Onosander gewesen, der im "Strategikos" erklärt: "Man verlangt, daß ein General enthaltsam, nüchtern, sparsam, sleißig, von hellem Verstande, hochberzig, mittleren Alters, beredt, Familienvater und womöglich von guter Herkunst seit."

Nun kann "dissimule sein und naturel scheinen", List gebrauchen, mißtrauisch, hart, rücksichtslos u. s. w. handeln im gewöhnlichen Leben allerdings weder für edel und gut, noch gar für vornehm gelten. Aber es ist hier auch der Gegensah zwischen dem gewöhnlichen Leben und dem Ausnahmezustande des Krieges im Auge zu behalten. Der Krieg ist der Bruch des bürgerlichen Kechts und hebt dieses auf. Er entsteht aus den Reibungen, welche der nationale Egoismus hervorruft. Der Kämpser darf nicht Kosmopolit sein. Die Liebe zur

eigenen Partei und der Haß gegen die feinbliche find im Erunde genommen dasselbe, nicht minder Friedensliebe und Vernichtungstrieb. Der rüchschslosefte Gebrauch aller Mittel führt am eheften dazu, den Feind abzuschrecken, ihn zur Erfüllung des eigenen Willens zu zwingen, d. h. dem Ausnahmezustande des Krieges ein Ende zu machen. Dieser eine Zweck rechtsertigt, gerade im Interesse der Humanität, Alles, was man zu seiner Erreichung thun kann. Die destructiven Tendenzen der Helden sind keine angeborenen Eigenheiten ihrer Natur, sondern erwordene, welche ihnen erst durch ihre Laufbahn zur unabweislichen Pflicht gemacht werden. Den ursprünglichen Anlagen nach sind thatsächlich der gute Bürger, der trefsliche Mensch und der "grand capitaine" wohl verseinbar.

Bang ebenso steht es mit den übrigen Schattenseiten im Heldencharakter;

fie find nicht als anfängliche Neigungen vorhanden.

Die Fähigkeiten heben die echten Feldherrennaturen über die Menge empor; mit der höheren Stellung aber wachsen wiederum ihre Fähigkeiten. So wird der Abstand von Stuse zu Stuse größer, werden die hervorragenden Männer mit ihren Berdiensten immer einsamer, und daraus erklärt sich das Abstoßende ihres Wesens, das sich in ihrer Menschenverachtung kund gibt. Das Bewußtzein, erhabene Ziele zu versolgen, Bedeutendes zum Bortheile der Mitwelt zu wollen, macht sie bitter gegen den Widerstand, den sie durch die Kurzsichtigkeit, gegen den Ausenthalt, welchen sie durch die Trägheit, Schwäche und Gigensucht Anderer ersahren. Sie gewinnen die rauhen Seiten erst durch das Borschreiten auf hoher Bahn. Alexander, Hannibal, Cäsar, Friedrich, Napoleon wären vielseicht milde und nachsichtig geblieben, hätten die Umstände sie in niederer Sphäre des bürgerlichen Lebens zurückgehalten.

Auch hier ist ein principieller Widerspruch zwischen menschlicher und kriegerischer Größe nicht herzuleiten; vielmehr dürfen wir mit Recht die erste als nothwendige Voraussehung der zweiten ansehen. Wer danach seine Wahl einzichtet, wird sicherer gehen, als wer nach den einzelnen Charakterzuthaten sucht.

bie den großen Beerführern eigen waren.

In vornehmer Gesinnung und scharf ausgeprägter Willenstraft exkennen wir mithin die beiden unerläßlichsten Bedingungen sür Heldengröße. Beide aber sind im alltäglichen Leben nur schwer in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Daher werden die Herven und die Genies immer den eigenen Wegen zu überlassen sein. Der Keim der Größe liegt in manchem Menschen; aber es bedarf, um ihn zu vollenden, des eigenen geheimen Entwickelungsprocesses, der sich in der Tiefe der Seele vollzieht und der Außenwelt nur selten sichtbar wird. Consticte, von denen Niemand etwas ahnte, haben oft erst dem Herzen des Helden die Festigkeit, seinem Empfinden das Hervolsche gegeben. Absichtliches Eingreisen kann leicht mehr schaden als nützen.

In menschlicher Macht steht es immer nur, der Tüchtigkeit die Wege zu bahnen, deren der Held ja auch, neben den großen Eigenschaften seiner Seele, dringend bedarf. Die allgemeinen militärischen Anlagen, die man von jedem guten Soldaten verlangt, dürsen ihm nicht sehlen. Sie lassen sich erkennen, hervorsheben und fördern. Der preußische Avancementsmodus ist dazu ein sehr geeigs netes Mittel. Auch die Zuthat, welche Oberst Desprels empfiehlt, mag zwecksmäßig sein. Ausnahmsweise Verwendung der höheren Führer ohne strenge Rücksicht auf das Dienstalter gibt dem Verdienten Gelegenheit, sich Anerkennung zu verschaffen. Nicht nur die erste französische Kevolution, sondern bekanntlich auch Friedrich der Große versuhr so. Sind zahlreiche tüchtige Kräfte in die oberen Schichten gebracht, dann werden im entscheidenden Augenblicke die einzelnen Genies, deren das Vaterland bedarf, von selbst in den Vordergrund treten. Darauf aber muß man sich beschränken.

Rur Gins noch in dieser Sinsicht zum Beschluft! Mancher Officier, der die Anlage zu Bedeutendem in sich hatte, mußte gewiß schon der Abneigung feiner Borgesetzten, dem Mangel an Berständniß in seiner Umgebung weichen und kehrte am Ende einer Laufbahn den Rücken, die ihm nur Enttäuschungen bot. Berfönliche Eigenschaften machten ihn unbeliebt. Ganz find folche Källe nicht zu vermeiden, aber die Art der Beurtheilung kann fie einschränken. Die Tüchtiateit muß den einzigen Magstab abgeben. Wie in der Kunft und Literatur, wie in den Moden, so hat auch bezüglich der Menschen jede Zeit ihren eigenen Geschmack und dieser ift von großer Gewalt über bas Schickfal Einzelner. Ihn gesund zu erhalten, ist von äußerster Wichtigkeit. Schon damit der Sinn für Tüchtigkeit nicht verloren geht, darf allein der Tüchtige bevorzugt werden. Das erfordert nachficht in Bezug auf die ftorenden Bufalligkeiten, die einem Jeden anhaften, die auch den großen Charakteren nicht fern blieben, die aber auf die Brauchbarkeit keinen Ginfluß üben. Wer nur das Fortkommen jungerer Kräfte des Heeres irgend in der Sand hat, follte fich gegenwärtig halten, daß es viele Eigenschaften gibt, welche unbequem find, verfönlich nicht angenehm machen, die aber unbeachtet bleiben müffen, weil sie mit tunftigen Leistungen nichts zu thun haben. In dieser Sinsicht erscheint die Mahnung, welche sich wie der rothe Faden durch Desprels' "leçons de la guerre" gieht, von der höchsten Bedeutung - es ift: die Mahnung gur Tolerans.

# Gottfried Keller.

Von Otto Brahm.

I.

Gottfried Keller ist 1819 in Zürich geboren. Er hat etwa acht Jahre in Deutschland verbracht, als angehender Landschaftsmaler in München, als akademischer Hörer in Heidelberg und Berlin, und ist dann in die Heimath zurückgekehrt, wo er bis heute gelebt hat; zuerst als Privatmann, dann durch fünfzehn Jahre als Staatsschreiber des Cantons Zürich, und jetzt wieder als Privatmann.

Aus dieser trocknen und äußerlichen Notiz geht dennoch ein Wesentliches hervor.

Keller ist zweierlei: ein schweizerischer und ein deutscher Dichter.

Schweizerisch in Keller ist das Naturell. Schweizerisch sind seine Figuren. Die Schweiz ist das Land seiner Erzählungen, des "Grünen Heinrich", der "Leute von Seldwhla", der "Züricher Novellen". Selbst das Märchen "Spiegel das Kähchen" trägt sich in der Schweiz zu. Nur für die "Sieben Legenden" war das Local theils durch die lleberlieserung gegeben, theils war eine örtliche Fizirung unmöglich; auch in den neuen Novellen, welche diese Blätter zuerst veröffentlichen dursten, im "Sinngedicht", ist eine solche Fizirung vermieden. Dennoch wird man das Schweizerblut in einigen Figuren unschwer erkennen, z. B. in der Magd Regine, einem der "großen Menschenbilder", wie sie der Dichter liebt und wie sie in Zürich Einem wohl begegnen können; ein ähnliches großes schweizer Menschenbild ist jene rothhaarige Sünderin in den "Legenden", welche den Bemühungen des schlimm=heiligen Vitalis gegenüber so hartnäckige Renitenz beweist.

Aber dieses Schweizerische in dem Naturell Keller's, in seinen Figuren — worin besteht es? Lebt es nur in dem Freiheitsgefühl des Republikaners, in dem lebhasten patriotischen Empfinden des Dichters und seiner Personen, in dem innigen Behagen an den Festen der Nation, an Mörserschießen und Schützenfest und Tellpiel? Nein, es steckt tieser, es manisestirt sich vor Allem als der Sinn für das Chrsame und gut Bürgerliche. Wenn ich von dem Schweizerischen in Keller rede, so meine ich das Tüchtige und Gerade, das Praktische und

263

Berständige, das Maßvolle und Realistische, das Trockene und Derbe. Echt schweizerisch ist er, dieser Hankli Ghr, in der "Ursula", der sich von der Gekliebten abwendet, weil er nur in Berständigkeit und Ordnung und klarer Luft zu leben vermag, weil ihm die bürgerliche Ehre nothwendig ist zum Athmen; oder dieser Statthalter im "Grünen Heinrich", der den berechtigten Gigennuh, auch der Allgemeinheit gegenüber, zu vertheidigen weiß und den großen Unterschied zwischen dem freien Preisgeben des Errungenen und dem trägen Fahrenklefen, was man nie voll besessen. Keine vagen Ideale kennt der schweizer Dichter, keine vornehmen blasirten Nichtsthuer schildert er, sondern ganze Mensichen mit Vorzügen und Fehlern, mit Tugenden und Lastern; sind sie auch mit Narrheiten oft reichlich gesegnet, so sind es doch heilbare Narrheiten, und aus der gesunden Cur werden die Patienten meist geläutert entlassen.

Dies also das schweizerische Element in Keller, das ich nun, ohne mißverstanden zu werden, als das realistische bezeichnen darf. Manche seiner Landszleute, wie Jeremias Gotthelf, haben hieraus, und hieraus allein, ihre Kraft gezogen. Sie sind Localdichter, in dem Sinne, wie es Reuter und Anzengruber sind.

Nicht so Gottfried Keller. Bon früh auf hat er deutschen Bildungseinflüssen sich hingegeben. Er hat Jean Paul, die Romantiker, die schwäbische Schule auf sich wirken lassen, Goethe's, als selbstverständlich, nicht zu gedenken. Wenn er im zwanzigsten Jahre nach Deutschland kommt, so solgt er keinem Jusall, sondern einem inneren Triebe: er geht in das Land seiner Wahl. Er empfindet die Schwierigkeit, seine Liebe zu der engeren Heimath mit der zu dem großen stammverwandten Bolke, dem "zweiten Heimathsland", in Einklang zu bringen, allein er trachtet sie zu überwinden, er singt angesichts des Schafshausener Falles:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand, Du stiller Ort am alten Rhein, Wo, ungestört und ungekannt, Ich Schweizer darf und Deutscher sein!

Er glaubt so wenig wie der grine Heinrich an eine schweizerische Kunft und Literatur. Das Alpenglühen und die Alpenrosenpoesie sind bald erschöpft; und so schweizer du Corneille, Racine und Molière, der Tessiner glaubt nur an italienische Musik und der deutsche Schweizer lacht sie beide aus und holt seine Bildung aus den tiesen Schachten des deutschen Bolkes."

"Aus den tiefen Schachten des Bolkes" — daxin liegt für ein aufmerksames Ohr schon die besondere Richtung, die des Dichters Geist genommen, die besondere Stimmung seiner Zeit. Es ist die Zeit, in welcher man, wenn "Bolk" gesagt wurde, etwas ungewöhnlich Geheinnisvolles, Mystisches, Ursprüngliches und Tieses meinte. Es ist die Zeit von des Knaben Wunderhorn, von Uhland und von Heine, die Spätzeit der Romantik, wo die Begeisterung für das aus dem In-nersten des Bolksgeistes geschöpste Bolkslied auf der Höhe stand. Ebenso, wenn der grüne Heinrich "Deutschland" sagt, so meinte er "das poetische und ideale Deutschland, wie sich letzteres selbst dasür hielt und träumte. Er hatte nur mit Borliede das Bild in sich aufgenommen, welches Deutschland durch seine Schriststeller von sich versertigen ließ. Das nüchterne, praktische Treiben seiner eigenen Landsleute hielt er für Erkaltung und Ausartung des Stammes und hoffte

jenseits des Rheines die ursprüngliche Gluth und Tiefe des germanischen Lebens noch zu finden. Alles aber, was er sich unter Deutschland dachte, war von einem romantischen Duste umwoben." Man sieht: alle Schätze, wonach die unsbestriedigte Phantasie des Dichters verlangt, und die sie in der Schweiz entbehren muß, meint sie in Deutschland zu heben; wenn wir das Schweizerische als gleichsbedeutend nehmen mit dem Realistischen, so ist, im Sinne des Dichters, das Deutsche so viel wie das Komantische, Poetische, Traumhaste, Phantastische.

Die Bereinigung dieser beiden Elemente, des Realistischen und des Phantastischen, macht den hervorstechendsten Zug in Keller's Wesen aus. Von Ansang an hat er sie erstrebt, und bis heute daran sestgehalten. Ich will nicht sagen, daß er sie stets erreicht hätte, diese Bereinigung, nicht selten sließen bei ihm die beiden Ströme neben einander her, wie Rhein und Mosel, und wollen ihre besondere Farbe nicht aufgeben. Aber doch liegt hier, wie mir scheinen will, der Weg, welchen die Dichtung der Zukunst wird beschreiten müssen, wenn sie nicht einseitig sich bescheiden will, entweder auf das specifisch "Poetische" zu verzichten, oder auf die Gestaltung des specifisch "Modernen". Keller aber will nicht das Eine, nicht das Andere, er ist dem Romantischen zugewandt, aber dem Modernen nicht minder. Er richtet sich gegen Justinus Kerner, der in weltsremder Schwärmerei sich in der Zeit, der dampfestollen, von der Erde lieblos ausgeschlossen sah, aber Keller scheint die Poesie nicht entslohen, es sieht auf dieser Erde "noch lange nicht so graulich aus", und, so singt er,

Willst träumend du im Grase liegen, Wer hindert dich, Poet, daran?

Die Caprice der Romantiker kennt auch er, aber als äfthetisches Motiv, nicht als Princip; Laune ist bei ihm in der Ersindung, nicht in der Aussührung, dort ist er der strenge Künstler und der moderne Realist. Er hat Phantasie, nicht die Phantasits hat ihn, wie einst Callot-Hossmann. Er liebt das Seltsame, das Absonderliche und das Wilkfürliche, aber er kennt Maß in Wilkfür; er hat die Caprice in künstlerische Zucht genommen, sie ist nicht seine Herrin, wie bei Brentano, sondern seine Helserin.

Sehr früh schon, in einem Gedicht an Freiligrath, aus dem Jahre 1845, hat Keller versucht, jene Synthese von Realistischem und Phantasievollem als das Joeal der Poesie hinzustellen. Zwei Genien, meint er, stehen an der Wiege des Dichters:

Hell von Arhstall halt bieser eine Schale Boll, bis zum Rand, von seuergoldnem Wein Belebt, durchweht vom reinsten Sonnenstrahle; Des Andern Schal' ist dunkler Ebelstein, Rubin, und faßt des Mohnes dunkeln Saft, Durchwoben von des Mondes Zitterschin.

Man sieht, wie der Dichter mit dem Gedanken ringt und wie schwer er zur Alarheit sich durcharbeitet. Auf die eine Seite seht er Krystall, Wein, Tag und Sonnenstrahl, auf die andere Rubin, Mohn, Nacht und Mondesschein. Aus beiden Schalen aber, aus Tag und Nacht, strömt des Poeten Sein, ein sinnig Schauen hier, ein träumerisch Bersenken dort:

Und Preis bem Dichter, wenn die Lebensbecher Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht! Doch Halbpoet ift nur ber trunkne Zecher, Der aus bem Ginen überwiegend trinkt.

Man fühlt sich an des jungen Goethe aufschlußreichen Ausspruch erinnert: "Poesie ist nicht Wahrheit, noch Unwahrheit; nicht Tag, nicht Nacht, sondern Dämmerung."

Aber was Reller uns hier theoretisch ausgesprochen bat. — ift es wirklich praktisch geworden in seiner Dichtung? Wir brauchen nur die ersten Seiten des "Grünen Heinrich" aufzuschlagen, um die Frage zu beantworten. Der Autor befdreibt die fdweizer Stadte, welche an einem See und an einem Flug qu= gleich liegen, wie Zurich, Lugern, Genf, und fahrt bann fort: "Die Zahl biefer Städte um eine eingebildete zu vermehren, um in diefe, wie in einen Blumenicherben, das grune Reis einer Dichtung zu pflanzen, möchte thunlich fein: indem man durch das angeführte Beispiel das Gefühl der Wirklichkeit gewonnen hat, bleibt hinwieder dem Bedürfniffe der Phantafie größerer Spielraum." Gang dasselbe Berhältniß von Wahrheit und Dichtung ift in der Borrede der "Leute von Seldwyla" angedeutet: "Seldwyla bedeutet nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort und so ift auch in der That die kleine Stadt dieses Namens gelegen irgendwo in der Schweiz." In der Schweiz — das gibt bestimmtes Erdreich, die Farbe und den Duft der Birklichkeit; irgendwo das gibt Freiheit der Bewegung und gestattet der Phantafie ihr fcones oder heiteres Spiel. 1) Und durchaus bestätigt die Durchführung der Idee das Gefagte. Rehmen wir etwa die Novelle "Rleider machen Leute", eine der reizendsten, humoristischsten und abgerundetsten der Sammlung. Die Voraussehung ift höchft wunderlich: Ein Schneiber foll für einen Grafen gehalten werden lange Beit hindurch, ohne daß er felbst etwas dazu thut, ohne daß er etwas Schlimmes oder Betrügliches im Schilde führt. Der Dichter aber weiß so viel realiftische Einzelheiten zu erfinden: wie der Schneider durch einen herrschaftlichen Ruticher in's Hotel gebracht wird gegen feinen Willen, wie feine angstliche Schweigfamfeit für Vornehmheit gilt, sein zaghaftes Geniegen ber Speisen für verwöhnte Blafirtheit, - daß er in der That das Unmögliche möglich macht. Und indem er feinem helben einen Sinn für das Zierliche und Noble verleiht, ein angeborenes Bebürfnif, etwas Aufergewöhnliches vorzuftellen, gibt er der merkwürdigen Geschichte den stärksten Salt; dieses Streben nach oben, sagt man fich, mußte einmal hervorbrechen, und darum ist die Erfindung tief innerlich berechtigt, trok der unglaubhaften Einkleidungsform. Selbst im Märchen und der Legende gibt Keller seine Realistik nicht auf. So sind in "Spiegel das Rätzchen" ein paar Voraussetzungen phantaftisch, man muß auch glauben, daß Thiere sprechen, und daß es heren und Zauberer gibt; allein die weitere Durchführung ift wiederum vollkommen realistisch und von einer zwingenden Folgerichtigkeit.

<sup>1)</sup> Ich bin schuldig anzuführen, daß bieses letzte Beispiel schon Berthold Auerbach angezogen hat, in dem sehr bemerkenswerthen geistreichen Aufsatz "Gottfried Keller von Zürich", Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 17. April 1856.

II.

Wenn ich den Versuch machen soll, in Keller's Dichten einzelne Perioden zu unterscheiden — bei einem noch lebenden Autor von seiner Bedeutung und Art feine leichte Aufgabe — so würde ich deren drei aufzustellen haben, unter denen die erste, die Periode des jugendlichen Ringens mit dem Subjectivismus, sich sehr viel bestimmter von der zweiten und dritten scheidet, als die zweite und dritte von einander.

In die erste Periode rechne ich die "Gedichte" (1846), die "Reueren Gedichte" (1851 und 1854), den "Grünen Heinrich" (1854—55) und aus den "Leuten von Seldwyla" die beiden Novellen "Pankraz der Schmoller" und "Regel Amrain" (1856).

Gebichte find das erste gewesen, was Keller auf poetischem Gebiet geschaffen hat. Und zwar zunächst politische Gedichte. Der Parteimann in ihm hat dem Poeten die Zunge gelöst. Man kennt die erbitterten Kämpse der schweizer Liberalen in den vierziger Jahren gegen den Sonderbund und die Pfassen: in ihnen hat sich der Dichter auf der Seite der Freiheit bethätigt. Herwegh, Freiligrath sind seine Borbilder. Sin glühender Freiheitsdurst, ein fanatischer Habicalismus, der vor nichts zurückschrett, erfüllt ihn. Er träumt vom ewigen Bölkersrieden. Er sieht die Zesuiten einziehen, Lohola's wilde verwegene Jagd: "sie kommen, die Jesuiten". Aehnlich hat der Dichter noch im vierten Bande des "Erünen Heinrich" einem seinen Sesurs gegen den Jesuitismus, diese "ungeheure hohle Blase", Kaum gegeben, der erst in der neuen Ausgabe (von 1881) beseitigt ist.

Ich betone dieses "im vierten Bande", weil das erste große Werk Reller's durch viele Jahre fich hinzieht, von 1847 bis 1853. Beide Sammlungen der Gedichte bieten zu dem "Grünen Beinrich" Anglogien, es find die gleichen Motive, die gleichen Probleme, die hier wie dort anklingen. Und zwar entspricht die erfte Sammlung mehr den alteren Banden, die zweite mehr den jungeren, wie aus der Gleichzeitigkeit der Entstehung leicht begreiflich. In den erften Gedichten, wie im "Grünen Heinrich" ift von Tod und Kirchhof oft und oft die Rebe; die Jugendgeliebte des Autors erkrankt und ftirbt. In beiden Werken hat er zur Mutter ein nahes und inniges Berhältniß, aber die Mutter ist nüchtern und ichlicht: "meine Mutter ift romantisch nicht". In den "Neueren Gedichten" fucht der Dichter, wie im vierten Bande des Romans, mit all' der Bildung fertig zu werden, die er fo emfig eingesammelt hat; die harte Speife liegt ihm gewaltig auf dem Magen und gibt ihm Beschwerden. Er sucht in Bers und Profa fich mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Problemen auseinanderzusegen, er erfreut sich an der Erkenntnig von der Schnelligkeit des Lichtes und seinem etvigen Kreislaufe, er erkennt, daß die Begriffe von Raum und Zeit nur dem menschlichen Borftellen entspringen:

> Die Zeit geht nicht, fie ftehet ftill, Wir ziehen durch fie hin; Sie ist eine Karabanserai, Wir find die Bilder drin.

Man merkt, daß es sich hier nicht um blasse Gedankenpoesie handelt, um die Bersissicirung von Kant's Kritik, sondern daß ein Dichter spricht, der nur nebenbei ein nachdenklicher Mann ist und auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht; daß in seinem Empfinden daß für Andere bloß Abstrakte und Gedankenhafte sofort nach einer finnlichen Umkleidung verlangt. Senso nehmen für den grünen Heinrich die Dinge unversehens neben ihrer sachlichen Form in der Phantasie runde, körperliche Gestalt an: "Heinrich saste alles Wissen sogleich in ausdrucksvolle poetische Vorstellungen, wie sie aus dem Wesen des Gegenstandes hervorgingen und mit demselben Sines waren, so daß er die allerschönsten Symbole besaß, die in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache selbst waren und nicht etwa darüber schwammen, wie die Fettaugen über einer Wassersprese." Es ist dies ein wichtiges Moment, auf das wir im Verlauf dieser Betrachtung noch werden zurückgeführt werden.

Wie im "Grünen Heinrich", so nehmen auch in den Gedichten die Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit das Interesse in Anspruch. Wieder vergleicht sich die erste Sammlung dem Ansang des Komans, die zweite den späteren Theilen. Für die Unsterblichkeit kämpft die erste, gegen die Unsterblichkeit die zweite. Erzählen in den "Gedichten" die Sterne geheim vom ewigen Frühling, von Unsterblichkeit, so lehren in den "Neueren Gedichten" die Lilien und die Rosen, sich willig hinzugeben dem ewigen Rimmerwiedersein. Aber ob der Dichter, wie in der ersten Zeit, an die Dinge jener Welt noch glaubt, ob er sühlt, wie die anerzogenen Gedanken von Gott und Unsterblichkeit sich in ihm lösen — auf sein Empfinden gegenüber dieser Welt hat es keinen Einfluß: "Auch ich glaub wandellos, Hier ift gut wohnen." Das ist nicht der Optimismus eines Menschen, der nichts erlebt und nichts gedacht hat, sondern eines ties bewegten Geistes, der dem Zweisel wie der Reue in's Angesicht geschaut hat, dem Tode und dem Leben, dem Weinen und dem Lachen: nur wer beides kennt, ist ein ganzer Mann.

Wer ohne Schmerz, der ist auch ohne Liebe, Wer ohne Leid, der ist auch ohne Treu', Und dem nur wird die Sonne wolkensrei, Der aus dem Dunkel ringt mit heißem Triebe.

Ein anderes ift der Optimismus eines schwäbischen Käferle-Dichters, ein anderes der Optimismus Gottfried Keller's und wir mögen uns glücklich schäpen, daß dieser hervorragende Künstler die Freude am Dasein durch alles Kämpfen hindurch so voll sich bewahrt und so überzeugend ausgesprochen hat. Es sind seine schönsten Berse, voll von jener eigenthümlichen inneren Rhythmik, jener immanenten Melodik, in denen er diese Lehre verkündet:

Wohl wird man ebler burch das Leben Und strenger durch die herbe Qual; Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden, Das adelt Seel' und Leib zumal!

So ist es nicht lächerlich, wie bei den privilegirten Natursängern, sondern herzerquickend, wenn der Dichter von der Bracht der Natur enthusiastisch singt: Von Glanz und Luft und Klarheit voll Ift alle diese reiche Welt, Weiß nicht, wie ich mich wenden soll, Daß Schönheit nicht sich vor mich stellt.

Als der echte Poet, der er ift, besitzt er die Sensibilität gegenüber der Natur, welche immer von Neuem die Seele in Schwingungen versetzt; er hat die Gabe des naiven Staunens, das den Ansang der Poesie wie der Wissenschaft bedeutet: "ich wundre mich über die Maßen, wie's überall doch so schön!" Oder, wie es ein ander Mal heißt: "Mir ist als ob's meine Seele wär', Die verwundert über das Leben, Ueber das Hinz und Wiederweben, Lugt und lauschet hin und her." Auch das Abbild des Dichters, der grüne Heinrich, besitzt dies Gabe, sich über das kleinste Neue zu wundern, er besitzt "eine unverwüstliche Pietät für die Natur"; "eine neue Art von bemalten Fensterladen oder Wirthshausschildern, eine eigenthümliche Gattung von Brunnensäulen oder Dachzgiebeln machen ihm die größte Freude".

Ich habe mehrsach die Schwabenschule genannt, und in der That, ein innerer Zusammenhang zwischen dem Naturgefühl der Uhland und Kerner und jenem Reller's läßt fich nicht bertennen. Gleich das erfte Lied der erften Sammlung wendet sich an die Natur: "Geliebte, die mit ew'ger Treue Und ew'ger Jugend mich erquickt, Du einz'ge Lust die ohne Reue Und ohne Rachweh mich entzuckt". Aber während die Schwaben, mit einem Rachklang Rouffeau'ichen Empfindens, der Natur "an's Berg fallen" als Weltflüchtlinge, die bom Leben ausruhen wollen, während für fie Natur und Mensch Gegenfage find, knupft Reller an die Naturbetrachtung stets das Menschliche an; nicht nur der Dichter und sein Herz, wie bei jenen, sondern gedankenvolle Reflexionen über Bolitik, Staat, Religion werden eben durch die Naturbetrachtung vor uns lebendig. Richt immer werden diefe Beziehungen auf das Menschliche beftimmt ausgesprochen; aber fie klingen stimmungsvoll an, wenn der Dichter etwa beobachtet, wie ein Trumm von Nagelfluh, der lange nicht von der Stelle wollte, in reißendem Triebe des Frühlings fortgezogen wird: "Du verfteinte Herrlichkeit! D wie tangeft Du fo schwer Mit der tollen Frühlingszeit — Hinter dir kein Rudweg mehr!" Oder der Dichter fagt deutlicher seine Meinung, wenn er in der üppigen Schwüle des Sommers nach Gewitternacht fich sehnt "nach Sturm und Regen und Donnerschlag, Nach einer tüchtigen Freiheitsschlacht, Nach einem entscheidenden Bölkertag!"; wenn er im Regen-Sommer die Hoffnung hegt auf "Licht und Wärme und ein autes Menschenjahr!"

An diesen exften Poesien Keller's heute eine nachträgliche Kritik zu üben, wäre unangebracht an diesex Stelle, wo es mehr auf das Darstellen als auf das Urtheilen abgesehen ist; doppelt unangebracht, weil wir die Hoffnung hegen dürsen, daß der Autor selbst in einer neuen Ausgabe diese Dichtungen auf die Stuse heben werde, welche der gegenwärtigen Höhe seiner Kunst gemäß ist. Doch darf gesagt werden, daß das stossliche Interesse beiden Sammlungen gegenüber nicht immer sehr weittragend ist und manches heute mehr einen historischen Werth hat, wie die Gaselen und die durch Daumer's Hass angeregten Weinslieder; formell sind die meisten Verse wundervoll, und schon die ersten athmen

ben gangen frischen Rauber ber Sprache, ber uns bei Reller fo fehr entzlickt, Lprif im engsten Sinn, einfaches Austonen übermächtigen Empfindens, welches fo sehr erfüllt ist von sich selbst, daß alles andere davor schwindet, ist seltener als zugleich farbenfrohes und gedankenträchtiges Sinnen. Ueberall Leben und naive Kraft, nirgends Gedankenbläffe und Bhrafe. Biel Bolemit in Inhalt und Form: der Dichter geht gern aus von dem, was der Gegner fagt, er läkt ibm Querst das Wort, bevor er selbst seine Meinung ihm entgegensett. So tritt an die Seite des Inrischen Monologs der dramatische Dialog. Oder die Borliebe des Boeten für das Bolksthumliche läkt ihn im Stile des Bolksliedes dichten. wie in der "Winzerin", im Stile des Märchens, wie im "Seemarchen", schon und echt, ohne romantische Pronie, ohne daß er, mit oder ohne Absicht, aus dem Tone fiele. Um liebsten aber nimmt seine Dichtung, hier wie später, die Form des Chtlischen an. Solche Chtlen find das eine Mal "Jahreszeiten" überfcrieben, das andere Mal "Morgen", "Abend", "Nacht"; eine Anzahl Liebeslieder begleitet das (offenbar nicht erlebte) Berhältniß zu einer Geliebten von Anfang bis zu Ende; die prächtige "Weuer-Johlle", die zu dem allerschönften gehört aus diefer Zeit, schildert, nicht ohne leisen symbolischen Rebenfinn, in gehn Abschnitten, wie in einem großen Bauernhaus der "morsche Kram zu Asche und Staub" wird unter des Teuers glühend reinem Athem; "die Gedanken eines Lebendig-Begrabenen", einer der phantaftischsten Ginfalle des Autors, gibt die gange Folge jener Gedanken bis jum Schwinden des Bewuftseins in neunzehn Abschnitten (auch dieses mit ironisch-symbolischen Streiflichtern) und so fehr man auch anfangs fich fträubt gegen die ganz unmögliche Erfindung und den schrecklichen Anhalt — der kräftige Realismus der Durchführung und einige glückliche, mil= bernde Episoden zwingen auch hier schlieklich zum Glauben.

Das Cyklische, sagte ich, ift eine Lieblingsform Keller's, in ihr findet sein Genius die gemäßeste Entsaltung. Cyklisch ist das "Sinngedicht", das unsern Lesern noch in frischer Erinnerung ist: eine Rahmenerzählung, in die sechs Novellen beziehungsreich eingesügt sind. Cyklisch ist der erste Band der "Züricher Novellen", dessen drei Geschichten zu einem pädagogischen Zweck, zur Besserung und Bekehrung des originalitätssüchtigen Jünglings Jacques vorgetragen werden. Cyclisch sind die "Leute von Seldwyla", welche an dem gemeinsamen Faden der Seldwyler Seltsamkeit zweimal fünf Novellen aufreihen. Cyklisch aber auch bis zu einem hohen Grade ist Keller's Koman, und oft genug tritt in ihm hinter der Episode das Grundproblem zurück.

Welches ist dieses Grundproblem? Und in wie weit steckt Erlebtes dahinter? Das Grundproblem ist einsach das Folgende: Was wird aus einem künstlerisch veranlagten, vielseitig begabten, sensiblen Menschen, wenn er ohne jede innere Förderung und zugleich frei von äußeren hindernissen sich entwickelt? Richt nur "allerlei erlebte Roth und die Sorge, die er der Mutter bereitete", führten, wie Keller später berichtet hat ("Gegenwart" 1877, Ar. 1) zur Conception des Romans, sondern wesentlich der Rückblick auf die eigene Entwickelung, und das Gefühl, in allzu großer Freiheit der Bewegung aufgewachsen zu sein. Wie der grüne Heinrich, hat auch Keller den Bater früh verloren. Wie der grüne Heinrich, hat Reller gezwungen die Schule verlassen müssen und die gewaltsame

Unterbrechung hart empfunden. Wie Heinrich hat Keller zuerst bei einem unswissenden Maler, dann bei einem begabten, aber geisteskranken schwere, irrsalszeiche Lehriahre bestanden.

Allein an einem beftimmten Punkte endigt die Uebereinstimmung; ber Dichter hat eine kunftliche Steigerung eintreten laffen, die aus inneren Gründen ficher zu erschließen ift. Die Bflanze hat gang wild wachfen follen, ohne jede Stuge. Es ift eine Häufung der Bedingungen, aus dem vollkommen erklarlichen Bedürsniß, das Problem so klar und scharf wie irgend möglich herauszuarbeiten. Richt nur ohne Bater, auch ohne Geschwister foll Heinrich sein, beshalb ichweigt der Dichter von feiner Schwefter, die er erft fpater, in "Bankras der Schmoller", luftig und liebenswürdig eingeführt hat. Reinen naben Freund hat der grune Heinrich in der Jugend, kein mannliches Borbild, nach dem er fo sehnsüchtig verlangt; "benn nichts gleicht", heißt es noch in "Dietegen", "ber Neigung eines Jünglings zu dem Manne, von welchem er weiß, daß er ihm sein Bestes zuwenden und lehren will und den er für sein untrügliches Vorbild hält." Rein Berwandter existirt, kein Freund des Hauses, bei dem er Rath und Hilfe holen könnte; der Oheim Pfarrer auf dem Dorfe ift verbauert, der gute Schulmeifter ift der Welt fremd, die Freunde des Baters ertheilen, als Beinrich sich der Landschaftsmalerei zuwenden will, ein jeder einen andern un= brauchbaren Rath. Als er nach München zieht, um an die rechte Quelle der Runft zu kommen, fieht er fich in der fremden Stadt "gang allein, ohne Empfehlungen und Bekanntichaften"; ein Meifter, den er um Rath bittet, ftiehlt ihm seine Ideen, und als er endlich in Erickson und Lys geiftreiche Genoffen gefunden hat, entsagen beide der Runft plöglich und für immer. So ift er auch hier gehindert, "in die Werkstatt eines in der Wolle des Gelingens sitzenden Meifters einzudringen" und beschränft, in den Borhöfen des Tempels zu fteben; fo fühlt er fich auch hier wieder gurudgeführt auf den Ginen großen Berluft feines Lebens. Wie rührend klingt seine Klage und seine Resignation: "Ich fann mich nicht enthalten, oft Luftschlöffer zu bauen, wie es mit mir gekommen ware, wenn mein Bater gelebt hatte und wie mir die Welt in ihrer Kraftfulle von frühester Jugend an zugänglich gewesen ware. Er ift vor der Mittags= höhe seines Lebens jurudgetreten in das unerforschliche All und hat die überkommene goldene Lebensfchnur, deren Anfang Niemand kennt, in meinen schwachen Banden guruckgelaffen, und es bleibt mir nur übrig, fie mit Ehren an die dunkle Butunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich fterben werde. Wie mir das Zusammenleben zwischen Brüdern eben fo fremd als beneidenswerth ift, fo erscheint mir auch das Berhältniß zwischen Bater und Sohn um fo neuer, unbegreiflicher und gludfeliger, als ich Muhe habe, mir dasselbe auszumalen und das nie Erlebte zu vergegenwärtigen." Treu dem realistischen Zuge seiner Boesie hat Reller in der That das Berhältniß der Mutter (genauer der Wittwe) jum Sohn oft und oft, und mit vielen intimen Einzelheiten dargeftellt, in den Gedichtfammlungen, in "Pantrag der Schmoller", "Regel Amrain", "Berlorenes Lachen", in der Legende "Die Jungfrau und der Ritter": das Berhältniß zwischen Bater und Sohn oder Bruder und Bruder hat er immer nur in großen Zügen behandelt, so in "Hadlaub" und "Fähnlein der sieben Aufrechten".

Bu ben unglücklichen Bilbungsverhältnissen des grünen Heinrich kommt nun aber eine unglückliche Naturanlage hinzu, und diese beiden Bedingungen, welche einander ergänzen und steigern, machen aus Heinrich dassenige, was er ist: eine problematische Natur. Es genügt nicht zu sagen, er sei ein Hans der Träumer, ein Grillenfänger, ein Gefühls – oder Stimmungsmensch; der eigent-liche Schaden liegt tieser. Heinrich geht zu Grunde an der Unmöglichkeit, seine überreiche Innenwelt in Ginklang zu setzen mit der Außenwelt. Er ist wie ein Exempel auf die Fichte'sche Philosophie: das Ich ist das wahrhaft Existirende, was außer ihm, hat nur negative Bedeutung, ist Nicht-Ich. Er ist ein Werther, der nicht bloß sein Herz, sondern sein ganzes inneres Empfinden hätschelt und verhätschelt, und ihm den Willen thut, wie einem kranken Kinde.

Un biefem Buntte liegt ber Schlüffel ju dem complicirten Rathfel. Bon hier aus erklärt fich die frühe Verfenkung Heinrichs in die eigene Entwickelung, die Selbstbespiegelungsluft, welche dieser seltsame Narcissus an sich wahrnimmt. Bon hier aus erklärt fich Heinrichs berbe Berschloffenheit, seine keusche Sprobigkeit und das eigenthumliche Schmollen, welches ja das Gegentheil von activem Bethätigen vor der Außenwelt ift und fich begnügt an dem schweigenden Bewußtsein: 3ch hab' doch Recht. So verschlimmerte Beinrich in der Schule feine Sandel stets baburch, daß er alle Strafen schweigend hinnahm, auch die ungerechten; und er lachte innerlich noch "ganz frohmuthig darüber und dachte, ber Richter hatte das Pulver auch nicht erfunden". Wenn er einen Fehler, eine Sünde begangen hat, so kommt nicht von außen, sondern aus dem eigenen Selbst der Ruckschlag: in einem bestimmten Augenblick bildet fich das Gefühl des Unrechts heraus und nun, da er mit sich selbst im Klaren ift, ift alles in Ordnung. Als er die Mutter bestohlen hat, legt fie ihm die Frage vor: "Ist es denn wirklich wahr? Worauf er ein kurges Ja hervorbrachte und fich feinen Thränen überließ, ohne indessen viel Geräusch zu machen; denn er war nun völlig befreit und fast vergnügt." Als Anna, feine Jugendgeliebte, geftorben, hält er fich ftill im hintergrunde und findet keine Thrane, denn "von jeher vermochten nur die aus Schuld oder Unrecht entstandenen Mifftimmungen, die innere Berührung der Menschen, nie aber das unmittelbare Ungluck oder der Tod ihm Thränen zu entlocken." Es ift, wenn ich fo fagen darf, auch hier ein Schmollen, aber im großen Stile, ein Schmollen mit dem Schickfal, weil in diefen äußeren Borgangen Schuld und Strafe in keinem Berhaltniß fteben. Denn dieses ift der einzige Troft, der Heinrich später im Ungluck das Bartefte ohne Berbitterung und ohne Soffnungelofigkeit ertragen läft: der Glaube, daß eber ein Berg einfturzt, als ein Menschenwesen ohne angemeffene Schuld zu Grunde geht. Und deshalb hat er "Geduld mit dem Schickfal, das will fagen mit fich felbst", er lehnt es ab, in die Beimath guruckzukehren, wenngleich er im Elend ift, so lange er nicht innerlich mit fich im Reinen. Als dies aber eingetreten ift, als sein Schicksal eine klare und fertige Form angenommen und es fich entschieden hat, daß er ein Bettler ift, ein Obdachloser, ift er vollkommen aufrieden und glücklich, so wesenlos dünkt ihn alles Aeukere.

Dieses eigenthumliche Empfinden hat augenscheinlich eine zwiefache Urfache. Die eine ift das Bewußtsein des Rünftlers, daß jedes Ding feinen gehörigen, wohlmotivirten Abschluß haben muß. "Es hat ein jeglich Sacrament, Anfang, Mitte und weltlich End'." Das andere ift das ungebrochen theistische Fühlen, bas heinrich in fich trägt und das feltsamer Beise zugleich rationalistisch und pietistisch ift. Rationalistisch insofern, als Heinrich in frühfter Jugend allen Glauben an die positive Religion von sich gestoßen hat und nun sein Gott einfam und unvermittelt dafteht, wie bei den Deiften des vorigen Jahrhunderts, "ein wahrer Diamantberg von einem Wunder". Bietiftisch infofern, als Beinrich fich als ein besonderes Kind Gottes empfindet, ein besonderes, nahes Berhältniß au ihm hat und für seine eigene Berson kleine Wunder erbittet, die als "so merkwürdige und theatralische Källe" sich offenbaren, daß er Schen trägt, vor der nüchtern-gläubigen Mutter davon zu erzählen. Wer des alten Karl Philipp Morit verkappte Selbstbiographie "Anton Reiser" mit Keller's Roman vergleichen wollte, wurde mit Erstaunen wahrnehmen, wie dieser pietistische Sauch bei dem Dichter des vorigen Jahrhunderts die gleichen Erscheinungen hervorruft, dasselbe, mit Heinrich zu reden, "Kokette, Spielerische, Ziersüchtige", ja dasselbe tindliche Gelüft, Fatum zu spielen hier, eine ausgleichende Gerechtigkeit herzuftellen dort. "Ungeachtet meines firchlichen Rebellenthums," fagt Beinrich, "war ich noch immer ein richtiger Mystosoph, sobald es sich um mein persönliches Wohl und Weh handelte." Diese Mischung von Kationalismus und Pietismus liegt auf derfelben Linie, wie die Mischung von Realistik und Phantaftik, die wir von Anfang an bei Reller zu finden glaubten.

Rann ein fo complicirter Organismus, wie es der grune Beinrich, theils durch Naturanlage, theils durch Bildungsbedingungen geworden ift, sich im Leben behaupten? In der erften Conception verneinte der Dichter die Frage und hielt den von Anfang an geplanten, tragischen Abschluß fest. In der neuen Ausgabe, die er uns im vorigen Jahre geschenkt hat, ift an Stelle der Tragik die Refignation getreten: Beinrich findet Bethätigung im Staatsdienst und ein ftilles Glück in dem geschwifterlichen Berhaltniß zu Judith, der Freundin feiner Jugend. Gewichtige Stimmen, fo Friedrich Vischer, haben sich gegen den tragifchen Schluß erklärt, ihn grillenhaft und unbegreiflich genannt - ohne indeß mit der neuen Faffung gang einverftanden zu fein. Ich muß dem gegenüber bei der Meinung beharren (die schon einmal an diefer Stelle ausgesprochen wurde), daß die Tragik das unbedingt Richtige, das von Anfang an Geforderte und Gebotene war. Können Werther, Taffo zur Resignation vordringen? Tief innerlich begründet im Wesen Heinrichs, wie wir es gefaßt haben, naturnothwendig ift die Tragik. Und daß der Dichter selbst nicht etwa den Helben am vierten Bande hat fterben laffen, daß die Ginheitlichkeit der Conception eine un= bedingte war, lehrt nicht nur sein späteres Zeugniß (in der "Gegenwart"), fon= bern eindringlicher noch bie ein und andere Borausdeutung auf das Ende im Buche selbst, wie etwa jene im erften Bande (S. 35): "Wäre er ein König diefer Welt gewesen, so hatte er vermuthlich viele Millionen verschleudert, so aber konnte er nichts vergeuden, als das Wenige, was er befaß: feines und feiner Mutter Leben." Wenn man den Ausgang unbegreiflich gefunden hat, so

lag das, wie mir fcheint, an dem Ueberwuchern des Beiwerks, dem Zurücktreten des Grundproblems im dritten und vierten Bande und an einer zu ftarken Retardation gegen den Schluß hin. Es ist gewiß ein berechtigtes Kunftmittel in Drama und Erzählung, durch eine lette Ausbiegung jum Glücklichen für einen Augenblick das Gemuth des Genießenden zu erleichtern und für die Kataftrophe ertragungsfähig zu machen; aber biefes Moment der letten Spannung, wie Guftav Frentag es nennt, will mit der größten Borficht behandelt fein. Wenn Areon Antigone's Todesurtheil widerruft, oder Edmund die Ermordung des Lear, wagen wir nur noch eine leise Soffnung zu hegen; wenn der grune Seinrich in das Grafenschloß und zu Dorothea kommt, und das Leben immer freundlicher und freundlicher ihm lacht, wiffen wir in der That nicht mehr, was wir glauben follen. Sier alfo, in diefer Wildniß, war in einer neuen Kaffung die Art anzulegen, nicht am Ausgang. Freilich hat auch die Darstellung der allerletzten Beit Beinrichs etwas Auffallendes: fie wird fprunghaft und abgebrochen, gegenüber der großen Ausführlichkeit der anderen Bartien erhält fie etwas Stiggenhaftes. Aber diese ein wenig nachlässige Gestaltung des Schlusses ist ein Zug, der nicht nur hier, fondern oft noch bei Reller wiederkehrt, ein Zug, in dem er befonders mit Shakespeare zusammentrifft und der zulett doch der Souveranetät des großen Rünftlers entspringt, welche die äußere Ratastrophe leicht abthut, nachdem innerlich alles in Ordnung ift.

Als die Periode des Subjectivismus haben wir Keller's erfte Periode bezeichnet. Subjectiv sind die Gedichte, in denen der Poet mit seiner eigenen Berson mehr als billig hervortritt. Subjectiv ist der Roman, dessen Held des Autors Abbild. Und subjectiv sind die Novellen "Pankraz der Schmoller" und "Regel Amrain", welche das Thema des Romans variiren.

Beide Erzählungen nehmen das Broblem der Erziehung wieder auf: beide ftellen eine Wittwe und ihren Sohn in den Mittelpunkt. In "Regel Amrain" ift die Wittme (oder genauer die von ihrem Mann in Seldwyla zuruckgelaffene) Regel die Heldin, das complette Gegenbild zu Frau Lee, Heinrichs Mutter: ließ diese ihren Sohn in schrankenloser Freiheit auswachsen, und trug dadurch an seinem Untergang die Mitschuld, so nimmt jene ihren Frit in so gesunde und durchgreifende Zucht, daß ihre Bädagogit über die Seldwhler Natur des Sohnes einen glanzenden Sieg erringt. Bu der ichuchternen und nüchternen Frau Lee bildet die ftolze Würde der zielbewußten, energischen Frau Regel einen prächtigen Contrast. Es lag nahe, in dieser Mustergestalt die concreten Züge zu verwischen, so daß ein vages und unglaubwürdiges Idealbild herauskam; aber wie glücklich weiß das gesunde Empfinden des Dichters diefer Gefahr zu entgehen! Wie weit entfernt von blaffer Allgemeingiltigkeit ift diese frische und feste Frau, deren "Erzieherei mehr in ihrem Charakter beruht, als in einem vorbedachten oder gar angelesenen System", und die keineswegs ohne Schwanken die Anfechtungen des Lebens besiegt, sondern rasches, warmes Blut hat, und nur mit knapper Noth das fturmische Werben ihres jungen Werkführers befiegt. Aehnlich weiß ber Dichter auch fonft die vagen Ideale zu umgeben: Judith, die gereift aus Amerika guruckfehrt, ift weder eine gewohnheitsmäßige Badagogin, noch eine vorfähliche Thathandlerin; Dietegen, der Landelnecht,

ift als Krieger kein Besserr als Andere seiner Zeit; Wilhelm, in den "Mißbrauchten Liebesdriesen", entgeht, obgleich geheilt, nur schwer der Versuchung durch das unternehmungslustige Aennchen.

In "Bankraz der Schmoller" ist eine einzige Gigenschaft des grünen Heinrich. bas Schmollen, zum Grundmotiv gemacht, Pankraz ift ein außerordentlich fimplificirter Beinrich. Die Novelle ift die erfte, die Reller nach dem Roman geschrieben, und fie bietet im Ganzen und im Einzelnen Anglogien zu ihm. Im Gangen, denn fie gerfällt, wie jener, in zwei Sälften, die Erzählung des Autors und die Erzählung des Pankraz und zeigt uns, wie jener, den Auszug und die Heimkehr des Sohnes, der das einzige Glück der Mutter ift, und in beffen Abwesenheit fie nur ein Schattenbafein führt. Im Gingelnen, benn es vergleicht fich etwa die Sprödigkeit des Helden, die scheue Zurückhaltung felbst der geliebten Mutter gegenüber, und die leidenschaftliche Abneigung, in der Fremde eines Menschen Silfe anzunehmen, welche aus dem ftarken Freiheitsgefühl des Schweizers entspringt; es vergleichen fich die Bekenntniffe über die Wirkung Jean Paul's und Goethe's auf Heinrich, Shakespeare's auf Pankraz. Auch diefe Novelle also bietet keine Figuren, bei denen nicht der Dichter an fich selbst und seine Umgebung gedacht hatte. Die erste objective Dichtung, in denen er Berfonen geschildert hat, denen er nicht das eigene Empfinden unterlegen durfte, ift die zweite Geschichte aus den "Leuten von Seldwyla" gewesen: "Romeo und Julia auf dem Dorfe".

## III.

Alls "Romeo und Julia auf dem Dorfe" erschien, war Keller siebenunddreißig Jahre alt. So schwer und mühsam seine Entwickelung gewesen war, so köstlich nun die erste reise Frucht. Das Shakespeare-Studium Pankraz' des Schmollers war praktisch geworden in dieser einzigen Dichtung. Wenn Jemand das thörichte Gerede von dem Epigonenthum der gegenwärtigen Poesie anstimmen wollte — auf dieses Werk würde man ihn weisen, um ihn verstummen zu machen. Keinen Verzeleich braucht diese Novelle zu scheuen, kein Schatten der Vergangenheit kann ihre Größe trüben. Sinzig die prüdeste Engherzigkeit mag gegenüber solchem Vollgehalt der Poesie, gegenüber solchem in die Tiese der Dinge dringenden künstlerischen Ernste, gegenüber den naturnothwendigen Vorgängen der Dichtung und dem alles sühnenden Schlusse mit "moralischen" Bedenken angezogen kommen.

Wenn ein Werk von so eminenter Bebeutung neu austaucht, wie dieses "Romeo und Julia auf dem Dorse", so scheint es denjenigen, welchen sein Zauber überall ausgegangen ist, ohne Gleichen dazustehen unter den andern Producten seines Autors. Man glaubt etwas ganz Neues zu besitzen, ein Meteor, ein Unicum, das ohne Borgang ist. Wir heute, wenn wir Keller's Dichten im Ganzen betrachten, dürsen dabei keineswegs stehen bleiben, wir müssen dem neuen glänzenden Stern seine Stellung am Firmament anzuweisen trachten. Auch wir erkennen den eminenten Fortschritt, wir datiren eine neue Periode von dem Werke; aber wir constatiren dennoch den Zusammenhang mit dem, was vorherging und dem, was folgt.

Es ist wahr, die Subjectivität des Dichters erscheint hier zum ersten Male

überwunden, er tritt mit seinen eigenen Angelegenheiten zurück und ftellt auf's Schönste und Reinste objectiv dar. Aber doch erfolgt am Schluß ein Rückfall in die stärkste Subjectivität: der Autor erscheint in einer (später jum Blück getilgten) Auslaffung plötlich in eigener Person, gibt sein Urtheil über die ganze Erzählung ab und wendet sich polemisch gegen das gleichgiltige Eingehen von "Berhältniffen" unter den Stadtleuten. Es ift mahr, der Dichter ftellt mit äußerster Lebenswahrheit dar; er ift so sehr Realist, daß er ausdrücklich betont, wie seine Geschichte "eine müßige Erfindung ware, wenn fie nicht auf einem wahren Vorfall beruhte". Aber doch ift er der alte Romantiker geblieben, er schildert mit sichtlicher Luft den vagirenden Geiger, wie ihn etwa Tieck oder Eichendorff hatten ichildern können, und wie er felbst früher in den "Gedichten" den Betteljungen, den Heimatlosen und den Taugenichts, wie er später in den Züricher Novellen den von Fischottern sich nährenden Buz Falätscher und in der neuen Ausgabe des Romans den verkommenen Maler und Schlangenfreffer geschildert hat. Und er erkennt, mit aus der Romantik stammender lleberschätzung bes Bolfsthümlichen, allein dem niederen Bolfe, nicht den Gebildeten, die "Fähigteit des Sterbens für eine Bergensfache" ju, die Fähigkeit, "die Flamme der fräftigen Empfindung und Leidenschaft zu nähren".

Wenn der Dichter am Schluß in eigener Berson auftritt, um seine Meinung zu sagen, so ist das nicht nur ein Hervorbrechen der Subjectivität, sondern auch ein Hervorbrechen des Didaktischen. Es erinnert an seinen Landsmann Gottbelf, es ist ein schweizerischer Zug, daß ihm das reine Schöne in jener Zeit nicht genügt, daß er auch lehren und bekehren will. Und es ist gleichfallsschweizerisch, daß er erklärt, die That der Liebenden nicht verherrlichen zu wollen: "höher als diese verzweiselte Hingebung wäre jedensalls ein entsagendes Zusammenrassen und ein stilles Leben voll treuer Mühe und Arbeit gewesen." Hier haben wir den Standpunkt der schweizerischen, besonnenen Mäßigung, das Praktische, das gut Bürgerliche; und wir haben denselben Standpunkt, wenn wir etwas näher zusehen wollen, auch in den andern Geschichten aus Seldwyla in höchst charakteristischer Weise.

Unter den zehn Seldwyler Novellen endet tragisch nur "Romeo und Julia auf dem Dorfe"; grausig gehen die "drei gerechten Kammacher" auß, "Spiegel das Kähchen", als ein Märchen, steht ganz für sich. Bleiben sieben Geschichten, welche sich unter einen Gesichtspunkt subsumiren: sie stellen alle eine Läuterung dar. Pankraz der Schmoller wird vom Schmollen geheilt, der Schneider Wenzel in "Aleiber machen Leute" von seinem Hang zum Ziersamen, John Kabhß, der "Schmied seines Glückes" von hochstiegenden Glücksplänen, Wilhelm in den "Mißbrauchten Liebesdriesen" von seinen platonischen Liebesgelüsten, Frau Regel Umrain's Jüngster vom Kannegießern und andern Seldwyler Fehlern, Küngolt in "Dietegen" von der Gesallsucht, Jucundus und Justine im "Berlorenen Lachen" der eine von der Leichtgläubigkeit in Handel und Politik, die andere von dem Geldstolz und der leeren Religiosität. Wenn die Heilung vollbracht, stehen die Patienten als ehrsame Bürger da, als Gewerbtreibende oder Handwerter oder Beamte: Wenzel wird ein tüchtiger Schneidermeister, rund und stattlich und beinahe gar nicht mehr träumerisch, John Kabhs wird Nagel-

schmied und sernt das Glück einsacher und unverdrossener Arbeit kennen, Wilhelm erwirbt mit dem Gelde seiner Gritli ein Landgut und bebaut und mehrt den Besitz mit Umsicht und Fleiß, Pankraz sindet im Hauptort seines Kantons Gelegenheit, ähnlich wie der Landvogt von Greisensee und der grüne Heinrich der neuen Ausgabe, ein dem Lande nützlicher Mann zu sein. Ein rein besichauliches Dasein, oder ein rein künstlerisches scheint der Dichter nicht zu kennen, hier wie sonst: der einzige Poet, den er vorsührt, Biggi Störteler, ist eine Carricatur und geht elendiglich zu Grunde.

Das ware die eine Seite der Sache, das Schweizerische, Realistische. Run aber die andere Seite, die Phantastik.

Seldwyla, irgendwo in der Schweiz gelegen, ift eine luftige und "feltsame" Stadt. Ein idealer Ort, ein neues Schilda, auf das alle Thorheiten und Narr= heiten gehäuft werden. In jeder Stadt und in jedem Thale der Schweiz ragt ein Thürmchen von Seldwyla und die Ortschaft ift mithin als eine Ausammenftellung folder Thurmchen zu betrachten. In einer fo feltsamen Stadt tann es aber natürlich an feltsamen Geschichten und Lebensläufen nicht fehlen; die Thaten der Seldwhler muffen der originellen Phantafie des Dichters eben fo werthvollen Stoff liefern, wie einst die Thaten der Schildburger ihrem Siftorifer. Wie vieles an diesen Menschen ift "feltsam" und "wunderlich", in den "Leuten von Seldwolla" und fonft bei Reller. Um nur von einigen Fällen und in des Dichters eigenen Worten zu sprechen: "Romeo und Rulia auf dem Dorfe" ift die "wunderlichste Berkleidung" der alten schönen Fabel, Frau Marianne, im "Landvogt von Greifensee" ift "die seltsamfte Räugin von der Welt, wie man um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hatte", der schlimmheilige Bitalis, ebenfalls ein Unicum, besitt "eine Liebhaberei, die mit fo feltsamer Selbstentäußerung vermischt ift, wie in der Welt kaum wieder vorkam". Wendelgard, im "Landvogt", ift eine "Ausnahmegeftalt", Ugnes im "grunen Beinrich" ein "Naturiviel". Immer neue und immer drolligere Dinge weiß der unerschöpfliche humoriftische Sinn des Dichters zu erfinden. Die Geschichte des Zwiehan ift "die wunderlichste kleine Geschichte", Reinhart's Erscheinen, im "Sinngebicht", ift das "feltsamfte Ereigniß"; Tante Angelika, in den "Berloden", hat ein "höchft feltsames Erlebniß", der Schufter im "Sinngedicht" fingt fein Lied im "allerseltsamsten Rhythmus". Seltsam ift selbst die Waffe, mit welcher die Seldwyler ihre finftern nachbarn, die Ruechensteiner, befehden, jener ungeheure Binfel, der die gelben Nasen schwarz anstreicht; und selbst die Berbrechen in Ruechenftein find "fo originell und feltsam, wie nirgends."

Solche phantastischen Gestaltungen noch wirksamer zu machen, arbeitet Keller mit merkwürdigen Contrasten und haarscharf zugespisten Gegensäten: des sonnigen und wonnigen Seldwyla Rachbarstadt ist das graue und sinstere Ruechenstein, oder die Rachbarin der frommen und milden Frauen im "Ber-lorenen Lachen" das häßliche, böse Delweib; der passive, langsame, unselbsteständige Kitter Zendelwald, in der "Jungsrau und dem Kitter", hat eine höchst energische, übereifrige Mutter, das düstere Schloß Schwarz-Wassertelz, im "Hablaub", beherbergt die lichte Fides, während auf dem heiteren Weiß-Wassertelz die finstere Helz die finstere Heurschlichen. VIII, 9.

auf Beiß=, sondern auf Schwarz=Wasserstell und man merkt das Behagen des Dichters, mit dem er von dem weißen Müller auf Schwarz-Wasserstell spricht.

Alle diese Erfindungen, in denen die reiche Phantofie des Dichters fich voll Rraft und Farbe und Leben offenbart, erzwingen trot ihrer Seltsamteit zulett immer unsern Glauben, weil fie auf dem Boden der gesundeften Mäßigung ruhen, weil ein tief ethischer Zug durch alle Gestaltungen geht und wohl in der äußeren Form, aber nie im Wesen der Dinge Willfür und Laune uns ent= gegentritt. Jede Kunft hat ihren besonderen Stil und wer über das "Unwahr= scheinliche" gewisser Reller'scher Dichtungen nicht hinweg kann, ist in die Art feiner Kunft nur wenig eingedrungen. Alle großen humoriften, Cervantes, Sterne, Jean Baul, haben in diesem Sinne "unwahrscheinliche" Erfindungen uns zugemuthet. Ob Reller die hinreißend komische Remesis in der Krone seiner humoriftischen Erzählungen, im "Schmied seines Glückes" schildert, ob er die tiefe Gerechtigkeit an dem öben Sinn der drei "gerechten Rammacher" übt und das drollig Begonnene wie ein graufiges Nachtstück in Callot's Manier beschließt, ob er das bloß heitere Spiel in dem sauberen und anmuthigen Märchen "Spiegel das Rätichen" uns vorführt — immer ftehen wir erstaunt vor dem Reichthum und der Macht und der aus dem Bollen schöpfenden, echten Origi= nalität des Dichters, der als eine einzige und in sich vollendete Erscheinung unter seinen Zeitgenoffen baftebt.

Eine ftarte Phantasie, wie sie Keller besitzt, erzeugt leicht das Berlangen, einmal ungehindert von den Gesetzen der Caufalität, in freiem Fabuliren sich ergeben zu können. Das hat Keller zu bem Märchen "Spiegel das Kähchen" geführt, deffen Held, der beschauliche philosophische Rater, der bekannten roman= tischen Kater-Generation angehört. Es ist allmälig eine ganze Reihe geworden von weisen Ratern: Tied's gestiefelter Rater, Hoffmann's Rater Murr, Heine's verzauberter Kater in "Atta Troll", Spiegel das Kätzchen, Scheffel's Rater Hiddigeigei. Den Ton des Märchens hat Reller ausgezeichnet getroffen, er halt ihn von Anfang bis zu Ende fest und in keiner Beise blickt mit dem Dichter die moderne Welt in die Erzählung hinein. Anders in den hiftorischen Novellen und in den Legenden, wo er mehr als ein Mal aus dem Tone herausfällt, wenn er etwa berichtet, daß der Graf, in "Hadlaub", gar keine "ernsten Absichten, wie man heute fagen würde", hegte ober bag der Eugenia zu Muthe war, "wie wenn sie die unrechte Karte ausgespielt hätte, um modern zu reden, da es damals freilich keine Karten gab". Das hört fich an wie ein Ausklang der romantischen Fronie; der Dichter stellt sich über die Dinge und macht fich über sie luftig, er trägt mit Bewußtsein seine Welt in die dargestellte fremde hinein. Nähme fich Reller nur in den humoriftischen Erzählungen und besonders in den "Legenden" solche Freiheiten, so wäre weniger dagegen einzuwenden: aber in der ernsten, objectiven historischen Novelle, in "Dietegen" oder "Ursula", erscheint es um so mehr als eine Laune, als sonft diese Erzählungen Muster hiftorischer Dichtungen find, fest auf dem Boden ihrer Zeit wurzelnd und boch in den großen Motiven unserm Empfinden verständlich, ausgezeichnet im Colorit, echt und ungekünstelt in der Sprache.

Dasselbe Verlangen, das Keller zum Märchen geführt hat, hat ihn auch

zu den "Sieben Legenden" geführt. Aber hier wie dort hat er die Freiheiten. bie ihm der Stoff ließ, magvoll benutt; er hat von dem Rechte Gebrauch ge= macht, mit dem Wie und Warum einmal leichter umzuspringen, aber nicht als ein Romantiker, mit schrankenlos ausschweifender Phantasie, sondern wieder mit gefundem, fittlichem Empfinden und mit ftrenger Runft, als ein moderner Realift. Wenn die alten Legenden die transcendentale Frommigkeit des mannlichen oder weiblichen Beiligen verherrlichen, so reizt es den Schweizer in Gottfried Reller, den febr menichlichen Rückschlag der zu boch gespannten überirbischen Anforderungen barzustellen. Glaubet nicht, über die allgemeinen Grundlagen unserer Ratur euch erheben zu können, ihr Heiligen, sonft rächt fich das verleugnete Körperliche! Sonst zwingt es euch dennoch unter seine Macht zurud und erpreft das Bekenntniß: Homo sum! Laffen wir den himmel Simmel fein und bleiben wir einftweilen hubsch auf der Erden! Das find die einfachen Wahrheiten, welche Reller unversehens aus den Legenden entgegen= gesprungen find, als er den Antrieb empfand, jene "abgebrochen schwebenden Gebilde zu reproduciren": gewiß, das Antlit wurde ihnen nach einer andern Simmelsgegend gewendet, als nach welcher fie in der überkommenen Geftalt schauen, aber ihr Reiz wurde dadurch für uns nicht vermindert. Mehrfach hat Reller in diesen Dichtungen den Sieg der Erde über den himmel, der Sinne über die Askese, kurz das Hervorbrechen des Natürlichen dargestellt: die Nonne Beatrir verläkt das Moster, weil ihre Brust voll Sehnsucht ist nach der Welt und die Himmelskönigin selbst versieht ihren Dienst viele Jahre hindurch, bis das irbische Verlangen der Nonne geftillt; der schlimm-heilige Mönch Vitalis, der die weiblichen Sünderinnen bekehren will und den Ruf eines Wüftlings erwirdt, während er in Wahrheit als ein Heiliger lebt, verfällt der Macht der reizenden Jole und wird ein eben fo portrefflicher Weltmann und Gatte, als er ein Märtyrer gewesen war; Eugenia, der alexandrinische Blauftrumpf, welcher in Männerkleidern dahintrollt, durch ihren Sochmuth den ftattlichen Conful zurückschreckt, und zuletzt als Monch in's Kloster gelangt, gerath durch ihre männlichen Liebhabereien in fo große Berlegenheit, daß fie schließlich doch die Silfsquellen ihres natürlichen Geschlechts anrufen muß und des Confuls Gattin wird. Alles dieses ift nicht frivoler Spott über Dinge, die andern heilig find, sondern es ift, in des Dichters Sinne, der Sieg der Wahrheit, Natur und Sittlichkeit, es ift, wie in den Seldwyler Geschichten, Läuterung.

Ja, es darf sogar behauptet werden, daß Keller, indem er die Motive der Borlagen vertieste und verinnerlichte, nicht nur ihre Sittlichkeit bewahrt, sondern sie für uns erst wahrhaft sittlich gemacht hat. Wenn in der alten Legende der Ritter, der dem Teusel seine Frau verschrieben hat, durch die Jungsrau gerettet, und nachdem er Buße gethan, sogar mit Ehren und Reichthümern belohnt wird, so kennt der strengere moderne Dichter für das frivole Vergehen an dem Heistligken, an dem Leben der Gattin, nur die äußerste Strase: den Tod. Wenn in der alten Legende die Konne Veatrix sich "dem gemeinen Leben" ergibt, dann zurücksehrt und Buße thut, nach dem Vesehl der Jungsrau, indem sie allen Frauen erzählt, wie große Gnade ihr von Unser Lieben Frauen widersahren sei, so ist das ein ziemlich äußerlicher Borgang; wenn aber Keller's Ronne,

nicht auf den Befehl der Jungfrau, sondern aus innerem Antriebe ihr Geseimniß verkündigt, obgleich sie die Wahrheit verschweigen könnte, so ist das ein tief ethischer Jug. Auch der Ritter Zendelwald in der "Jungfrau und dem Ritter", dessen Gestalt im Turnier die Jungfrau angenommen hat, und für den sie so den Sieg ersocht und die geliebte Frau, auch er baut nicht auf diese Lüge, wie er wohl könnte, sein Glück, sondern die volle Wahrheit sagt er heraus, während der Held der Legende sie verschweigt.

Gerade diese Geschichte ist höchst charakteristisch für die Art, in der Keller seine Borlage ausgestaltet, und da die alte Legende nur kurz ist, so möchte ich

fie hier wörtlich mittheilen:

"Es war einmal ein Kitter, der hieß Walter von Birberg. Derselbige hatte Unire Liebe Frau sehr lieb und ritt einstens in ein Turnier. Als er nun unterwegs an eine Kirche kam, bat er seine Gesellen, zuvor mit ihm eine Wesse zu hören. Diese wollten nicht und ritten fürbaß. Also blieb Ritter Walter allein dort, ließ Univer Lieben Frauen zu Ehren eine Wesse singen und opferte mit großer Andacht. Dann ritt er in den Turnier. Unterwegs begegneten ihm viele Menschen, welche sagten, daß der Turnier bereits vorüber wäre. Er fragte, wer an besten gestochen habe. Die sagten, daß hat Herr Walter von Birberg gesthan, den rühmt man vor allen andern. Daß nahm den Kitter Wunder; doch ritt er sürbaß, und kam noch srühe genug, um den Turnier sammt andern Rittern mit großem Lobe zu enden. Nach geendigtem Turnier sammt niele Ritter zu ihm und besahlen sich seiner Gnade, als Solche, welche im Stechen von ihm wären überwunden worden. Da erkannte er wohl, daß solche Shre ihm von Unser Lieben Frauen Gnade widersahren wäre und dantte ihr mit großer Andacht, und diente ihr derweit er lebte." (Kosegart's "Legenden".)

Was hat nun Keller aus dieser naiven kleinen Geschichte gemacht?

Er hat zunächst und zuerst den Ritter zu einer individuellen Figur erhoben. Die Vorlage schildert einen zufälligen und äußerlichen Vorgang: man fieht nicht ein, weshalb herr Walter nicht felbst den Sieg hatte ersechten konnen, den ihm die Gnade der Maria erstreitet; und man nimmt an dem beliebigen Turnier, bei dem zu fiegen von geringem Belang ift, auch geringen Antheil. Reller, indem er den Ritter Zendelwald als eine träumerische und unentschlossene Natur darftellt, einen grünen heinrich, der durch das Turnier die hand einer geliebten Frau erringen könnte, wenn er mit der Außenwelt nicht schwerer fertig würde, als mit ber innern, — Reller macht aus dem zufälligen und gleichgültigen Hergang einen für des Helden ganzes Dasein entscheidenden, und zugleich innerlich berechtigten, benn er erfindet den reizenden Bug, daß die in Bendelmald's Geftalt gekleidete Maria der Geliebten Herz durch genau das nämliche Gespräch gewinnt, welches er in Gedanken felbst mit ihr geführt hatte, und nur aus Blödigkeit nicht hätte wirklich führen können: Zendelwald pflügt also nicht mit fremdem Kalbe, wie Herr Walter von Birberg, sondern im Grunde ift es doch sein eigenes Empfinden, das den Sieg ihm erwirbt.

Aber Keller hat nicht nur nach der ethischen Seite hin die Borlage verbessert, sondern eben so herrlich nach der poetischen. Alles weiß er zu beleben und zu beseelen: die Menschen macht er persönlich, die Dinge stinnlich greisbar. Stimmung bringt er hinzu und Farbe, Dust und Zauber. Hier bringt er einen Einfall, so unglaublich komisch, wie jener vom Ritter Maus dem Zahlslosen, der "zum Zeichen seiner Stärke die aus seinen Naslöchern hervorstehenden Haar etwa sechs Zoll lang wachsen, und in zwei Zöpschen gestochten,

welche ihm über dem Mund herabhingen und an den Enden mit zierlichen rothen Bandichleifen geschmückt waren" - bort gibt er eine Schilderung von fo entzückend sonniger Stimmung, wie jene von dem Banket, an welchem Zendelwald = Maria quadenvoll theilnimmt: "Es schien überhaupt alles glücklich au fein; in den grünen Laubgewölben in der Sohe fangen die Bogel um die Wette mit den Musikinstrumenten, ein Schmetterling fekte fich auf die goldene Krone des Raisers und die Weinpokale dufteten wie durch einen besonderen Segen gleich Beilchen und Reseda." Dazu nun eine Macht und ein gefättigter Ton der Darstellung, eine Knappheit des Wortes bei innerlich quellendem Reichthum, benen gegenüber es nur einen Ausbruck gibt; vollendet. Was zuerft foll man preisen und was höher? So schlicht alles und so bezeichnend, jedes Wort das richtige und deckende, keines zu viel und keines zu wenig, keine Kluft awischen der Sache und der Form, Satz um Satz heranrollend nach innerem Rhythmus. Hier hat fie ihren Gipfelpunkt erreicht, die Erzählungskunft Reller's, und kein Stück ist mir bekannt von deutscher Brofa, das höher ftande, als die "Sieben Legenden".

### IV.

In die dritte Beriode des Reller'ichen Schaffens, wie ich fie faffe, gehören die "Rüricher Novellen", die neue Ausgabe des "grünen Heinrich" und "das Sinn= gedicht": und ich fagte ichon, daß die Unterschiede zwischen diefer Zeit und der vorhergehenden keine ganz durchschlagenden find. Dennoch glaube ich, in diefer dritten Beriode ein Erftarken des Realismus wahrzunehmen und ein - ich will nicht jagen völliges herauswachsen aus der Romantit, aber ein Zurücktreten doch und jum Theil ein Fronisiren romantischer Joeale, an die der Dichter felbst nur halb noch glaubt. Die Seldwyler Novellen spielten irgendwo in der Schweiz, die Züricher Novellen spielen in Zürich. Der historische Sinn macht fich ftärker als vorber geltend: wir erhalten einen gangen Chklus aus der Borgeit der Baterftadt. Der Bortrag wird breiter, zum Theil volksthümlicher und populärer: während der Dialog in den "Leuten von Seldwhla" und den "Legenden" äußerst sparfam auftritt, haben wir gange Reden in dem "Fähnlein der fieben Aufrechten", lebhaft bewegte Wortgefechte im "Sinngebicht". Alles das, ich wiederhole, ift nur im Gangen zu nehmen: ber lette (und jungfte) Band ber Seldwyler hatte in "Dietegen" eine historische Erzählung, im "Berlorenen Lachen" eine im breiten Stil: das "Sinngebicht", auf der andern Seite bietet in "Don Correa" im knappften Rahmen einen äußerst reichen Stoff, aus dem ein Autor wie etwa Sans Hopfen leicht einen ganzen Roman gefertigt hatte, doppelt fo dick wie der "Onkel Don Juan".

Wenn wir suiher eine halb mystische Berehrung des Bolksthümlichen bevbachteten, so ist wohl auch jeht diese Berehrung keineswegs erstorben, aber boch wird im "Sinngedicht" der Amerikaner Erwin ironisirt, weil er in der Magd Regine "ein Bild verklärten deutschen Bolksthumes" über das Meer zu bringen hofft, und sich ihre Liebesneigung "so recht im Tone deutscher Bolkslieder vorstellt, von einem romantischen Schimmer übergossen". Und wenn der Jean-Paulisirende Dichter früher das Ergreisen poetischer Seligkeit pries, welche

mit goldener Fluth alles Kleine hinwegspült, so macht er sich jetzt luftig über Hablaub, bei dem "das Schöne schöner sein sollte, als das wirkliche Leben" und ein wenig auch — über sich selbst, wenn er im "Sinngedicht" zuerst das pracht-volle Bild ausmalt, wie Reinhart die Lucie findet an dem weißen Marmorbrunnen, mit den schwimmenden Rosen, und dann selbst bemerkt, daß das Bild "eher der idealen Ersindung eines müßigen Schöngeistes, als wirklichem Leben glich".

Einen didattischen und praktischen Zug, ein ethisches Moment haben wir in den "Leuten von Seldwyla" und den Legenden beobachtet, und wir beobachten ihn auch in den "Züricher Novellen". Die drei Geschichten des ersten Bandes werden zu einem praktischen Zwecke erzählt: die salschend Driginalitätssucht des Knäbchend Jacqued soll überwunden werden. Der Dichter wird Lehrer, er gibt eine Folge von pädagogischen Geschichten. So hatte er in "Regel Amrain" nicht eine einzelne pädagogische Handlung, aber das Muster einer guten Erziehung im Ganzen geschildert, im "grünen Heinrich" und in der Episode vom "Meretlein" die Muster einer schlechten Erziehung. Auch dieses pädagogische Moment darf als schweizerisch bezeichnet werden; es genügt den Namen Pestalozzi zu nennen. Bei Keller wird es gekräftigt durch eine ausgesprochene Neigung für die Kinder, von der schon die Rede war; er hat sie nicht nur als Poet, sondern auch als Autor eines "Leseduches für die mittlere Bolksschule" bethätigt. Unter seinen Gedichten ist eines der innigst empsundenen jenes frühe, das "Bei einer Kindes-leiche" überschrieben ist:

So bist erlöscht bu, lieblich junges Licht, Das mir erquickend in das Herz gezündet? Noch sprach drei Worte beine Junge nicht, Doch hat dein Lassen mir so viel verkündet! Das Sehnen, das die zartsten Bande slicht, Es hat tiesinnig mich mit dir verbündet: Ja vor viel Großen unter dieser Sonnen hab' ich dich Kleinen werth und lieb gewonnen!

Und bezeichnend endet das schöne Gedicht "Bon Kindern" mit dem Verse: "Es thut mir weh' an meiner Kinderliebe". In den Novellen sührt der Dichter gern die Liebe der Erwachsenen auf gemeinsam verbrachte Kindheit zurück, so in "Ursula", so im "Fähnlein der sieben Ausrechten", und er versteht es meisterzlich durch lebendiges Detail diese Kindheitserinnerungen gegenständlich zu machen. Oder er beginnt damit (hierin Storm ähnlich), die zukünstigen Liebenden als Kinder vorzusühren, wie in "Romeo und Julia auf dem Dorfe", in "Dietegen" oder "Hablaub" und geht dann mit schnellen Schritten oder auch Sprüngen auf die eigentliche Handlung über. Den größten Sprung macht die Erzählung so im "Hadlaub", wo uns der Held zuerst als zehnjährig und dann sogleich als achtzehnjährig gezeigt wird.

Im "Hadlaub" hat Keller wiederum die Quellen nicht nur trefslich benutzt, sondern auch eine jener Läuterungen sich vollziehen lassen, die er mit Borliebe darstellt. Hadlaub, zuerst ein etwas weicher Lyriker, ein schmachtender Minnejänger, wird durch die wahre Liebe und den Ernst des Erlebten fester und sicherer: als er die Geliebte errungen, "klangen seine Worte mit volltönender Stimme, wie aus einer andern als der bisherigen Brust, wie wenn sie wirklich

aus Panzer, Schilb und Helm hervorschallte, wie von der Mauerzinne einer festen Stadt herunter." Ein anderer psychologischer Prozeß, den gleichfalls die Liebe hervordringt, vollzieht sich an Fides, Hablaub's Braut, welche in der tiesen Reigung zu dem Manne die Schwermuth überwindet, die der Makel ihrer Geburt in ihr erweckt hat, und die aus dieser tiesen Reigung die Kraft schöpft, ihre Wahl gegen die Welt zu behaupten. Durch diese Vorgänge erhalten die bewunderungswürdig zarten und zierlichen Bilder, welche die Dichtung vor uns entrollt, wieder einen erusten ethischen Hilden Hinterarund.

Eine gang eigenthumliche Figur, deren Originalität felbst unter den vielen originellen Keller'schen Figuren noch besonders auffällt, ift der Narr auf Manega, ber an der Qual leidet, fein zu wollen, was er nicht ift. Nacheinander will er ein Bralat sein, ein Feldhauptmann, ein Ritter und ein Minnefanger, und jedem menfclichen Wefen, auf das er flößt, will er etwas aufbinden, es ju einem Glauben nöthigen und ihm einen Beifall abzwingen. Er ift immer thatig, aber immer auf die faliche Weise, er ist die verkörperte Zwecklosigkeit und bei aller scheinbaren Beweglichkeit, bei aller Zungenfertigkeit gebricht es ihm doch an wirklichem Berftande. Es ift das ein echt Reller'scher Zug, ber mehrfach wiederkehrt, diese Gegenüberstellung von scheinbarer und wirklicher Gescheidtheit, diese Geringschätzung der äußeren Weltklugheit, die doch vor dem Einfachen und Echten fich überwunden erklären muß. So fingt er ichon in dem "Lied vom Schuft": "Gin dummer Teufel ift der Schuft, Weil er doch der Geprellte ift, Wenn ihn ein rein, einfältig Berg, Mit großen, blauen Augen mißt"; oder er berichtet von Karls Nebenbuhler, im "Fähnlein der sieben Aufrechten", daß er für einen "klugen, jungen Mann galt, der es zu etwas brachte", dabei aber in seinen Unternehmungen durchaus nicht zweckmäßig verfuhr, sondern "ganz willfürlich und einfältig und im lebrigen ber dummfte Rerl von der Welt" war; oder er contraftirt im "Sinngedicht" die innere Weisheit der Lux und die Zungenweisheit der Waldhorn = Wirthin, hinter deren schlagfertigem Redewerk eitel Thorheit und Unwiffenheit steckt und die trot ihres Rufes eines durchtrieben klugen Wefens in der dunkelften Gemuthsfinsternig verharrt als ein vollständiges Schaf.

Aus einem ganz andern Ton als der düftere "Narr von Manegg" geht die Geschichte des "Landvogt von Greisensee". Nie ist die zusriedene, milde, herbstliche Resignation des Junggesellen zarter und liebenswürdiger geschildert worden, als hier. Es steekt viel Erlebtes in der Novelle, wie man leicht erkennt und wie die Nebereinstimmung mit dem Schluß der neuen Ausgabe des Romans bestätigen kann: beide Hebereinstimmung mit dem Schluß der neuen Ausgabe des Romans bestätigen kann: beide Helben sind künstlerisch veranlagte Naturen, die aber der Kunst entsagen und im Staatsdienst Bestriedigung sinden; an beiden zieht eine Reihe von schönen Mädchengestalten vorüber, beide sterben als Junggesellen. Nur daß die Resignation, mit der Heinze von Judith auf eine Berbindung verzichten, weil sie "zu viel von der Welt gesehen und geschmeckt haben, um einem vollen und ganzen Elück zu vertrauen", uns weniger anmuthet, als die Resignation des Landvogts, der in zusriedenster Laune noch einmal seine fünst Geliebten auf seinem Schlosse vereinigt sieht: "wie gut haben es Zeit und Schlössalt mit mir gemeint! Wohl sind es die Rosen der Entsagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie

herrlich und dauerhaft find sie! Wie unvermindert an Schönheit und Jugend sehe ich Euch vor mir blühen! Eure Herzen und Eure Augen sollen lange leben, v Salome, v Figura, Wendelgard, Barbara, Aglaja."

Ist der "Landvogt von Greifense" schönste Resignationspoesie, so ist das "Sinngedicht" Poesie des Optimismus. Es erscheinen wenige Dichtungen in unseren Tagen, die so reinste Lebensfreudigkeit, so sonniges Glück und Behagen ausstrahlen, wie dieser wundervolle Cyklus. Rein, Keller gehört nicht zu den modernen Schlots, die eine "jener langen Rechnungen über Lust und Unlust eistig aussehe und dem Himmel mürrisch entgegenhalten". Welch übermüttige Stimmung in der Anfangsscene, in dem kecken Ergreisen und dem Erproben des Kußproblems! Und wie erhält sich diese Stimmung durch all die tragischen und heitern, naiven und carrifirenden beziehungsreichen Geschichten hindurch bis an den voll ausströmenden Schluß: "eine warme Sommersonne schien und Niemand wollte alt sein oder es werden, denn Alle hatten es in sich und es war eine allgemeine Herrlichkeit und Zufriedenheit."

#### V.

"O Staatsschreiber von Zürich, ihr schreibt ftaatsmäßig! Aber mehr! mehr!" so apostrophirte unsern Dichter einst Friedrich Bischer. Seitdem hat Reller in der That einiges "mehr" geschrieben; aber zu den bandereichen Autoren gehört er auch beute nicht. Dennoch, wenn wir mit einem Blick feine Dichtungen zu überschauen suchen — welch unerschöpflicher Reichthum offenbart fich, welche Fülle von Erfindungen, Charakteren, Motiven, Stimmungen, Farben! Wir erhalten das Gefühl, daß Alles, was der Dichter gegeben, ihn bennoch nicht ärmer gemacht, daß es nur Theile find eines unendlichen und ftets neu anwachsenden Vermögens. Wir blicken in einen tiefen Schacht hinein: herrliche Schätze find bereits zu Tage gefordert, aber der Reichthum der Adern ift nicht geringer geworden und jede Stunde noch kann neue aufdecken. Ueber alle Tone gebietet der Dichter und über alle Stile: jett gibt er die beschauliche, behagliche Aufzeichnung, die von der Saft der modernen Erzählung fo gar nichts weiß, jest die entschloffene, gedrungene, nur das Wesentliche berührende, wie sie den alten Italienern und Spaniern eigen ist; hier spricht er im Tone der alten Boltsbücher, derb und carrifirend, dort bringt er ein duftiges Märchen, eine zarte Legende, da wieder einen gefalzenen Schwank und ein graufiges Nachtstück.

Gewiß, Keller hat das Recht, über den armseligen Biggi Störteler sich lustig zu machen, er arbeitet nicht mit dem Notizbuch; ungefragt strömt ihm alle Stimmung und alle Kenntniß zu, wie er sie braucht. Alles weiß er und alles versteht er, dieser wunderbare Mensch, er weiß, wie der Weindauer versährt, und der Ackerdauer, er weiß, wie man die Leute barbiert, und wie der Holzhandel betrieben werden muß, wie man Kirschäume pflanzt und Seide webt, wie man ein Gewehr außeinander nimmt und eine Flöte zusammenseht, was man auß Braunkohlen machen kann und wie der Natursorscher die Geheimnisse des Lichts ergründet. Alles das stellt er dar, als hätte er es sein Lebtag getrieben, so lebendig und gegenwärtig ist es ihm, und er stellt es dar mit der reinsten Kreude an den Dingen. Aber er weiß auch, wo es Noth ist,

weise Beschränkung zu üben; er ist sich bewußt, daß es Dinge gibt, die sich nicht schilbern lassen, und er sagt dies zuweilen ganz offen herauß: er verzichtet nicht nur, in "Romeo und Julia auf dem Dorfe", auf jedes Detail, sei es der Situation, sei es des Dialoges, von dem Augenblick an, wo die Liebenden sich auf's Schiff schwingen, sondern er bemerkt auch, daß die erste Unterredung zwischen Biggi und Kätter, zwischen Kegel Amrain und ihrem Gatten "nicht zu beschreiben" sind.

Indessen, trot allen Reichthumes des Inhalts und der Form, lassen sich, wie bei jedem Dichter, auch bei Keller gewisse Grundzüge entdecken, gewisse Lings-Motive und -Figuren, welche seiner besonderen, scharf ausgeprägten Individualität entspringen. Manche solcher übereinstimmenden Züge haben wir im Verlauf dieser Betrachtung bereits gesammelt und wir wollen an dieser Stelle besonders Keller's Charaktertypen in's Auge fassen.

Da sind zunächst die männlichen Selden. Für eine ganze Reihe von ihnen kann der grüne Seinrich als Grundtypus gelten, besonders in dem Berhältniffe zur Geliebten. Wie Beinrich auch fonft bei einem reichen Innenleben ber Aukenwelt fremd und ungeschieft gegenüber fieht, fo ift er por der Geliebten. tvie febr er sich im Innern mit ihr eins fühlt, verschlossen und blode. Gleich bei dem früheften findlichen Abenteuer mit der Darstellerin des Gretchens fpricht er von der "natürlichen Blödigkeit vor dem lebendigen Beibe". Die lebendige Gegenwart der Frau ist es also, die ihm den Athem benimmt: weiß er die Geliebte fern, so ist er muthia und unternehmend - in Gedanken, seine Phantafie ift nicht zaghaft, fich das Zusammensein auszumalen, er führt ganze Gespräche und bringt wohl auch seine Empfindungen auf's Bapier. Solches ift für ihn eine "befreiende That", aber keineswegs hat er ein ftarkes Bedürfniß, nun der Geliebten jenes Bekenntnif vor die Augen zu bringen: auch hier ift ihm die Sauptsache, daß er mit fich felbst im Reinen ift und gegenüber diesem inneren Genügen tritt alles Aeußere mehr gurud. Das eine Mal läßt er feine Liebeserklärung schwimmen, dem Rheine und dem Meere zu, das andere Mal bietet er fie dem himmel zur Lecture an; als aber ein Windstof fie ihm entführt, ift er froh, fie "aus dem Bereich feines Willens einer allfälligen Entbedung ausgesetzt zu wiffen", und als fie wirklich aufgefunden wird und bor die Geliebte gelangt, ift er wiederum froh, daß er ihre Wirkung fich felbst überlaffen kann, ohne "mit feiner Person unmittelbar dazu zu ftehen". Das Ginsegen seiner Berfon alfo, Auge im Auge der Geliebten gegenüber, macht ihm Beichwerden und ihm wird es nicht so gut, wie dem Ritter Zendelwald, für den Maria die Reden wirklich führt, die er nur in Gedanken zu halten fich getraute. Ebenfo empfindet der Held der "fiebenundzwanzig Liebeslieder"; er ermahnt fich in der Nacht vor dem Sause seines Mädchens: "Run ift es Zeit, mein Berg, mach dich hinzu! Nachtwandelnd weiß sie's nicht und lauscht in Ruh': Kannst Alles. Alles ihr zu Ohren bringen;" ebenfo empfindet der Lebendig=Begrabene, er hat einft das Geftandniß zurudgehalten und fragt fich nun: "Warum hab ich's der Einen nicht gesagt. Daß junge Liebe mir im Bergen sprosse? 3ch hab' ge= zaudert und es nicht gewagt — Die Krankheit kam und diese tolle Poffe". Und der graulocige Mann in dem Gedicht "Faliche Scham" bekennt: "Bei

Einer hab' ich das Wörtchen verschluckt, Wie sehr es auch sterbend im Herzen gezuckt. Ich glaube, sie ahnt' es und lächelte sein; Doch weiß ich nicht, sang's in ihr Ja ober Nein".

Diefer Zweifel, ob es in der Geliebten Ja oder Rein fingt, ift ein weiteres Sinderniß für Reller's Helden, "au dem fugen Leben der Liebe das Wort ju finden". Denn eine rechte Gemuthsverfaffung, fo empfinden fie, flammt erft bann in der vollen und rückhaltlofen Liebe auf, wenn fie Grund zur Soffnung zu haben glaubt; und fie find nur schwer geneigt, für ihre Person an folden Hoffnungsgrund zu glauben. Seinrich zweifelt Dorothea gegenüber immer von Reuem: Theophilus, in "Dorotheas Blumenkörbenen", meint nicht leicht, "daß ihm Jemand aus freien Studen besonders zugethan fei": die Liebe des Ritters, in "Spiegel das Rätichen" hatte "nie Jemand erfahren, wenn er nicht aufgemuntert worden ware durch des Frauleins Zuthulichkeit". Gern contraftirt der Dichter mit der migtrauischen Burudhaltung feiner Belden die übergroße Unternehmungsluft Anderer: was Heinrich sich nicht zutraut, hofft der Keuerbach= Apostel Gilgus zu erobern und von allen Rittern, die auf dem Schloß Bertradens noch geweilt haben, ift Zendelwald "der Einzige, der nicht daran bachte, diefen Breis erringen zu können". Um ihre Empfindungen beffer zu verbergen, nehmen fie ein mürrisches und abstoßendes Wefen an: fie schwollen. Seinrich schmollt mit Anna und Dorothea, Pankraz mit Lydia, Dietegen mit Küngolt, und je langer dieses Schmollen andauert, besto schwerer wird es ihnen, auch das gleichgültigste Wort an ihre Mädchen zu richten. "Anna einmal einfach bei ber hand zu nehmen und anzureden", erzählt heinrich, "schien mir eine reine Unmöglichkeit; lieber hatte ich einen Drachen gefüßt, als jo leichtsinnig die Schranke gebrochen, obgleich es vielleicht nur an diesem Drachenkuß hing, die ichone Jungfrau Bertraulichkeit aus der Bergauberung wieder zu gewinnen".

Das weibliche Ideal solcher schwer — nach auken — in Bewegung zu sekenden Liebenden ift natürlich die ihres Gefühls gang fichere und dem Geliebten halbwegs entgegenkommende Frau und fo beobachten wir denn in der That bei Reller's Mädchengeftalten ftarke Initiativen, welche einer übermächtigen und durch nichts zu beirrenden Empfindung entspringen. Alle die Frauen, denen der grüne Heinrich begegnet, unternehmen es, da fie feiner Liebe gewiß find, den Bann gu brechen: Unna bietet ihm auf dem Rirchhofe den Mund gum Ruß; Judith, Hulba, Dorothea geben ihm ihre Neigung zu erkennen. So thut die Dorothea der Legende, dem verschloffenen Theophilus gegenüber, fo Rüngolt, noch völlig als Rind, und boch charafteristisch, gegenüber dem Dietegen. Sadlaub fingt zwar Kides von ferne an, aber den ersten ernsten Schritt macht das Mädchen, nicht der Mann. Figuren, denen jene Sicherheit abgeht, und die wohl gar. wie Lydia in "Pankraz", oder das angebliche Fräulein Spiegels des Rätchens, mit den ernst und tief Liebenden ihr Spiel treiben, werden mit der versönlichsten Abneigung von dem Dichter gezeichnet und für ihren Gigennut geftraft. Dasjenige, was Pankraz in feiner Lydia zu finden glaubt, das find die anderen in Wahrheit: schöne und unwandelbare Sterne gleich den Frauengestalten Shakespeare's. "Wenn ich diese schönen Bilder der Desdemona, der helena, der Imogen fah", so erzählt Bankraz, "die alle aus der hohen Selbstherrlichkeit ihres Frauenthums heraus so feltsamen Räuzen nachgingen und anhingen, rückhaltlos wie unichuldige Rinder, edel, ftark und treu wie Helden: aut! dachte ich, hier haben wir unseren Fall! Denn nichts anderes als ein solches festes, schon gebautes und gradaus fahrendes Frauenfahrzeug ist diese Lydia, die ihren Anter nur einmal und bann in eine unergründliche Tiefe auswirft und wohl weiß, was fie will". Solchen feltsamen Räugen hängen nach Role, im "fclimm-beiligen Bitalis", Gritli in "Mißbrauchten Liebesbriefen", Ital Maneffe's eilige Schöne im "Narren von Manegg". Nettchen in "Kleider machen Leute": fie laffen nicht von den Beliebten, unbekummert um das Urtheil der Welt. Um Schönften und aus dem tiefften fittlichen Empfinden heraus hat das der Dichter in "Kleider machen Leute" dargeftellt: "Nach kurzem Schweigen, indem ihre Bruft fich zu heben begann, fand Nettchen auf, ging um den Tijch herum, dem Mann entgegen und fiel ihm um den hals mit den Worten: "Ich will Dich nicht verlaffen! Du bift mein, und ich will mit Dir geben trot aller Welt!" So feierte fie erft jett ihre rechte Berlobung aus tief entschloffener Seele, indem fie in füßer Leidenschaft ein Schicksol auf sich nahm und Treue hielt". Und im "Sinngedicht" vertheidigt noch einmal Reinhart diese Borliebe der Frauen für feltsame Räuge: "hat es benn nicht jederzeit gescheidte, hubsche und dabei anspruchsvolle Frauen gegeben, die aus freier Wahl mit einem Manne verbunden waren, der von diesen Borzügen nur das Gegentheil aufweisen konnte, und haben nicht solche Frauen sich jogar einen Ruhm daraus gemacht? Und mit Recht! Denn wenn auch irgend ein den Anderen verborgener Zug ihre Sympathie erregte und ihre Anhänglichfeit rührte, fo war diese doch eine Kraft und nicht eine Schwäche zu nennen!"

Aus dieser Besonderheit Keller'icher Männer und Frauen erklärt es sich, daß nur selten richtige und eigentliche Liebeserklärungen in seinen Dichtungen gemacht werden und am Säufigsten die Liebenden einander einfach und ohne Weiteres um den hals fallen. Im "Landvogt von Greifensce", bei einem Spaziergange, "fteht Figura Leu ftill und fagt: "Ich muß einmal mit Ihnen fprechen, da ich sonst elendialich umkomme. Zuerst aber bieses". Damit schlang fie beide Arme um seinen Sals und fußte ihn". Im "Sadlaub" sprechen Sadlaub und Rides mit einem Kinde, und "über diesem Spiele fallen fich die zwei großen Leute um den Hals" und umfangen fich fcmweigend. In "Rleider machen Leute", als Wenzel der Geliebten "mit klopfendem Bergen im Wege fteht und die Sande nach ihr ausstreckt, fällt fie ihm ohne Weiteres um den Sals und fangt jammerlich an ju weinen". Im "grunen Beinrich", als Beinrich und Unna unter einem Spinnfaden "fich wegbucken, kommen fich ihre Gefichter fo nabe, daß sie sich unwillfürlich füffen". Und im Ausgang des "Sinngedichts". als der verliebte Schufter und der Kanarienvogel ihren Gefang herausschmettern, entsteht "eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingeriffen Lucie und Reinhart sich tüssen".

Ein ebenso inpischer Zug in Keller's Frauengestalten, wie die freie Sicherheit der Herzensmeinung, ist die Schalkhaftigkeit. Allen sitzt ihnen der Schalk im Racken, den zarten und den festen, den kindlichen und den reisen, den übermüthigen und den harmlosen, den freien und den unterdrückten; und der Dichter

versteht es meisterlich, in immer neuen Bariationen, einer jeden aus seinem eigenen unerschöpflichen Borrath genau die Bortion Schalkheit zu geben, welche ihr gutommt. Bon allen gilt, was Reller von Rungolt fagt: "es blieb immer ein Reftchen von Schalkheit in ihr". Die Schalkheit einer fichern Ratur befitt Rosalie im "grunen Beinrich", Gritli in den "migbrauchten Liebesbriefen"; Die Schalkheit einer geiftreichen Ratur Dorothea im "grünen Heinrich", Figura Leu oder Lux. Wunderschön beschreibt der Dichter die Schaltheit Figura's, genannt Sanswurftel: "Sie lebte fast nur vom Tangen und Springen und von einer Unzahl Späße, die fie mit und ohne Zuschauer zum Beften gab. Nur um die Zeit des Neumondes mar fie etwas ftiller: ihre Augen, in denen die Wike auf bem Grunde lagen, glichen bann einem bläulichen Waffer, in welchem die Silberfischen unsichtbar sich unten halten und höchstens einmal emporschnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel ftreift". Welcher Contraft zwischen der Schalkheit Figura's und der "ehrlichen Schalkhaftigkeit" der Fides, zwischen der übermuthigen Schalkheit in der Dorothea der Legende und der "Schalkheit der harmlosesten Art", welche der Magd Regine zugeschrieben wird. Und wie schön schildert Keller die leisen Spuren der Schalkheit in der Anna und im kleinen Meretlein, wie ichon den Kampf des Ernftes und der Fröhlichkeit in dem armen Brenchen: "Immer war sein unterdrücktes Wesen bereit zur Luft aufzuspringen, wie ein gespannter Bogen. Feurige Lebengluft und Fröhlichkeit gitterte in jeder Fiber dieses Wefens und es fah höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich an, wenn trot alledem das qute Kind bei jedem Sonnenblick sich ermunterte und zum Lächeln bereit war".

Das Lächeln, als der natürliche äußere Ausdruck der inneren Fröhlichkeit und Schalkheit, hat für Reller eine besondere Wichtigkeit und es wird oft und immer neu von ihm beschrieben. So gleich in "Romeo und Julia auf dem Dorfe": "Sali fah Brenchen an und fah eine allerliebste sonnenhelle Luftigkeit über des Mädchens Gesicht sich verbreiten. Es hatte die Ursache aber schon wieder vergeffen und lachte nur noch auf eigene Rechnung dem Sali in's Gesicht. Dieser ftarrte auf die Augen, gleich einem Hungrigen, der ein fußes Weizenbrot erblickt und rief: Bei Gott, Breeli! wie ichon bift Du! Brenchen lachte ihn nur noch mehr an und hauchte dazu aus klangvoller Kehle einige kurze muthwillige Lachtone, welche dem armen Sali nicht anders dünkten als der Gefang einer Nachtigall." Um von den Frauen der finstern Ruechensteiner das Aeraste auszusagen, berichtet der Dichter, daß fie fo ftreng blickten, so unfreundlich und fauer, "daß man zweifelte, ob fie je in ihrem Leben gelacht"; und im "Ber-Lorenen Lachen" hat er das Lachen zum Grundmotiv genommen und Jucundus und Juftine, die mit dem gleichen schönen Lachen begabten, als durch eine unverkennbare Willensäußerung des Schicksals, durch mächtige Naturstimmen einander Zugehörige geschildert. In dem "Fähnlein der fieben Aufrechten" ift es das eigenthümliche Lachen Herminens, die lachende Sußigkeit ihres Blickes, welche Karl zu den fünfundzwanzig Treffern anspornt; im "Sinngedicht" endlich wird reizend bargeftellt, wie in den beiden schwer gedrückten Frauen, in Zambo und der armen Baronin, jugleich mit der Liebe das Lächeln fich einfindet. Bon Zambo heißt es: "Noch Niemand hatte fie lachen feben, und Alle waren erstaunt über den Liebreiz, welcher sich wie aus dem Himmel geholt so unerwartet über die fremdartigen Gesichtszüge verbreitete und eben so schnell wieder versichwand, als sie beschämt die Augen niederschlug". Und von der Baronin: "Es war wie eine erste Ersahrung in ihrem neu beginnenden Leben und ein schwacher röthlicher Schimmer verbreitete sich, gleich demjenigen auf den Rosen, über die blassen Wangen. Gleichzeitig verband sich mit dem Schimmer ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum ersten Male in dieser Art und auf diesem Munde. Es war wie der leise Abglanz eines Sinngedichts, welches heißt: Wie wilst du weiße Lilien zu rothen Rosen machen? Küß eine weiße Galathee: sie wird erröthend lachen".

Unfere Lefer wiffen, daß Reller diefes "erröthend lachen" jum Ausgangs= punkt des "Sinngedichts" genommen, und daß er in dem alten Logau'schen Spruche eine "tiefere Bedeutung" findet. Beides, das Lachen wie das Erröthen, ift ihm nur ein außeres Zeichen, ein Symbol für ein innerlich zu Grunde Liegendes: das Lachen entspringt der Freiheit des Geiftes, das Erröthen der Un= fould bes Herzens. "Zum Lachen braucht es immer ein wenig Geift, bas Thier lacht nicht", saat Reinhard. Darum miklingt das Experiment bei der Bfarrers= tochter: fie erröthet, aber lacht nicht, fie ift empfindfam, aber ohne Beift. Es miklingt aber auch bei der Röllnerin: fie lacht, aber fie erröthet nicht, denn fie hat awar Geift, allein ihr Berg bleibt ruhig. Und es würde am vollständigsten miklingen, wie mir scheint, bei der Waldhornjungfrau: fie würde weder erröthen, noch lachen, denn sie hat weder Empfindung noch wahren Beift. Einzig bei Luise kann das Problem voll gelöft werden, fie entspricht dem Ideal des Dichters: fie hat Geift und Herz, fie erzählt fich mit Reinhard "alles mögliche Zeug" und ift doch im Stande zu erröthen "wie ein Confirmand". Bei ihr ift, wie in der Borfchrift des Gedichts, Alles "fo einfach, fo klar und richtig, fo hübsch abgewogen und gemeffen". "Gerade so muß es fein", scheint der Dichter mit Reinhard zu fprechen: erröthend lachen! Das Berg allein, "Gute ohne Salg und Wehrbarkeit", wirkt auf ihn, wie auf Bankrag den Schmoller, und den grunen heinrich mit minderer Gewalt: "Denn wenn die offene klare herzensgute, was man so die Holdseligkeit am Weibe nennt, uns gewinnt, so bringt uns nachher, wenn wir in unserer Ginfalt entbecken, daß die Geliebte nicht nur ichon und gut, sondern auch gescheidt und beweglich ift, die fröhliche Rinderbosheit bes Kerzens pollends um Rube und Berftand".

So sehr aber der Dichter den Geift an der Frau schätzt, so sehr haßt er seinseitige Ausbildung. Er ist ein erbitterter Gegner der Blaustrümpse und Emancipirten, er stellt die bloß kluge und zungensertige, aber nicht gute, die eigennützige und herzlose Schöne mit den krassesten Farben dar. Solche Figuren sind Kätter in den "Mißbrauchten Liebesdriesen", Jüs in den "gerechten Kammachen", Violande in "Dietegen", und — als jüngste und ergöglichste Figur — die Malerin im "Sinngedicht". Besser kommt die Eugenia der Legende fort, die glücklich davon bekehrt wird, Schönheit, Anmuth und Weiblichkeit hintanzusehen und in Männerkleidern dahinzutrollen. Es ist zumeist der Schönheitsanbeter in Keller, der sich gegen diesen "Keronischen" Trieb wendet, die Attribute des andern Geschlechts sich anzueignen, und der ihm den Ausruf entlockt: "Was

werden das für traurige Zeiten sein, wenn es so kommt, daß mit den lichten Aleidern und den fliegenden Locken der jungen Mädchen und Frauen die Frühlingsluft aus der Welt flieht!"

Dieser Schönheitsanbeter aber bethätigt sich natürlich nicht nur polemisch und negativ, sondern auch positiv in der Schöpfung schöner Frauenbilder. Neben die mehr geistreichen Frauen, eine Dorotheg, Figurg, Lux, Justine treten diejenigen, in welchen die Schönheit, wie in der Beatrix der Legende, in der Judith des Romans, oder in der Wendelgard des Landvogt, "fozusagen ohne alle andere Buthat perfonlich geworden", und es ift charakteristisch, daß diese beiden Frauenideale in dem Abbild des Dichters, im grünen heinrich fich bekämpfen bis zum Schluß: "Sa, neben der Erinnerung an Dortchen's Angeficht leuchtet mir Rubith's Anblick fort wie ein Doppelftern. Beide Sterne find gleich schön und doch nicht beide gleich in ihrem wahren Wefen". Doch auch damit find Reller's Frauentypen nicht erschöpft: zu der schönen Schönheit kommt die sichere Schönheit, die bei sich selbst zu Sause ist, wie Gritli oder Fides, zu der geistreichen Schönheit die bescheidene und hingebende, wie Urfula. Wie prachtvoll schildert der Dichter die Fides: "In diesem Gesichte gab es keine unklaren topographischen Berhältniffe, keine unbestimmten oder überflüffigen Räume, Flächen und Linien, alle Züge waren bestimmt und alles beseelt von der eigensten, sußesten Berfönlichkeit. Die Schönheit war hier von innen heraus ernsthaft, wahr und untruglich". Und mit wie viel Innigkeit schildert er die Ursula, eine so un= endlich rührende Geftalt, wie fie nur dem großen Dichter gelingen kann: "Ihr ftilles schlichtes Wefen, ohne allen Schein, weder schon noch häklich, aut, wie das tägliche Brot, frisch, wie das Quellwaffer, und rein, wie die Luft vom Berge, besiegte vor Sangli's Sinnen jeden fremden und gewaltsamen Glang und das Zusammenwohnen mit ihr dünkte ihm so unentbehrlich, wie die Heimatherde felbst, welche den Menschen mit ihren treuen Makliebaugen anschaut".

## VI.

Keller ift bis in sein sechsundzwanzigstes Jahr Landschaftsmaler gewesen, und es ist daher oft, und zum lleberdruß des Autors, der Bersuch angestellt worden, die malerischen Qualitäten in seinen Dichtungen aufzuweisen. In der That bieten sich gleich auf den ersten Blick als eine Eigenthümlichkeit, die auf den malerischen Sinn zurücksührt, die vielen Beschreibungen bei Keller dar: das ausmalende Berweilen, wo der moderne Leser vorüberhaften möchte; das genaue und wie gewohnheitsmäßige Schildern von Dertlichkeiten auch da, wo es die Sache selbst weniger sordert. Es geht dem Dichter wie Herrn Pineiß dem Dezenmeister, der den Dingen schnell noch ein Schwänzigen anhängt, ehe er sie aus seiner Hand entläßt, theils aus Privatleidenschaft, theils der Possierlichkeit wegen. Das letzter gilt besonders von den komischen Ausstatungen, mit denen er seine Figuren begabt, von dem Auge Gottes des Gilgus, von dem chinesischen Papptempel der Jungser Jüs oder von der Schlacht bei Waterlov, dem Meerschaum-Mazeppa und andern Attributen des John Kabys.

Allein eine andere und weit tieser greisende Uebereinstimmung zwischen Keller, dem Maler, und Keller, dem Dichter, hat meines Wissens noch Niemand

hervorgehoben. Ich meine die Neigung für das Beziehungsreiche, Bedeutungsvolle und Sinnbilbliche.

Für Keller den Maler erschließen wir diese Neigung aus demjenigen, was wir über des grünen Heinrichs Gemälde hören. "Ueberall," erzählt Heinrich, "suchte ich poetische Winkel und Plätchen, geistreiche Beziehungen und Bebeutungen anzubringen". Und aus der Münchener Zeit wird uns berichtet: "Heinrich versenkte sich nun ganz in jene geistreiche und symbolische Art. Er ergriff diejenige Richtung, welche sich in reicher und bedeutungsvoller Ersindung, in mannigfaltigen, sich kreuzenden Linien und Gedanken bewegt. Immer geistreicher und gebildeter wurden seine Bäume, immer künstlicher und beziehungsreicher seicher Steingruppirungen".

Nun aber Reller der Dichter. Wer nur seine naive sinnliche Kraft, nicht seinen Tieffinn im Auge halt, wird schwer geneigt sein, an Beziehungen und Symbolik bei ihm ju glauben. Und in der That muß von vornherein bemerkt werden, daß die Dinge zuerft und zunächst bei ihm ftets nur um ihrer selbst willen dazustehen scheinen, so lebendig und greifbar find fie. Zuerft find fie etwas: dann erst "bedeuten" sie etwas. Nichts liegt mir ferner, als die Bermuthung von Bifcher mir zu eigen zu machen, daß der Tod des grünen Seinrich nicht wörtlich zu nehmen sei, sondern etwa bedeute: der alte grune Heinrich ift todt und ein neuer steht auf; oder die Auffassung des schweizerischen Literar= hiftorikers Robert Weber, daß in Anna die absterbende Bläffe des Idealismus und in Judith die farbige Naturwahrheit des Realismus personificirt sei. Das ift - mit Berlaub - die Art der schlechten deutschen Aefthetik, aus der wir heraus muffen um jeden Preis und glücklicherweise auch schon einigermaßen heraus find; das ift diefelbe Segelei, welche etwa erzählt, daß der bofe Beift im Rauft "eigentlich" das Gewiffen Gretchens "bedeute", und fo der mythologischen Figur, welche der Dichter geschaffen, unbarmberzig die Kleider vom Leibe reift, bis fie dasteht in frierender Blöße. Solche Betrachtung würde Reller das größte Unrecht thun: denn sie übersähe, daß der Autor, gerade indem er nicht bei der Borftellung stehen bleiben kann, sondern gezwungen ift, sie in Anschauung umzusetzen, sich als ein wahrer Dichter erweift; sie übersähe, daß die Symbole, mit denen er hantirt, "in Wirklichkeit und ohne Auslegerei die Sache felbst find, und nicht darüber schwimmen, wie die Fettaugen über der Wafferfuppe."

Symbolisch in diesem Sinne ift zum Crempel Heinrich's Begegnung mit dem König und seinen Beamten. Der Republikaner Heinrich hat bei seinem Sintritt in das Königreich das Gesühl, als ob ihm jedes Postschild zuriese: Du mußt dich auch zeichnen lassen, wie ich, hier ist Alles das erste und letzte Gigenthum eines einzelnen Menschen! Und je weniger er, wenn er recht thut, nach Jemanden zu fragen hat, desto lästiger ist es ihm, wenn er doch vor einer Namenschiffer den Hat abziehen soll. Statt nun bei dieser abstracten Aeußerung stehen zu bleiben — was thut der Dichter? Er ersindet zwei Scenen, in denen Heinrich zu dem, wogegen er sich sträubt, vor unsern Augen gezwungen wird; er läßt ihm zweimal an demselben Tage das Abenteuer zustoßen, daß er, das eine Mal von den Beamten seiner Majestät, das andere Mal vom König selbst,

handareiflich genöthigt wird, nicht bildlich, sondern wörtlich, den Hut zu ziehen: und er malt besonders die Begegnung mit dem König in großer Anschau= lichkeit aus: "Ein hoher magerer Mann kam mit langen Schritten und wunderlichen Bewegungen durch das ersterbende Awielicht daher und trat, als Heinrich ihn zerftreut anfah, plöglich auf denfelben zu und schlug ihm die Müte vom Ropfe. "Warum gaffen Sie mich an und grußen nicht?" rief er mit lauter Stimme. "Was ift das für eine Ungezogenheit?" Beinrich fagte: "Ich tenne Sie ja gar nicht, Herr!" "So? Wiffen Sie, ich bin der König! Artig sein, Respect haben, junger Mann!" und ohne eine fernere Rede abzuwarten, schritt er raich von dannen". Ein innerer Borgang, die Empfindungen des Republikaners in der Monarchie, ift hier echt dichterisch in's Aeuferliche und Sinnliche übertragen, ein Gemüthsprocek ist körperlich, sichtbar und greifbar gemacht. Etwas Aehn= liches läßt fich etwa im "Berlorenen Lachen" beobachten, als Juftinens aufgeklärter Glaube in die Brüche geht: der Autor fagt uns nicht etwa, daß fie nun Gefahr lief, in das Extrem der Gläubigkeit zu versinken, in den Katholicismus: fondern er zeigt uns, wie der Ratholicismus thatfächlich und wörtlich an fie herantritt, in jener armen Pilgerin, die auf ihren alten Füßen zur allerseligsten Marie gieht, wie fie von ihr den Rosenkrang empfängt, aber nach wenigen Augenblicken ihn mit Kopfschütteln zurückgiebt, ohne ein Wort zu fagen.

Und nicht nur die symbolische Art, auch die Borliebe für poetische Winkel und Beziehungen haben Reller, der Maler, und Keller, der Dichter, gemein. Ein jeder Dichter kennt Barallelen und Contrastfiguren; aber was Keller davon aibt, ist von der allgemeinen poetischen Technik in diesen Dingen durchaus verichieben. Es geht weit hinaus über die Rebenhandlung wie fie a. B. Shakespeare geftaltet im "Lear" oder "Hamlet", über die Contrafte Lear-Glofter und Samlet-Laertes, wenn Reller etwa die Stellung des grünen Beinrich zwischen Anna und Judith nicht einfach, sondern dreifach variirt wiederkehren läßt. Da ift junächft Lps, der zwischen Agnes und Rosalie fteht, aber — im Gegenfat jum Helben — rückfichtsloß ist in seinem Wankelmuth und als ein Mann, nicht als ein Kind, ichnell des Schwankens ein Ende findet. Da find die beiden feltsamen Arbeiterpaarel, die eine Liebschaft "über's Kreuz" haben und — gleichfalls im Gegensatzum helden — hinüber und herüber dem Antrieb ihrer Willfür folgen. Da ift lettlich der unglückliche Zwiehan, welcher das Schwanken zwischen Afra und Cornelia theurer bezahlen muß, als der Held: es koftet ihn fein Erbe und seinen Ramen, es kostet ihn seine Identität. Wenn in den beiden andern Fällen es sich um wirkliche im Roman auftretende Personen handelt, ist die Geschichte vom Zwiehan eine kleine Novelle für fich, in welcher der Dichter ein Erlebniß bes Helben zur hauptsache gemacht hat. Aehnlich scheidet er in der Geschichte vom Meretlein eine seiner Gigenschaften, die Unfähigkeit, laut zu beten, aus 1) und gewinnt aus ihr das Grundmotiv der Novelle, und eine Contraftfigur zu dem Selden.

Eine andere Contraftfigur zum Helden muß der Schulmeister Gilgus abgeben. Gilgus, wie der Heinrich des vierten Bandes, ist ein eifriger Gottes-

<sup>1)</sup> Worauf ichon A. Fren im Berner "Bund" vom 6. März 1881 aufmerkfam gemacht hat.

leugner; Gilgus, wie Heinrich, liebt Dorothea; Gilgus, wie Heinrich, kommt ohne Mittel auf das Schloß und nimmt die Gastsreundschaft des Grafen an. Und indem Heinrich die Carricatur in ihm erkennt, gehen ihm über seine eigenen Schwächen die Augen auf; er wird veranlaßt, seine Streitlust zu mäßigen, sein Gefühl für Dorothea zurückzuhalten und er glaubt neben dem sonderbaren Gesellen als ein kaum minder abenteuerlicher Gast dazustehen. Auf der andern Seite: auch Gilgus steht zu seiner Mutter in nahem Verhältniß und gedenkt ihrer in Liebe; er erweckt damit das Gewissen des Helben, welcher empfindet, daß der Narr am Ende noch ein besserer Sohn ist als er, der da sitzt und die Mutter so gut als vergißt.

Gern zeigt der Dichter, wie ein und derselbe Charafter in verschiedenen Lebenglagen zu correspondirenden Erlebniffen geführt wird. Die drei großen Fefte, welche Beinrich mitmacht, das Cadettenfest, das Tellfest, das Rünftlerfest, nehmen alle für ihn ein schlechtes Ende; in diesem Sinne spricht Beinrich einmal die lleberzeugung aus, "daß die Kindheit ein Vorspiel des ganzen lebens ift und bis zu ihrem Abschlusse schon die Hauptzüge der menschlichen Zerwürfnisse im Kleinen abspiegele, fo daß später nur wenige Erlebniffe vorkommen mogen, beren Umrif nicht wie ein Traum, wie ein Schema schon in unserem Wiffen vorhanden ift." Schärfer noch werden in den Novellen folche Parallelen und Wiederholungen durchgeführt: Pankraz' Wiederkehr bildet "das rechte Seitenftud au feiner ehemaligen Flucht und geht aus dem gleichen Grundton," John Kabys, der so viel von dem Schmieden seines Glückes gesprochen hat, wird schlieflich ein wirklicher Schmied, Küngolt, die den Dietegen vom Tode gerettet hat, wird zulett von ihm felber gerettet und das Galgenhemd, in das fie als Kind im Scherz fich gekleidet, muß fie nun im grimmigen Ernfte tragen. Jacques, der bon feinem herrn Bathen in die Lehre genommene, muß, um für feine erlangte Reife ein äußerliches Kennzeichen davonzutragen, zulett felber Pathe werden.

Es fragt sich aber nun, was der Dichter mit diesen Parallelen und Wiedersholungen im Ausgange eigentlich bezweckt. Ober, correcter gesprochen, da vom Zweck hier kaum die Rede sein kann: welchem Antriebe, welchem Bedürsniß sie

entipringen?

. Ich meine wesentlich biesem einen: durch den vollendeten Kreislauf der Dinge das Ende entschiedener und frästiger anzudeuten. Der King ist geschlossen, wenn das letzte Glied in das erste wieder eingreist. Keller begnügt sich nicht, wie so mancher andere Erzähler, eine Geschichte, so wie er sie gehört, weiterzugeben, unbekümmert darum, ob sie ein bloßes Abenteuer, ein Ereigniß, eine Anekdote, die erst den Keim einer Dichtung enthält. Er will, als er die Geschichte des Landvogts gibt, sie nicht nur "nacherzählen", sondern "Alles ordentlich eintheilen, abrunden und für unser Berständniß einrichten"; er läßt, als er die Jugendgeschichte Heinrichs gibt, die "dürstigen Ansähe seines Lebensmorgens zu seinem Bergnügen poetisch auswachsen". Es ist, wie man sieht, ein echt künstlerischen Sinnbildern zu zeigen, daß das Problem endgültig gelöst sei. Der Dichter haßt die unsertigen und abgebrochenen Geschichten, welche wie ein abgeschossens Bein, mit der Beränderung der Jahreszeiten sich immer bemerklich machen", er

gibt sich nicht eher zur Ruhe, als bis er ein reinliches Facit herausgerechnet und einen fraftigen Strich unter das Erempel gezogen hat. Und von dem Dichter überträgt fich das Gefühl auf feine Berfonen: Seinrich empfindet ichon als Knabe in der Lügenzeit den Drang, dazu beizutragen, daß alle Dinge, an denen er betheiligt, "einen ordentlichen Berlauf" nehmen; er empfindet eine Befriedigung, daß der Roman, den er dem Lehrer aufbindet, durch die "poetische Gerechtigkeit fo schön und sichtbarlich abgerundet wird"; er fträubt fich später im Glend da= gegen (wie wir bereits faben), München zu verlaffen, ehe fein "Gefchick die gur Rückfehr nothwendige klare und fertige Form angenommen". Denn ehe dies geschehen, in die Heimath zu geben, erscheint ihm "ganz gewaltsam und wie aus der Schule gelaufen, ohne seine Tagesaufgabe gelöft zu haben". Auch im Gin= gelnen bewährt fich diese Borliebe für den ordentlichen Berlauf und das Abrunden der Dinge: den Schadel des Awiehan, den er aus der Heimath entführt. mag er nicht auf dem Grafenschloffe zurücklaffen, sondern er besteht darauf, ihn wieder in die Heimath zurudzubringen, "wenn das auch als eine leere und unnüte Sandlung erscheine". Un folche Buge denkt der Graf, als er ihm einmal auruft: "Sie leben in Symbolen, fozusagen, und das ift ein gefährliches Sandwert, besonders wenn es in so naiver Beise geschieht!" Dan diese "naive Beise" für den Dichter besonders gefährlich sei, werden wir freilich nicht zugeben konnen, und vielmehr in ihr die einzige und fichere Rettung von aller blok gedankenhaften Symbolik erkennen.

Und nicht nur heinrich, das Abbild des Dichters, auch seine objectiveren Riguren leben naiv in Symbolen. Ein rührendes Symbol ift es, wenn die Magd Regine, da fie nicht fähig, in der höheren Lebenssphäre sich zu erhalten, in welche Erwin fie geftellt, fich erhängt - in dem letten Rleid, welches fie einft als arme Magd getragen und die Bitte hegt, in diesem Gewande begraben zu sein. Als eine symbolische Sandlung empfindet, wunderlich genug, Jungfer Bus ben Wettlauf der drei gerechten Rammacher: was die Thoren jum Muthwillen ausgesonnen, das sollen jene in eine finnreiche Schlußhandlung umwandeln eines langjährigen Wohlverhaltens und Wettlaufes in der Tugend. Ebenfo empfinden die sieben Aufrechten den Befuch des Freischießens als eine finnreiche Handlung: fie gonnen sich an ihrem politischen Lebensabend "ein rechtes Schlußvergnügen" und können nun in Wahrheit fagen: Ende gut, Alles gut. Das ganze Leben der Menschen wird von dem Dichter als ein peinliches und fein auszuarbeitendes Kunftwerk empfunden, ähnlich wie von dem Pfarrer "im "Sinngedicht" und von herrn Jacques in den Züricher Rovellen, welcher "nach gehöriger Ausreifung aller Berhältniffe feine vorbestimmte Braut feierlich heimführte und fo das Runftwerk feiner erften Lebenshälfte abschloß". Bu der schönsten Erfindung hat dieses Gefühl im "Landvogt" geführt, in welchem die reizende Bereinigung ber fünf Geliebten an einem Tage die finnreiche Schlußhandlung darftellt: "wer hatte gedacht", fagen wir mit Frau Marianne, "daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Korbe find, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte." . . .

Aber auch wer hätte das gedacht, fragen wir, daß der Dichter Gottfried Keller, der so lange einsam und unverstanden dastand, nun zum erbaulichen Ende

einer immer sich mehrenden Verehrung und einem, wir dürfen hoffen, immer eindringenderen Verständniß begegnen würde? Wie seine Entwickelung schwer und zögernd gewesen ist, so ist auch die Theilnahme an seinen Werken nur langsam, wenngleich stetig und sicher, gewachsen. Heute ist es entschieden, daß er zu den allerersten deutschen Dichtern gehört. Keine "engere Gemeinde" hat sich — zum Glück — um ihn gebildet, keine Clique, die ihren eigennützigen Cultus mit ihm treibt — wie denn auch Keller wenig Neigung haben würde, den Kunstpapst zu spielen; aber die Besten unserer Nation lauschen ihm und das Verständniß für seine Kunstweise gilt mit allem Recht als ein Gradmesser bes Geschmackes. Möge er noch lange Zeugniß ablegen, daß die echte Poesse in Deutschland nicht erstorben ist! Möge er noch viele sinnreiche Schlußhandlungen in der Fülle seines Könnens zur Darstellung bringen! Und möge das rechte Schlußverznügen seiner Dichtung noch weit, weit hinter ihm liegen; wenn es aber dereinst eintritt, tief und schon sein, wie ihr Beginn!

## Der Maler Iwanow.

(Darftellungen aus ber beiligen Geschichte von Alex. Imanow. Berlin, A. Afher & Co. 1880.)

In jeder Literatur gibt es Bücher, deren literargeschichtliche Wichtigkeit unbestritten seststeht und deren Namen im Gedächtniß der Menschen fortleben, ob ihre directen Wirkungen sich gleich auf einen engumschriebenen Zeitraum und innerhalb dieses Zeitraums auf einen bescheidenen Leserkreis beschränkt haben; es ist das die bekannte Gattung der Bücher, die "weniger bewundert und mehr gelesen werden sollten." Mitunter ist auch Werken der bildenden Kunst das Loos gefallen, in der Kunstgeschichte Spoche gemacht und gleichwohl dem Publikum einen nur geringen Antheil eingestößt zu haben. Als noch nicht dagewesen dürste dagegen der Fall zu bezeichnen sein, daß ein Bild weder in Kunst, noch in der Kunstgeschichte, sondern allein in der Literatur eine Kolle spielte, daß es berühmt wurde, bevor es überhaupt gesehen worden und daß dieser Ruhm auf gewissen, dem Kunstwerk zugeschriebene Eigenschaften beruhte, die dasselbe nicht ein Mal nach der Meinung und Absicht seines eignen Schöpfers besaß.

Einen Fall solcher Art hat die russische Kunst- und Literaturgeschichte und wahrscheinlich diese allein aufzuweisen. Die Sache ist merkwürdig genug, um im Zusammenhange erzählt zu werden: mit dem Sammelwerk, über welches nachstehend berichtet werden soll, steht dieselbe außerdem in so engem Zusammenhang, daß das Werk eigentlich nur im Zusammenhang mit der Lebensgeschichte seines Urbebers verstanden werden kann.

Sieben und zwanzig Jahre und sechs Monate lang (vom Herbst des Jahres 1830 bis zum Frühling 1858) lebte zu Rom ein russischer Maler, den die ganze Stadt unter dem Namen Signor Alessandro kannte, bessen nähere Bekanntschaft sich indessen auf einen enggeschlossenen Kreis beschränkte, und der diesem Kreise such der diesem Kreise seigen nähere Necksen Menschen galt. Ferner stehende wußten von dem im Jahre 1806 zu St. Betersburg geborenen und auf Kosten seiner Rezierung nach Kom gesendeten Alexander Iwanow nur, daß er der Kategorie derzierung Maler angehöre, die die Arbeit eines halben Lebens an ein Bild gesetzt haben und mit diesem Bilde nicht sertig zu werden vermögen; Kennern und Freunden war dagegen nicht zweiselkast, daß der Künstler, dem dieses nicht eben beneidenswerthe Loos gesallen, trot Alledem und Alledem ein Talent und

zwar ein Talent höchst eigenthümlicher Art sei. Iwan Turgenjew, der Iwanow ju Ende von deffen romischem Aufenthalte (im Jahre 1857) kennen lernte schildert ihn wie folgt: "Jahrelange Absonderung von der Welt und von andern Menschen, Beschäftigung mit sich selbst und ausschließliche Concentration auf einen unabläffig verfolgten, unverändert festgehaltenen Gedanken hatten dem Wesen Iwanow's einen merkwürdigen Stempel aufgeprägt. Er hatte etwas Mhftisches und zugleich Kindliches, etwas Tieffinniges und dabei zugleich Poffirliches an fich; er erschien rein und offen und doch auch wieder versteckt, fast möchte ich fagen fchlau. Auf den erften Blick erschien er uns (mir und meinem Freunde B. Bottin) höchft migtrauisch, zurudhaltend und von einer halb finftern, halb abwartenden Schuchternheit -- als er fich an uns gewöhnt hatte, entfaltete er eine weiche und liebenswürdige Ratur. Er konnte über den kleinften Scherz lachen, über die einfachften Dinge in Erstaunen, über einen zufällig gebrauchten icharfen Ausdruck in Schrecken gerathen und dann wieder Aussprüche thun, beren Alarheit und Reife von dem unermudlichen Nachdenken eines bedeutenden Ropfes zeugten. Gleich der Mehrzahl ruffischer Rünftler hatte Iwanow eine nur höchft oberflächliche Bildung erhalten, die Bervollftandigung derfelben ließ er fich inbeffen nach Kräften angelegen fein. Die antike Welt und die affprischen Alterthumer hatte er im Intereffe feiner tunftlerischen Plane eifrig ftudirt, die Bibel und insbesondere die Evangelien beinahe auswendig gelernt . . . . . An Literatur und Politik nahm er wenig Antheil, sein ganges Interesse war den Fragen gugewendet, die sich auf Kunft, Moral und Philosophie bezogen. Als ihm einst ein heft geschickt gezeichneter Caricaturen zugesendet worden war und er basfelbe ftill und in fich gekehrt durchblättert hatte, richtete er fich plöglich mit den Worten auf: "Christus hat nie gelacht."

Bur Zeit seiner Bekanntichaft mit Turgenjew galt Iwanow benjenigen feiner Landsleute, die fich überhaupt um Runft fummerten, bereits für einen ber ausgezeichnetsten Künftler aller Zeiten und für den ruffischen Maler par exellence. Und dennoch war das Bild, an welches er die Arbeit seines Lebens gesetzt hatte, außerhalb des Iwanow'ichen Ateliers von Niemanden und in diesem Atelier von einer nur beschränkten Zahl näherer Freunde gesehen worden, bennoch hatten die in Betersburg ausgestellten, vor dem Jahre 1830 geschaffenen Jugendwerke Iwanow's felbst von den nächsten Freunden des Rünftlers für bloße anftändige Mittelmäßigkeiten gegolten. Bur Erklärung dieses anicheinenden Widerfpruchs bedarf es eines Ruckblicks auf des Runftlers Lebens- und Bildungsgang. - In beschränkten Berhältniffen aufgewachsen, mit einer nur hochft mäßigen Bildung ausgestattet und bezüglich seines fünstlerischen Gesichtstreises auf die Bilder der Gremitage-Gallerie und die Schöpfungen feiner Landsleute beschränkt, hatte Iwanow sich mahrend seiner Betersburger Studienjahre vornehmlich durch den Ernft seines Strebens hervorgethan, wegen einer gewiffen Schwerfälligkeit feines Befens und wegen der Langfamkeit feiner Art den Profefforen ber Akademie indeffen fo wenig imponirt, daß diefelben ihn langere Zeit bindurch im Berdacht hatten, feine beffern Jugendarbeiten nur mit fremder Silfe fertig gebracht zu haben. In den Befit eines Reifeftipendiums mar der vierundzwanzigjährige Runftjunger nur mit Unftrengung gelangt und biefes

Stipendium hatte man blok für zwei Jahre berechnet, nach deren Ablauf der Stivendiat in feine Beimath gurudkehren follte. - Als Mwanow nach Rom tam. brachte er eine gewiffe Fertigkeit im Zeichnen und einige lebung im Copiren mit, - zu einer wirklichen fünftlerischen Bildung war bei ihm fo wenig Grund gelegt worden, daß er fich Anfangs in den herkömmlichen "akademischen" Formen bewegte, dann zwischen den verschiedenen Richtungen fleuerlos bin- und berschwankte und schlieflich dem damals auf der Söhe feines Ruhms stehenden Thorwaldsen mit der wunderlichen Frage, "welcher Kunftrichtung er fich anschließen solle" in's Saus fiel. In der Folge gewann Overbeck einen gewiffen Ginfluß auf den ftrebfamen Ruffen, vollständig gab Iwanow sich dem deutschen Meifter indeffen nicht gefangen, da er beffen einseitige Borliebe für die vorraphaelische Schule nicht theilte, sondern nach längerer Beschäftigung mit derfelben wieder zu den großen Muftern des 16. Jahrhunderts zurücktehrte. Bereits in der erften Beit seines römischen Aufenthalts hatte er auf Grund eifriger Bibelftubien den Blan zu einem großen Bilde "Chrifti erstes Erscheinen vor bem Bolke" gefaßt und der Borbereitung zu diesem Werke waren die folgenden gahre feines Lebens und die verschiedenen kleineren Bilder, die er während der vierziger Jahre malte, ausschließlich gewidmet. In der Stille lebte er nur dem Gedanken an die eine große Arbeit, die das Werk feines Lebens werden follte und der all' die hiftorischen und fünftlerischen Studien galten, denen er mit raftlosem Eifer oblag. Dann machte er fich an diefes Werk, bas nach zweijähriger Arbeit auf Leinwand gezeichnet und leicht untermalt war, zu Ende der 40er Jahre aber in Stocken gerieth, weil der Rünftler unter dem Ginfluß der ihn umgebenden westeuropäischen Welt zu einem ganz andern wurde, als er bei seiner Ankunft in Rom gewesen war. Der in den traditionellen Darstellungen der Kirche seines Volks und Landes emporgekommene, gläubige griechisch-orthodore Chrift hatte fich in einen Junger der modernen Weltanschauung verwandelt. Un der tief religiösen Grundstimmung von Iwanow's reichem Gemüthe hatte der Wechsel seiner Ansichten Nichts zu andern vermocht, und die Macht der byzantinischen Kunft- und Religionsanschauung, in welcher er emporgekommen, bewährte fich bis an das Ende feines Lebens: theoretisch und feinen bewußten Tendenzen nach, war der weiland gläubige Byzantiner indeffen in religiöfer Rückficht zum Rationaliften, in Bezug auf feine Kunftrichtung zum Realiften geworden.

In der Absicht, die Figuren der heiligen Geschickte so zu malen, wie sie wirklich gewesen, durchstreiste er den Ghetto Kom's und die Judenviertel anderer italienischer Städte (namentlich Livorno's), um jüdisch-orientalische Then zu studienischer Dann warf er sich mit Leidenschaft auf die Ersorschung assprischer, hrischer und jüdischer Archäologie und nur der Mangel an den dazu ersorderlichen Mitteln verhinderte ihn, nach Jerusalem und Kleinasien zu reisen und hier "an der Quelle" nach wahrheitsgetreuen Motiven für das Werk zu suchen, das die höchste künstlerische und geschicktliche Wahrheit in sich vereinigen sollte. — Bon dem merkwürzigken der in dieser Richtung unternommenen Versuche wird uns durch Turgenzew berichtet. Iwanow hatte das Straußische "Leben Zesu" gelesen und von demselben einen so mächtigen Eindruck empfangen, daß er die Anschauungen dieses Buches seinem Bilde zu Erunde zu legen und das Werk

demgemäß umzugestalten beschloß. Daran aber ließ er sich nicht genügen: trot seiner Urmuth beschloß er nach Deutschland zu reifen, den berühmten Gelehrten nach Rom einzuladen und ihn um ein Urtheil darüber zu bitten, ob sein Meffiasbild das Richtige getroffen habe. — Diefes wunderliche Unternehmen wurde wirklich in Ausführung gebracht. "Rach Imanow's eigner Schilderung hat Strauß den ruffischen Maler, der eines Tages bei ihm erschien, für einen Wahnsinnigen gehalten. Das Gespräch wurde von Strauf' Seite in lateinischer, von Iwanow in italienischer Sprache geführt, da der Erstere des Italienischen, der Lettere des Deutschen nicht mächtig war: bazu kam, daß ber Maler bas Lateinische, der Gelehrte das Italienische nur höchft mangelhaft verftand." Die Sache blieb natürlich refultatlos und Iwanow war naiv genug, in die höchste Verwunderung zu gerathen, als Turgenjew ihm klar zu machen fuchte, daß das ganze Unternehmen verfehlt gewesen ware, auch wenn Strauß sich zu der ihm zugemutheten Römerfahrt entschlossen hätte. — Bemerkenswerth ift, daß Iwanow in politischer Rudficht mit dem Altruffenthum feiner Jugend ebenso vollständig brach, wie in religiöfer Sinficht; das Sahr 1848 hatte ihn jum entschiedenen Anhänger ber bemokratischen und nationalen Bestrebungen Jung - Italiens gemacht und mit Alexander Herzen, dem Bater des ruffischen Radicalismus, stand er seit Jahren auf freundschaftlichem Tuß. Deutlicher als durch eine Mittheilung des Berichts. ben Bergen über fein Berhältniß ju Iwanow aufgezeichnet hat, läßt der innere Widerspruch, der das Leben diefes merkwürdigen Rünftlers und Menschen bewegte, sich überhaupt nicht bezeichnen und darum theilen wir diesen Bericht nachftehend mit. - Im Berbst des Jahres 1857 (ein Jahr vor seiner Rückkehr nach Rukland und turz vor feiner Bekanntschaft mit Turgeniew) hatte Iwanow dem in London lebenden ruffischen revolutionären Aubliciften das Folgende geschrieben:

"Wenn ich dem jezigen Fortschritte folge, so kann ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß auch meine Kunst, meine Malerei eine neue Kichtung einsichlagen muß. Ich glaube nirgend eine so vollständige Klärung meiner Ideen und Anschauungen finden zu können, als im Berkehr mit Ihnen. Darum habe ich mich entschlossen, auf eine Woche zu Ihnen nach London zu kommen."

Einige Tage darauf schried Herzen das Folgende: "Endlich ist Iwanow eingetroffen. In den zehn Jahren, daß ich ihn nicht gesehen, ist er sehr alt gesworden; sein Haar ist ergraut, der national-russische Ausdruck seines Gesichts tritt noch stärker als srüher hervor, — kindliche Gutmüthigkeit und Einsachseit verräth jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen. Nachdem wir am ersten Tage die National-Gallery besichtigt hatten, speisten wir zusammen. Er wurde nachdenklich, seine Miene, selbst sein Lächeln nahm den Ausdruck der Traurigkeit an, — dann wurde er gesprächiger und endlich sagte er das Folgende: Was mich drückt und nicht zur Ruhe kommen läßt, ist der Berlust des religiösen Glaubens, der mir noch zur Zeit Ihres Ausenthalts in Kom Leben und Arbeit erleichterte . . . . . . Der Friede meiner Seele ist gestört — zeigen Sie mir einen Ausweg, zeigen Sie mir neue Ideale! Die Ereignisse, deren Zeugen wir gewesen, haben mich auf Gedanken gebracht, von denen ich mich nicht wieder besteien kann, — Jahre lang haben diese Gedanken mich beschäftigt und als ich mit densselben in kalare gekommen, sah ich, daß meine Seele den Glauben verloren habe.

Mich verzehrt der Gedanke, daß ich meine neuen Anschauungen nicht zu künstelerischem Ausdruck zu bringen vermag, — zu meinen alten Anschauungen aber kann ich nicht zurückkehren. Bilder religiösen Inhalts zu malen, wenn man an die Religion nicht glaubt, ist unsittlich, ja sündhaft und ich kann mich über die Italiener und Franzosen nicht genug wundern, die keinen Stein der katholischen Kirche auf dem andern lassen wollen, nichts desto weniger aber die Wände derselben ausschmücken helsen. Das kann ich nicht, das werde ich niemals können. Man hat mir die Oberaussicht über die Malerarbeiten an der Jsaakskathedrale angeboten, — eine ehrenvolle Stellung, die mir eine auskömmliche Existenz gesichert hätte. Lange bin ich mit mir zu Kathe gegangen, schließlich aber habe ich "Kein" gesagt. Wie sollte ich mich selbest achten, wenn ich den Tempel Gottes ohne Glauben betreten und an demselben mit zweiselersüllter Seele arbeiten wollte! Lieber arm bleiben und nie wieder einen Binsel anrühren!"

Als Iwanow diefes Gespräch mit Herzen führte, war das Bild, an welches er die besten Kräfte seines Lebens gesetht hatte, nahezu vollendet. Er hatte zu bemfelben vier und zwanzig tleinere und fünf ausgeführte größere Stizzen ent= worfen, einzelne derfelben vollständig in Del ausgearbeitet, um (wie in dergleichen Källen gewöhnlich ift) schlieflich zu der erften Bee gurudgutehren. Die Summe aller Stiggen zu diesem Werk betrug (ungerechnet die Zeichnungen ungahlbarer einzelner Figuren, Ropfe und Drapirung) über zweihundert. Bereits gu Ende der vierziger Jahre mar die ursprüngliche Idee in einem fertigen Bilde jum Ausdruck gebracht und über diefes Bild die Meinung Cornelius', Overbeck's, Thorwaldfen's und Camuccini's eingeholt worden: dann hatte ein Beffern, Berändern und Neuentwerfen desfelben begonnen, das gehn Jahre andauerte und erft zum Abschluß kam, als in dem Künftler die innere Revolution vorgegangen war, deren Wirkungen er seinem Freunde Herzen so ergreifend geschildert hat. Als er die lette hand an seine Arbeit legen wollte, war dieselbe ihm vollständig verleidet; die Abficht, alle Röpfe noch ein Mal durchzugehen und denfelben einen einheitlichen Ton zu verleihen, gab er gegen feine bessere lleberzeugung und ledig= lich auf Zureden einzelner Beschauer auf, weil die vieljährige mit unermüdlichem Fleiß verfolgte Arbeit ihm zum Etel geworden war. Dann pactte er ein, um der Stadt, die seine zweite Beimath geworden war, so rasch wie möglich zu verlaffen, fein Bild nach Riel zu begleiten, dasfelbe einer plöglichen Erkrankung wegen allein über die Oftfee zu fenden und einige Wochen später über Berlin und Stettin in das vor acht und zwanzig Jahren verlaffene Petersburg zuruckzukehren.

Der Ruf seines Namens war dem Künstler längst vorhergegangen, sein Werk in ganz Rußland bekannt, bevor dasselbe auch nur vorläufig zum Abschluß gekommen war. Der berühmte russische Humorist Gogol war wiederholt in Rom gewesen und hatte bereits um die Mitte der vierziger Jahre auf Grund flüchtiger Bekanntschaft mit Iwanow's ersten Entwürsen das Folgende nach St. Petersburg geschrieben:

"Der Werth von Jwanow's Bilde liegt jest klar vor Aller Augen. Ganz Rom beginnt laut zu fagen, daß dieses Wert bereits in seiner gegenwärtigen, die Jdee des Künstlers nur höchst unvollständig ausdrückenden Gestalt, eine Erscheinung bilde, wie sie seit den Zeiten Raphael's und Leonardo da Vinci's nicht wieder vorgekommen sei."

Dieser Berkundigung waren andere, nicht minder enthusiaftische Apostrophen bes damals einflugreichsten ruffischen Dichters und Schriftstellers gefolgt; Gogol (der bekanntlich in unheilbaren religiofen Wahnstinn verfiel) befand sich bereits damals in seiner myftischen Beriode; er sah in Iwanow einen Erneuerer des echten Chriftenthums, den Borläufer der welterneuernden Miffion des "gläubig gebliebenen" flamifch-ruffifchen Bolts und pries ihn in biefem Ginne ben Ruhrern der damals im Aufschwung begriffenen Moskauer Slawophilenvartei an. Das Nämliche hatte der angesehenfte ruffische Gelehrte damaliger Zeit, der Brof. Bogodin bei Gelegenheit eines im "Mostowitanin" veröffentlichten italienischen Reiseberichts gethan, und aus der Uebereinstimmung des berühmtesten Dichters und des Theoretikers der Schule war von den Moskauer Nationalen ohne Bei= teres geschlossen worden, daß das Werk der flawischen Welteroberung durch den Maler des "Meffias" thatsächlich begonnen worden fei. Zum unumftößlichen Lehr= fat wurde diese Meinung als der Begründer und Altmeifter des Slawophilen= thums, der geiftreiche Phantaft R. F. Chomjatow in der Zeitschrift "Ruffkaja Besseda" seierlich erklärte, "Zwanow sei ein großer, aus dem Busen des ruffischen Bolksgeiftes hervorgegangener, von mächtiger religiöfer Empfindung erfüllter, großer und ftarker Runftler, der in einer Zeit des Unglaubens und allgemeinen Abfalls von der wahren Runft, eine neue Fleischwerdung des drift= lichen Dogmas aus der Tiefe feines ruhigen und gläubigen Bergens geschöpft und dadurch den Grund zur ruffischen Malerei und zu einer neuen Runft ge-Yeat habe."

Braucht besonders gejagt zu werben, daß die beiden erften Propheten von Iwanow's angeblicher driftlicher und flawischer Mission voreingenommene, von wirklichem Runftverftandniß weit entfernte Dilettanten waren, und daß Gogol furz vor feiner Bekanntichaft mit dem Meffiasbilde, Brulow für einen der größten Maler der Neugeit erklärt und beffen von Imanow perhorrescirtes, auf den roheften Effect berechnetes Gemälde "ber Untergang von Bompeji" begeiftert angeftaunt hatte? Das Iwanow'iche Bild hatte die Führer der Slawophilen-Schule in Extafe verfett, weil diefe Manner fich in einem Zuftande permanenter Exaltation für die Herrlichkeit ihres Landes und Bolkes befanden und weil ihr Bedürfniß nach Zeugniffen für die weltgeschichtliche Miffion des Slawenthums lange por Beendigung des Werkes gereift war, das ihnen für ein folches Zeugniß galt. Die ganze Sache trug das Gepräge des Künftlichen und Gemachten fo deutlich an der Stirn, daß es taum einer Erklärung dafür bedarf, daß die Beranlassung zu derselben, (bas Iwanow'iche Bild felbft) kaum einige Wochen lang die öffentliche Aufmerksamkeit Ruglands beschäftigte und daß der Rünftler der Triumphe, die man ihm fertig entgegentrug, niemals froh geworden ift.

Anfang Mai des Jahres 1858 war Jwanow in St. Betersburg gelandet. Die folgenden Wochen vergingen mit Besuchen bei Freunden und Gönnern, Borstellungen bei Hof und bei Großwürdenträgern, endlich mit Vorbereitungen zu der öffentlichen Ausstellung des Vilbes. (Während dieser Ausstellung traf der zufällig in der Newa-Residenz anwesende Turgenjew mit dem in Uniformsfrack und Dreimaster verkleideten, von der staubigen, durch kalte Winde abgeslösten Hilpe des nordischen Sommers empfindlich leidenden Maler zusammen).

Der Kaiser sagte Iwanow einige gnädige Worte, die Großfürstin Marie versprach den Ankauf des Bildes sür 10,000 Kubel und Erwirkung einer jährlichen Pension im Betrage von 2000 Kubel — als dieses Versprechen aber nicht sosort erfüllt und der empfindliche Künstler dadurch in heftige Erregung versetzt wurde, befiel ihn eine heftige Cholera-Attaque. Drei Tage nach seiner Erkrankung, am 3. Juli 1858 war Alexander Iwanow eine Leiche. Sein Bild wurde für 15,000 Kubel vom Staate angekauft und dem Moskauer öffentlichen Museum geschenkt, wo es noch gegenwärtig ausbewahrt wird. Eine zuverlässige Beschreisbung dieses so gut wie vergessenen Kunstwerkes ist niemals verössentlicht worden und dem Kamen seines Schöpsers begegnet man — von der slawistischen Literatur der 50er Jahre abgesehen — auch in dem heutigen Rußland nicht mehr.

Die Gelegenheit zu einer wenigstens indirecten Bekanntschaft mit biesem "ruffischen Runftwerk der Zukunft" ift dem deutschen Bublicum feit etwa zwei Jahren geboten worden. Auch damit hat es eine höchst eigenthümliche Bewandtniß. Bor einigen Jahren verftarb zu Rom Alexander Jwanow's jüngerer Bruder, der Architekt Sergen Iwanow unter Hinterlassung eines ziemlich beträchtlichen Bermögens. Zum Erben dieses Bermögens hat der ruffische Künftler, der Erbe und Bruder des "eminent nationalen" Malers, keine ruffische, sondern eine deutsche Kunftanftalt, das deutsche archäologische Institut zu Rom eingesetzt und an dieses Bermächtnik die Bedingung geknüpft, daß aus den Zinsen besfelben eine von dem Inftitut geleitete Berausgabe der fünftlerischen Sinterlaffenschaften seines Bruders veranftaltet werde. Das Bertrauen des Erblaffers zu der Gewiffenhaftigfeit feiner deutschen Erben, ift vollständig gerechtfertigt worden. In trefflicher chromolithographischer Ausstattung liegen drei, je fünfzehn Zeichnungen bezw. Farbenftiggen umfaffende Sefte der von Iwanow hinterlaffenen "Darstellungen aus der heiligen Geschichte" vor, — der (wenn wir nicht irren zwölf weitere Sefte umfaffende) Reft foll im Berlauf der nächsten Nahre erscheinen 1).

Bereits aus den bisher veröffentlichten Studienblättern, in's Besondere denjenigen, welche als directe Borarbeiten zu dem Messias-Gemälde gedient haben, läßt sich eine deutliche Vorstellung von Iwanom's Talent und von der Eigenart seines vielbesprochenen Hauptwerkes gewinnen. Ueber die Composition desselben (welche sich in einer der Zeichnungen ziemlich genau wiederfindet) sagt Votsin das Folgende: "Johannes der Täufer hat seine Predigt damit beendet, daß er die Augen

¹) Die erste Anregung zu dieser Publication scheint von Turgenjew ausgegangen zu sein, der im J. 1861 das Folgende schrieb: "Aus diesen merkwürdigen Zeichnungen geht der leitende Gedanke Jwanow's deutlich hervor; bei der Ausarbeitung derselben wurde der Künstler nicht durch den Pinsel gehemmt, den er namentlich gegen das Ende seines Lebens nicht vollständig beherrschte, da seine durch angestrengte und beständige Arbeit angegriffenen Augen ihn im Sich zu lassen begannen. Bekanntlich ericheint auch auf seinem Gemälde die Figur Christi zu weit von den übrigen Figuren entsernt; besonders groß nimmt diese Entsernung sich auf der W. P. Bottin gehörigen Stizze aus. Photographische Abbildungen dieser Stizze würden für alle Berehrer des ehlen, guten und unglücklichen russischen Malers Alexander Iwanow ein wahres Geschen sein." Erwähnt sei, daß ein Bruder des hier genannten W. P. Bottin, herr Michael Bottin, den "Darstellungen aus der heiligen Geschichte" eine ausssührliche Biographie des Künstlers (in russischen und beutscher Sprache) beigegeben hat.

ber versammelten Zuhörer auf den aus dem Hintergrunde vorschreitenden Chriftus lenkt. In der Mitte des Bordergrundes fteht der hagere, abgezehrte, durch das Reuer seiner Ueberzeugung und Rede imposant wirkende Täufer da. Ihm zur Seite stehen die Apostel Johannes und Andreas, hinter ihnen Rathanael und der ungläubige Thomas. Alle befinden sich am Ufer des Jordan, in welchem viele von ihnen eben erst getauft worden sind; einige haben den Fluß bereits ver= laffen, andere wie z. B. ein Knabe und ein Greis eilen denfelben zu verlaffen, um Chriftum zu erschauen. Gin Stlave lauscht neben dem getauften herren, ... ein Greis, der fich auf den Arm feines knabenhaften Führers ftutt, will aufftehen, um zu fehen, was vorgeht. - Gin Bater, ber fein Obergewand anzulegen im Begriff ist, und beffen Sohn ichauen mit Rührung auf Johannes. neben ihnen bleibt ein junger Mann, der sein Rleid bereits in Sänden halt. ftehen, um dem Täufer auguhören. Weiter hinten ift eine Gruppe von auhörenden Pharifäern aufgestellt, neben welcher Krieger zu Pferde halten. In der Mitte des zweiten Grundes befindet sich eine Gruppe Sigender, von denen einige fich in die Richtung wenden, woher Chriftus kommt, während Undere der Rede bes Täufers mit dem Ausdruck der Berfunkenheit zuhören. Im Sintergrunde der rechten Seite schreitet Chriftus vom Berge herab, — eine einzelne majeftä= tische Figur mit dem Ausdruck der Ruhe und Traurigkeit. — Unwillkürlich ge= fellt der Beschauer sich den Gruppen des Bildes zu, um sich in das Anschauen diefer Geftalt zu vertiefen, die trot ihrer Stellung im hintergrunde, den Mittelpunkt des Gangen bildet."

Die charakteristische Eigenschaft dieses Bildes, wie aller in den vorliegenden Seften veröffentlichten Iwanowichen Zeichnungen, ift eine Berbindung zwischen byzantinischer Gebundenheit und modern schrankenloser Freiheit, tief religiöser Innerlichkeit und nacktem Realismus, deren Wirkung fich durch Worte schwer wiedergeben läßt. Allenthalben icheint dem Künftler baran gelegen zu fein, die Nüchternheit und rücksichtslose geschichtliche Wahrheit seiner Auffaffung darzulegen; seine Figuren sollen wirkliche, nicht idealisirte jüdische Typen darstellen, feine Zeichnung von Landschaft, Architektur, Sausgerath betont vor Allem das prientalische Element in der judischen Geschichte und geht mit einer gewiffen Uenastlichkeit den Ergebnissen der archäologischen Forschung nach. Die eigenthumliche Beschaffenheit palästinenfischer Gebäude und Gelasse ift auf das Sorgfältigste nachgebildet, — die verschiedenen Abbildungen des Salomonischen Tem= pels erweisen sich als Ergebnisse jahrelanger eingehender Studien, — sitzende Gruppen werden nie anders als in den eigenthümlich orientalischen Stellungen des Rauerns und Liegens dargeftellt, — wenn die heilige Familie schlafend abge= bildet wird, so glaubt der Maler es der Treue des Locals schuldig zu sein, daß er fie auf dem Dach ihr Lager aufschlagen läßt. Sein Johannes der Täufer fieht wie ein unheimlich fanatischer Wüstenasket aus, der sich in der That nie anders als von Seuschrecken genährt, nie Saare und Bart geftutt, nie andere Kleidung, als folche aus Rameelhaaren getragen hat. Und trot biefer Wendung zu äußerster realistischer Treue und Wahrheit kann der Künftler den inner= lich gebundenen, an die Traditionen der orientalischen Kirche und des ruffischen Boltsthums feftgeschmiedeten Byzantiner nirgend berleugnen! Rein Aus-

druck gelingt ibm fo vollständig, wie derjenige einer willenlosen, fast konnte man fagen iklavisch en Singabe an die Autorität. - die ergreifenoften Geftalten. die er geschaffen, sind diejenigen demuthiger Heerdenmenschen, die im Bewuftfein ihrer inneren und äußeren Armuth und Bloke rückhalts- und widerstandslos, gleichsam mechanisch nach dem Seil greifen. — denen das "Sichselbstaufgeben" keine Anftrengung und keinen Entschluß koftet, weil fie fich nie felbst angehort haben. Diese judischen Bettler, Rabbiner und Briefter find trot der Arbeit, welche an ihre Ausstattung mit semitischen und orientalischen Attributen verwendet worden ift, aulett doch nur Ruffen. - Ruffen, die ein Sahrtaufend unter der Herrschaft des weltlichen und des firchlichen Absolutismus gelebt, Bhagntiner zu Borbildern und zu Lehrern gehabt haben! — Absichtlich scheinen die Tuben der buzantinischen Kirche und Kunft nur bei der Darftellung von Engeln und Heiligen festgehalten worden zu fein, die aus diesem Grunde einen höchst merkwürdigen, aber keineswegs reiglosen Eindruck machen, einen Gindruck, ber fich mitunter (3. B. in den Zeichnungen von der Verkundigung Maria und von dem Traum Joseph's) zum Grandiosen steigert. Andere dieser Darftellungen wirken durch eine liebevolle Barme und Innerlichkeit der religiöfen Empfindung, die mit den reichlich vorhandenen Zügen des Unharmonischen und gradezu Unschönen unwillfürlich versöhnt und dem Beschauer den merkwürdigen Rünftler und Menschen werth macht, deffen tief religiöse Gesinnung mächtiger gewesen ift, als die Summe all' der Einfluffe, die der fkeptische Zeitgeift auf ihn geubt, mit nahezu tödtlicher Wirkung geübt hat!

Allendlich bleibt freilich übrig, daß Alexander Mwanow, trok des hohen und rudfichtslofen Ernftes feines menschlichen und feines fünftlerischen Ringens, weder als Mensch noch als Künftler an das ersehnte Ziel einer einheitlichen und versöhnten Weltanschauung gelangt ift. Was immer zum Lobe und zur Erklärung der "Darftellungen aus der heiligen Geschichte" angeführt werden mag, ber Mangel an Harmonie, an wahrhaft fünftlerischer Bollendung und Durch= bildung derselben, läßt sich nicht bestreiten und nicht wegichaffen. urtheilung von Runftwerken wird diefer Mangel aber als entscheidend angesehen werden muffen. - Merkwürdig und in hohem Grade lehrreich werden diese Hinterlassenschaften eines in seiner Weise bedeutenden und dabei eminent ehrlichen Talentes nichtsdeftoweniger bleiben. Drängt fich dem Beschauer, bei den Iwanow'schen Kunstblättern finnend verweilt, doch unwillfürlich der Gedanke auf, daß diefelben nicht nur den Bildungsgang eines einzelnen Menschen, sondern die Entwickelungsgeschichte eines ganzen Volkes wiederspiegeln, bei welchem auf taufendjährige Gebundenheit an eine despotische Tradition, zügelloser Freiheitsdrang - auf den Byzantinismus, kraffer Realismus, und schließlich - Rihilismus gefolgt ift!

## Die alte Truhe.

Novelle

ad

Karl Erdm. Edler.

Die reizlose Offenheit der Ebene rings um das Landschloß lockte mich weder heraus, noch trieb mich etwas hinaus, da ich gekommen war, um mich an lieben Menschen, die ich lange nicht gesehen, zu erfreuen. Sie selbst gingen täglich ihr wackeres Maß an Bewegung in Haus und Wirthschaft ab, und das Sizen war ihnen ebenso Erholung, wie uns Stadtmenschen das Spazierengehen. Aber die Unrast der modernen Nerven begann nach etlichen Tagen doch in mir zu prickeln, und der Dämon gab mir allerlei harmlose Fragen nach Umgebung und Nachbarn ein. Als ich ein zweites Mal mit dergleichen vorrückte, hob die Hausfrau langsam die Augen und sah mich ein Weilchen über den Kand ihrer Stickerei an. Wir redeten dann von anderen Dingen, aber die Schloßherrin mußte nicht zugehört haben — Frauen haben nun einmal derlei Momente geistiger Abwesenheit. Denn sie warf plöhlich in die sinnigsten politischen Combinationen ein: "Otto, wäre es nicht angezeigt, die neuen Wagenpserde wieder einmal einzuspannen? Sie sind unausstehlich übermüthig." —

Der Schloßherr, welcher schon einen Feldritt hinter sich hatte, nahm den Borschlag nicht mit ungetheiltem Entzücken auf; indeß ce que femme veut.... Er gelangte schließlich gleichfalls zu der Ueberzeugung, daß dies für die Pferde nöthig sei; dann fand sich, daß er beim Notar im Städtchen dringend zu thun habe; endlich müsse das Unvermeidliche doch geschehen und Baron Haferstein wieder einmal besucht werden. Kurz, er redete sich in einen zornigen Eiser hinein, als ob ihm die Aussahrt bestritten würde.

Gine Biertelftunde später war er bereit; von unten machte sich der "unausstehliche Nebermuth" durch Schnauben und Stampsen bemerkbar. Die Hausfrau
dagegen hatte noch nicht den unbedeutendsten Bersuch einer Toilette unternommen. Ich wollte mich neben sie sehen, um nachzusehen, wie viel Stiche wir noch abzuwarten hätten, damit das gestickte Beilchen die Natur beschäme. Da sagte
der Hausherr, nach dem Hute langend: "Gehen wir?"

"Und Sie?" fragte ich die Beilchenstickerin.

"Bardon," sagte fie, weiter stechend, "wie heifit doch das Sprichwort? Ofen und Weib bleiben babeim - nicht mahr?" -

"Sie find doch nicht unwohl?"

"Danke, nein, aber . . . " — fie hielt das Beilchen von fich und betrachtete es einen Augenblick. Dann nickte fie zufrieden erft dem Beilchen, dann mir gu: "Au revoir!" Sie werden mir noch beute Abend Abbitte leiften."

"Von gangem Bergen - für?"

"Dafür, daß Sie mich jekt für ausgezeichnet launenhaft halten. Adieu!" —

Die Pferde raften dem Städtchen zu, und nach turzem Aufenthalt dafelbit lenkte fie mein Gaftfreund in einen Seitenweg und zwang fie zu langfamem Schreiten. Er felbst verftummte und war gang Auge für den Weg. Der Wagen hob und sentte fich über Steinblocke und Löcher, während die Räder bald rechts, bald links in der Luft schwebten. An einer überbrückten Stelle durchbrach ein Hinterrad das moriche Brett und die Pferde waren trot dem langfamen Schritt in Schweiß gebadet, als mein Gaftfreund bei einer Biegung des Sohlweges aufathmend fagte: "Da haben wir endlich den Saferftein."

Eine niedrige Erdwelle ftieg sachte vor uns auf und schob fich langgeftreckt durch das Ackerland hin. Aus weiter Ebene emporgekräuselt, täuschte fie das Auge über ihre Höhe: in Wahrheit war es nur ein höchst kummerlicher Versuch des Flachlandes, aus fich herauszutreten. Auf dem geftreckten Ramme ftand wirres Mauerwerk. Daß darin Menschen wohnen könnten, die man besuchen muffe, war mir zunächst noch nicht faglich. Was ich vor mir fah, stellte sich als eine Burgruine dar, welche die ganze Länge des Hügelrückens überdeckte. Und auch innen war nur haltloses Steingefüge und gerbröckeltes Gemäuer, und darüber allenthalben Pflanzenwirrsal, wie es fo gerne mit feinem Leben den Berfall des Menschenwerkes zudeckt. Gin einziges Mauerviereck war überdacht, aber die bemooften Schindeln zeigten viele Luden und waren ftellenweise durch Stroh ersett. Moos und Mauerschwamm frochen an den Wänden empor, das Marmorgefüge des gothischen Portales war ausgebrochen. Flur und Stiege schadhaft und modrig.

Wir betraten eine weite Salle. In dem riefigen Kamin flackerte ein Feuer. Davor ftanden zwei abgeriffene Stuhle, auf denen, die lehmbespritten Knieftiefel bem Feuer zugekehrt, ein Mann und ein Jungling fagen. Der Mann war etwa fünfzig, der Jungling ungefähr zwanzig Jahre alt. Was an Beiden zu= nächst auffiel, war ein seltsames Migverhältniß von Körper, Kopf und Kinn. Diefe drei Dinge ichienen drei verschiedenen Modellen entnommen, der Ropf viel zu klein für den langen Körper, das Kinn viel zu groß. Der buschige Haar= wuchs und der ftiere Blick beider zeigten gleichfalls eine unverkennbare Familien= ähnlichkeit. Die beiden Manner waren der Freiherr Saferftein und fein altefter Sohn.

Der Bater erhob fich schwerfällig bei unserm Gintreten und kam uns ent= gegen. In seinen Bewegungen trat etwas merkwürdig Ungefüges zu Tage: man fah die einzelnen Rucke, mit welchen ein Muskel den nächsten anregte und den widerwilligen weiterftieß, ein fortgesetztes: "So ruhre bich boch!" . . . "Ich mag aber nicht!" - In gleicher Weise schoben, als er zu sprechen begann, auch

die einzelnen Worte einander widerwillig vorwärts. Der Sohn hatte bei der Begrugung mit einem Stiefel nach ruckwärts gescharrt und war bann in bie frühere Lage zurückgefallen. Er betheiligte sich nicht an der Unterredung, sondern starrte mit dem verlorenen Blick in die Kaminslamme.

Zwischen den Stühlen stand ein Tisch mit zwei großen irdenen Bierkrügen. Der Freiherr riß, bevor er sich sehte, die Thüre auf und schrie hinaus: "Hans, noch zwei Krügel!" — Nachdem er dann eine geraume Weile über die Ernte gesprochen, sprang er plöglich empor, riß abermals die Thure auf und begab fich hinaus. Wieder erging der Ruf nach hans, aber diesmal mit einem furcht= baren Sagelwetter von Schimpfnamen und Flüchen. 3m Eintreten ichlug er den Thurflügel dröhnend hinter sich zu; fein Gesicht war tief geröthet bis auf bas mächtige Kinn, welches blaß geblieben war. Kurz darnach trat ber gerufene Sans mit zwei Biertrugen ein, ein Buriche in vernachläffigtem baurifchen Unjuge. Sein Geficht zeigte trot ber vorangegangenen Scene einen vollkommenen Gleichmuth. Als er an dem Sohne vorübergehen wollte, schob dieser sachte einen Fuß vom Stuhl in die Quere, fo daß er hinftolpernd beide Kruge aus= schüttete. Der Sohn lachte laut auf, während der Bater mit geballter Fauft auf den Diener losging. Mein Gaftfreund faßte ihn am Arme und legte ihm eine harmlose Frage nach seinem Baldprocesse vor. Der Diener erhob fich, ftieß den jungen Freiheren mit der Achsel an, und beide kicherten einander zu. Dazwischen ward die Thüre geöffnet und ein Knabe stürzte herein, an dem

kleinen Kopf und großen Kinn sofort als Hafersteiner kenntlich. Er mochte etwa vierzehn Jahre alt sein. Die Hand schlenkerte mit einem rothen Fegen herum, der zu einem Bündel geknüpft war. Darin hatte er einen Bogel, ber sich angstvoll regte und kläglich schrie. Ein Rattler sprang unaufsörlich bellend nach dem Bündel empor. Je mehr der Bogel wehklagte, desto schriller kläffte der Hund, desto unbändiger jauchzte der Junge, desto lauter lachten Bater und Bruder.

"Wo haft Du ihn denn erwischt?" fragte der Bater.

"Auf der Musik des Doctors," lautete die Antwort, und darüber erhob sich ein dreistimmiges, schier endloses Gelächter, während der Junge sein Spiel fortsette. Nur band er den Hund jett an den Tischfuß fest und hetzte ihn gegen ben armen Bogel, welcher auf dem Boden gappelte, indem er gellend durch die Finger pfiff.

Hans ging ab und zu, brachte Bier und schlug jedesmal die Thure dröhnend zu. Bater und Sohn tranken erstaunliche Mengen Bier. Der Sohn rauchte dabei aus einer hölzernen Bauernpfeife. Mein Gastfreund, dem es nicht ent= gehen konnte, wie widerwärtig mich alles dies berührte, wandte sich zu mir mit den Worten: "Es gibt hier fehr intereffante Frescogemalde, die Sie fich ansehen follten, wenn Baron Frang fo freundlich fein will, uns diefelben ju zeigen." -

Wir verabschiedeten uns von dem Freiherrn, und der Sohn führte uns über die knarrende Treppe in einen Saal des Erdgeschoffes. Es herrschte darin trot dem sonnigen Nachmittag ein abendliches Dunkel, da man, anstatt die zerschlagenen Fensterscheiben zu ersetzen, Bretter vor die Oeffnungen genagelt hatte. Der junge Mann zog ein Zündhölzchen aus der Weftentasche, ftrich

mehrmals damit über die Wand bin, und verfuhr dann, da diefes verfagte, unter Berwünschungen ebenso mit einem zweiten. Dann sprang er mit den Stiefeln auf das Billard und gundete die barüber baumelnde Lampe an. Diefe beleuchtete zunächst unten viele Stiefelspuren auf dem Billardtuch, und rings an den Wänden alte Fresken. Es waren Scenen eines Turniers, ftellenweise durch Mauerfeuchte geschädigt, aber ichon dem erften Blick durch fünftlerischen und funftgeschichtlichen Werth auffallend. Auf meine Frage nach Bedeutung, Künftler und hiftorischen Daten lachte ber junge Mann - er kummere sich nicht um Derartiges. Aber er fummerte fich in seiner Weise doch darum. Denn gleich darauf abbirte er uns aus allen Röpfen der Ritter und Frauen die Augen vor, welche er mit der Pistole getroffen. In der That zeigten die meisten Köpfe ftatt der Augen Löcher. Der Schütze war nicht wenig ftolz darauf und bemerkte in geringschätendem Tone, dem Bater gittere die Hand, weshalb die Löcher in Helm. Hals und Wangen von ihm berrührten. Die übrigen noch weiter oben. und zumal die ganz unten in Bauch und Beinen habe Bruder Anton geschoffen. - Neben den Löchern liefen gahllose kurze röthliche Striche über die Gemälde hinab, nach deren Herkunft ich nicht zu fragen brauchte, da ich vorhin gesehen, wo und wie der junge Freiherr die Zündhölzchen jum Brennen brachte.

Als wir draußen über den Schutt hinstolperten, hörten wir ein halb unterbrücktes Kichern und standen nach einigen Schritten vor dem jüngsten Hafersteiner, der an einer Leiter herumzerrte. Dieselbe lehnte an einem Rundthurm, welcher innen verfallen war, und nach der Zerstörung der Verbindungsmauer außer allem Jusammenhang mit der Burganlage vereinsamt da stand. Eben war es dem Knaben gelungen, die Leiter umzustoßen, wonach er sich vor Verzgnügen auf den Boden warf und schrie: "O der Doctor! Der Doctor!"

Auf der Plattform des Thurmes dunkelte eine lange Gestalt in den sonnigen Himmel hinein. Die oben bewegtere Luft spielte mit seinen Haaren und Rockschößen. Er war am Mauerrande emsig mit irgend einem Dinge beschäftigt, das ich nicht zu erkennen vermochte. Ich sah nur, daß von seinem Standpunkt mehrere starke Saiten schräg hinabgespannt und unten an eisernen Alammern besestigt waren. Es war eine Aeolsharse und die Lösung des Käthsels von "der Musik des Doctors". Denn die Saiten waren dis zu der Höhe, in welche des jungen Hafersteiners Hand langen konnte, mit Bogelleim überstrichen. So hatte der Knabe sich ein Duett geschaffen: zu dem geisterhaften Getön der Saiten den Ungstschrei der geseiselten Creatur. Jeht lief er lachend und schreiend davon. Wir erbarmten uns des Mannes oben und lehnten die Leiter wieder an.

Als er die Sprossen betrat, fühlte ich ein Regen längst eingeschlafener Erinnerungen. Mit jedem Tritt, um den er uns näher kam, rang sich etwas aus verdunkelter Tiese immer mehr in dämmeriges, halbdunkles, lichteres Be-wußtsein empor. Und wie er so meinen Augen und meiner Erinnerung entzgegen stieg, rückte auch ich unwillkürlich der Leiter näher, woher es kam, daß er von der letzen Sprosse gerade in meine Arme siel. Er war es auch leibhaftig, mein Jugendsreund, mein Schulkamerade, mein Zimmernachbar — und cr war es sast unverändert, wie ich ihn vor Jahren zum letzen Male gesehen. Das bleiche Gesicht, die langen gewellten blonden Haare, die nur etwas spär-

licher geworden, der blonde Bollbart, die hohe, in finnender Haltung ein wenig gebeugte Gestalt, der jetzt, wie bei jeder Erregung, feuchte Blick der tiefblauen schwermüthigen Augen — alles das entsprach auch heute noch seinem alten Beinamen Wolfram von Eschendach.

Wir standen eine Weile, er hatte immer noch seuchte Augen und ließ meine Hände nicht los, und sprach in seiner alten berebten Weise von der Freude, mich wiederzusehen. Daß er da auf Ruinenthürmen siedelnd angetroffen worden, wo er Aeolsharsen versertigte, und von wo er die übrige Menschheit auf Leitern besuchen kam, dies fand er so selbstverständlich, daß er kein Wort darüber verstor. Und so fragte ich ihn denn, was er treibe, wo er hause, warum er vor Jahren alle meine Briefe nicht beantwortet; und zunächst, wie er da von dem Thurmgemäuer gleichsam als gelöster Stein mit räthselhafter Inschrift herabegerollt komme.

Die Stromschnelle von Fragen riß ihn an das User der realen Welt. Ich kannte das, es kam wie einst: der seuchte Glanz seines Blickes verschwand, da er die Lider darüber niedersinken ließ. Es war, als sei das Stück nun zu Ende und der Borhang herabgefallen. Dann sagte er: "Ich bin hier Erzieher im Hause des Freiherrn von Haserstein."

"Du? Hier in . . . ."

Er unterbrach mich, indem er sich rasch zu meinem Gastfreunde wandte: "Wollen Sie nicht auch die Freiin besuchen?"

"Bir waren auf dem Wege zu ihr, Herr Doctor," erwiderte mein Gaftfreund, ihm die Hand schüttelnd.

Und so gingen wir zu Drei schweigend den Hügel hinab. Mein Gastfreund schritt voran, um uns im Austausch unserer Erinnerungen nicht zu stören, und wir Beide schwiegen, vielleicht weil wir uns allzuviel zu fagen hatten. Die "Billa" am Fuß der Bodenerhebung war ein gewöhnliches Bauernhaus, aber außen und innen von einer peinlichen Sauberkeit. Die Möbel des niedrigen Bimmers, das wir betraten, waren veraltet und abgenütt. Der eiferne Ofen glühte, während draußen der Spätsommertag noch empfindlich wärmte. In der Rähe des Tenfters ruhte auf einer Chaife-lonque die Freiin. Ihr bleiches Gesicht war gelblich überhaucht und trug den Ausdruck einer resignirten Rathlofigkeit. Ueber der niederen Stirn lagen haarflechten von einem unentschiedenen Blond, verblaßt, glanzlos, gleichsam gebleicht. Es war etwas Indifferentes und Apathisches in diesem Ropfe und ebenfo in der Haltung der ganzen Geftalt, wie fie bewegungslos über das Ruhebett hingestreckt lag — als schlummere die Frau mit offenen Augen. Die schmale, feine, ebenfalls gelblich angehauchte Sand ftrafte indeß dies Alles Lügen. Der Arm lag noch bis an die Handwurzel läffig und unbewegt; von da ab jedoch vibrirte ein nie raftendes Leben. Frgend ein imaginäres Ding wurde bald von der ganzen Sand, bald von einzelnen Kingern gefaßt, geglättet, zusammengerollt, gefaltet, geftreichelt, zerriffen. Die etwa vierzigiährige Frau erinnerte an ein Kind, das seinen Thätigkeitstrieb in den spielenden händchen verausgabt und den herumgreifenden Fingern irgend ein erdachtes Surrogat unterschiebt. Diese rathlose Jagd der Finger bei der Unbewegtheit der ganzen Geftalt machte den Gindruck unfäglicher Hilflofigkeit.

"Und wo haben Sie Ihre Frau gelaffen?" fragte die Freiin mit lässiger Stimme meinen Gastfreund.

"Sie hütet Haus und Hof."

"Das ist es," sagte sie ausseufzend, "so haltet Ihr Männer es mit uns Frauen. Ihr jaget und fahret in der Welt herum, und wir sitzen daheim und langweilen uns. Im besten Fall bleibt es doch nur eine glänzende Sklaverei. Das ist in früheren, in den guten alten Zeiten doch anders gewesen, ganz anders, nicht wahr, Doctor?"

"Und weshalb ist es heute nicht mehr so?" erwiderte Doctor Wirrner. "Weil die ideale Weltanschauung verschwunden und die Poesie verrauscht ist, welche das Weib hochgestellt . . ."

"Das Weib?" fiel die Freiin ein, indem fie die bewegten Finger ballte.

"Die Frau," sagte der Doctor demüthig. "Mit der Boesie herrschte die Frau und saß auf dem höchsten Throne, im Minnelied über die deutschen Lande gebietend, im Sang der Troubadours weithin über Spanien, Italien, Frankereich, bis hinüber nach England. Um ihre Huld kämpsten in Tenzonen vor Minnehösen die Edlen und selbst gekrönte Häufter . . ."

"Lieber Doctor," unterbrach die Freiin plöglich mit einer Stimme, die nicht mehr läffig und heiser, sondern klar und scharf extönte, "lieber Doctor,

läuten Sie boch, ich möchte ein Glas Waffer!"

Statt zu läuten ging er selbst. Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen, sagte sie in dem früheren Ton: "Der Doctor ist ein guter Mensch, wenn er nur nicht von der Manie besessen wäre, Borträge zu halten. Dabei hat er das unglückselige Talent, nie darauf zu antworten, was ich ihn frage, sondern Dinge außeinander zu sehen, die ich gar nicht wissen wollte, und in Worten, die kein Mensch verstehen kann . . ."

Er trat ein und brachte ein Glas Wasser. Sie trank, unterbrach sich aber plöglich mitten im Trinken: "Sie sagten vorhin, gekrönte Häupter — wie war das? — Gekrönte Häupter machten auch Gedichte?"

"Unter den Troubadours glänzen der englische Söwe Kichard I., die aragonischen Könige Alfons II., Betrus II., Petrus . . ."—

"Diese Elstern — diese entsetzlichen Elstern!" schrie die Freiin plötzlich auf, griff nach dem Opernglas, das neben ihr auf dem Tischchen lag, und blickte zum Fenster hinaus. Auf der windzerschlissenen Pappel saßen in der That zwei Elstern. Entsernung und Wind dämpsten indeß ihr Zwiegespräch dermaßen, daß man aufmerksam hinhorchen mußte, um etwas davon zu erlauschen. Die Freiin ließ das Opernglas sallen und hielt sich beide Ohren zu, indem sie sast weinend klagte: "Ich bin ein unglückliches Geschöps! Ich kenne nichts Widerwärtigeres, als das Geplapper dieser greulichen Thiere, und Tag für Tag — täglich, sage ich — kommen ihrer einige vor mein Fenster. Just nur vor meinem Fenster können sie alle ihre Kendezvous abhalten. Gerade weil es mir zuwider ift, gibt es für sie auf dem ganzen Erdenrund keinen gleich geeigneten Platz dazu. Was mir Unangenehmes widersahren kann, widersährt mir, und dies täglich — das ist mein Schicksal!" — Sie hatte dabei den Oberkörper

mühsam gehoben, und jede Fiber besselben vibrirte. Die Hand lag jetzt ganz starr. Der klagende Ton war nun in ein offenes Weinen umgeschlagen.

Doctor Wirrner erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, und ging hinaus. Einige Augenblicke später sah ich ihn unter der Pappel mit angelegtem Gewehre stehen. Ich traute meinen Augen kaum. Das war doch derselbe Mann, der die Jagd stets als abschenliche Barbarei gebrandmarkt hatte und jedem Regenwurm schonungsvoll ausgewichen war. Die Freiin aber wühlte den Kopf in das Kissen und schrie: "O nein — nein — um aller Heiligen willen! Das knallt unausstehlich! Hören Sie, Doctor — meine Nerven . . ."

Der Schuß finallte. Sie zuckte zusammen und sagte dann: "Ce malheureux! Wenn er nur Blut sehen kann! Der Unglückselige hat nun einmal diese wahnsinnige Jagdvassion! Das bringt mich noch zur Berzweislung!"

Der Doctor trat ein mit dem Gewehre — er war fehr bleich.

"Saben Sie beide geschoffen?" fragte fie wieder läffig.

"Bloß eine — die zweite ift davon geflogen."

"Warum haben Sie ihr denn nicht nachgeschossen? In einer halben Stunde ist sie wieder hier — es ist schon bestimmt und auch Alles gegen mich versichworen, daß ich nie zur Ruhe kommen darf!"

"Sie ist zu klug, um wieder zu kommen, nachdem die andere gesallen ist," sagte der Doctor gesassen. Mein Gastsreund gab aus seinen Jagdersahrungen einige Belege für diese Ansicht des Doctors zum Besten. Die Freiin spielte wieder mit den Fingern und sag da, als höre sie gar nicht zu. Tobende Aufregung und gänzliche Theilnahmslosigkeit stießen bei ihr hart aneinander wie zwei entgegengesetzt grelle Farben ohne Mittelton, ohne Nebergang.

Dann verabredeten wir noch, daß der Doctor mich eine Strecke zu Fuß geleite, während mein Gaftfreund langsam nachsahren wollte. Als wir fortsgingen, sagte die Freiin zu dem Doctor: "Bleiben Sie nicht zu lange auß! Sie wollten mir heute noch den Roman von Spieß zu Ende lesen — vergessen Sie nicht! Mein Gott, wie langweise ich mich indessen vieder bis zum Abend! Bitte, schicken Sie mir doch die Anka hercin! Sie soll hier sigen und lieber

tein Souper tochen, es wird ja etwas Kaltes vorräthig sein."

Wir schritten neben einander hin. Der leise Tritt und die slüsternde Stimme, welche er vorhin im Zimmer der Freiin beobachtet, mußten ihm zur Gewohnheit geworden sein. Denn er ging auch jeht in dem Hohlweg auf den Fußspigen und redete in gedämpstem Tone. Wie Schweres ich um seiner willen auf dem Herzen trug, so siel mir doch gerade nur das Kleinlichste ein, weil es mir noch im Ohre lag: "Wie kannst Du Spieß vorlesen? Spieß! Du!"

"Das ift fo nebenbei, weißt Du . . . "

"Wohl, die Hauptsache ist Dein Hosmeisterthum," unterbrach ich ihn erregt. "Der Spieß wird sast begreislich, wenn man unter dermaßen verbauerten Mensichen geistig vereinsamt, ohne Widerrede ihre Launen als Gesehe, die Rohheit als naive Kraft, ihre blöden Scherze als Geist hinzunehmen hat. Und dies Alles, weil man mit Himmelsgeduld die Ungezogenheit und schlechte Veranlagung eines boshaften Buben großziehen darf. Da mögen selbst "Die Reisen durch

die Höhlen des Unglucks und Gemächer des Jammers" von Spieß wie Erlösung aus folchem Frohndienst erscheinen."

"Und doch ist der Erzieher blutsverwandt jenem urgewaltigen Prometheus:

Sier fit' ich, forme Menschen nach meinem Bilde."

"Gewiß — Du zumal auch darin, daß Geier an Deinem Leben zehren. Zu den kurzlebigsten Menschen zählt der Steinhauer, dessen Lunge Millionen Atome rizen, während unter seinem Meißel die Gestalt aus dem Steine tritt. Nicht anders ergeht es Dir, der Du nicht aus Marmor, sondern aus grobförnigem Sandsteinklot eine schon mißartete Kinderseele zu sormen suchst. Deine Werkstatt ist übersättigt mit Splittern und Stäubchen und überdies mit dem Moder, der jenen Wänden innewohnt — nichts zum Uthmen, ein Element, mehr der Erde als der Lust verwandt. So schlage doch mit der Faust das Fenster durch — und da ist Lust und Licht und Sonnenschein!"

"Meinst Du?" erwiderte er, vor sich hinlächelnd. "Nicht Jeder hat Gesichick zu dergleichen. Ein Glasscherben reißt ihm die Pulsader auf und er

perblutet."

Ich blickte ihn verständnißlos und verwundert an.

"Bis Du mich wieder besuchst," suhr er fort, "mußt Du einen Blick durch mein Fenster wersen. Es sieht auf einen kleinen Garten, den ich selbst pflege. Ich liebe die stark dustenden Blumen. Der Dust steigt zu mir empor, die Sonne malt mir goldene Täslein auf Wand und Boden, und die Linde schielt mir Blüthen auf Tisch und Bücher. Mein Zimmer ist nicht so unsreundlich, wie Du meinst, Du mußt es Dir ansehen."

"Du weichst mir aus und weißt sehr wohl, daß ich von Deinem Leben, nicht von Deinem Zimmer sprach. An Sonnenschein und Lindenblüthe kann sich selbst der Gefangene durch sein Kerkergitter erfreuen. Du aber hast kein Gitter vor Deinem Fenster, um hinaus gelangen, um frei werden zu können ..."

"Es gibt unsichtbare Gitter, die keine Feile durchfägt . . . "

"Die aber männliche Kraft aus der Mauer reißt. Und dies bift Du nicht Dir allein, sondern der Allgemeinheit schuldig. Was würdest Du von dem Heerstührer sagen, der den Marschallstab hinwürse und Kekruten drillte? Du haft nicht bloß als Gelehrter der Welt zu wiederholen, was ihm in Uederstülle gelehrt worden; Du bist ein Pfadsinder, der ihr Manches zu sagen hat, was noch Niemand weiß. Einst klammerte sich Dein ganzes Trachten daran, das Verlovene Deiner Wissenschaft aufzuspüren. Wenn Du dies jeht aufgegeben, so sollst Du doch auf dem Lehrstuhl einer Hochschule Tausende von dem leben machen, was Du, wie der ungetreue Knecht sein Psund, hier verscharrst und, wie der Geizhals sein ungenühtes Capital, hier verschließest."

"Es scheint so manches Capital ungenützt und unberührt, und doch ist es nur anders genützt, als insgemein von den Menschen, anders und — vielleicht

beffer." -

Wir gingen wieder eine Weile schweigend hin. Ich blickte in die Ebene, wie sie sich endlos vor uns dehnte und nirgends auch nur den bescheidensten Bersuch machte, das Auge zu fesseln. Es war ein unverhülltes Bekenntniß der Reizlosigkeit in dieser Landschaft, ein offenes Eingestehen ohne jeglichen Kückhalt.

Und dies drängte mir den Gedanken auf die Lippen: "Du warst ehedem ein Naturschwärmer, freilich zunächst für jenen Hintergrund, darauf sich die mittelsalterliche Herrlichkeit abspielt. Du gedachtest Dich wacker umherzutummeln in den Gefilden der Provence und Italiens, in den Sierren Spaniens, in den Buchten der Normandie. Wie kann Dir nun dieses Naturbild auch nur durch Tage, geschweige denn durch Jahre, erträglich sein?"

Er warf einen raschen Blick über die Ebene und erwiderte: "Die Gegend stellt sich Dir schmucklos dar, aber sie ift nicht reiglos. Der Schmuck liegt immer an der Oberfläche, der Reiz oft recht heimlich tief. Und schmuckloser Reiz wirkt häufig tiefer und nachhaltiger, als der reich geschmückte. So ift es wohl hier - blicke doch hin! Das Auge ruht gleichsam in der Wiege und wird sachte die Ackerfurchen auf und ab geschaukelt. Und wenn es dort, wo ferne Sügel den Horizont abschließen, ein wenig höher geschwungen wird, so ift auch das wie beim Einwiegen: die Mutter geht fort und fest zubor die Wiege in ftarkere Bewegung, auf daß dieselbe noch ein Weilchen für fich allein weiter schautle. So hebt sich dort mit dem Auge die Phantafie fanft an den Hügeln empor und schwingt fich, von der Mutter Natur entlaffen, sachte aus. Die Unraft des Gebirges, unter bem wir unfere Jugend verlebten, ftachelte zu äußerer und innerer Unrube. Leib und Seele wollten mit den Bergen in die Wolfen klettern, an Kelszacken in die Luft hinausschwingen, in geheimnisvolle Schründe niedergleiten. Sier dagegen ist Alles bis zum Ende beruhigend, stillend. Der= gleichen aber wirkt bestimmend auf den Menschen; ich glaube, ich bin durch das Stillende dieses Landschaftsbildes eine contemplative Natur geworden."

Ich ließ mein Auge noch einmal über die Ebene hinschweisen, und als es wieder auf meinem Freunde hasten blieb, ward mir klar, wie derselbe erst recht dies Naturvild vervollständige. Nur war es nicht das Contemplative, sondern die unerschütterliche Kesignation, die ihn so zur stilgerechten Stassage dieser Landschaft machte. In beiden arbeitete tief innerlich die stille Krast der Fruchtbarkeit, Anderen zu nüßen, nach Außen schmucklos und danklos, weil sie beide nicht anders konnten. Und so suchte ich mir denn die Kümmernis darüber, daßer nicht anders konnten, hinwegzuscheuchen, indem ich mich ziemlich unsanst über andere Dinge ausließ, darunter zumal über die nervöse Freiin und über ihre selksame Absonderung in der Villa. Er schwieg eine Weile, dann sagte er langsam, wie mit Widerstreben: "Erinnerst Du Dich noch der Zeiten, da wir zusammen den tiesssinigen Meister Wolfram von Schenbach lasen? Entsinnst Du Dich vielleicht auch noch des Weibes, das mit der Dornenkrone des Schmerzes in der Einsamkeit siedelt, an zene Königin Herzeleide:

Sie zog sich vor des Grams Gewalt Aus ihrem Land in einen Wald In der Wildnis von Sottane, Nicht um Blumen auf dem Plane: Ihr Herz erfüllte Leid jo ganz, Sie kehrte sich an keinen Kranz, Ob er roth war, ober fahl —"

"Dies," jagte ich, "ift mir vollkommen begreiflich nach dem, was ich oben auf dem Hafteine gesehen. Du haft ein Herz, aber Du haft auch Berstand.

Sie zog sich zurück und kehrte sich an keinen Kranz — gut denn — aber sie sollte sich daran kehren, daß ihr Junge, den Du allein nicht zügeln kannst, die Schranken üblicher Unart weit hinter sich läßt. Was erreichst Du allein mit aller Deiner Mühe? Das Goethe'sche: Du wirkest nicht, Alles bleibt so stumps."

Er lächelte und sprach: "Weißt Du vielleicht auch noch, wie der Sohn der Königin Herzeleibe hieß?

Fürwahr, bu heißest Parcival! Der Name fagt: Inmitten burch!

Es schießt da draußen saftstrozend und wild gar Vieles auf, was keine Gartensichere zustutzt, und es wächst doch tüchtig empor zur Sonne und bricht sich Bahn "inmitten durch" Gestrüpp — doch da steht Dein Wagen. Habe Dank, daß Du gekommen, und komme wieder!" —

Ich drückte ihm die Hand, es war Mitleid und Jorn in dem Druck; Jorn über den Mann, der sich selbst in solch Truggespinnst eingesponnen, Mitleid, daß er es nicht mehr zu zerreißen vermochte. Dann rollte ich in Dämmerung und Nacht hinein an der Seite meines Gastsreundes, der schweigsam des Weges und der Pserde achtete. Da tauchten aus dem Dunkel alte Erinnerungen empor und ein wunderlicher Bilderchklus aus dem Leben meines Freundes; ich suhr gleichsam an einem Friese hin, darauf sich nach und nach seine Thatengeschichte aufrollte. Es sinnt sich so gut, wenn man zu nächtlicher Stunde schlasse in der Wagenecke lehnt. Das Näderkreisen hat einen Rhythmus, der zu jeglichem Liede paßt, das ihm unterlegt wird, sei es Kinderzwitschern, des Jünglings übermüthiger Wandersang, das Lied ohne Worte des jungen Pärchens, welches sich eng an einander duckt; besser freilich zu traurigen Liedern — es ziehen mehr leidbeladene Menschen durch die Welt — aber die singen nicht und hören vor innerem Schluchzen den Käderrhythmus nicht. Mir hat er damals das Epos von meinem Freund begleitet.

Wir hauften als Knaben neben einander; ich in einem geräumigen Zimmer. er in dem anftokenden Rämmerchen, ich in Benfion bei dem Hausberrn, er umfonft, weil er deffen Kindern bei den Schulaufgaben half. Für fonftige Leibesbedürfniffe forgten die spärlichen Pfennige, die er zeitweilig aus dem Seimath= dörfchen von feiner armen verwittweten Mutter erhielt. Sein Mittagsmahl bestand häufig aus einem Apfel und einem Stück Brod, und wenn er fich ein= mal fatt ag, fo geschah bas, wo er etwa einem bei bessen hausgrbeiten zu Silfe kam. Denn er war der befte Lateiner und Grieche, und darob ichon da= mals angestaunt nicht bloß von mir und seinen Mitschülern, sondern auch von feinen Lehrern. Aber es war feltfam, er hatte keine rechte Freude daran. Da= gegen schnellte er bei jedem französischen oder spanischen Ramen der Geschichte aufhorchend empor und fagte sich ihn dann laut vor, mehrmals, in wechselndem Tonfall, als feste ihn der Laut mit unabweisbarem Zauber. Es war eine heiße Sehnsucht nach den modernen Sprachen, welche ihn inmitten der altelaffischen Studien qualte. Ein Lehrer derselben war ihm unerschwinglich; jedoch der Preis zerlesener antiquarischer Grammatiken konnte noch vom Munde abgekargt werden. Mit denen schlich fich ber arme Junge in dem fadenscheinigen ausgewachsenen Röckchen nach dem Stadtwäldchen. Er kannte dort einen welt=

vergeffenen Winkel, wo eine zarte Birke vereinsamt unter Gichen und Abornen vibrirte. Die Birte war seine mademoiselle, signora, donna, miss; Ahorn und Eiche daneben waren monsieur und madame. Alsbald entsvann fich eine lebhafte Conversation. Die Birte flufterte immer mit fanfter hoher Stimme, der Aborn antwortete in gekunfteltem Tiefton, der ftellenweise in's Falfett um= schnappte, fo lange ber Sprecher mutirte. Es ging in der genugfam bekannten Beile: Parlez-vous français, mademoiselle? Do vou speak english? u. f. m. In fold absonderlicher Weise hatte er sich Grammatik sammt ungehenerem Wortvorrath eingesprochen, ohne daß man eine Uhnung davon hatte. Er las schon heimlich die modernen Autoren, während seine Bhilologieprofessoren gerade an seine Abresse fcmergliche Worte über die Berlotterung der neueren Sprachen ergehen ließen. Denn er galt ihnen als der beste Philologe und las mit unbeirrbarer Intuition die alten Autoren vom Blatt weg, während fie fich felbst darauf porbereiten mußten. Man bot ihm ein ausgibiges Stivendium an, falls er fich an der Universität der antiken Philologie widmen würde. Er konnte damit seiner armen Mutter aushelfen; er nahm das Stipendium und ward Philologe. Inegeheim aber fuhr er fort, sich sowohl an der mittelalterlichen deutschen Romantit zu berauschen, als auch im Original ebenso die propencali= ichen Trobaires zu lefen, wie Calderon und Lope, Dante und Taffo, Shakespeare, und so weiter bis zu Victor Hugo. Das war seine Leidenschaft, und zwar um to heftiger, als er ihr blog heimlich frohnen zu durfen vermeinte, und fich por= warf, daß einem gunftigen, mit einem Stipendium bedachten Philologen ber Alten folche Verirrung übel anstehe. Er ging auch jedesmal mit feierlicher Umftanblichkeit daran, als lufte er der Ifis Schleier. Griechen und Römer ftanden offen auf dem Bücherbrett, aber aus heimlich dunkler Ece dammerten die Umriffe einer Bauerntrube. Das ungeschlachte Biereck nahm fich feltfam aus unter dem sonstigen schwachbeinigen Gerathe. Aber es hat einer armen Wittwe angehört, die sich die Sande rauh und wund gearbeitet, damit ihres Sohnes glatte Sand im Homer blattern konne. Die Trube hat fie ihm in die Fremde mitgegeben, gefüllt mit grober Leinwand, die sie selbst gewebt. Die Trube ift darum des Sohnes theuerste Habe. Deshalb schließt er auch in sie ein, was ihm fonft das Liebste ift. Zwei Borhängeschlöffer baumeln daran, deren Schlüffel er immer bei fich tragt, und die in feiner Tafche bei jedem Schritt gegen einan= der schlagen. Davon hebt sich ein Klingeln, hell, scharf, und doch lieblich in harmonischem Widerstreit, wie gegen einander tonende Reimaccorde zweier Troubadours, die sich in einer Tenzone anmuthig bekämpfen. Darum tangt und tlingelt es auch augleich mit den Schlüffeln bei jedem Schritt in seinem Innern fort, ob die Miene auch noch so philologisch vereift anzusehen ift. Denn mit den beiden Schlüffeln abgeschloffen liegen in der heiligen Dammerung der Trube alle die wunderlichen Herzensreger der Poesie, in mageren Heftchen, verschämt und schmucklog, ohne Band und Bund. Die bicken Bande hatte er zerschnitten und die Theile einzeln zusammengekleiftert, so daß fie bequemlich in die Tafche taugten, ohne verdachtvolle Falten zu bilden. In Mußestunden ward folch bunnes heftlein aus der Schakkammer gefördert, die Schlöffer wieder angelegt, und dann hinausgewandert in das Wäldchen, abseits von den Menschen. Es

war ihm zu Muthe wie dem Märchenkönig, der ein armes Röhlerkind liebt, aber verschämt, heimlich, verstohlen. Er schleicht sich nach dem verschwiegenen Walbe, incognito, ohne Krone und Mantel, im Schlafrock; aber auf dem Schlafrod gleichwohl das Wavven gestickt, damit dem Hofbereich der Gang als in Stootsgeschäften unternommen ericheine. So quollen aus des Studenten außerer Rocktasche des Demosthenes Keuerreden in stattlichem Schweinslederband hervor, Redermann zu einem guten Drittheil sichtbar. Im Wäldochen ichleuderte er auch dies Wappen von fich und rig das magere heftlein aus dem Gewahrsam dicht am Bergen. Run war aber ein ftarker Trieb gur Beranschaulichung in ihm, die alte romantische Reigung, Poefie in Leben umzuwandeln. Daher wurden die nächsten zwei Bäume, Giche und Birte, zu Dante und Beatrice: oder eine Jungtanne stellte Julia vor, etliches unbedeutende Busch= werk — die Eltern Capulet, eine knorrige Buche — Merkutio, er felbst — Romeo. Dann begann das Spiel, wobei der schweinslederne Demofthenes abwechselnd Schwert, Kackel, Kächer, Strickleiter, Becher, Brief vertrat. So ward das Bäldchen zum Tummelplatz aller Bunder ber Romantik, und daheim bekam nach allem dem Buckerbrot der Wein der Alten einen immer herberen Geschmad. All' das klang ihm fo füß, fo viel füßer, als das ewige senatus populusque romanus, und nach dem filbernen Glockenspiel der Berje Gottfrieds von Straßburg mutheten ihn des Demosthenes Reden an wie grollendes Gewitter. Am wohlsten aber war ihm doch in den versengenden Gluthen der Troubadours, und sein Ideal war Beire Bidal, der diese Gluthen in den Blit zusammenprefite: "Die Frauen fuffe ich, und Ritter strecke ich zu Boden." Dabei war jedoch das uralte Gefet des Contraftes in ihm thätig. Bei dem blogen Gedanken ichon an ein lebend Weib erröthete seine Seele bis in die tiefsten Fasern, und feinem Zartgefühl ware dem leibhaftigen Beibe gegenüber felbst der gaghafte beutsche Minnesang noch zu ungeberdig erschienen.

Ich erhielt von allem dem Kenntniß, weil er manchmal unbedacht auch nach außen aufjauchzte und von irgend einem Kleinod der Truhe zu schwärmen begann. Er vermeinte heimlich darin herumzustöbern, und vergaß, daß ich nebenan stand. Und als einmal der Ansang gemacht war, vergaß er mir gegenälber ganz und gar, daß er gleich der Feige, die im Innern blüht, der Komantik nur insgeheim huldigen wollte. Die Borhängeschlösser der Truhe, welche das Ideal so streng in Sinzelnhaft gehalten, blieben weg, und nachdem ich erst einigermaßen in die Mysterien eingeweiht war, zogen wir fortan zu Zweien gegen das Wäldchen. An der bewußten Stelle sah er sich vorerst allenthalben um, eingedenk des eleusinischen Heroldswortes: "Hinweg von hier, alle Uneingeweihte, alle Gottlose!" Dann vertheilte er die Kollen. Die eine Tanne oder Buche ward aus dem Engagement entlassen, seit ich mit declamirte.

Später weihte er mich auch in seine Pläne ein. All' das Berlorene der mittelalterlichen Poesie gedachte er aus dem Moder an das Tageslicht zu fördern und mit dem halb Bergessenen und bereits Bekannten in ein Bild zusammenzusassen, zu dessen strahlender Schönheit die heutige Welt nur bangend emporblicken werde. Zunächst hatte er es dabei auf zwei Männer abgesehen. Calderon hat 400 Schauspiele und Autos gedichtet, Lope de Vega deren sogar 1500; aber

viele davon sind verloren gegangen. In ihm lebte nicht allein die Hossprung, sondern die siegesgewisse lleberzeugung, daß er das Fehlende sinden werde, und sollte er es aus Mauern oder unter der Erde hervorgraben. Um sich die Mittel zu einer Reise nach Spanien zusammenzusparen, gab er sortan auch in den Abendstunden Lectionen, copirte tief in die Nacht hinein Streitschriften für einen Advocaten, und karzte mit Nahrung und Kleidung. Er hatte schon den Tag seiner Abreise sestgesetzt, als ihm ein Brief des Dorspsarrers die Erkrankung seiner Mutter meldete. Er machte sich augenblicklich auf den Weg nach der Heinart. Bon dort theilte er mir mit, daß seine Mutter ihres Leidens wegen in ein Bad gehen müsse, wohin er sie begleite. Aus dem Badeort schrieb er mir, daß sie auch den Winter über dort bleiben müsse, und daß er, um seinen erschöpften Mitteln aufzuhelsen, einen Hosmeistersposten angenommen habe. Von da an blieben meine Vriese unbeantwortet, und auf eine Unstrage im Badeorte ersuhr ich bloß, daß seine Mutter gestorben sei, über ihn selbst aber troß vielsseitigen Nachsorschungen nichts weiter.

Die Räber hatten aufgehört zu musiciren, das Lied war zu Ende, wir waren daheim. Die Schlößherrin saß beim Theetisch und las. Der Rahmen mit einem ganzen Strauß sertig gestickter Beilchen lehnte in der Sophaecke, meinem ständigen Sitz gerade gegenüber. Ich schaute denn auch eine Weile andächtig hinüber. Dann antwortete ich ihren neugierig fragenden Augen: "Sie haben Recht gehabt, nicht mitzusahren, und die Beilchen sind sehr schön."

"Nun — und?"

"Und nur das rechts überhängende scheint mir etwas steif gerathen ..."
"Sie sind unausstehlich!" sagte sie und drehte den Stickrahmen um. "Kam Ihnen denn der Haferstein nicht ein klein wenig — wie soll ich sagen — un= erhört vor?"

"Unerhört? Nein. Ich kenne meinen Walter Scott und weiß gut genug, wie es vor Alters auf einsamen Schottenburgen zuging. Das Ganze war ein recht anschauliches Capitel aus einem historischen Roman. Leider ein aus der Mitte herausgerissenes Capitel. Die Ansangsfäden hängen da und dort herab und wirren durcheinander, ganz wie dort in der — zu meiner Qual — umzgekehrten Stickerei. Sie erlauben doch, nicht wahr? — So! — Gin Veilchenbouquet, selbst mit einem steisen Veilchen, ist ein wahrer Augentrost nach dem Anblick der abgerissenen Farbenfäden der Kehrseite. Und da Sie nun einmal mit der Gabe begnadet sind, aus derlei wirren Fäden zusammenhängende Kunstwerke zu schaffen, so wäre es eigentlich barmherzig, wenn Sie dies auch mit meinem abgerissenen Romancapitel thäten."

"Mein Gott, es ift gar nichts Komanhaftes dabei — leiber nicht, nur allzuviel niedere Lebensprosa. Da haben Sie Papier und Stift. Während Sie mir das "steise" Beilchen aufzeichnen, wie es nach Ihrer "weiseren" Einsicht auszuschen hätte, sollen Sie zur Belohnung Ihre Komanexposition haben. — Die Haferlier sind ein altes, ehedem reiches Geschlecht, dessen Bermögen die Mißwirthschaft der letzten Generationen tief herabgebracht hat. Der jetzige Freiherr ist dem Kuin nahe in Folge seiner Unverständigkeit, noch mehr aber in Folge seiner Brutalität, die ihm Alles entsremdet, was seiner Familie wohl

will, die ferner jeden seiner Untergebenen schadenfroh und schädlich macht. Die Söhne gerathen ihm nach. Der ältere hatte einen relegirten Juristen zum Hofmeister, der dem Bater als unermüdlicher Processchürer und Zechgenosse sehr lieb war, und der vor etlichen Jahren zu Grunde gegangen ist. Der Sohn hat Nichts gelernt und thut Nichts. Es heißt wohl: er ist Dekonom, er ist der Erbsohn. Aber er wird ein Dekonom sein ohne Dekonomie, und ein Erbsohne Erbschaft. Der jüngere soll, wie ich höre, Geistlicher werden, weil man durch Berwandte eine Pfründe für ihn zu erlangen hofft."

"Und die Frau?"

"Die Frau entstammt einem Abelsgeschlecht, das in ähnlicher Weise herabgekommen ift. Sie ift in einem Nonnenklofter aufgewachsen. Bon dort kam das bleiche, nervenschwache Madchen auf den zerfallenden Saferftein zu dem roben Hafersteiner. Die karge geistige Anlage und die schwache Willenskraft verausgabten fich fortan gang in Erfindung von Mitteln und Kunftgriffen, um wenigstens den herbsten Berlehungen auszuweichen, oder im Abmuhen um immer neue Ausgleiche. Was an Geist etwa noch in ihr lag, verflachte, was an Herz da war, verdumpfte, was an Willen in ihr fich regte, erschlaffte; übrig blieb Langeweile, Egoismus, Trot. Was dabei aus dem blutarmen Körper mit seinen franken Nerven geworden ift, und wie es fo werden mußte, haben Sie felbft gesehen. Was Sie nicht gesehen, sind die wüften Gelage, die unerhörten Orgien, die auf dem Saferstein tein Ende nahmen, fo lange noch ein Reft von Bermogen vorhanden war. Endlich nach Jahren schied man von einander in Folge energischer Intervention der Aerzte — sie selbst hätte auch damals nicht genug Willensstärke dazu beseffen. Sie zog in das Sauschen unten, die Manner blieben oben. Ihre jegige Existenz ift im Bergleich zu ber früheren verhältnigmäßig gludlich zu nennen. Ich habe ihr eine Magd aus meinem Gefinde zugeschickt. Die Anka ift ihre Wärterin, Kammerjungfer, Köchin, Wäscherin, Magd, Gefellschafterin. Sie ift mit einem ftarken Wederwert verfehen, welches, durch einen furzen Schlaf aufgezogen, die Glieder den ganzen Tag in Bewegung erhält. Und hierauf kann sie erst noch unendlich plaudern."

"Und genügt denn der Freiin eine solche Gesellschaft und derartiges Plaudern?"
"Lieber Freund, wenn man sich langweilt, genügt einem gar bald etwas. Wäre die Freiin wohlhabend und bewegungsfähig, so würde sie wahrscheinlich während des Sommers in Europa, und zur Winterszeit in Ufrika herumreisen, um durch Fülle und Wechsel äußerer Eindrücke die Leere und Eintönigkeit des Innern auszusüllen. In ihrer Lage aber mag der armen Frau das Niveau, auf dem ihr ein Zeitvertreib ermöglicht ist, recht tief gesunken sein. Man gewöhnt sich eben an einen kleinen Maßstab und gewöhnt sich ab, wählerisch zu sein."

"Ja, aber Doctor Wirrner?"

"Der ißt dort das Gnadenbrot."

"Der Doctor?"

"Nun, verwundert Sie das? Der Knabe lernt nichts, weil es der Vater nicht duldet. Außer in der karg angesetzten und nie eingehaltenen Lernzeit darf er nie mit dem Doctor beisammen sein, um nichts von der "Schulsuchserei" anzunehmen. Er verkehrt zumeist mit dem Stallknecht und der Kuhmagd, und der Doctor ist in Folge dessen sast den ganzen Tag unten in der Villa. Gleich der Anka, wenn auch minder vielseitig und nüglich, benimmt er der Freiin das Gefühl der Einsamkeit, eben nur weil er ein lebendes Wesen ist. Denn seine ganze Thätigkeit scheint so ziemlich darin beschlossen, im Zimmer der Freiin als ein "Zweiter" gegenwärtig zu sein. Nun, das Gnadenbrot mag hart sein, aber um so weniger begreise ich, daß er es essen mag. Er muß ein bornirter, charakterloser und lässiger Mensch sein."

"Bitte, da ist das umgemodelte Beilchen," sagte ich, ihr die Zeichnung reichend. "Ich din indeß noch nicht fertig. Auch in Ihrem Hafersteiner Roman-bouquet steckt noch ein arg benachtheiligt Pslänzlein, das ich Ihnen bei dieser Gelegenheit gleichsalls in Naturwahrheit umstizziren möchte. Doctor Wirrner ist nämlich weder bornirt, noch charakterlos, noch lässig, sondern ein Mann von tieser, weltumsassender Gelehrsamkeit, mit einem goldenen Herzen, mit chklopenmäßiger Arbeitskraft als wissenschaftlicher Forscher. Ich sage das nicht, weil ich sein Freund din — was ich Ihnen zu berichten vergessen — sondern weil ich ihn so seit meiner Kindheit kenne und Alle über ihn so urtheilen hörte, die ihn se gekannt."

Sie betrachtete meine Zeichnung nachdenklich, sah dann ernst über deren Kand herüber und sagte: "Danke, Sie haben das ganz artig vorgezeichnet. Aber wie nun dies einzelne Beilchen gehörig in den Zusammenhang des Bouquets bringen? A propos — was bewegt denn Ihren so gearteten Freund, auf dem Hafersteine zu hausen? Hat er dort eine Goldmine entdeckt?"

"Ich kenne ihn seit der Kindheit und muß bei dieser Frage, die ich mir auch selbst gestellt, sagen: ich kenne ihn doch nicht ganz. In dieser Hinsicht ist er mir selbst ein Käthsel."

Meine Freundin nahm den Stickrahmen in die eine, die Zeichnung in die andere Hand, und verglich, und warf mit dem Blicke bald das Bouquet herüber auf das Papier, bald die Zeichnung hinüber auf den Rahmen. Dann sprach sie, beide von sich haltend und aus der Ferne musternd: "Das von der Goldmine siel mir nur ein, weil Sie Ihren Freund einen Forscher nannten. Sie meinten doch damit einen — wie soll ich sagen — einen Menschen, der Lust am Ausspieren, Entdecken, Nachjagen hat?"

"Darin ging ehebem in der That sein ganzes Leben auf. Jetzt hat er das, wie mir scheint, gänzlich ausgegeben."

"Bielleicht nur den Gegenftand gewechselt. Morgen sollen Sie Ihr Beilschen an Ort und Stelle sehen, ich habe es jetzt heraus," sagte sie, Zeichnung und Rahmen hinlegend. "Gute Nacht! — Noch Gins! Ist Ihnen nicht schon aufgefallen, wie der Forscherinstinct des Mannes am erregtesten ist, wenn er in einem Beibe der Seele, dem Geiste, dem Herzen nachspürt? Die peinlichen und aufopferungsvollen Forschungen des Gelehrten sind kaum ein blasser Widerschein davon. Geradezu ein Räthsel wird solches Forschen, wenn in jenem Weibe weder Geist noch Herz vorhanden sind. Dann nimmt das Ausspürren kein Ende. Ich habe dergleichen Forscher gekannt, die sich selbst dabei zu Tode jagten.

Gute Nacht, lassen Sie sich von Beilchen träumen — wie heißt es doch — lo pagliaccio si copra di viole!"

Ich ritt fortan öfters zu meinem Freunde auf den Haferstein. Als ich ihn das nächstemal besuchte, fand ich ihn in einem Borgärtchen mit seinen Blumen beschäftigt. Es waren durchaus stark duftende seltene Pflanzen, deren Samen er, wie er mir erzählte, aus den entlegensten Weltgegenden erhalten, und die er

felbst gepflanzt und groß gezogen hatte.

"Das ist also förmlich eine Leidenschaft geworden?" fagte ich, und wollte mir eine rothe Blüthe, die er mir als mericanisches Broduct bezeichnet hatte, für mein Knopfloch pflücken. Er rief mich aber rasch abseits zu einer botani= ichen Merkwürdigkeit aus Japan, und als ich die Sand darnach ausstreckte, lenkte er mich abermals haftig nach einem anderen Beete. Da merkte ich erft aus dem angftlichen Geizen mit seinen Bfleglingen, die Tiefe dieser neuen Leiden= schaft. Der würzige Duft ftieg durch die Fenfter in sein Zimmer, in welches er mich dann führte; und dies schien ihm zu genügen, denn die Bafen auf dem Raften waren bloß mit jenem Feljengras angefüllt, das man Frauenhaar nennt. In der Ede stand die alte Bauerntruhe, die ich fo gut kannte, da ich ja selbst bisweilen zum Deffert aus ihr genascht hatte. Es war etwas Sellsames um das alte ungefüge Ding, wie ich es fo dafteben fah; ein Gewebe von verstohlenen Sonnenstrahlen, verklingenden weichen Tonen, verwehendem fußen Duft. Der Mutter Athem hauchte noch darüber hin, des armen alten, scheuen Weibes, das au dem Beifte des eigenen Sohnes gaghaft emporgeblickt wie zu den Sternen, und doch für diesen Sohn auf dem höchsten Throne gesessen, so daß er einft lieber zu ihren Rugen hatte liegen wollen, als am Bergen der schönften Rönigin. "Herzen schöner Königinnen" — wie er damals fagte — "gab es vielleicht da und dort in der weiten Welt, aber Mütterchens alte gitternde Fuße, die fich für ihr Kind mude laufen bis zum Grabe, die gibt es nur einmal - nie wieder." - Und von dem heiligen Sauch umweht, barg fich auch heute noch verstohlen im Dunkel der Truhe das Ideal seines Lebens. Gine Linde streute duftige Blüthen durch die Tenster berein über Tisch und Bücher und über einen Stoß von Zeitschriften, die noch alle unter Couvert dalagen. Plaudernd spielte ich mit den Lindenbluthen und den Journalpäcken; dann aber nahm ich ernfthaft verwundert eine Zeitung nach der andern einzeln in die Sand. Sie waren alle an meinen Freund adressirt, alle illustrirt, alle von jener Sorte, welche dem Geschmack und Bedürfniß eines unliterarischen Bublicums entgegenkommt.

"Ja, bei allen Trobaires und Minnefängern," rief ich endlich, "ift das da

Deine jetige periodische Lectüre?"

"Was willst Du — man schickt mir dergleichen zu. Und da ich doch mitunter darin blättere, so behalte ich es. Am Ende erhält man sich doch dadurch in Manchem auf dem Laufenden." — Dabei erhob er sich, um eine Lection ertheilen zu gehen, eine jener drei Stunden, in denen er seinen Zögling erziehen, bilden, unterrichten sollte. Er redete nie darüber, aber ich vermuthe, diese drei täglichen Stunden werden ihm dereinst schwer in der Wagschale wiegen. Denn ich habe den jungen Hasersteiner nie zu Gesicht bekommen, ohne daß er irgend einen bübischen und boshasten Streich in's Werk sehe. Ich ging indessen in bie Villa, um der Freiin einen Besuch zu machen. Sie lag auch diesmal, wie später, so oft ich zu ihr gekommen bin, auf der Chaise-longue regungslos bis auf die nie rastenden Finger. Ein leises Frösteln durchschauerte zuweilen ihren Körper, obzwar sie sich von der Sonne wärmen ließ und der Osen so staat geheizt war, daß die Temperatur für jede normale Empsindung unangenehm werden mußte. Dazu kam noch die fast betäubende Einwirkung des Dustes aus einem großen Bouquet, welches auf dem Tischen neben dem Ruhebett eine Base füllte. Ich fragte die Freiin, ob ihr der starke Geruch nicht Kopsschmerzen verursache.

"Nein, aber eigentlich ist das eine Marotte des Doctors, diese Blumenliebhaberei! Er sieht in kindischer Weise tausend Merkwürdigkeiten an jedem Blumenblättchen, die er mir auch täglich mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit außeinander seht. Mon dieu, man will ihm die Freude daran nicht verderben!"

Ich sah mir das Bouquet näher an. Es war auch in der That merkwürdig. Das mericanische und das japanische Pflänzlein, welches er mir in Einem Exemplar ängstlich vorenthalten, stand da zu ganzen Büschlein gereiht.

"Er ift ein seelenguter Mensch, der Doctor," suhr indessen die Freiin sort, "aber dergleichen Steckenpserde hat er eine schwere Menge. Da haben Sie zum Beispiel gleich ein anderes, diese Journale da!" Sie glitt in nervöser Raschseit mit den Fingern über ein Häuslein Zeitschriften. "Auf dies Alles abonnirt er. Aber nicht genug daran — nein — er zwingt mich auch, mich mit allem dem abzugeben. Es ist einmal seine Manie, und um ihn nicht zu verstimmen, blättere ich ja auch darin. Die Justrationen anzusehen ist übrigens doch hie und da ein Zeitvertreib, und mit dem Texte plage ich mich nur insoweit, als mir etwa die Bilder unverständlich sind. Aber es ist gleichwohl zum Desperatwerden — man wird nie damit fertig. Ich vermuthe, es gibt keine illustrirte Zeitschrift auf der Welt, die er nicht anschaffen würde. Ein reines Kind — mit seiner Bilderpassion! Und auch das glaube ich, daß er sich eigentlich dieser Manie schämt; denn er behauptet, man zwinge ihm alles das auf."

Sie ließ sich dann von der Stadt erzählen, sie unterhielt sich, sie lachte sogar zuweilen; und doch waren ihre Augen ruhelos geschäftig, als suchten sie unausgesetzt nach irgend etwas Fehlendem. Endlich kam der Doctor von seiner Lection. Ihre Augen standen nun auf einmal still und blickten ruhig und gleichzülltig vor sich hin. In seinen Augen aber glänzte ein sanstes Licht, da er sich jetzt zu uns setze und allgemach in seiner sast kindlichen Weise all das Schöne hervorholte, das in seiner Seele lag, und es achtlos ausdreitete, als sei es gewöhnlicher Redetand des Tages. Als er einmal dazwischen hinausging, um etwas für die Frein zu besorgen, sagte sie: "Er ist eine gute Seele, aber ich glaube, er ist auf sein Organ eitel. Er hört sich gern. Darum liest er mir auch vor, dis ich zuletzt nicht mehr weiß, was er liest, und erzählt endlos gelehrte Sachen, wovon man nicht den zehnten Theil versteht. Mais ensin — man läßt es über sich ergehen, wie so vieles Andere."

Aber gleich darauf, als er hereinkam, fing fie an ihn unermüblich zu fragen, und dies so lange, dis er wieder unermüdlich erzählte. Den Born seines Wissens schöpfte sie doch nie aus, und all' dies Fragen lockte erst recht ein glückliches Lächeln auf seine Lippen. Und so ward alsbald diesmal und immer wieder der Salon der Freiin zum Zauberwald alter Sage. Unter dem Blick seiner Augen und von der bestrickenden Gewalt seiner Rede kam es, daß die farbenglühenden Gestalten, welche die Meister mittelalterlicher Dichtkunst auf todtes Pergament gemalt, hier plözlich mitten hinein in's sonnenhelle Leben traten. Sie waren da und blickten, und redeten, und schritten unter uns einher als ein herrlich neues Geschlecht, vor dem das heutige Leben schattenhaft verdämmerte.

Die Finger der Freien waren allgemach stiller geworden und immer stiller. Zulett lag die schmale feine Hand ausgestreckt da, regungslos und friedlich. Ihre Unraft war durch den Redezauber gebändigt und die arme fahrige Secle geawungen, gesammelt zu lauschen. Freilich nur dem zu lauschen, was in ihrer Enge Zugang fand, wie ich es wiederholten Bemerkungen entnommen habe. Bas fie fesselte, war doch nur das Märchenhafte, Wunderbare, Ungeheuerliche, das, was einem Kinde gefallen mag. Die tieffinnige Boesie und der ganze laut gewordene Geift des Mittelalters rieselte an ihr vorüber wie ein Waldquell: unverständlich in dem, was die heranspringende Welle raunt, aber durch sein Gemurmel einlullend in anmuthige Träumerei, in harmonisches Mitschwingen ber Seele ohne die Ressel anstrengenden Sinnens. Und mit folde' schwankem. schwachem Stege verstand der Mann die unermekliche Kluft zwischen seinem Geift und bem Geift dieser Frau zu überbrücken. Man fah, fie langweilte fich noch zuweilen, aber es war eine Langweile mit einem verborgenen Reize. Den Spiegel ihrer Seele überzog, wo er nicht ganz erblindet war, auch jetzt noch ein schwerer Hauch; aber hinter dem Schleier, wo einst nur leere Dede geherrscht hatte, zeichneten fich jeht, wenn auch bloß in schattenhaftem Umriß, unaufhör= lich wechselnde Gestalten. Die geradezu biffigen Ausfälle einer durch Langeweile gereizten Laune traten doch nur dann ein, wenn der Doctor irgend etwas draußen zu beforgen hatte. Tropbem gab fie ihm fehr viel zu beforgen. Wie denn schwache Charattere es lieben, irgend ein Wefen, Mensch, Sund oder Bogel, zu thrannifiren, fo ichien fie einen Genuß darin zu finden, fich ihrer schrankenlofen Gewalt über den Doctor jeden Augenblick bewußt zu werden. Das Behagen baran war ftarker als das Gefühl der Lanaweile, sobald fie ihn fortgeschickt batte. Sie zeigte fich in diefer Richtung unerschöpflich und graufam erfindungs= reich. Dazu tam, daß die Anka nicht ganz ihrem Rufe als Mufterdienerin ent= fprechen mußte; ich fah den Doctor fortwährend um Dinge forgen und dieselben auch wohl felbst herbeischaffen, deren bloge Existenz ihm ehedem kaum bekannt gewesen war. Er spähte und horchte deshalb auch beständig nach der Freiin hin. Dabei sah und hörte er Dinge aus ihr heraus, die kein Anderer ahnte. Es war immer ein überquellend Naturgefühl in ihm gewesen und er ftand nun diefer Frau gegenüber wie ehedem einer Landschaft, in welche er Geift, Gemuth. Stimmung hineingelegt hatte, bis das Naturbild ihn als getreuer Refler seines eigenen Innern anfah.

Als die Zeit meiner Abreise heranrückte, trug ich mich mit dem festen Borsatze, nicht zu weichen, bis ich ihm das Versprechen abgenöthigt, in die Welt und zu seiner Wissenschaft zurückzukehren. Denn bisher war er mir jedesmal schon bei dem leisesten Einlenken rechtzeitig ausgewichen, weil er mir an den

Augen ablas, wie es mich empörte, ihn blüthenlos und unfruchtbar in dieser Wüstenei hinwelken zu sehen. Damit er jedoch gleich in fruchtbarem Erdreich sichere Wurzel sasse, hatte ich bereits Schritte gethan, ihm den ersten Ausenthalt in der Hauptstadt auch äußerlich zu ermöglichen. Nun wollte ich ihm das glückliche Resultat meiner Schritte fertig vorlegen und kam so mit Wort und That schwer gerüftet, Abschied zu nehmen. Die augenblickliche Situation in der Villa war ganz darnach angethan, mein Zureden mit einem handgreislichen Beispiel zu unterstüßen. Die Freiin litt eben an einem grellen Anfall bitterböser Laune. Ich sand sie in Thränen aufgelöst, weil sie keine frischen Blumen auf ihrem Tische habe. Mein armer Freund war in Berzweislung. Ein Frost, wie sie im Frühherbst mitunter tücklich eintreten, hatte seine ganze Blumenanlage vernichtet. Die Freiin riß endlich das welke Bouquet aus der Base und schlenderte es auf den Boden. Der Doctor stand auf und ging, ohne eine Silbe zu sagen, hinaus. Als er die Thüre hinter sich sachte geschlossen, versiel sie in einen Weinkramps.

Ich rief die Anka und bermeinte nach diesem Vorgang nur schwachen Widerstand bei meinem Freunde zu finden, fo daß ich faft dem Zufall dankte, der mich zu diefer sonft höchst peinlichen Scene hatte kommen laffen. Ich griff eben nach dem hut, um ihm zu folgen - da fturmte er wieder herein mit einer blühenden Topfrose, die er im Fluge irgendwo nebenan von einem Dörfler gekauft hatte. Er ftellte vorsichtig den Rofenftock vor die Freiin hin und fagte, als ob nichts geschehen ware, die Rose bleibe doch unbeftritten die Königin der Blumen, hinter der alle anderen, auch die duftigften und farbenprächtigften, jurudftehen mußten. Die Freiin hob muhfam ben Ropf bis ju der Rofe, foa eine Weile den Duft ein, lehnte fich wieder guruck und lächelte ploglich auf. Dem Doctor aber war indeffen das Heldengedicht vom Rosengarten in den Sinn gekommen, und er begann es nachzuerzählen. Die Freiin hielt die Augen auf die Rose gerichtet und lächelte weiter. Und als der Doctor erst an den wunderlichen Monch Alfan des Rosengartens gerieth, da ward ihr Lächeln so hell, so fonnig, daß ich plöglich in ein glücklich Kinderantlig zu schauen vermeinte. Das war es auch, was mich auf einmal ungeftum jum Aufbruch trieb. In diesem Augenblick bunkte es auch mir ein beneidenswerthes Werk, dies Lächeln aus Thränen hervorzuzaubern, diese armen gejagten Finger ein Beilchen in Rube wiegen zu können. Und mein Freund erschien mir nicht mehr schwach, sondern blog mit einer anderen Stärke gewappnet, als wir Menichen von heute. Es war ein unverfälschtes Stud Mittelalter in der kindlichen Schlichtheit feines Tiefgefühles, in der unverrückbaren Festigkeit seines einfachen Wesens. Seine Stärke wie das Gewaltige im Wirken des Mittelalters beruhte auf der frommen Beschloffenheit in einem eng umschränkten Rreife. All seine weltumspannende Freude an den Schätzen feiner Trube hatte fich nun in diesem armen franken Menschenkinde verkörpert, in der Königin Herzeleide, wie er fie zuweilen nannte. Und so fachte war dies gekommen, daß er sich nie darüber klar wurde, wie fein einst heimlich fortknospendes Innenleben nun nach außen aufgeblüht war. Ob es ihm in das Bewußtsein trat als Mitleid mit dieser Frau — oder als gabes Band des Gefühles, von ihr bedurft zu fein - oder fuchte er, wie meine Freundin

behauptet hatte, die Seele in ihr? Das war nicht zu entwirren. Nur Eines war mir in dieser Abschiedsstunde klar geworden, der Gedanke: wer die beiden scheidet, tödtet seine Seele und ihren Leib. — Und ich sagte kein Wort von dem, was ich für ihn ersonnen und gethan, kein Wort über das, was geworden, keines darüber, was sortan werden sollte. Stumm drückte ich seine Hand und sah ihn noch lange in der Ebene stehen und mir nachwinken zur Fahrt in die Welt.

Als ich mich von meinen Gastfreunden verabschiedete, schenkte mir die Hausfrau zur Erinnerung einen Ruhepolster, mit den Beilchen montirt, die sie unter meinen Augen gestickt hatte. "Ihr Beilchen," sagte sie dabei, "ist nicht mehr steif, aber sehen Sie, man merkt es ihm doch an, es ist fremd und gehört nicht zu den andern."

"Und ift doch ein Beilchen und mir doppelt an's Herz gewachsen, ba Sie

es meinethalben geändert."

"Wie Ihr exotischer Freund auf dem Haferstein, den ich damals auch so naturwidrig aufgefaßt?"

"Wie mein Freund — und wie die arme Frau auf dem Haferstein in

ihrer Weltverlaffenheit bei ihrem langfamen Sinfterben."

Die Schlößherrin sah mir einen Moment gerade in die Augen, dann stiegen wir die Freitreppe zu dem Wagen hinab. Während man meinen Koffer versforgte, sagte sie zu ihrem Mann: "Es wird nach der Absahrt unseres Freundes hier unausstehlich sein. Abschiedstage machen die Menschen stumm und die Känme hallend laut. Ich möchte irgendwo hinaus. Lieber Otto, bitte, laß doch einspannen, ich will einmal die arme Haferstein besuchen!" — Dann erst wandte sie sich zu mir, ich drückte ihr beide Hände, hörte noch den Mahnruss: "Auf baldiges Wiedersehen!" — und schon eilten die Pferde durch das Flachsland hin. —

Das Wiedersehen kam nicht so balb. Dafür erfreuten mich Briese vom Doctor und auch von meiner Freundin, aus denen ich ersah, daß der Berkehr zwischen ihr und der Freiin ein ziemlich reger war. Die letzten Zeilen, die ich darüber von ihr erhielt, liegen vor mir und lauten:

"Lieber Freund!

Die arme Freiin Haferstein ist todt. Ich bin in den letzten Stunden bei ihr gewesen. Durch ihre Schwäche an das nahende Ende gemahnt, sagte sie mir: "Die Anka und der Doctor werden mich doch vermissen, wenn ich einmal sterben werde. Der Doctor besonders mit allen seinen Marveten, bei denen ich ihm gutwillig Stand hielt, oder auch nicht gutwillig als arme gebrechliche Creatur Stand halten mußte." — Als sie der Tod am Herzen saste, suhr sie, einen Halt suchend, mit den Fingern in der Lust herum. Wir traten nach einander heran, dieselben zu sassen sie schüttelte nur den Kopf und streckte beide Hände nach Jenem aus, der am fernsten von ihr, zu Füßen des Ruhebettes stand. Es war Doctor Wirrner. Als er vor sie hintrat, klammerte sie sich sest an seine beiden Hände. Ihre unruhig zuckenden Finger wurden bei der Berührung plöglich ganz still, und sie lächelte auf. Es war eine bestrickende Schönheit in diesem ausgehellten Antlit und etwas Fascinirendes in ihrem

Lächeln, das selbst aus des Doctors bleichen Zügen ein Untwortlächeln hervorzauberte. So schlief sie friedvoll ein. — Der Arzt hat dann nur mit vieler Mühe des Doctors Hände aus dem starren Griff der todten Finger gelöst. Die Anka betrachtete den Doctor mit ängstlich scheuen Blicken und slüfterte mir beim Fortgehen zu: "Die Frau Baronin hat ihn sestgehalten, Sie werden sehen, sie zieht ihn nach." — Ich habe dann den Doctor eingeladen, mit mir zu sahren und einige Tage bei uns zu bleiben. Er hat es abgeschlagen und scheint mir gelassener und ruhiger, als ich geglaubt hätte. — —"

Ich schrieb sogleich an meinen Freund, statt seiner Antwort fand ich einen befremdenden Brief auf meinem Tische. Die Adresse zeigte weitsahrende Züge, wie sie Frauen hinzuhasten pslegen, stehend, in der Linken den Fächer, den Diener mit dem Mantel im Hintergrunde. Sie heimelten mich an, aber ich mußte doch endlich resignirt das vierkantige Käthsel öffnen. Die gejagten Schristzüge stimmten schlecht zu der Unterschrist. Der Brief war von meiner sonst so

ruhigen Freundin und lautet, wörtlich copirt:

"Theurer Freund!

Ich schreibe Ihnen im Salon des Notars, während Otto noch mit ihm Geschäftliches bespricht. Es ist ein trauriges Geschäft, und traurig, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Ihr armer Freund, der Doctor, ift nicht mehr. Der fräftige gefunde Mann? Wie fo plötlich? — werden Sie fragen, wie ich gefragt habe. Der Dorfarzt antwortete mir auch mit dem ungeheuer langen Namen einer Krankheit, der mit ie endete. Ich habe mir ihn aber nicht gemerkt, und er hat mir auch gar nicht imponirt. Ich glaube nämlich nicht daran. Die Berlegenheit des Arztes und die abwegs steuernden Antworten Otto's, die ich zu genau kenne, waren mir gleich anfangs viel verständlicher. Doch um der Ordnung nach zu erzählen, erhielt mein Mann acht Tage nach dem Begräbniß der Freiin eine Einladung als "Zeuge zur Eröffnung des Teftamentes des heute beerdigten Doctors Wirrner". Wir hatten weder vom Tod noch vom Begrabniß Nachricht erhalten. Beim Notar fanden wir außer dem Arzt einige Sonoratioren des Städtchens, die der Notar eingeladen. Die Neuigkeiten stehen bei uns auf dem Lande wegen ihrer Seltenheit in hohem Werthe, und so hatte es fich Niemand verdrießen laffen zu kommen. Aus den halb mitleibigen, halb fpöttischen Zügen las man beutlich ben Gedanken, wozu wohl fo ein armer Teufel von Hofmeister ein Testament zu machen brauche.

Der Notar, den Sie ja gesehen, der kleine, ruhige alte Herr mit dem harmlosen Ausdruck eines Kindes und der geistreichen Bosheit eines Mephisto, sagte: "Der verstorbene Doctor Wirrner hat vor wenigen Tagen sein Testament bei mir versaßt und hinterlegt. Eine specielle Nachlaßbestimmung mit der lleberschrift: ""Sogleich nach meinem Tode zu eröffnen"", enthielt bloß die Worte: ""Ich bitte meinen Sarg aus den Brettern der Bauerntruhe zimmern zu lassen, die in meinem Wohngemache steht"". — Ich habe dies selbst veranlaßt, sowie die sonstigen Versügungen sür das Begräbniß, da der Freiherr von Haserstein" seine Augengläser blisten auf — "jede Intervention abgelehnt hat."

"Mein Gott," fagte die kleine runde Frau des Notars, die neben mir faß, "es geht eben knapp zu auf dem Haferstein. Und, so recht besehen, hat der Deutsche Kundschau. VII. 9. arme Hofmeister eigentlich da oben lange seine Existenz umsonst gehabt, die er wahrscheinlich anderswo nicht finden konnte."

Um die Lippen des Notars zuckte bei dieser Bemerkung seiner Frau ein herzliches Lächeln, als wollte er ihr ein zärklich Wort zustüftern. Aber er beherrschte sich und sagte, gegen die Andern gewendet: "In dem Nachlasse fand sich außer verschiedenen Zeugnissen noch die in neuerer Zeit erfolgte Berusung zu einer Universitätsprosessur der romanischen Sprachen, nebst dem Concept der Ablehnung dieser Stellung." — Er weidete sich mit einem wohlwollenden Blick an den Gesichtern in der Runde und suhr fort: "Das Uebrige sind einerseits Correspondenzen über Beiträge in wissenschaftliche Zeitschristen sammt den Rechnungen über die dasür eingegangenen Honorare. Die daneben laufende Ausgabenzechnung sür das Abonnement zahlreicher Journale, sür Bücher, sür Blumenstämereien macht es erklärlich, daß sich kein Baarvorrath aus jenen Honoraren vorgefunden hat."

"Auch noch Baarvorrath! Ich weiß nicht, wie mir mein Mann vorkommt," flüsterte die Rotarin.

"Endlich gehört zu dem Nachlaß dieses Papier." Er legte die Hand auf einen gefalteten Bogen und sprach gleichmüthig mit freundlicher Miene: "Ein Loospapier, vor einigen Jahren mit dem größten Treffer gezogen, vierzigtausend Gulden, noch unbehoben."

Alles war aufgesprungen, Naturlaute und Ruse der Berwunderung wirrten durcheinander, die Rotarin aber schrie: "Ein Pechvogel, wie kein zweiter! Nie eine Ziehungsliste angesehen! Ein Bermögen besitzen, und nichts davon wissen! Der arme Teufel hatte nun einmal keine Chance!"

Der Notar nickte ihr gutmüthig beruhigend zu und sagte: "Das Testament ergeht sich unter Anderm auch genau über die Verwendung der gewonnenen vierzigtausend Gulben, deren Behebung der Doctor aus persönlicher Bedürsnißlosigkeit stets ausgeschoben hat."

Run las er uns das Testament vor. Zuerst werden darin seine Bucher und seine sonstige kleine Sabe mit genauer Bezeichnung unter seine Freunde vertheilt - es ift mir ein wohlthuend Gefühl, daß er auch mich mit einem Buchlein bedacht hat. Den Schluß copire ich Ihnen aus dem vor mir liegen gebliebenen Teftamente; er lautet: ""Um den Freiherren von Haferstein meinen Dank für die Seimath zu bezeigen, die ich bei ihnen gefunden, follen den jungen Freiherren Franz und Anton je zehntausend Gulden anheimfallen. weftlichen Ausläufer des hafersteiner hügels vor dem Rundthurme foll ferner eine Familiengruft und Gruftcapelle erbaut und die verstorbene Freiin dort beigesetzt werden, zu welchem Zwecke ich fünfzehntausend Bulden bestimme. Es ift ein schwacher Dank für ihre huldvolle nachficht und Gute, die ich ihr habe im Leben nicht vergelten können. Das Plätichen vor dem Rundthurm ift ehe= dem ihr Lieblingspunkt gewesen, weil man dort die Sonne untergehen sieht. Neber dem Portal der Gruftcapelle foll in die Mauer ein Rundfenfter gebrochen fein, durch welches die Abendsonne auf der Freiin Gruftstein fällt. Die Dienerin Unta erhält den Reft von fünftaufend Bulden jum lebenglänglichen Rutgenuß mit der Berpflichtung, jenen Gruftstein mit blübenden Gewächsen zu verforgen: und so der jeweilige Rechtsnachfolger der Anka unter derfelben Bedingung.""

Als der Notar dies vorhin zu Ende gelesen, platte seine Frau mit dem Schrei heraus: "Er war ein vollständiger Narr!" —

"Daß endlich Doctor Wirrner," sagte der Notar mit behaglichem Schmunzeln, "bei klarem Verstande so testirt hat, bestätige ich aus eigener Wahrenehmung, sowie die beiden Zeugen. Daß in seinem Organismus gleichsalls kein geiststrendes Leiden vorlag, weiß unser Voctor."

Der Arzt brachte hierauf in verlegener Weise vor, daß Doctor Wirrner in der That seiner Constitution nach hätte hundert Jahre alt werden können. Er habe sich bloß zur Bekämpsung von Schlassossigkeit ein Opiat verschreiben lassen und, offenbar mit einem Fehlgriff, so viel davon genommen, daß er nicht mehr erwacht sei.

"Fehlgriff? — Wie ich ihn so um die Frau leben sah, ist mir klar geworden, sie gehörten zu einander, wie die Pflanze zu dem Erdreich, darin sie wurzelt. Die halbwelke Blume nimmt sich noch Haltung und Leben aus dem kraftvollen Boden als Selbstwerständliches, nicht als freie Gabe; und als Selbstwerständliches gibt es die Erde hin, danklos, in reinster Selbstentäußerung, weil sie sich derselben nicht einmal bewußt wird. Und wenn der Sturm endlich die Blume emporreißt, dann reißt er auch die Erdscholle mit heraus, welche sie mit ihren Wurzeln umklammert hielt. Die Anka hatte damals Necht, als sie sagte: ""Die Frau Baronin zieht ihn nach." Und auch — doch mein Mann wird ungeduldig. Abieu, vielmehr au revoir! Sie kommen doch im nächsten Sommer?" — —

Allein es vergingen noch einige Sommer, ehe ich wieder auf dem Haferstein stand. Der alte Freiherr war tobt. Die Söhne hatten den Rest des Besiges sammt dem Erbe des "Narren" — so nannten sie den Doctor — verpraßt und waren verschollen. Das unbewohnte Schloß versiel gänzlich, an der Stelle der "Billa" stand eine Zuckersabrik. Auf dem westlichen Ausläuser der Hafersteiner Erdwelle erhob sich eine kleine Kapelle. Die Abendsonne fluthete durch das Kundsenster über dem Portale herein und überrieselte den Grabstein, darunter die Freiin ruhte, mit rothem Golde. Seltsam anzusehen, zu einem Rahmen gereiht, faßten Blumentöpse mit blühenden Gewächsen den ganzen Grustsstein ein.

Bon da ging ich auf den Friedhof und ließ mir das Grab meines Freundes zeigen. Es war leicht zu finden, weil anders anzusehen und gleichsam vereinsamt und fremd unter den übrigen Hügeln. Allenthalben in der alten Gräberzeihe stand das Gras in üppiger Fülle empor, fortwuchernd, wo es einst fromme Hände als Rasen hingepflanzt und mit Blumen durchsäet hatten.

Auf des Freundes Grabhugel wankten nur einfame Difteln.

Als ich die Anka, die ich schon recht altersschwach und hinfällig fand, darüber zur Rede stellte, sagte sie: "Ja, ja, die Frau Baronin hat ihn hinübergezogen. Blumen auf sein Grab? O nein, nein! Die Frau Gräfin von drüben hat es auch wollen, aber nein. Er hat niemals eine Blume für sich gehabt, er hat keine in seinem Zimmer geduldet, er hat niemals an einer gerochen, er hat Blumen nicht um sich gelitten." —

Um Abend faß ich neben meiner Freundin. Sie ftickte wie fonft, aber es

waren keine Beilchen, sondern Aftern, und der blauschwarze Glanz ihrer Haare war von schneeweißen Käden durchwoben. Als ich ihr von den Difteln neben den grünenden Hügeln erzählte, und was mir die Anka entgegnet, fagte fie: "Joh habe damals trot der Unka das Grab von dem Todtengräber bepflanzen laffen wollen. Dann aber fand ich, die Anka hat, wie immer, mit ihrem Inftinct Recht gehabt. Denn auch das gehört mit in das Bild unseres Freundes. Die Leute hier haben ihn einen Narren genannt, der einzige Notar ließ ihm in seiner Beise Gerechtigkeit widerfahren, indem er lächelnd sagte: "Er war weiser, als ihr alle, aber das verstehet ihr nicht. Er war ein Nachtfalter." Das aber verftanden fie erft recht nicht. Ich meine, er war ein Berg aus andern längft vergessenen Tagen, und so mukte er denn durch die heutige Welt ungenütt und unberührt dabintragen, was an Tiefgefühl und Leidenschaft in ihm ruhte. Und fo schläft er auch jest unter dem grastofen blumenlosen Sügel. Er that mit feinem inneren Reichthum wie mit jenem äußeren, den er tief in die geheimnißvolle Trube schloß, darin er nun felber rubt. Es war die stille Große der Selbstbeschräntung in ihm, welche die Welt von heute nur noch belächelt. Und was dabei von der Fülle überquoll, schon dies war genug, eines armen Weibes langsames Sterben zu einem volleren Leben zu gestalten, als fie es je vordem in gefunden Tagen gelebt."

"Auch ich habe vor Jahren in schmerzlichem Zorn von dem ungenützten Capital in seinem Geiste und Herzen zu ihm geredet, er aber erwiderte mir lächelnd: ""Es scheint so viel Capital ungenützt und unberührt innen und außen, und doch ist es nur anders genützt, als insgemein von den Menschen, anders

und — vielleicht beffer.""

"Bielleicht besser!" wiederholte meine Freundin, ließ den Rahmen sinken und blickte nachdenklich auf die Astern. Ich langte nach dem Büchlein, das der Doctor meiner Freundin als Erbe zugedacht. Es war ein Wolfram von Eschenbach, voran der Parcival, am Ende das Lied von Sigune und Schionatulander. Als ich darin blätterte, sesselte mein Auge ein rothes gewelltes Strichlein, wie sie der Doctor neben seine Lieblingsstellen zu ziehen psiegte. Es heimelte mich so an, daß ich vermeinte, nun werde, wie einst, gleich sein Zeigefinger heranschren und an dem Wellenstrichlein auf und ab gleiten. Das rothe Zeichen lief neben den Bersen hin:

Der Minne Macht bewältigt Die Rähe wie die Weite, Minne hat auf Erden Haus, In den himmel giebt fie gut Geleite.

Schweigend reichte ich das aufgeschlagene Buch meiner Freundin. Sie las und sann und las wieder. Draußen stieß der Wind an die Fenster und jagte das Gewölk am Himmel hin, bis die Mondscheibe leuchtend hervorbrach. Ich dachte an den einsamen Hügel, darauf die Disteln im Windhauch flüstern und, vom Mondenscheine sanst überstrahlt, sich sachte verneigen, wie die silbernen Blumen des Märchens.

## Literarische Rundschan.

## Ferdinand Freiligrath.

Ferdinand Freiligrath. Gin Dichterleben in Briefen. Bon Wilhelm Buchner. 3mei Bande. Lahr. Drud und Berlag von Morih Schanenburg. 1882.

Diese Biographie, von welcher wir vor Jahresfrift, nach dem Erscheinen der ersten Lieferung, unseren Lesern bereits ein Wort gesagt hatten, liegt nunmehr vollendet vor; es ist ein schönes stattliches Werk, dessen Plan und Aussührung das höchste Lob verdienen. Es gibt uns ein Bild des Menschen und dus dichters, so wie diezienigen, welche im Leben ihm nahe gestanden, ihn gesannt haben, und wünschen müssen, das er im Andenken der Rachwelt, im Herzen seines Volkes sortlebe: ein ganzer Mann, von starkem Charakter und tiesem, reinem, goldenem Gemüth; ein Mann von selkener Pflichttreue, hart arbeitend, um sich und den Seinen Unabhängigkeit zu sichern; ein Tagelöhner, um seiner Muse die Hoheit zu bewahren 1), ein Küchtling, voll von Heimweh nach Deutschland, und dennoch außharrend dis zuletzt; stolz, wo es seiner Ehre, bescheiden, wo es der Anerkennung seiner Verdienste galt; für seine Person einer unedlen Handlung, einer unedlen Gestunnung unsähig, vielleicht ein wenig zu empfindlich in Vezug auf Andere; hartnäckig, unbeugsam in Sachen der Ueberzeugung, überquellend von Güte, von Menschenfreundlichkeit und Liebe, wo das Gestühl reden durste. So war Freiligrath: und so steht er in diesem Buche vor uns.

Es fetzt sich zum größten Theil aus seinen eigenen Briesen zusammen; und das ist es, was dem Buch einen unvergleichlichen Reiz verleiht. In seiner Kindheit, in seiner Jugend, in seinem Mannesalter und seinen späteren Jahren, überall hören wir Freiligrath selber, und überall, wachsend und sich entwickelnd vor unseren Augen, sehen wir ihn treu, zuverlässig und wahr. Einige von diesen Correspondenzen reichen aus der srühesten Zeit ununterbrochen bis an das Ende seines Lebens; mit anderen Jugendsreunden knüpst er den Brieswechsel nach langer Pause wieder an. Es sind im Wesentlichen immer dieselben Namen, denen wir begegnen. Nicht von vielen unserer Zeitgenossen sönnten die Briese so dalb nach ihrem Tode verössenstentlicht werden; aber in diesen brauchte kein hartes, kein die leberlebenden verletzendes Wort getilgt zu werden. Denn Freiligrath war nicht Einer von denen, die bös von den Menschen hinter ihrem Rücken sprechen; und selbst den Ausbrüchen des Jornes — denn er konnte hestig werden in seiner Leidenschaft — ist so sehr das Merknal der Ehrlichskeit ausgeprägt, daß man entschuldigt, auch wo man nicht beistimmt. Alle diesenigen

<sup>1) &</sup>quot;Sei, der zwiefach reisig steht Auf der frisch erkämpsten Grenze: Tagelöhner und Boet —"

Eigenschaften seines reichen Geistes, welche nicht in seinen Gedichten zum Ausdrucke kamen: der anmuthige Scherz, die schelmische Neckerei, der kernhaste Humor fanden einen weiten Spielraum in seinen Briesen. Wer Freiligrath gekannt hat, der weiß, wie herzlich er lachen konnte. Dieses Lachen ist in seinen Briesen; und nicht ungern werden die Bielen, welche Freiligrath nur in seinen Gedichten und von seinem Leben nur die allgemeinen Umrisse kennen, daraus entnehmen, wie seinem Neben nur die glücklich er gewesen. Daß er übrigens solche Stimmungen auch im Verse meisterlich zu behandeln verstand, war im Kreise seiner Freunde kein Geheimniß; und es ist auch darüber hinausgedrungen, seitbem die nach seinem Tode veranstalter Gesammtausgabe i) seiner Dichtungen — und zwar mit vollem Recht — die mannigsachen Episteln, Hochzeits und Tauspathencarmina, die der Dichter nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren den Intimen mitzutheilen pflegte, der Oeffentlichkeit nicht länger vorenthalten hat.

Herr Wilhelm Buchner, der Sohn eines jener Freunde, welche mit Freiligrath in lebenslanger Berbindung geftanden, hat feine Arbeit in mufterhafter Beise gethan. Aufgewachsen in der leberlieferung eines folchen Elternhaufes, brachte Berr Buchner nicht nur die Bietät mit, welche für das Gelingen eines Werkes wie diefes, unerlägliche Bedingung ist, sondern auch zahlreiche persönliche Erinnerungen, welche demselben Leben, Bewegung und Farbe verleihen. Ginem Biographen von diefer Beschaffenheit ericheint kein Umstand zu klein; er lebt das fremde Leben noch einmal durch, als wenn es fein eigenes mare. Man bemerkt auf jeder Seite den Fleiß, die Gemiffenhastigkeit und — ich möchte sagen — die gute Schule. Die Kinderjahre des Dichters werden aus allerlei Schriftstücken, die fich erhalten haben, aus Reminiscenzen und Mittheilungen von Schulkameraden gar anmuthig erneuert; durch die vergilbten Jahrgange bes Soefter Wochenblatts und Mindener Sonntageblatts folgen wir bem unbewußten Werben bes Dichters, und von dem Augenblick an, wo diefer gleichsam aus ber Dammerung auftauchend, anfängt, die Blide ber Welt auf fich ju gieben, wo Die Quellen reichlicher fliegen und Die Correspondenzen häufiger werben, läft ber Biograph vorzugsweise diese Zeugnisse für fich felber reden. Aber wenn er fichtbar auch nur noch bervortritt, um die Zeitabschnitte im Leben des Dichters zu markiren, bie Luden auszufullen und die Erzählung burch einen verbindenden Text fortzuführen, fo verliert doch niemals weder er ben Jaden, noch sein Werk die Harmonie. Nirgends erhalten wir unverarbeitetes Material; und wenn freilich - und das nicht zu feinem Schaden — das Meiste davon aus dem Schachte des Dichters gefördert worden ift, fo verringert dies in Richts die Ehren des Biographen, der das Zerftreute gefammelt und dem Unzusammenhängenden Ordnung, Geftalt und Ginheit gegeben hat.

Des höchsten Dankes werth ist es schon, diese Briese vor allen Zusälligkeiten, welche solche Schriftsücke im Berlause der Zeit bedrohen, nun ein für allemal bewahrt zu haben. An gutem Willen und Mühe hat es Herr Buchner gewiß nicht sehlen lassen; aber dennoch ist seine Sammlung nicht vollständig. Unzweiselhaft enthält sie das Wichtigste; doch Einiges sehlt, was für eine seinere Nüancirung, namentlich des Uebergangs zur politischen Dichtung wünschenswerth gewesen wäre. So vor Allem die Correspondenz mit Dingelstedt, welcher genau um diese Zeit, in den Jahren von 1838 bis 1844, in intimen Beziehungen zu Freiligrath gestanden hat. In seinem Nachrus an Freiligrath hat Dingelstedt ein und das andere Wort aus diesen Briesen mitgetheilt, wodurch das Bedauern gerechtsertigt wird, an dieser Stelle nicht das Ganze erhalten zu haben. Aus mehr als einem Grunde. Man weiß, daß die Wendung im Schicksal dieser Beiden, die lange Freunde gewesen, den Einen ungefähr um dieselbe Zeit in das Exil führte, wo der Andere seine Laufbahn bei Hose begann. Dennoch, wenn auch die Politik das Verhältniß — "brüderlicher

<sup>1)</sup> Ferdinand Freiligrath's gesammelte Dichtungen. Neue, sehr bermehrte und vervolls ständigte Auflage. Sechs Bände. Stuttgart, Eöschen'sche Berlagshandlung. 1877.

Freundschaft" fagt Dingelftedt - zeitweise gelodert : ju lofen vermochte fie basfelbe nicht. Im Sommer 1862 faben fich die lange Getrennten in London wieder. "Ich grub ihn aus in feinem Comptoir der Swigerland-Bant," erzählt Dingelftedt. "Wir umarmten uns und fugten uns jum fobifchuttelnden Entfeken ber anwesenden Englishmen . . . . Nach Tische begleitete ich ihn eine Strecke auf dem Wege nach feinem fernen Beim in Sadnen; bann wieder er mich bis in mein Botel. Es war eine weiche, warme Augustnacht . . . Arm in Arm durchwandelten wir nicht sowohl die Hauptftraße der fremden Weltstadt, als das verlorene Baradies unferer Jugend." bleibendes Zeugniß biefes Wiedersehens und Wiederfindens ift das icone Gebicht "An Gabriele Dingelftedt", welches fich in der Gesammtausgabe von Freiligrath's Dichtungen findet (Band II, 258). Ueber die Zeit vorher und nachher wird einft ber Briefwechfel Aufichluß geben. "Die intime Geschichte biefer und vieler größerer Bermurfniffe ift noch zu fchreiben," fagt Dingelftedt, "und wird noch gefchrieben werben, wenn einmal die Personal-Chronit ber politischen Lyrifer an das Tageslicht treten darf; ein interessantes Blatt aus der deutschen Literatur-Geschichte, welches sich der Lettüberlebende aus dem Kreise, und war ich selbst dieser letzte, nicht ent-geben lassen darf!)." Unser unvergeslicher Freund hat diesen, wie so manchen anderen literarischen Plan, nicht mehr verwirklichen follen; aber ich weiß bestimmt, daß Briefe Freiligrath's fich in feinem Nachlaß, und vermuthe, daß Briefe Dingelftedt's fich in dem Nachlaffe jenes finden, fo daß wir in Zukunft noch Nachricht erwarten burfen über die nahern Umftande einer Episode, welche keinen Grou in der Seele bes Ginen und feinen Schatten auf der Ehre des Andern gurudließ.

Sier ware ber Ort, mich bor dem Berausgeber, bor der Kamilie Freiligrath's und vielleicht auch ein wenig vor dem Publicum darüber auszusprechen, weswegen ich meine Correspondens mit dem Dichter, mit welchem ich namentlich in den Jahren von 1856 bis 1862 in regem Bertehr gestanden und häufige Briefe gewechselt, Diefer Sammlung vorenthalten habe. Doch ich hoffe, die Zeit wird tommen, wo ich diefe Erflarung zusammen mit den Briefen felbft geben tann; und ich glaube, daß lettere bem Bilde Freiligrath's, wenn auch felbstwerftanblich feinen wefentlich neuen, fo boch manchen anziehenden und gemüthvollen Zug hinzufügen werden. Untrennbar verbunden find fie mit dem Andenken an einen Dritten, ben genialen Berfaffer bes Cffahs über den "Talmud", Emanuel Deutsch, dessen übersprudelnder Geist und Humor dem scherzhasten Element in Freiligrath's Wesen stets willkommene Anregung bot. Wir redeten zulett und schrieben uns in einer Sprache, welche, außer uns Dreien, Wenige verstanden haben mogen; wir lachten zuweilen über irgend eine neue Entdedung an einem Londoner Ladenschild oder einer fonstigen Aufschrift, daß uns die Thränen in die Augen kamen, und unerschöpflich, wie namentlich der erfinderische, scharsfinnige Deutsch in dieser neuen Art des Amusements mar, erschien mir faft noch bewundernswerther die Jugendlichkeit, die Frische, die harmlose Gute, mit welcher ber berühmte, von uns innig verehrte Dichter barauf einging. Ich erinnere mich noch, wie wir Beide querft in der Winternacht an die Thure feines ein= fam gelegenen Saufes in ber Londoner Borftadt flopften und wie gaftlich wir aufgenommen wurden; wie manchen guten Tag und Abend wir nachmals darin hatten, wie wir, an einem rauhen Novembertage des Jahres 1858 zusammen nach einem Friedhofe fuhren, weit weg bon London, auf der Sohe der Surren-Bugel, wohin wir den sterblichen Resten Johanna Kinkel's das letzte Geleit gaben; wie Freilig-rath uns einlud, den Abend — es war ein Samstag-Abend — bei ihm zuzubringen und wir, verhindert, erft am folgenden Abend uns einstellten; wie Freiligrath uns entgegenkam mit den Worten: "Es ist gut, daß Sie mich gestern allein gelassen", und uns dann sein herrliches Gedicht "Nach Johanna Kinkel's Begräbniß" vorlaß:

<sup>1)</sup> Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke. Band V (Wanderbuch), 359. — Berlin, Berlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Bur Winterszeit in Engelland, Bersprengte Männer, haben Wir schweigend in den fremden Sand Die deutsche Frau begraben —

Wenn ich, bei der ersten Anzeige von Herrn Buchner's Werk, die Bemerkung machte, wie verhältnißmäßig frühe schon der poetische Genius Freiligrath's gereist—einige seiner schönsten Gedichte stammen aus den Jünglingsjahren von sechzehn bis zweiundzwanzig —, so muß hier, wo wir sein ganzes Leben überschauen, hervorzehden werden, wie lang und ungeschwächt seine Krast sich erhalten hat. Es war dies vielleicht der Lohn dafür, daß er, wenn irgend Einer, nur gesungen, wenn der Gott es ihm eingab; daß er die Sklaverei des Comptorivdienstes über sich nahm, damit seine Muse srei sei. Diesenigen Dichtungen, welche das herz von Deutschland in Begeisterung erzittern machten, das "Hurrah Germania!", "Die Trompete von Gravelotte", "An Wolfgang im Felde", sind sechs Jahre, das unvergleichlich schöne "Lang, lang ist's her", das vorletze in seiner Sammlung, in welchem, bei der Einweihung des Hermann-Denkmals, das dankbare Gemüth Freiligrath's der Heimath noch einmal den Zoll wehmüthiger Küderinnerung und unverbrücklicher Liebe darbrachte, ist kaum ein Jahr vor seinem Tod entstanden.

Noch in einem anderen Betracht ist Herrn Buchner's Werk wichtig und werthvoll: es gibt, gewissernaßen als Supplement zu Freiligrath's gesammelten Dichtungen, diejenigen, welche, als Producte seiner Jugend, von dem Dichter nicht zugelassen worden sind oder als Fragmente darin keine Stelle sinden konnten. So das unvollendete Gedicht (II. 285), welches seine Entstehung einem Besuch im Lande

bon Robert Burns verdantt:

Hinauf, hinab ben lust'gen Doon, Hinauf, hinab ben Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuh'n,
Den Deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf Deinen Au'n,
Hinzog ich still den Psah,
Den Du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

Und lustig suhr der Morgenwind Durch Aehren und Geheg; Und blauen Augs ein barsuß Kind Sprang lachend über'n Weg; Und Flußgeräusch und Rieseln dann, Und Kuf und Roßgewieh'r, — Die Gegend klang und sah mich an, Ganz wie ein Lied von Dir!

So das andere (II. 242), in welchem Freiligrath sein Haus in Hackney schilbert: An der Weltstadt nördlichem Saum,

Fern von ihrem Gebrause, Bei der Pappel, dem Ulmenbaum, Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs, Grün und wallend dahinter, Grünt im Schatten des Weißbornzauns Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wellig weht, Weiden Füllen und Rinder; Dorten wandelt der stille Poet, Dort auch fvielen die Rinder!

Reiten auf Ponies mit lautem Schall, Fahren mit ehrsamen Ziegen, Schlagen ben Reif und fangen ben Ball, Laffen ben Drachen fliegen;

Freu'n fich bes enblos entwicklten Knaul's, Dran er emporichwirrt zum Uether: — Fern die Riesenkuppel St. Paul's Anschaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umriffen am Horizont, Schwarz in dunstiger Gelbe, Balb beschattet und balb besonnt, Ragt fie wanklos bieselbe. —

Hier unter diesem Himmel und in dieser Gegend hat Freiligrath siehzehn Jahre Lang — siebzehn Lange Jahre — gelebt, bis, 1867, das Vaterland den Verbannten im Triumphe heimführte, zu der Heimstätte, dem Haus und dem Herd, welche die Liebe, die Verehrung, die Dankbarteit des deutschen Volkes einem seiner populärsten und, menschlich betrachtet, edelsten Dichter bereitet hatte:

Geliebt zu fein von feinem Bolte, O herrlichftes Poetenziel! Kranz, ber aus dunkler Wetterwolte Herab auf meine Stirne fiel . . . .

Beröbet ist jetzt das Haus "an der Weltstadt nördlichem Saum", einst die Wohnung eines deutschen Poeten in der Verbannung und der Ort, an welchem jeder Deutsche willtommen war. Aber auf der anderen Seite der Themse, gegen Süden, auf dem Higgel von Sydenham, in Forest Hill, sieht ein anderes Haus, in welchem alle diese Traditionen heilig gehalten und gepstegt werden. Es ist das, in welchem, mit einem wackeren deutschen Kausmann verheirathet, Kate Kroeker-Freiligrath lebt, die älteste Tochter des Dichters, die Uebersetzein seiner Gedichte, welche in Tauchnitz "Collection of German Authors" erschienen sind 1). Julius Roden berg.

## Die Wisbyfahrt.

Die Wishhfahrt. Reisebriefe von den beutschen, banischen und ichwedischen Offfeegestaden bon Karl Braun-Wiesbaben. Leipzig, F. A. Brodhaus. 1882.

Wisdy ist das Dornröschen unter den Städten. Mitten in der Ostse gebettet und unberührt von dem drängenden Treiben der Gegenwart, schlummert es in der stummen, aber doch beredten Herrlichkeit seiner altersgrauen Mauern, seiner stolzen Thürme und seiner prächtigen Kirchen. Wenn nun auch wohl kein Königssohn die Schlasende wieder zum Leben erwecken wird, selbst wenn nun den Prinzen des Märchens in den gebietenden Herrscher des Tages, den Dampt, übersehen will, so bleibt ihr doch in sedem ihrer Züge der majestätische Ernst einer glorreichen Verschen

<sup>&</sup>lt;sup>1</sup>) Poems from the German of F. Freiligrath. Edited by his Daughter. Second Copyright Edition, enlarged. Leipzig, Tauchnitz.

gangenheit und "die eine Größe, die ihr Niemand rauben kann, die der Erinnerung, und die eine Pracht, die der Ruinen." Die Poesse des Bersalls hat ihre melancholischen Reize über die alte Stadt ausgegossen, und nur rohe Menschen werden unempsindlich sein für diesen mittelalterlichen Zauber, sur diese majestätischen Schatten, welche eine große Vergangenheit durch viele Jahrhunderte hindurch herüberwirst in

eine bescheidene Gegenwart und Zukunft (Braun G. 192).

Unfere beutschen mittelalterlichen Städte konnen fuhn den Bergleich mit ben fremden herausfordern, ein Soeft und Rothenburg, Nürnberg und Danzig, Röln und Bubed find einzig in ihrer Art. Bor Menschenaltern, ja noch in ben ersten vier Jahrzehnten unferes Jahrhunderts, als unfer politisches und wirthschaftliches Leben überall noch unterbunden, gefeffelt und eingeengt war, mögen fich einige von ihnen höchftens quantitativ von Wisby unterschieden haben, aber heute, in unferem Gifenbahn- und Telegraphen-Zeitalter, wo auch in ihnen Sandel, Geschäft und Politik ihre Kangarme nach allen Seiten bin ausftreden, find fie mit fo viel neuen Grundftoffen verfett, daß fie einen gang andern und gwar durchaus modernen Charafter gewonnen haben. Go gibt es kaum noch eine Stadt, welche Wisby gleich fame. Braun vergleicht es mit Soest in Westfalen. Diese Parallele trifft ziemlich zu, namentlich für benjenigen, welcher die ehrwürdige westfälische Sanfestadt noch gefannt hat, als ihre alten Mauern mit den Kagenthürmen noch ziemlich undersehrt Freilich liegt Soest nicht an schroffen Raltsteinklippen und ebenso wenig bricht fich die braufende Meeresfluth ju feinen Fugen; aber Bauart, außere Entwicklung und innere Geschichte haben fie vielfach mit einander gemein. In beiden Orten findet man diefelben hohen Giebeldacher, dagielbe holprige Aflafter, Diefelben engen Gaffen und diefelben leeren Raume, wie große Garten hinter und leblofe Plage bor ben Baufern. Wie in Soeft nur eine einzige Strafe bie Betri- und Patrocli-Rirchen trennt, fo liegen auch in Wisby die heilige Dreifaltigfeits= und St. Loreng= kirche nur 20 Schritte auseinander. Hier wie dort trägt noch das alte, zum Theil verfallene und jum Theil verfallende Gemäuer ben claffischen Ausbrud eines nieberbeutschen Gemeinwesens, welches burch die Gunft der Zeiten, die Constellation des Weltmarktes und die nachhaltige Energie feiner Bürger das geworden ift, was es war, bis es durch die Ungunst der Zeiten, die Umwälzungen im Welthandel und in Folge dessen durch die Lahmlegung seiner Kräfte wieder zur Aleinstadt herabfant. Die Bermittlung, Die Brude awischen Soeft und Wisbn etwa bilbet Lubed, jene mächtige Schöpfung heinrich des Löwen an der Trave, welche von ihrem Gründer mit dem Soefter Rechte belehnt wurde, diefes aber weiter nach Wisby und in die ferne Oftsee verpflanzte. Mit dem Soester Rechte waren auch seine Träger, die Weftfalen, und die von ihnen theilweise abstammenden Lübeder nach Gothland gekommen und hatten bier ein Gemeinwesen geschaffen, wo der gemeine deutsche Kaufmann" herrschte und Reichthümer erwarb. Als ich in der alten Marientirche Wisby's die Grabsteine aus dem 13. und 14. Jahrhundert las, glaubte ich mich in die Betri= oder Wiesenkirche von Soest versett, so heimathlich klangen die Namen der hier Ruhenden.

Die Männer bes Morgens und Abendlandes trasen in Wisdy, dem Hauptstapelplatz des Nordens, zusammen, um die Erzeugnisse des Orients und Occidents mit einander auszutauschen. Bon Persien und vom caspischen Meere, vom Innern Kußlands und aus den Niederlanden zogen sie nach der Insel Gothland und trieben hier gewinnreichen Handel. Roch sind in Wisdy die Ruinen einer byzantinischen Kirche vorhanden, noch werden dort ab und zu arabische Münzen gefunden. Die Stadt spielte im hohen Norden eine ähnliche Bermittserrolle wie Benedig im Güden. Sie sant sier in Schutt und Aschen, als sie am 27. Juli 1361 in die Hände des Dänenkönigs Waldwar Attadag siel, und erholte sich auch in der Folge nie wieder von ihrer damaligen Zerstörung. Eine noch ziemlich undersehrt erhaltene Ringmauer von 12,000 Fuß Länge und 30 Fuß Höhe ungibt noch heute Wisdy; aus ihr aber ragen noch 28 stolze Thürme hervor. Achtzehn Kirchen, deren Mehrs

zahl in rein gothischem Stile erbaut ist, aber auch in Ruinen liegt, zeugen noch heute von der verschwundenen Pracht. Lübeck trat sortan in die dominirende Stellung Wisby's ein; "die Lübecker Bamphre" sogen ihm die letzte Lebenskraft aus.

Auf Diefem gewaltigen geschichtlichen und namentlich Norddeutschland intereffirenden Untergrunde entwirft Braun in bem bier angezeigten Buche ein prachtiges farbenreiches Bild, zu welchem er die treffenoften Buge an Drt und Stelle gefammelt und verarbeitet hat. Er war einer der Theilnehmer an jener Wisbnfahrt, welche auf Anregung Samburger und hanseatischer Geschichtsfreunde im Sommer 1881 von Lubed aus nach Gothland unternommen wurde. Seine Erzählung gibt aber viel mehr als perfonliche Eindrucke oder fluchtige Reifestigzen; fie bringt auch teine muhfam verarbeiteten antiquarischen Rotizen, noch gelehrt erscheinende Citate aus nicht gelefenen Quellen, fondern fie fucht dem Lefer an dem Beifpiel einer einft mächtigen Stadt die Entwidelungsgeschichte und das Rechtsleben eines wesentlichen Theils mittelalterlich = deutschen Culturlebens zu erklären. Go regt fie überall zu eigenem Beobachten und vergleichendem Denken an. Braun ift als langjähriger Reisender, guter Beobachter und treuer Berichterstatter zu vortheilhaft befannt, als daß ich nöthig hatte, feinen langit bewährten Beruf fur diefen Zweig unferer Literatur erft nachzuweisen. Abgesehen von einigen ftereotypen Wiederholungen und Wendungen, durch die er vielfach seine eigene Wirkung beeinträchtigt, gehört er zu unferen beften Reifeschriftftellern, benn mit offenem, ungetrübtem Blid, gefundem, flarem Urtheil und einem reichen juristischen, geschichtlichen und vollswirthschaft= lichen Wiffen, das namentlich auf diefem Gebiete fich zu zeigen fo häufig Gelegen= heit findet, verfentt er fich jugleich liebevoll in feinen Begenstand und weiß ihm ftets neue und feffelnde Seiten abzugewinnen.

Heut zu Tage, wo eine förmliche Jagd auf neue Sommerfrischen angestrebt wird und wo sich der große Strom der Keisenden sast ausschließlich nach dem Süden erzgießt, ist es doppelt bestremdend, daß sich der nördlichen Office und namentlich Wisdh, einer der wenigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Städte keine größere Ausmerksamteit zuwendet. Es wäre zu wünschen, daß das Beispiel der vorzährigen Wisdhssahrahrer eisrige Nachamung sände. Einen großen Vorzug würden die Rachsloser jedenfalls vor den Vorgängern besigen: ein vortressliches Reisehandbuch, wie das Braun'sche, welches aber auch jedem zu Halfe bleibenden Geschichtstreunde Bestehrung und Unterhaltung in Hülle und Fülle bietet. Friedrich Kapp.

Bo. Entwicklungegeschichte bes Geiftes auch nur ber wichtigften Afrika-Reisen nicht leicht ber Menschheit. In gemeinverständlicher Darftellung von Guftav Dier de. Erster Banb, bas Alterthum. Berlin, Theobor Sof-

1881.

Batte ber Berfaffer feinem Buche einen anbern Titel gegeben, fo wären wir weniger ent= täuscht worden. Der Titel bezeichnet die höchste Aufgabe ber Geschichtschreibung und bie ift noch lange nicht lösbar. Sogar bann nicht, wenn unter Menschbeit nur unfre afiatisch-europäische Cultur (mit Ginschluß ber Aegypter) verffanden wird. Das Buch enthält eine Darftellung gewiffer Sauptrichtungen bes geiftigen Lebens ber oben genannten Bölker. Was man loben fann, ift bie Ab= ficht; ber Inhalt tann trot mancher Irrthumer wohl ohne Schaben in's Publicum bringen und bort wird ber Berfaffer eber einen Gläubigen für feine Sypothefen finden als bei uns. Dach einer Einleitung über die Anfänge des Geisteslebens folgt eine Schilberung bes religiöfen, burgerlichen und wiffenschaftlichen Lebens ber Aegypter, Mongolen, "Indogermanen und Inder", des Buddhismus, der Eranier, der Semiten, der Griechen und Römer: alles dies natürlich nach dem Standpuntt ber Kenntniffe bes Berfaffers. Der zweite Band foll das Mittelalter und die Neuzeit umfaffen. - Die Rategorie ber Objectivität ftellt Berf. gleich mit Vorwalten ber Phantasie und Boefie (134). Wir glauben, daß durch folde und ähnliche Schlagwörter ein Bolksgeift entweder gar nicht charafterifirt werben fann, ober bag jene Bezeichnungen, um überhaupt etwas zu bedeuten, einer febr grundlichen Unterstützung burch Thatfachen bedirfen. - Das Adjectivum "culturell" halten wir nicht für eine erfreuliche Bereicherung unferes Wortschates

Die geographische Erforschung bes Afrifanischen Continents bon ben altesten Beiten bis auf unfere Tage. Gin Beitrag gur Gefchichte ber Erbfunde von Dr. Philipp Baulitichte. Zweite vermehrte und ver-befferte Auflage. Wien, Brochausen & Bräuer.

1880.

erften Abschnitte bieses bedeutenden und dankenswerthen Berkes, "bie Kenntniß Afrika's im Alterthum" (1—33) und "die Erforschung Afrika's im Mittelalter" (34—59) sind leicht aufgerichtete Borhallen, durch welche man 3u bem Haupttheil "die Afrikaforschung ber Neu-zeit" (60-310) rasch hingelangt; anhangsweise und leider etwas ftiefmiltterlich behandelt folgen bie Inseln nach (310; 311-314), was bei ihrer so hohen geographischen Bichtigkeit sehr zu be-dauern ift. Doch bringt ber Haupttheil des Buches auch für sie noch manche werthvolle Notig. Auch biefer ift nicht gleichmäßig behandelt; bie wirklich ausführliche Darftellung beginnt erft (S. 81) mit bem Jahre 1788, fie umfaßt alfo etwa bie letten 100 Jahre. Daß bas Buch mit gliidlichem Griff einem fehr wefentlichen wiffen= schaftlichen Bedirfniß entgegenkommt, beweist ber Umftanb, baß es schon ein Jahr nach feinem ersten Erscheinen die 2. Auflage erlebte. Leider aber wird die Benutzung besselben bem Fachmann wesen, mahrend langer Zeit als indischer Corredurch Jahlreiche Ungen auigkeiten sehr erschwert; spondent der "Times", nach seiner Rückkehr als das Werk ist nur mit großer Borsicht Romanschriftseller und Archaeologe. Seine zu gebrauchen. Zwar daß eine Sammlung Romane (Tara, Ralph Darnell 11. a.) entlehnen

jur Bollständigteit ju bringen ift, daß alfo auch hier gar mancherlei fehlt, das ift begreiflich genug und weniger störend; fehr störend aber sind die vielen Fehler in Jahreszahlen, in den Eigennamen und namentlich in ben Literaturangaben. Lettere find überhaupt nicht gleichmäßig gear-beitet, ebenso wenig, wie die Behandlung ber Autoren eine gleichmäßige, streng spstematische ist: unbedeutendere werden bier und ba eingehender besprochen, bedeutendere nur genannt. Das Bilb ber Entbedungsgeschichte, welches wir erhalten, ist also nur im Allgemeinen richtig, im Einzelnen muß es vielfach zurecht gerudt werben. Eine gewiß balb nöthige 3. Auflage wird hoffentlich abermals viel verbeffern!

Italienische Dichter- und Künftler-Profile. Kritische Essays von Martino Leipzig, Louis Senf. 1880. Roeder.

Des Verfassers Absicht ist, zu zeigen, baß die neuesten Maler und Musiker, Dichter und Prosaschriftsteller Italiens keineswegs, wie vielfach gemeint wird, Niebergang und Berfall, sonbern reges Leben und vielfeitigen Gifer in Literatur und Kunft befunden. Zu diesem 3wed nimmt er sunfzehn dieser "neuen Männer" durch, unter benen gar manche auch in Deutschland viel und ehren= voll genannt werden: be Amicis, Boito, Coffa und Farina. In einem Anhange ftellt er fünf Auffätze gufammen, die mit ben Profilen nichts zu thun haben und die wohl nur beigegeben wurden, um das Buch etwas anzuschwellen: fpanische Runft auf ber Barifer Ausstellung selbst ber begeistertste Lobredner bes Berfassers würde in diefem Auffatz teinen Busammenhang mit dem Thema des Buches erkennen -; beutsche Musik in Italien; bas Ofterfest in ber beiligen Stadt; Mephistophele, Oper von Boito; ber Carneval in Mailand. Der Artifel über Boito's, jetzt auch in Deutschland eingeführte, wenn auch nicht eingebürgerte Oper, jugleich einer ber langsten bes ganzen Buches, wird wohl nicht geringes Interesse erregen, er ist recht instructio, aber gar zu enthusiastisch und in ben Bartien, in benen er das Musitalische, das, wie es scheint, das eigentliche Arbeitsfeld des Berfassers ift, verläft, ziemlich bilettantisch. Ueber manche literarische Production ber befannteren Autoren wird man anderer Meinung sein als ber Berfasser; in unbekannte Regionen wird man fich gern von ihm

als einem fundigen Filhrer geleiten laffen.

as. Im oftindischen Dienste. Lebensbeschreibung bes englischen Obersten Me a dows Tap-Ior. Mach beffen eigenen Aufzeichnungen beutsch bearbeitet von Runharbt v. Schmibt. Mit einer Kartenstizze von Indien. Berlin, Mitt-

ler & Sohn. 1880.

Meadows Taylor ift 36 Jahre lang in Oftindien thätig gewesen, querft turge Beit als Handlungstehrling, bann als Officier, endlich am längsten und segensreichsten in ber Civilverwaltung. Die Verwaltung des großen Bezirkes von Hyderabad ift eigentlich ganz von ihm eingerichtet. Daneben ift er literarisch thätig geihren Gegenstand ber indischen Geschichte; von sich von felbit. Der Ritter Landtschabt wird seinen wissenschaftlichen Berten ift bas be- mit seiner Elisabeth glicklich. Aber nicht in beutenbste Die Photographiensammlung, Die unter biefen einzelnen Episoben besteht ber Reig und bem Namen "Das indische Volt" als officielle

Bublication erschienen ift. -

Die Autobiographie zeigt uns ihren Helben auf dem Boden, auf dem seine Schöpfungen er= wachsen sind. Bedeutende Persönlichkeiten (Lord Bentinck, Wellington, Macaulay) treten in ber Erzählung nur ganz vorübergebend auf. Aber ein lebenbiges Bild erhalten wir von bem Antor und von Land und Leuten, benen seine Wirtsam= gesetzt wird), möchte ich bezweifeln.

Barifiana. Plaudereien über bie neuefte Literatur und Kunft ber Frangofen von M. G. Conrab. Mit bem Bortrat Emile 20=

la's in Radirung. Bressan, S. Schottlaender. Die Aufsätze über das Theater, über die modernen französischen Deroen der Literatur, der Journalistit, der Musit, der darstellenden und der bilbenden Kunst, die wir in diesem Buche sinden, sind mehr als Plaudereien, trotz des pricelnben Cauferie-Tones, in bem fie uns geboten werben - es find recht eigentlich fritische Excurfe, bie auf eingebenbe Studien, auf geiftvolle Erfaffung ber gewählten Themata fich ftugen, und zugleich find es Bekenntniffe, bie Propaganda machen, fich Beachtung und Unhänger erwerben wollen. Beherrschung bes Stoffes, piquante Sprache, geiftvolle Apergus, originelle Anschauungen zeichnen alle biese Aufsätze aus, ihr positiver Werth aber wird vermindert burch sehr becibirte Subjectivität, die ber Autor mirgends verleugnet, die ihn jum Parteigänger macht, hier enthusiasmirt, bort fast fanatisirt. Die Bilber die uns M. G. Conrad in dieser Manier z. B. von Emile Zola und Emile Angier entwirft, sind in Charafteristif und Colorit meisterhaft gelungen, fünstlerisch gestatte und hochinteressant aufgesaßt, selbst da, wo sir und ber Irrthum beginnt. Aber wir vermissen ben objectiven Standpunkt, der uns an die Richtigfeit eines hiftorischen Runftwerkes einzig und allein glauben läßt; wir bewundern es wohl, wir entnehmen ihm aber nur mit Referve Be-

Sans Landtichabt von Stannach. Ein Culturbilb aus ber Reformationszeit von Rudolph Bernhard von Walther. Heinerstellerg, Karl Winter's Universitätsbuch-handlung. 1880.

handlung.

Rein Culturbild, fondern eine culturhifto= rifche Novelle mit vielen Anmerkungen, welche bistorische Belege enthalten. Aus diesen erfieht man, daß der Berfaffer die Quellen jener Beit, u. A. auch einige ungebruckte Urfunben, namentlich aber die über dieselbe handelnden Mono= graphien gründlich sudirt hat; vom humanismus und der Resormation, don Alöstern und dem Streit über die Bücher der Inden ist die Kede; das Jahr 1500 bildet den Ansangspunkt, der Bauernfrieg ist die Endgrenze der Erzählung. Natürlich treten die wichtigeren historischen Berfonlichteiten jener Zeit mithandelnd ober mitrebend auf: Bauernführer, Ritter, Fürsten und Gelehrte, auch Luther fpielt eine Rolle. Dag bann in ber Novelle von Freundschaft und Liebe, von merkwürdigen Abenteuern 2c. die Rede ist, versteht auch ber Werth bes Buches, sonbern in ber geschickten Aneinanderreihung von historischen und Erdichtetem, in ber liebenswürdigen Manier, ohne Aufdringlichteit zu belehren und aufpruchs-los zu unterhalten. Das historische Colorit if ziemlich treu gewahrt; ob freilich ein beutscher Prinz am Ansang bes 16. Jahrhunderts: Mort de ma vie ausgerufen hat (wie S. 197 voraus=

o. Ecos del Rin. Colleccion de poesias alemanas, traducidas en verso por Francisco Sellen, New York, N. Ponce de

Leon, 40 y 42 Broadway. 1881. Gin Bandchen beutscher Gebichte in fpani=

fcher Uebersetzung ift eine intereffante Erscheinung, und wir bürfen um fo bantbarer bafür fein, als ber Ueberfeter feine Arbeit mit Berftanbniß und Unfpruchslofigfeit gethan bat. Dag ber beutiche Beift ben fpanischen zu beeinfluffen beginne, haben wir früher ichon auf anderen Gebieten, nament= lich ber Naturwiffenschaft und Bhilosophie, bemerkt; es ist erfreulich, daß man nunmehr auch ben Bersuch macht, ber beutschen Dichtung spanischerseits näher zu treten. Herr Sellen, ber — wie er im Borwort andeutet — in Cuba geboren worden, ift ein ausgezeichneter Renner ber beutschen Literatur, was nicht nur aus der Auswahl der von ihm mitgetheilten Gebichte felbst, sonbern auch aus ben Bemer-tungen zu ben einzelnen Dichtern und ber Ginleitung hervorgeht. Das Charafteristische ber beutschen Lyrik besteht filr ihn in ber tiefen Liebe gur Ratur, ber aufmertfamen Beobachtung ihrer Erscheinungen und ihres Gindrucks auf Die Seele. Daber die Neuheit und Frische ihrer Bilber, bie finnvolle Einfachheit ihres Stils, Die Tiefe ber Bedanten und jene melancholische Farbung, wie eine folche Betrachtung bes Lebens fie ber-Bewunderungswürdig scheint ihm ferner die Fähigkeit der beutschen Lyrik, sich in ben Geift ber Dichtung anderer Bolter gu ver= fenten; und er erflärt baraus die Mannigfaltig= teit der Motive und Formen, welche ihn wahrhaft in Ersaunen setzt und in welcher jene nicht ihres Gleichen habe. Daß er von einer Dich-tung, in welcher ber Name Goethe glängt, keinen genigenden Begriff geben könne auf den wenigen Blättern feines Bandchens, verhehlt fich Berr Gellen nicht; aber einen im Bangen rich= tigen Ueberblick empfangen wir, und soweit es Die Schwierigteiten ber Sprache guließen, auch eine ziemlich getreue Reproduction der einzelnen Stude, wenn auch allerdings nicht immer in ben ursprünglichen Bersmaßen. Aus naheliegenben Gründen Seronagen. Aus napetegenden Gründen sind ihm Heine, Platen und Geibel, so verschieden unter sich, am Besten gelungen; sedoch auch Uhland, Rückert, Lenau, Freiligrath und die Andern, bis berad auf einige der Jüngsten, sind in ihrem spanischen Gewande wohl noch erkennbar.

To. Deutsche Treue. historische Erzählung von Edward Jost. 2 Banbe. Stuttgart.

Richter & Rappler. 1881.

Die Zeit, in die uns Edward Jost hinein= führt, bas Ende bes 17. Jahrhunderts in

Deutschland, ift eine schon oft beleuchtete, un- einer nachträglichen Redaction von Einzelliebern. Tropbem zählige Mal geschilderte Periode. Jählige Mal geschilderte Periode. Erogbem haben wir seine Erzählung "Deutsche Trene" mit lebhaftem Interesse gelesen. Die geschichtlichen Ereignisse sind bier mit den Ertebnissen der einzelnen Personen so innig verknüpft, daß jene neues Leben silr und gewinnen, und die Schrecken einer schmachvollen Zeit in voller Deutlickseit vor und treten. So wird, wie der Autor es wilnscht, wirksich ein Stills Geschichte aus den Köpfen in die Hernet wollen wir dem Zuche wohlverdientes Lob gesterndet haben. fpendet baben.

ul. Ueber den Ursprung der homerischen Gedichte, von 3. P. Mahaffp. - Ueber die Sprache der homerischen Gedichte von A. S. Sance. Autorifirte Heber= fenng von Dr. 3. Imelmann. Sannover, Helwing'sche Berlagsbuchhandlung. 1881.

Die in lesbarfter Form gebotene Ueber-setzung zweier Aussätzt bervorragender englischer Philologen barf schon als Probe willtommen Philosogen dar ichon als Prode willtommen gekten für die Art, wie man heute jenseits des Canals die große "homerische Frage" behandelt, welche von deutschen Gelehrten — ich drauche nur Friedrich August Wolf, Lachmann und Kirchhoff zu nennen — "gegründet" worden ist. Zugleich dietet diese Wilrigung des Auslandes einen neuen Beleg dassir, wie wenig man bei und in wissenschaftlichen Ditzgen zu "mono-koliscen" geneigt ist. An Neziedung auf die polifiren" geneigt ift. In Beziehung auf bie Genefis der Ilias und Odpffee hat jeder Forscher feine eigene Religion - und er barf fie haben. Es ift bamit bestellt, wie mit ben großen Broblemen ber Naturwissenschaft; die Aussicht, bag bie letten Grunde bes Bachsthums einer Bflange fich vielleicht nie werben aufbeden laffen, hindert nicht, mit raftlosem Gifer gu beobachten, ju analysiren und zu vermuthen. Gbenso un-ermüblich geht man in unserm Jahrhundert ben Gedichten Somer's mit Lupe und Secirmeffer gu Leibe; jede Partitel wird forgfam geprüft, ber Zusammenhang bes Ganzen der peinlichen Frage unterworfen, das Metrum behorcht, das Lokal durchwißt, kurz keine Methode bleibt unversucht, um ber ebelften Dichtnng bes Alter= thums ihr Geheimniß abzulocken. Mahaffp reflectirt über die Gedichte vom Standpunkte ber foge-nannten "höheren Kritik"; er halt, abnlich wie Grote, an bem Gebanten einheitlicher Compo-fitionen verschiedener Dichter fest, die allmälig eine Summe frembartiger Beimischungen erfahren hätten. Sapce wiederum sieht in ber Sprache bas einzig unfehlbare Scheidemittel. Er findet in ihr ein tilnstliches Mosait, welches auf bem Wege burch gabilofe Generationen, Dichterund Recitatorenschulen aus aeolischen, ionischen fceinbare Ginheit ber Gebichte fei nur Folge fo gelehrte Wert ftellen burfen.

Homeros, ber "Zusammengefügte", verbanke feinen Ursprung bem Genius ber ganzen Nation, nicht ber Geftaltungskraft eines Einzelnen.

Geschichte Des beutschen Reichs vom Ende bes vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. Bon Dr. Theodor Lindner, ordentl. Professor ber Geschichte an der Rönigl. Afademie ju Milnster. Erfte Abtheilung: Geschichte bes beutschen Reichs unter Ronig Wenzel. 3weiten Banbes erfte und zweite Sälfte. Braunschweig, C. A. Schwetschle & Sohn. 1876 und 1880.

Dem langathmigen Titel entspricht die Bearbeitung bes Werts. Das ganze Unternehmen foll die Geschichte von etwa 150 Jahren um= fassen, die erste Abtheilung 24 Jahre, da König Benzel 1376 gewählt und 1400 abgesetzt murde. Nun enthalten wirklich die zwei vorliegenden Bände — etwa 1000 Seiten — die Regierungsgeschichte biese einzigen Königs, bessen Shaten von verhältnißmäßig geringem Belang und sür den das Material einigermaßen gesichtet und geordnet ift. Bedentt man, bag ber Berf. gur Bollendung bes bisher Borliegenben 5 Jahre gebraucht hat, daß für das folgende Jahrhundert die Ereignisse von ungleich größerer Bedeutung find, das Material aber viel weitschichtiger und größtentheils ungedruckt ist, so kann man min-bestens auf fernere 7000 Seiten rechnen, die nach Analogie ber erften eine Arbeitszeit von 35 Jahren beanspruchen würden. Damit wilrde ber Berf. für bie Arbeit feines gangen Lebens geforgt haben, aber bem Sbeal einer beutschen Geschichte taum naber getommen fein. Diefes Seal wird auch durch die Art der Be-handlung nicht erreicht: die ausländischen Ber-hältnisse sind mit unnöthiger Weitschweisigkeit behandelt. Ferner: das Vert heißt: "Geschichte des deutschen Reichs" und es scheint wirklich, daß der Begriff der alten "deutschen Reichs- und Staats-Geschichte" wieder darin aussehen sollte. Denn ob in der abgehandelten Zeit ein deut-scher Schriftseller geschrieben oder ein deut-scher Schriftseller geschrieben der ein deut-scher Schriftseller geschrieben der ein deutscher Rünftler gewirft hat, bavon erfahren wir fein Wort; man fonnte fast auf ben Gebanten fommen, es habe bamals fein bentsches Bolf gegeben, denn von diesem, seinen Leiden und Mühen, seinen Buftanden und Beftrebungen ift mit keiner Gilbe die Rebe. Go ftellt fich bas Werk zwar als ein febr fleißiges bar: es fehlt nicht an fehr reichlichen Anmertungen, an einem fehr forgfältigen Inder, an zahlreichen Beilagen, Die fritische Excurse und urfundliche Mittheilungen enthalten; eine stattliche Reihe von Archiven und Bibliotheten ist ausgebeutet, — aber ein er-freuliches und lesbares Buch ist babei nicht zu Tage geförbert worden. Diese Hauptforderung und attifchen Stillden gufammengewirft fei. Die inbeffen follte man billigerweife an jebes noch

Bon Reuigkeiten, welche ber Redaction bis zum 16. Mai zugegangen, betzeichnen wir, näheres Singeben nach Raum und Gelegenheit uns dorbehaltend: Musicken. Abnahmlichel den Ghomobo de Amicis. Aus dem Fielufchen überfeht den Anges Burchard. Noftod. W. Werther's Berlag. 1882.
Andraeas. — Der Orden der Ödd-Fellow's, dessen Geschichte, Organisation und Wesen. Bearbeitet von Dr. Andraeas. Exmeister der Noris-Logo Nr. 2 von Bayern L. O. O. F. zu Nürnberg. Leipzig, E. Grimm. 1882.
Anhaen's Goldrechun of english authors british and american. Vol. 181. 182. Joseph's Coat by D. Christine Murray. Vopyright edition. 2 Vols. Hamburg, K. Grädener & Vopyright edition. 2 Vols. Hamburg, K. Grädener &

Vol. 151. 162. Josephs Coat of Dr. Christine Battag. Copyright edition. 2 Vols. Hamburg, K. Grädener & J. F. Richter. 1882. Baker, — Ueber die Musik der Nordamerikanischen Wilden von Theodor Baker. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1882. Balzo. — Roma di Carlo del Balzo. Milano, D. G. Brigola.

- Der Buddhismus in seiner Psychologie

Bastlan. — Der Buddhismus in seiner Psychologie von A. Bastlan. Mit einer Karte des Buddhistischen Welt-systems. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbethbdlg. 1882. Baumbach. — Mein Fruejahr. Gesammelte Gedichte aus "Enzian. Ein Gaudeamus für Bergsteiger" von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1882. Bresch. — Der Chemismus, Magnetismus und Diamagoe-tismus im Lichte mehrdimensionaler Raumanschauung.

Eine naturwissenschaftliche Studie mit 19 in den Text gedruckten Figuren von Richard Bresch. Leipzig, Selbst-

verlag des Verfassers. 1882. **Brodhauf** Converditions «Bezifon. Dreizehnte, voll-jänvig umgearbeitete Auflage. Mit Abbitdungen und Karten auf 400 Tofein und im Texte. Heft 19–21. Leipzig. F. A. Brodhauß. 1882. **Chailin.**—Im Rande der Mitternachtssonen. Sapwen. Aufler und Mitterreisen durch Vocwegen und Schweden. Lapbe.

land und Nord-Finnland. Rach Baul B. Du Chaillen frei überfett von A. helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschaften und Karte. Pite einer großen Unsäch den Etochholm und Karte. Lig. 11—12. Breslau, Ferd.

Hirt & Sohn. Evenann. Deutsche Hand- und Haus-böllichen. Beb. 22. Lichtenstein. Romantifche Sage bon Milhelm Hauff. Mit einer Einleitung bon Justins Klaiber — Beb. 23. Lebia, Aus dem Aratie-nitisen der Ewazia Girerantoni-Monacini, überjetzt von Heine Lobedan. Einzige autorifirte deutsche Englied Aus-gabe. Mit einer Einzie mor Fanny Lewald. Eintsgart, W. Spemann.
Deutschttum, das, in Ungarn. Einzie Worte zur Auf-

Deutschthum, das, in Ungarn. Einige Worte zur Auf-klärung von einem Stock-Magyaren. Berlin, H. Th. Mrose. 1882.

Mrose. 1882. Pichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Enkleitungen und Wortertlärungen. Herausgegeben von Karl Goedefe und Julius Tittmann. 16.17. Ab. Copus. Bon Burgard Waldis. 2 The. Leipzig, F. A. Brockfauß. 1882. Intalage. — Wir. Emsland. Geschicken von E. von

Dindlage. Zeitzig, 2B. Friedrich. 1882. berhard. – Johann August Eberhard's synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 13. Aufl. Nach Eberhard. Handworterbuch der deutschen Sprache. 13. Aufl. Nach der von Dr. Friedrich Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Dr. Otto Lyon und Dr. F. Wilbrandt. Mit Uebersetzung der Worter in die englische, französische, italienische und russische Sprache von Dr. D. Asher und Prof. Dr. Aug. Boltz. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau).

rdmann. — Reflexionen Kant's zur kritischen Philo-sophie. Aus Kant's handschriftlichen Aufzeichnungen herausgegeben von Benno Erdmann. I. Band. 1. Heft. Reflexionen zur Anthropologie. Leipzig, Fues's Verlag

Reflexionen zur Anthropologie, Leipzig, Fues's Verlag (R. Reisland). 1882.
Erfindungen, die, der neuesten Zeit. Zwanjig Jahre industrieller Fortschritte im Zeitalter der Weltaußiellungen. Mit befonderer Rüchight auf Actentwefen und die Elese der Kunstindustrie. Unter Mitwirtung bon Jugenieuren des E. Hateniamies und anderen Fachmännern. Peranksgasden dom Dr. G. dan Muhden und heine, Franksgasden dom Dr. G. dan Muhden und heine, Franksgasden. Ergänzungen kant der Verlägen den Verlägen der Verläg band zur Pracht-Ausgabe vom Buch der Erfindungen, Gewerbe und Induftrien. Heft 5-8. Leibzig Coboner

aulmann. — Illustrirte Geschichte der Buchdrucker-kunst, ihrer Erfindung durch Johann Gutenberg und ihrer Ruist, inter Entmidding durch Johann Gutesberg and Michele Hechnischen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck, 12 Beilagen und 300 in den Text gedruckten Illustrationen, Schriftzeichen und Schriftproben. Lig. 12-18.

Wien. A. Hartleben's Verlag. Fröbel. — Erinnerungsblatt an den hundertjährigen Geburtstag Friedrich Fröbel's. Leipzig, Weltpoft-

Garde à vous. 1900. Garde à vous! De la sprée à l'escant

Garde å vons. 1990. Garde à vons! De le sprée à l'escute par la marne. Paris, J. Dumaine. 1882. (Géwerbéhalle. Draan für den Fortföritt in allen Aweigen der Kunfindutrie, unter Mitwirtung de-wärrier Hachmänner redigirt den Andeig Eijenlofe und Garl Meigle. Urchieften in Sentagart. 20. Jahrg. Heft 5. Stuttgart, I. Engelhorn. 1882. Girndt. – Dautelmann. Tanuerpiel in 5 Atten don Otto Girndt. Oldenburg, Schulze'söge Hof-Buchhölg. 1880.

Gotthelf. — Wie Anne Babi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Orftern geht. Bon Jeremias Gottbelf. Arene wohlfeile Ausgabe. 2 Bbe. Berlin, Jul. Springer. 1882

Hil. Springer. 1862. Götinger. – Reallegiton der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studtrende und Laien, bearbeitet von Ernft Göhinger. Heft 11. Leibzig, Urban.

Grazie. — Gedichte von M. C. belle Grazie. Herz-berg a. H., C. F. Simon. 1882. Grieben's Reise-Bibliothek. Band 6. Berlin, Potsdam rteben's Reise-Bibliothek. Band 6. Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktischer Wegweiser mit zwei Plänen von Berlin, Plan von Potsdam sowie Karte der Umgegend von Berlin, 28. Aufl. Durchgesehen von E. Firedel, Berlin, A. Goldschmidt. 1882. Stube. — Grijtitan Ghutter. Echauppiel in 5 Aften bon Mag Guibe. Elbenburg, Schulze'iche Sof-

B. Free. Spripme.
Of rube. Oldeno.
Don Nag Gribe. Oldeno.
Don Nag Gribe. Oldeno.
Don Natur.
Von der Kirche zur Natur.
Last.
Von der Kirche zur Natur.
Von Hans Angdruck der Hauptgeistesströmung unsers Zeitalters. Bekräftigt durch Kernworte der besten Denker, Von Hans Guttzeit. 1.Lfg. Berlin, H. Th. Mrose. 1881.

Geschichte der russischen Literatur von Haller, Oberlehrer der russischen Sprache am Riga'schen Stadt-Gymnasium und Lector am baltischen Polytechnikum. Riga & Dorpat, Schnakenburg's litho- u. typogr. 1882.

Anstau. 1902. Seimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von B. A. Rosegger. VI. Jahrg. Heft 8. Mai 1882. Eraz, Leptam-Josefsthal.

Hohenzollern, die, und das Deutsche Baterland, bon Dr. A. Eraf Stillfried-Alcentaa und Krosessor Dr. Bernhard Kusler, Alustriet von den ersten deut-ichen Künstlern. Afg. 18—21. München, Friedr. Bruck mann's Berlag.

mann's Berlag.

Höhner. — Statistische Tafel aller Länder der Erde,
Von Otto Hübner, Berlin. 31. verbesserte Aufl. Frankfurt a. M., W. Rommel. 1882.

Jodl. — Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie
von Friedrich Jodl, Privatdocent der Philosophie an
der Universität München. I. Band. Bis zum Ende des
18. Jahrhunderts; mit einer Einleitung über die antike
und chrisbliche Ethik. Stattgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1882

danuting. 1002. Datia, ober neue Feinde mit altem Kingkleh. — Hodia, ober neue Feinde mit altem Erfigt. And Deutsche übertragen don Sophie don Gilfa. Mit einem Borwort don Christian Karl Jo-jias Bunjen. 3. Auft. 2 Theile. Lethzig, F. A. Brod-1882.

Kirchhoff. — Friedrich. Gin Studentenleben. Christian Kirchhoff, Altona, Schlüter'iche Bobbig. 1882. Kohler. — Aus dem Lande der Kunst von Dr. Jos. Kohler. Köller. — Aus dem Lande der Ausst von Dr. Jos. Köller. Würzburg, Stalel'sche Buch- u. Kunsthandlung. 1882. Rompert. — Leopold Kompert's gelammette Schriften in 60 Lieferungen. 1862. I. Bertlin, 2. Gerichel, Berlagsbuchblig. (6. Gohmann.) 1882. Krause. — Zur Widerlegung des Satzes: Ueber den Geschmack lasst sich nicht streiten von Albrecht Krause.

Labr, M. Schauenburg. 1882.
Krause. — Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Krük der reinen Vernunft. Zu ihrem hundertjälrigen Jubiläum verfasst von Albrecht Krause. 2. Aufl. Lahr, M. Schauenburg. 1882.

Jubilium verfasst von Albrech, Arenes M. Schauenburg. 1882.
M. Schauenburg. 1882.
Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhunder von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Götha.
2. Anfl. Lfg. 25. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.
Kreter. — Die Betrogenen. Bertiner Roman bon Mag Kreter. — Die Betrogenen. Bertiner Roman bon Mag Kreter. — Die Detrogenen. Bertiner Koman bon Mag Kreter. — Die Detrogenen. Bertiner Liste 1882. lugigiei Songoger Dr. Philiph Kroner. Loedau K. Strzeczef. 1882. Truffe. — Prutus. Trauerspiel von Heinrich **Arus**e 2. Austl. Leidzig, S. Hirzel. 1882.

Rrufe.

Leigner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der währigiten Erschenungen auf dem Gebiete der Ge-schichte, Kunft. Wissendigt und Industrie der Keu-zeit. Bon Otto den Eerner. Mit jahreigen Jüs-strationen. Fig. 41—43. Sinttgart, F. Engelhorn. übke. — Geschichte der Renaissance in Deutschland von Wilhelm Lükke, Zweite verbesserte und vermehrte Auslage. Mit über 300 Illustrationen in Holzschnitt. Lifz, 7. 8. Stuttgart, Edner & Seudert, 1882.

von Wilhelm Lauser Auflage Mit über 300 Illustrationen in Molzsbunger Auflage Mit über 300 Illustrationen in Molzsbunger Life 7, 8, Stuttgart, Edner & Seudert, 1882.

Dolbenhauer — Das Weltall und feine Entwidelung. Darfegung der neuelien Ergebnijfe der Gemologitiden Foridung den G. F. Theodor Woldenhauer. Eig. 8, 9, Rölin, e. 5, Mahre. 1882.

Mollère und seine Bahne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland in zwanglosen Heften heransgeg, von Dr. Heinrich Galwaitzer, IV, Heft. Wiesbaden. 1882.

iand in zwangiosen neiten nerausgeg, von Dr. neinrich Schweitzer. IV. Heft. Wiesbaden. 1882. Niccolini. — Vespro Siciliano. Storia inedita di G. B. Niccolini. Publicata per cura di Corrado Gargiolli. Con introduzione, note, varianti e appendici. Milano,

Coff muduzzien er G. Brigola. 1882.

oeggerath. — Bericht über die Königliche Gewerbeschule (Lateinlose Realschule mit 9jähriger Lehrdauer und technische Fachschule) zu Brieg a. O. für das Schuljahr 1881/82 von E. Noeggerath, Gewerbeschul-Noeggerath. Direktor.

naturalist's wanderings in the interior of South Africa.
From the letters & journals of the late Frank Oates. Edited by C. G. Oates. London, C. Kegan Paul & Co.

Perrot-Chipiez. - Geschichte der Kunst im Alterthum. errot-tuplez. — Geschichte der Aunst im Altertuum. Aegypten – Assyrien – Persien – Kleinasien – Griechen-land – Etrurien – Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Antorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten, Mit ungefähr 600 Abbildangen im Text. 4 land — Etrurien — Rom. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. Antorisirte deutsche Ausgabe. — Aegypten. Mit ungefähr 600 Abbildungen im Text, 4 farbigen und 15 schwarzen Tafeln. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Mit einem Vorwort von Georg Ebers. Lig. 1. Leipzig, F. A. Brockhans. 1882.
Peters. — Die klimatischen Winterkurorte Egyptens. Praktischen Leitfaden bei Verordunung und beim Gebrauch derselben von Dr. med. Hermann Peters, praktischem Arzte in Bad Elter. Leipzig, Otto Wignal. 1882.
Pfietberer. — Rohe's bildfolphifde Weltunfdamung med ihren Grundigen. Zur Erinnerung an ben Werflorbenen bon Worf. Dr. Ebmund Miteiberer in Tüblingen. Berlin, G. Reimer. 1882.
Portig. — Die Stritnifde Wadbonna bon Raphael und bie Kambolanto-Karlonis bon B. bon Cornelius bon Guthab Bortig. Selbzig, 3. Derfehrer Berlag. 1882.
Prina. — Biografia del cardinale Angelo Mai di Benedetto Prina. Bergamo, Gaffuri e Gatti. 1882.
Revue, Ungarische. Mit Unterstutzung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von Paul Hunfalty. 1882. Heft 4. Budapest, Fr. Klian. Richter. — Verzeichnies der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, 1881. Herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden. H. Burdach, Königl. Hofbuchhandlung.
Roenberg. — Geschichte der modernen Kunst von Adolf Rosenberg. — Geschicht der modernen Kunst von Adolf Rosenbern Dur Sch

Cammlung gemeinverftandlicher wiffenschaftlicher Sammlung gemeinverkandlicher vinjenichaftlicher Vorträge, herausgegeben von Aud. Birtgodo und Hr. von Holsendorff. XVII. Serie. Heft 387. 388. Die römitigen Katalomben. Bou Dr. Ludwig Meyer. — Heft 389. Amhy Kobsart und Eraf Leicefter. Von Hermann Iface. Berlin, C. Habel. 1882. Sammlung muitfalijcher Vorträge. Ar 37. 38. Ein Ledensbild Wobert Edymanni<sup>6</sup>. Don Philiph Spitta. — Ar. 39. Luigi Boccherini von H. Schleiterer. Leidzig, Preittoff & Hetel. 1882.

Leipzig, Breittopf & Bartel.

Saturnin. — Die Freiherren von Meißendurg. Eine historische Erzählung aus der Geschichte Bern's im 14. Jahrhunbert von Urs Saturnin. Thun, J. J. Chri-ften. 1882.

ften. 1882.
Schweiger-Lerchenfeld. — Die Abria. Bon Amand von Echweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Junitrationen in Hofzschult (vobon ale 40 Vollbilder, theilweife auf Carions), 6 Plänen und einer großen Karte des Abriatischen Meeres und feiner Gestadeländer. Lfg. 1. Wien, U. hartleben's Berlag.

Mien, M. Sautleben's Berlag.
Schweiger-Lerchenfeld. — Griechenland in Wort und
Bild. Eine Schilderung des Hellenischen Königreiches
von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Iltustrationen. Lig. 7. Leipzig, H. Schmidt& C. Günther. 1882.
Seydel. — Das Evaugelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddah-Lehre. Mit fortlaufender Rucksicht auf andere Religionskreise untersucht von Rudolf Seydel. Mit zwei Registern Leipzig,
Breitkopf & Hartel. 1882.

\*\*Treatfeld.\*\* General Confession in Server 1882. Strzeczta. - Generalbericht über bas Medizinal- und

Stygeczfa. — Generalbericht über daß Mediginal-und Sanitätischeeln ber etabt Berlin im ben Jahren 1879 und 1880 erthaftet don Krof. Dr. C. Stygeczfa, Megierungs- und Celeimer Mediginal-Nath. Berlin, M. W. H. Spahr's Erben, 1882.
Stürken. — Metaphysische Besays von Nicolas Stürken. Heft 1. 2. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1882.
Taylor. — Erreurs courantes sur la Vaccine. Lettre an Dr. W. B. Carpenter, par P. A. Taylor. London, W. Yonng. 1889.

Dr. W. B. (Young. 1882

Young 1882.
Bentich. — Schwarzburg. Siftorische Erzählung aus bem Siebenblirger Schöfenlande. Bon Traugott Teutschie, Sig. 14. Kronstadt, H. Dregnandt. 1882.
Thies. — Otto Don Kad. Drama in 5 Aufzilgen von Wustav Thies. Sweiter, unberänderter Abbruck. Kassel und Bertin, Theod. Pijcher. 1882.
Treutser. — Finligen Jahre in Sid-Amerika an ben Ufern des Stillen Oceans. Seichenes und Erkebtes don Kaul Treutser. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Klänen in Kichtorich, nach eigenen Aufradhunen des Berjassers. Band I. Leipzig, Weltpostedering 1882.

Verlag: 1802.
Ballroth'8 Klaffiter-Bibliothef. Bb. 3. Cebicte
bon Rifolaus Lenau. Bb. 4. Schiller's Werke. 3. Bb.
Inhalt: Don Garlos. Bb. 5. Schiller's Werke. 4. Bb.
Inhalt: Wallenfein-Trilogie. Berlin, 6. Wallroth.
Ballietb. — Lovin. Roman bon Graf K. A. Walujelv.

Bom Berfaffer autorifirte beutfche Ausgabe. Seinzig, J. A. Brochaus. — Et Betersburg, H. Schmitz-gerigig, J. A. Brochaus. — Et Betersburg, H. Schmitz-Begener. — Auffäße jur Stitecatur. Bon Dr. Rich, Wegener, Perdiger an der Hofgerichstirche und In-spector des Schnibleeftigen Waifenhauses. Bertin,

Weltpoft. Blätter für deutsche Auswanderung, Colo-nisation und Weltverkehr. 1882. II. Jahrg. Mai,

ABelfooft. Blatter jur beutiche Ausbunderung, Gelb-nifation und Meltvertehr. 1882. II. Jahrg. Mai, 5. Hett. Leipzig, Weltvoft-Verlag. Bräftendurg-Almash. — Gedichte von Wilhelmine Gräfte Widenburg-Almash. Dritte vermehrte Auf-lage. Wien, E. Gerold's Sohn. 1882. Wildenradt. — Der letzte Wendenkönig. Romantischen Gedicht von Johann v. Wildenradt. Leipzig, G. A. Liebes-bind. 1882.

kind. 1882.

willkomm. — Aus den Hochgebirgen von Granada. Natur-schilderungen, Erlebnisse und Erinnerungen von Moritz Willkomm. Nebst granadinischen Volkssagen und Märchen. Willkomm. Nebst granafischen Volkssagen und Marchen. Mit zwei Steindrucktafeln. Wien, C. Gerold's Sohn. 1882. Beichen der Zeit. Gine Monafsichtif für Metigion, Bhilolophie und Gefellfacht in ihrer Aleammengebörigfeit. Deft 9. Bon Prediger Dr. Chronif. Berlin, B. Heibeld 1882. Beite und Streit-Kragen

B. İğleib. 1882.

2cif: und Etreif: Fragen, dentiche. Flugichtien jur Kenninig der Esgenwart. In Werdindung mit Krof. Dr., von Kluchodn, Kedacteur A. Lammers, Krof. Dr., 3. B. Meyer und Brof. Dr. Kaul Chmidt berausgegeben dom Franz dom Hoglendorff. Jahrg. Al. Deft 168, 164. Moderne Siadtbäder. Bon dongo Managaraff. Mitt 4. Holzichitien. Port. Don Engles. 1882.

301a. — Der häustige Derb. (Pot-Bouilde). Koman von Emile Zola. Aus dem Französischen überfett von Armin Echwarz. Mit dem Kranzösische des Berjalers. 1. Band. Deft 10–16. Budabelt. G. Crimm. 1882.

3003mann. — Minneborn. Ver Alten hrifder Eschichte dom Richard. Zoodmann. Berlin, Selbstverlag des Berfallers. 1882.

Berlag von Gebruder Baetel in Berlin. Drud ber Pierer'ichen Hofbuchdruderei in Altenburg. Für die Redaction verantwortlich: Dr. hermann Bactel in Berlin.

Unberechtigter Rachdrud aus dem Inhalt Diefer Zeitschrift unterfagt. Uebersetungsrechte vorbehalten.







